



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

**Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.**

**To renew call Telephone Center, 333-8400**

**UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN**

MAR 07 1966

L161—O-1096

U







# Ad Lib

# D a l



THE LIBRARY OF THE  
JAN 8 1947  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

## Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

3. Ausgabe 2

Jan 1941

Postvertrieb 111043

Berlin

# Wdral Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré  
Hauptchriftleiter Hermann Reischle

## Inhalt

Heft 6 · 10. Jahrgang · Juni 1941

Bauerntum ist Völkerschicksal. Von Oberlandwirtschaftsrat Heinrich Mörtel . . . . .	437	Schönheit und Leistung. Von Wil- helm Schneemann, stellvertretender Reichsdietwart . . . . .	469
Sonnwende - Das Fest des Feuers und der Lebensfreude. Von Friedrich Neben . . . . .	453	Soldatengedanken über dörfliche Musi- arbeit. Von Heinz-Gerd Spiegel . . . . .	475
Zweiter Kottbus. Gedicht von Erwin Guido Kolbenheyer. (Aus „Deutsches Be- kenntnis“, Verlag Langen/Müller, München) . . . . .	458	Der Sohn. Erzählung von Hanns Gott- schalk . . . . .	481
Gespräch in der Normandie. Von Wolfgang Willrich . . . . .	459	Zucht und Sitte: Vom Blutwissen und Zuchtgedanken der Ahnen. Von Dr. Margarete Schaper-Haefel . . . . .	487
Suomi. Ein Land schöpft neue Kraft aus seinem Bauerntum. Von Curt Strohmeyer . . . . .	465	Die Umschau . . . . .	489
		Die Buchwacht . . . . .	497

**Bildnachweise:** Das Titelbild stammt von der Lichtbildwerkstätte Koppitz, München, die Aufnahme der Bauern-  
plakatif von Hans Reklaff, Berlin, die Sonnenwendbilder entnehmen wir dem Archiv der Arbeitsgemeinschaft für  
Deutsche Volkskunde und dem Archiv des Amtes Feierabend, Berlin, die Bilder zu dem Aufsatz „Schönheit  
und Leistung“ von Hanns Spudich, Berlin.



Verlag Blut und Boden / G.m.b.H.  
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22

105  
000  
000

PAYNE

JUL 18 47

Aus  
Trümmern und Schutt  
einer zusammenbrechenden  
europäischen Zivilisation  
wird hervorgehen  
die Große Kultur  
des bäuerlichen Menschen  
Nordischer Rasse

N. Walther Darré

Odal · Monatschrift für Blut und Boden · Herausgeber N. Walther Darré

J u n i 1941

Digitized by Google





### Der Bauer

Diese Silberplastik des deutschen Goldschmiedes Peter von Rennen wurde 1662 für das Grabmal Adalberts im Oesener Dom geschaffen. Im Gegensatz zu der oft verächtlichen Spott-Darstellungen des Bauern im XVII. Jahrhundert, ist dieses Bildnis eine lebensrechte Verkörperung des bäuerlichen Menschen seiner Zeit

## Bauerntum ist Völkerschicksal

### Ein geschichtlicher Längsschnitt

Der Mensch ist ein Glied der lebendigen Natur. In dieser Natur gilt eifern das Gesetz, daß jegliches Lebewesen nur dann auf die Dauer gedeihen und seine Art erhalten kann, wenn es unter äußeren und inneren Bedingungen zu leben vermag, die seiner ihm von der Schöpfung mitgegebenen äußeren und inneren Struktur - zu deutsch: seiner angeborenen Art - entsprechen. Die Tropenpflanze, in mitteleuropäisches Klima versetzt, kümmernd und stirbt, die Antilope der afrikanischen Steppe würde in Deutschlands freier Wildbahn dasselbe Schicksal erleiden. Aber selbst bei gleichem Klima finden wir diese Erscheinung: Hase und Reh und Hirsch lassen sich nicht zu Haustieren machen, sie kümmern und sterben, wenn man es trotzdem versucht. Für den Menschen gilt das gleiche: Auch er bleibt nur dann lebensstark und zukunftsmächtig, wenn er unter dem Gesetz leben kann, nach dem ihn die Schöpfung sein Dasein antreten hieß.

Es gibt scheinbare Ausnahmen von dieser Regel. Aber eben nur scheinbare. Wohl ist es z. B. dem Menschen gelungen, aus manchen Wildtieren Haustiere zu machen, und diese Tiere, die nun unter ganz andersartigen Bedingungen leben - man vergleiche z. B. die Kuh im engen Stall mit dem Ur der germanischen Wälder, ihrem Vorfahr - gedeihen doch, pflanzen sich sogar fort, wohl haben unsere Tiergärten das scheinbare Kunststück fertiggebracht, Tiere der heißen Zone unserem Klima „anzupassen“, aber all dies, die Haustierwerdung wie die „Anpassung“, ging auf Kosten der natürlichen Widerstandsfähigkeit dieser Lebewesen. Viele der künstliche Schutz, den der Mensch ihnen geschaffen hat, eines Tages plötzlich weg, sie würden, mit geringen Ausnahmen, rettungslos untergehen.

Für das Leben der Völk e r gelten die Ausnahmebedingungen, unter denen das Haustier und das gehätschelte Pfliegetier des Tiergartens leben, nicht. Hier gelten lediglich die harten Bedingungen des Kampfes ums Dasein, des Urgesetzes allen Lebens auf der Erde, gelten für die Völker sogar mit noch schärferer Unerbittlichkeit als für die Tier- und Pflanzenwelt. Was hier nicht stark und widerstandsfähig ist, wird vom stärkeren Gegner überwuchert, unterdrückt und vernichtet, und der Kampf der Völker um die Erhaltung von Art und Raum gewinnt an Schärfe, verglichen mit dem gleichen Kampf der außermenschlichen Lebewesen, je mehr zu dem rein triebhaften Aufstiegswillen des Angreifers, der seinen Gegner sich seiner Haut zu wehren zwingt, im menschlichen Bereich der b e w u ß t e W i l l e zur Verdrängung oder Vernichtung des Angegriffenen hinzukommt.

**Das rassische Erbgut bestimmt das Schicksal eines Volkes**

Beides aber, sowohl der Wille sich durchzusetzen wie der Wille sich zu behaupten, kann nur dann auf dauernden Erfolg rechnen, wenn er Kräfte einsetzen kann, die aus

eigenem Besitz stammen, die, mit andern Worten gesagt, im rassistischen Erbgut des betreffenden Volkes liegen, da nur bei solchen Kräften die Gewähr gegeben ist, daß sie sich immer von neuem aus ihrem ursprünglichen Keimboden heraus entfalten lassen. Und es ist immer das erste Anzeichen eines bevorstehenden Verfalls, hinter dem die drohende Gefahr des Niederbruchs steht, wenn ein Volk, um ein Ziel zu erreichen oder ein erreichtes zu sichern, sich solcher Kräfte bedienen muß, die außerhalb seines eigenen Volkstums wurzeln. Denn jeder Rückschlag im Daseinskampf eines Volkes - und wir kennen keines, das nicht solche Rückschläge zu verzeichnen gehabt hätte - bedeutet gleichzeitig die Möglichkeit, daß der Einsatz jener artfremden Kräfte dem Geschwächten entzogen wird oder gar sich zu einer unmittelbaren Bedrohung seiner selbst verwandelt. Der Einsatz des Germanentums für Zwecke des römischen Imperiums, der seldschukischen Prätorianergarden für die arabischen Reiche Vorderasiens, der französischen Kolonialarmeen für den Imperialismus der Dritten Republik sind lehrreiche Geschichtsbeispiele für die Richtigkeit dieser allgemeinen Behauptung.

Diese gilt aber nicht nur für die politisch-militärische Seite des Daseinskampfes der Völker, sondern gilt für alle Bereiche völkischen Daseins überhaupt. Verlagt die innere Erneuerungskraft eines Volkes aus der biologischen Wurzel seines Wesens, so gerät nicht nur sein politisches Schicksal auf einen absteigenden Ast der Entwicklung, sondern ebenso sehr sein kulturelles. Dann rückt die Verfremdung oder gar Aberfremdung in immer bedrohlichere Nähe, und das Endergebnis kann die völlige Entartung, d. h. völlige Auslöschung des betreffenden Volkes als eigenwüchsiger und eigenständiger Kulturpersönlichkeit sein.

Es kommt also bei der Frage nach dem Gesamtschicksal eines Volkes letzten Endes immer darauf an, ob der in der rassistischen Ursprungsartung des Volkes gegebene biologische Keimboden kräftig genug bleibt, immer neue Schößlinge zu treiben, die stark genug sind, den äußeren und inneren Ansturm des Fremden und darum von Natur Feindlichen zu überwinden und entweder in einen eigenen Sieg oder doch mindestens in die Herstellung einer Gleichgewichtslage ausmünden zu lassen.

In der rassistischen Ursprungsartung der Völker begründet ist aber, wenn man absteht von dem wenigen, was allen Menschen ohne Unterschied der Rasse gemeinsam ist, wie etwa die Art der Fortpflanzung, die Funktion der Körperorgane u. dgl., schlechthin alles, was die Eigenart der Völker ausmacht, körperliche so gut wie geistige Erscheinung, Kunst wie Religion, Staatsform wie Staatsziel, Wirtschaftsform wie Wirtschaftsziel. Und ein Volk, das ohne fremde Beeinflussung von außen oder innen sein Leben selbständig in freiem Entschluß bestimmen kann, wird nie ein anderes Ziel kennen als das, alle Seiten seines Daseins in geradliniger Entwicklung im Sinne der angeborenen Gesetze seiner Artung zu entfalten. Diese geradlinige Entwicklung wird aber umgekehrt ein Volk nur dann auf die Dauer durchhalten können, wenn ihm trotz aller Verluste und Rückschläge im Daseinskampf eine genügende Anzahl von Menschen als stets erneuerungsfähiger Kraftspeicher bleibt, der in allen Dingen des völkischen Lebens, äußerlich wie innerlich, der Daseinsform, in der das Volk auf den Schauplatz der Geschichte trat, dem Wesen nach treu geblieben ist.

Denn so wie ein Strauch, den der Gärtner duzendemale verschnitten hat, immer wieder nach seiner natürlichen Form strebt, wenn nur der Wurzelstock unverfehrt blieb, so strebt ein Volk, dessen Grundschicht seinem Ursprungswesen treu blieb, immer wieder nach der Abschüttelung des Artfremden, das sein Dasein als eigenständige Persönlichkeit in Frage stellte. Wird aber diese arttreue Grundschicht derart angegriffen, daß alle ihre biologische Erneuerungskraft nicht mehr hinreicht, die Lücken zu schließen, die der Ansturm des Fremden gerissen hat, so folgt unweigerlich als Endergebnis die Auslöschung des betreffenden Volkes aus der Geschichte.

### Hochleistungsfähige und hochleistungsunfähige Völker

Jedes Volk der Erde bewertet die andern nach dem ihm angeborenen Maßstab. (Und da die Schöpfung kein anderes Recht kennt als das des Starken, ist dieser Maßstab auch der richtige, mögen die Philosophen dazu sagen, was sie wollen.) Der Wertmaßstab, nach dem wir die Völker messen, geht aus von der kulturellen und politischen Leistung. Völker, die es fertiggebracht haben, einen großen Erdraum einer durchdachten politischen Ordnung zu unterwerfen, und solche, deren Kulturleben einen reichgegliederten Organismus darstellt, betrachten wir als die wertvollen, und als die wertvollsten die, denen beides gelang. Immer vorausgesetzt, daß solche Leistungen aus eigener, angeborener Kraft erfolgt sind und nicht etwa bloß einen Schmuck mit fremden Federn bedeuten.

Forschen wir aber nach den Trägern solcher Hochleistungen, so treffen wir immer wieder auf Menschen, die ihrer ganzen Artung nach als bäuerliche Menschen anzusprechen sind. Und das ist kein Zufall. Versuchen wir nämlich auf Grund dieses unseres Wertmaßstabes die Menschen unserer Erde in hochleistungsfähige und -unfähige einzuteilen, so stoßen wir auf eine kleine Gruppe, denen die Fähigkeit zur Hochleistung angeboren ist, und eine ungleich viel größere, die dazu unbegabt ist. Und überall dort, wo wir die angeborene Fähigkeit zur Leistung vorfinden, stoßen wir gleichzeitig auf eine bestimmte Rasse. Es ist das Ariertum, wie die ältere Rassenkunde sagte, oder die nordische Rasse, wie wir heute sagen.

Man wird hier einwenden, daß die Weltgeschichte doch auch Menschen kennt, die, obwohl zweifellos nichtarischer Herkunft, doch in die allererste Reihe der Weltbeweger zu stellen sind, z. B. Temudschin (der Dschingis-Khan), Mohammed, Jesus von Nazareth. Aber erstens steht mangels genauerer Nachrichten über das rassische Bild dieser Menschen durchaus nicht einwandfrei fest, daß sie wirklich keinen Tropfen arischen Blutes in ihren Adern gehabt hätten (auf Grund unserer heutigen Kenntnis urgeschichtlicher Rassenwanderungen besteht diese Möglichkeit durchaus und sie würden dann, erbkundlich ausgedrückt, als „luxurierende Bastarde“ aufzufassen sein), und zweitens ist bei ihrer Beurteilung wesentlich, daß sie Ausnahmefälle im Rahmen ihres Volkstums darstellen. Was das Nordische Menschentum grundlegend von den andern unterscheidet, ist die Tatsache, daß bei ihm die Durchschnittsebene der Leistungsbegabung ungleich höher liegt. Und diese Hochbegabung macht den Arier zum bewegenden Element der Weltgeschichte schlechthin.

Dieses Nordische Menschentum ist nun ein durchaus bäuerliches. Bäuerlich allerdings in einem andern Stil als etwa das Bauerntum

afrikanischer oder altamerikanischer Ackerbauvölker. Aber diesen trotzdem hinwiederum ähnlicher als dem *Nomadentum* der alten und neuen Welt. Der *Nomade* ist, so widerspruchsvoll dies auch bei flüchtiger Betrachtung klingen mag, durch und durch *statisch*, zu deutsch: auf die Beharrung ausgerichtet. Der *dynamische* oder zu deutsch der fortschrittsbeffiessene Mensch ist der *Bauer*.

Politische und kulturelle Höchstleistung setzt eine lange, lebendig wachsende Entwicklung voraus, und deren äußere Vorbedingung ist die Sesshaftigkeit. Der ewig wandernde Nomade ist schon aus äußerlichen Gründen gar nicht in der Lage, eine Hochkultur zu entwickeln, einen Schatz von Kulturgütern anzuhäufen, der über die Bedürfnisse der unmittelbaren Lebenserhaltung hinausginge; der harte Zwang, hinter der ewig wandernden Herde und dem flüchtigen Wild herzuziehen, legt ihm die Beschränkung auf das Allernotwendigste von selbst auf. So bleibt seine Kultur immer Flachkultur. Was aber noch viel entscheidender ist, ist seine innere Einstellung. Der echte Nomade denkt nicht daran, durch eigene Arbeit aus den von der Natur gegebenen Möglichkeiten etwas Höheres zu entwickeln, er ist darauf eingestellt, Vorhandenes für sich zu nützen, sei es die naturgewachsene Weide seiner Herde, sei es die von anderen Menschen geschaffene Kulturleistung. So wird er bestenfalls zum Kulturschmarotzer, nie zum Kultur- (d. h. Hochkultur-) Schöpfer. Das aber heißt eben, um schon Gesagtes zu wiederholen, der Nomade ist der geborene Statiker. Anders der Bauer. Sein ganzes Leben ist von Anfang an auf die Grundidee des Wachsens und Wachsenlassens eingestellt. Dieses Wachsenlassen erfordert Arbeit. Und so ist folgerichtig die Arbeit für den bäuerlichen Menschen die selbstverständliche Grundlage seines Daseins, für den Nomaden ein höchst schädlicher Zwang, der seinen Ursprung in einem göttlichen Fluche hat.

In der Religion spiegelt sich das ebenfalls. Nomaden sind die Schöpfer der starren Religionsysteme mit all der Unduldsamkeit eines dogmenverschworenen Priestertums, während die Religionen bäuerlicher Völker dieser Idee des Wachsens auch ihre Gottesvorstellungen eingegliedert haben und dem unduldsamen Fanatismus des Dogmas verständnislos gegenüberstehen.

Auf dem Gebiete politischer Gestaltungskraft wiederholt sich dieses Bild der Gegensätzlichkeit nomadischer Statik und bäuerlicher Dynamik zum andern Male. Bei den Nomadenvölkern ein gelegentliches vulkanartiges Emporflackern staatsbildender Kraft - man denke an den Dschingis-Khan oder die ersten Kalifen -, aber dann wieder das Zurücksinken in jahrhundertelange völlige Urzuständigkeit („Primitivität“) der politischen Daseinsform, bei Bauernvölkern dagegen wohl auch starke Rückschläge, aber nie das völlige Zurücksinken in den primitiven Urzustand, sondern das stets wache Bestreben, die einmal gehabte Höhe wieder zu erreichen und darüber hinauszuwachsen.

Es ist einer der größten Trugschlüsse Oswald Spenglers, wenn er meint, das *Nomadentum* schaffe Geschichte, das *Bauerntum* erleide Geschichte. Hier müßte doch ein Beispiel unserer Tage zu denken geben: Ein reinblütiger arabischer Nomade, Ibn Saud, den man den größten Araber seit Mohammed genannt hat, faßt den Plan, das Arabertum aus der politischen Bedeutungslosigkeit vieler Jahrhunderte herauszureißen und (unter Abschüttelung der von Lawrence begründeten Englandhörigkeit des Scheinkalifen Hussein) zu neuer Macht zu führen. Er erobert in reißend-

dem Ansturm das Kernland des Arabertums. Weiter reicht zunächst die Kraft seines Volkes nicht. Um diese aber zu steigern, unternimmt der Nomade Ibn Saud einen Versuch, der allem Nomadentum seines Volkes geradezu ins Gesicht schlägt: Er zwingt sein Volk, sesshaft zu werden, versucht es zu verbäuerlichen. Doch ohne Zweifel nur, weil er eingesehen hat, daß Bauerntum die Grundlage und Grundvoraussetzung aller dauernden politischen Hochgeltung ist.

Die ältesten politischen und kulturellen Hochformen, die wir kennen, fußen auf bäuerlichem Grund. Das gilt für das Pharaonenland am Nil, gilt für das Sumerertum im Zweistromland, gilt für das alte China am Hoangho und Jangtschiang. Und als, zeitlich nach ihnen, das Indogermanentum seinen stellen Aufstieg antrat, war es abermals ein Bauerntum, in dessen Grunde seine Kraft wurzelte, das Bauerntum der Nordischen Rasse. Hier aber trat ein Bauerntum auf den Schauplatz der Weltgeschichte, dessen Dynamik alles vor ihm Dagewesene um ein Vielfaches übertraf, eine Dynamik, die im Endergebnis dazu führte, daß das Indogermanentum am Ende des 19. Jahrhunderts den ganzen Erdraum beherrschte.

### Die Schwächung des Bauerntums führt zum Untergang

Wir stehen heute in einer anscheinend rückläufigen Bewegung. Das Nichtindogermanentum hat in den letzten zwei Geschlechterfolgen allmählich zu einem Gegenschlag angekehrt - Aufbruch der Farbigen nennt man ihn zumest -, der dem Indogermanentum (ungenau ausgedrückt der „weißen Rasse“) seinen Rang streitig macht und dabei augenscheinlich in der Gegenwart von Erfolg begleitet ist. Woher kommt dieser Erfolg? Daher, daß dieses Indogermanentum von heute sich dazu verleiten ließ, die Grundlage seiner Kraft, das Bauerntum, derartig zu schwächen, daß dessen biologische Erneuerungskraft nicht mehr ausreichen will, die Lücken zu schließen, die diesem Indogermanentum durch die Aberspannung seines Herrschaftsbegehrens einerseits, das Eindringen artfremder Lebensformen andererseits geschlagen sind. Es wäre darum recht wohl an der Zeit, daß sich dieses Indogermanentum (die „weiße Rasse“) endlich einmal gründlich auf seine eigene Vergangenheit befänne und aus der Geschichte seines eigenen Altertums, das leicht überschaubar, weil abgeschlossen, vor uns liegt, eine Antwort suchte auf die Frage nach der Ursache von Größe und Verfall jener indogermanischen Staaten und Völker, die vom Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends bis zur Mitte des ersten nachchristlichen den eurasischen Raum und seine Grenzgebiete bevölkerten und mit ihrem Leben erfüllten und ordneten.

Betrachten wir zunächst das Arierentum (im engeren Sinne), die Inder und Iranier, die gegen Ende des dritten Jahrtausends v. J. in die heute noch nach ihnen benannten Länder zu dauernder Siedelung einwanderten, so geben uns alle Quellen ein und dasselbe Bild: Es ist ein kraftvolles Bauerntum, das, von dem Gottgewollten seiner angeborenen Artung auf das tiefste überzeugt, in der Behauptung und Durchsetzung dieser seiner Art eine schlechthin religiöse Aufgabe sieht, der seine Landnahme, die von ihm durchgeführte staatliche und gesellschaftliche Ordnung des gewonnenen Raumes, überhaupt alle seine politischen und kulturellen Maßnahmen zu dienen haben. Dieses arische Bauerntum, von seiner täglichen Arbeit her gewohnt, auf den Herzschlag der Natur zu hören und die Eigenart aller es umgebenden Wesen

der lebendigen Schöpfung genau zu beobachten, ihr Gutes und Böses eindringlich zu erforschen und zu werten, schafft die erste und klarste Rassen-gesetzgebung, die die Weltgeschichte kennt. Dem indischen Bauernkrieger der vedischen Zeit wird die dunkelhäutige Urbevölkerung, die Schudras, zur Verkörperung alles dessen, vor dem er sich zu seiner Selbstbehauptung zu hüten hat, die indische Rassenordnung setzt eine scharfe Grenze zwischen dem Hellen und dem Dunklen, dem Hohen (das ist die Bedeutung des Wortes Ariar) und dem Niederen. Diese Rassenordnung ist religiös gesichert. Die Vermischung mit dem Dunklen, dem Niederen macht unrein, macht unfähig zu einem gottgewollten, heilbringenden Leben. Und wie dieses Volk, so sind seine Götter. In diesem neuen Lande der tropischen Sonne, die allen Eingeborenenvölkern der heißen Zone zur bösen, verderbenbringenden Gottheit geworden ist, verehrt das älteste Indertum immer noch den Sonnengott als den freundlichen, guten Geist der alten Heimat, ein bezeichnender Zug der Frömmigkeit nordischen Bauerntums, dem die Sonne als der mächtige, lebenspendende Freund zur Erhaltung seines Daseins unentbehrlich ist. Und in Indra offenbart sich eine Bauerngottheit mit Zügen, die dem germanischen Thor wie aus dem Gesicht geschnitten sind.

Aber schon in der klassischen Zeit des Indertums hat sich dieses Bild grundlegend geändert. Der Dunkle hat Macht bekommen. Die Rassenschranke der Rassenordnung hat eine Lücke erhalten. Es ist möglich geworden, daß der Angehörige einer Rasse je eine Stufe nach oben rücken kann. Und die Voraussetzung dafür ist in dem Umstande zu suchen, daß aus der alten Zweiteilung der Rassenordnung eine Dreiteilung geworden ist, daß die Trennwand der Rasse, die ursprünglich nur den Hellen vom Dunklen, den Ariar vom Nichtariar schied, verdoppelt und auch in das Ariertum selbst hineingelegt worden ist. Die alte arische Einheit von Bauer und Krieger ist aufgespalten in zwei Stände, der Bauer ist um eine Stufe unter den Krieger gesunken. Nun konnte das Blut der Dunklen im Laufe der Geschlechterfolgen ins Bauerntum und von da ins Kriegertum der Ariar eindringen. Die Rassenordnung hat damit ihren ursprünglichen rassistischen Sinn verloren, sie ist zur Standesordnung geworden.

Und mit dem Aufsteigen des dunklen Blutes hat sich abermals ein Neues, Fremdes entwickelt: die Entstehung einer priesterlichen Rasse. Priestertum als gesonderter Stand ist den Nordischen Völkern von Hause aus fremd, so sehr man auch den begnadeten Träger alten Weistums achten und verehren mag. Aber als Zauberer, Schamanen, Mediziner usw. finden wir den Priester um so mehr bei den eingeborenen asiatischen Völkern. Diese Idee eines eigenen Priesterstandes, der dazu ein bevorrechteter ist, wird nun von den Dunklen auch ins arische Indertum getragen, und schließlich baut sich daraus eine neue Rasse über den andern auf: das Brahmanentum. Es beansprucht diese Vorzugsstellung und erhält sie schließlich auch, mag sich der kriegerische Adel zunächst auch noch so widerwillig zu seiner Anerkennung bequemen.

So artfremd wie diese neue, jüngere Form der Rassenordnung ist aber auch der neue Zug, der ins religiöse Leben kommt. Die Religionen der Urbevölkerung gewinnen Macht über das rassistisch sich verbastardierende Ariertum, eine Anzahl von teils urtümlich fremdartigen, teils aus Mischungen entstehenden Kulte faßt auch im Ariertum Fuß. Die Unnatur und Widernatur beginnt in der Religion zu herrschen

und behauptet schließlich das Feld, mag auch die Philosophie in einzelnen Systemen sich zu noch so achtungsgebietender Höhe emporheben. Völkischer Wirrwarr, Rassenbrei, Weltanschauungschaos wird zum bezeichnenden Bilde Indiens.

Unter solchen Umständen und Zuständen vermag sich auch kein großer politischer Gedanke zu bilden, geschweige denn durchzuführen. Das Ariertum hat die Führung aus der Hand gegeben, Indien wird zum Tummelplatz der politischen Zerplitterung, zur Beute einer Vielzahl fremder Eroberer bis auf den heutigen Tag. Und dieser Leidensweg beginnt nicht erst mit dem Einfall der mongolischen Horden Timurs des Lahmen, beginnt noch weniger erst mit dem Auftreten der Ostindischen Kompanie Englands, sondern beginnt in grauer Vergangenheit dort, wo der arische Bauer es sich gefallen lassen mußte, geringer gewertet zu werden als sein gleichkräftiger Bruder, der Krieger, der ursprünglich nicht einmal sein Bruder war, sondern nur die andere Seite seiner selbst. Mit dieser Rastenspaltung, dieser Entrechtung seines Bauerntums begann das Ariervolk Indiens seinen Abstieg, begründete es die Ohnmacht eines Sechstels der heutigen Menschheit, in dem die Reste des einstigen Ariertums wie verlorene Trümmer eines Schiffbruchs umhertreiben.

Zäher als das indische Ariertum erwies sich das iranische. Und wieder liegt der Schlüssel zum Geheimnis seines Schicksals in seiner Bauernpolitik. Man traf auf den Hochflächen Irans eine nomadische vorarische Bevölkerung an. Wieder erhebt sich die Rassenschranke zwischen Ariern und Nichtariern. Und auch hier ist sie religiös gesichert. In der Lehre Zarathustras erscheint der Nomade als der Böse, finstere, als die Verkörperung des Unheiligen und des Unheils. Ackerbau und bäuerliches Leben werden geradezu als die Erfüllung einer religiösen Aufgabe gewertet: „Wer Korn sät, baut die ewige Ordnung (Ascha) an.“ Am klarsten und strengsten hat das Festhalten am Bauerntum als der biologischen Wurzel seiner Kraft der Stamm der Perser erkannt. Kuruš I. (griechisch: Kyros), der Begründer der persischen Großmacht, bezeichnet sich selbst als den ersten Krieger und Bauern seines Volkes. Und bezeichnend für seine Einstellung ist die mehrfach im antiken Schrifttum überlieferte Anekdote von ihm: Man fordert ihn auf, sein Volk aus der von Natur kargen Stammlandschaft von Südiran umzusiedeln in „glücklichere“ Landstriche. Kyros verweigert dies mit dem Hinweis darauf, daß er keine Entartung seines Volkes ermöglichen wolle. Das heißt, modern ausgedrückt: Kyros weiß noch etwas von der gegenseitigen Verflechtung von Blut und Boden, er will dem staatstragenden Stamm die harte Auslese der kargen Umwelt des Stammlandes, die die Vorbedingung für die Erhaltung seiner völkischen Kraft ist, erhalten wissen, der persische Bauer soll Bauer bleiben, nicht zum Pflanzler, Farmer und Händler des subtropischen Tieflandes werden. Und in der Zeit der vielfältigen Berührungen des Persertums mit dem Griechentum versichern die griechischen Berichterstatter immer wieder, daß die große Masse des Perservolkes aus Bauern bestehe, und - was besonders ins Gewicht fällt - sie vergessen selten hinzuzufügen, daß sie „Auturgoi“ seien, d. h. daß sie auch die Bearbeitung des Bodens noch eigenhändig übten. Selbst die durch Xenophon so bekannt gewordene Gestalt des königlichen Prinzen Kyros des Jüngeren fällt noch unter diese Berichte; auch er ist Krieger, Staatsmann und eigenhändig schaffender Bauer in einer Person.

Dieses harte persische Bauernkriegertum errichtet den ersten persischen Großstaat. Kyros der Ältere, ein Sproß des alten persischen Bauernadels, ist der erste Mann



der Geschichte, dem es gelingt, den vorderasiatischen Raum von den Gestaden des Mittelmeeres bis in die Wüsten und Steppen Ostirans hinein in einer einheitlichen staatlichen Ordnung zusammenzufassen.

Seine Nachfolger aber überspannen die staatsbildende Kraft des Persertums. Sie greifen nach dem Balkan und Griechenland, nach Ägypten und den turanischen Ebenen und lassen in den schweren Kämpfen, die dieser Imperialismus heraufbeschwört, das persische Bauerntum sich langsam verbluten. Und mit dieser Kraft des persischen Bauerntums sinkt auch die politische Größe des ersten persischen Reiches in sich zusammen. Klar sieht diese Verflechtung von Ursache und Wirkung ein späterer griechischer Schriftsteller, der ein halbes Jahrtausend nach dem Untergang des ersten Perserreiches schreibt: „Wenn man von den Persern spricht, so handelt es sich auch hier um ein Heer von Bauernkriegeren. Denn wann war es denn, daß die Meder unterlagen und die Perser den Sieg gewannen? Damals, als die Perser noch Bauern waren und die Meder nur noch Kriege führten. Damals kam Kyros über sie mit einem Heere, das im kargen Lande von Pasargadae aufgewachsen war, mit Soldaten, die eigenhändig schwere Arbeit zu tun gelernt hatten. Aber als die Perser keine Bauern mehr waren und auf Scholle, Pflug und Sichel vergaßen, da warfen sie mit diesen ihren Werkzeugen gleichzeitig auch ihre Tüchtigkeit weg.“

Aber noch ist das persische Volk nicht tot. Der persische Bauer lebt noch, wenn auch furchtbar geschwächt durch den jahrhundertelangen Kampf mit dem Griechentum, das schließlich, geführt von Alexander und seinem Heere makedonischer Bauern, den Sieg erfochten hat. Im stillen sammelt sich neue Kraft, und nach Jahrhunderten der Ohnmacht steigt ein zweites Reich der Perser, das abermals im Bauerntum der iranischen Hochflüche wurzelt, empor zu Kraft und Größe, das neupersische, das als einziges neben dem jungen Germanentum sogar dem allgewaltigen römischen Imperium erfolgreich standzuhalten vermag.

Wieder kommt eine lange Zeit des politischen Tiefstandes, als übermächtig heranstürmendes Nomadentum das Persertum niederzuwerfen vermocht hat, arabische Eroberer und mongolische brausen über das Land. Aber sie lähmen die Kraft des Persertums nur äußerlich, nicht im Innern. Araber wie Mongolen beugen sich vor der überlegenen, auf arisch-bäuerlichem Grunde erwachsenen Kultur des Persertums, sogar die Sprache der Überwundenen bleibt, wenigstens in der Dichtung, die herrschende in der arabischen sowohl wie mongolischen Zeit, und selbst in der Wissenschaft, die sich der arabischen Sprache anbequemt, sind es Vollblutperser (der bekannteste ist Avicenna), die der Kultur des Arabertums von Isfahan bis Cordoba im fernen spanischen Westen einen erborgten, nicht aus arabischem Volkstum entsprungenen Glanz verleihen.

Heute heißt Persien wieder Iran, das heißt Arierland. Unter der Führung Riza Schahs hat sich Persien wieder seiner Ursprungsart erinnert und von neuem einen Anlauf genommen zu vielversprechendem Aufstieg. Grundlage auch dieses machtpolitischen Strebens kann nur der persische Bauer sein.

### Aufstieg und Untergang des Griechentums

Wer aber war der Gegner, an dem das erste Perserreich zerbrach? Es war ein anderes Bauerntum der Nordischen Rasse, die Griechen. Man hat dieses Volk,

dessen Seele die Seele der antiken Kultur war, und sein Schicksal oft verglichen mit dem deutschen Volke und dem deutschen Schicksal. Der Vergleich ist richtig. Hier wie dort die gleiche kulturelle Hochleistungsbegabung und tatsächlich erreichte Hochleistung, hier wie dort aber auch die gleiche Schwäche, die in einem übersteigerten Stammes- und Persönlichkeitsbewußtsein liegt und das politische Schicksal zu einem Weg mit ebenso hohen Gipfeln wie tiefen Abgründen macht, hier wie dort aber auch die gleiche Grundlage der Größe, ein kräftiges Bauerntum.

Das griechische Heldenzeitalter der Landnahme, widergespiegelt und poetisch verklärt in der homerischen Dichtung, zeigt uns wieder die alte nordische Einheit von Bauerntum und Kriegerum. Die königlichen Helden der homerischen Epen sind gleichzeitig Großbauern, sie verstehen selbst noch den Pflug zu führen, die Sichel zu handhaben, Obstbäume zu pflegen, Roß und Rind, Ziege und Schwein zu züchten, sind geschickte Handwerker im Bereiche des bäuerlichen Haus- und Hofhalts. Genau so wie im deutschen Märchen, das einen fernen Abglanz einer in ihrer Einfachheit großartigen Geschlossenheit germanischer Kultur bewahrt hat. Noch in der klassischen Zeit Athens ist das nicht anders. Der echte Edeling ist immer noch im Hauptberuf Bauer, erst in zweiter Linie Städter. Der Stammsitz der Sippe und das Erbbegräbnis liegen immer noch auf dem Dorfe.

Als dieses griechische Bauernkriegerum von seinen Ursitzen an der mittleren und unteren Donau her in sein „geschichtliches“ Mutterland einwandert, trifft es auf harte Lebensbedingungen. Wenige und dazu räumlich kleine kulturfähige Böden, eine kräftige sesshafte Vorbevölkerung mit einer zu großer Höhe entwickelten Eigenkultur. Hier war es schwer genug, sich durchzusetzen und zu behaupten. Solange das Griechentum bäuerlich in seiner Masse blieb, wurde diese Aufgabe gleichwohl gemeistert. Die Urbevölkerung wird unterworfen und sozial niederer eingestuft, die besseren Böden dem Eroberer gewonnen. Und da sie nicht reichen, die Menge des Volkes zu ernähren, wird der Grieche der erste große Kolonisateur, den die Weltgeschichte kennt. Der gesamte Mittelmeerraum einschließlich des Schwarzen Meeres trägt seit dem Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends einen Kranz von griechischen Siedlungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr verdichten. Es sind aber griechische Bauern, die hier siedeln, der griechische Händler entwickelt sich erst später und bleibt in diesen Siedlungen (von Ausnahmen wie Naukratis im Nildelta abgesehen) immer eine gegenüber dem wehrhaften Ackerbürger geringe Minderheit der Gesamtvolkszahl.

Diese ungeheure Welträumigkeit des griechischen Siedlungsraumes verhindert nun allerdings - und das ist die Schattenseite dieser Entwicklung - die Entstehung einer gesamtgriechischen Staatseinheit. Der Siedler im fernen Neuland lebt unter anderen Bedingungen als die Heimat, er muß sehen, wie er allein mit all den Schwierigkeiten fertig wird, und sein Erfolg gibt ihm das Gefühl einer Selbstständigkeit, die sich auch politisch äußert. Gleichwohl ist eines da, das dennoch alle Griechen untereinander verbindet, das völkische Eigenbewußtsein. Der Fremdvölkische, eine andere Sprache Sprechende, der „Barbar“ (die Urbedeutung dieses Wortes ist „Stotterer“), gilt jedem Griechen als der Minderwertige. Die politische Zersplitterung des Auslandgriechentums wirkt nun aber auch zurück auf das Mutterland. Auch hier wird sie

gefördert durch die geographische Vielfalt des Raumes. Die böotische und thessalische Ebene, das gebirgige Epirus und Arkadien, Attika und Lakonien entwickeln sich getrennt voneinander, es entsteht kein Großgriechenstaat, sondern im besten Falle Stammesstaaten. Und das ist die Tragik des griechischen Schicksals. Nur vorübergehend kommt es zu größeren Zusammenschlüssen in der Zeit, als der persische Imperialismus das Gesamtgriechentum des Ostens, der karthagische das des Westens zu unterjochen sucht. Diese Angriffe werden abgewehrt. Es ist bäuerliche Kraft, die sich hier wie dort siegreich behauptet. Aber dann kommt das Verhängnis: Die Stämme fallen sich selbst gegenseitig an und ringen in blutigen Bruderkämpfen um die Aufrichtung einer gesamtgriechischen Staatseinheit, die unter dem Leitgedanken einer bestimmten **S t a m m e s h e r r s c h a f t** steht. Keiner vermag sie zu erringen, statt dessen zerstören sie sich alle zusammen. Aber selbst hier ist es immer wieder die stärkere bäuerliche Kraft, die auf eine kürzere oder längere Zeit in diesen selbstmörderischen Bruderkämpfen den Sieg erringt. Der spartanische Bauernstaat wirft den athenischen entbäuerlichten nieder, der böotische den Spartaner.

In dieser Zeit wird das fremdrassige Volkstum, das ja noch allenthalben zwischen den Griechen sitzt, mächtig. Der Fremdrassige, der sich längst in die griechische Kulturgemeinschaft hat einfügen müssen, kann nun sein rassisches Wesen, das unter der griechischen Kulturdecke unverändert fortlebte, zur Geltung bringen. Das ausgeblutete Bauerntum der Dörfer wird in den Hintergrund gedrängt, fremde Art und fremdes Wesen triumphiert in den Städten, das Wort Bauer wird zum erstenmal in der Geschichte zum Schimpfwort. Politische Ohnmacht und kulturelle Abergewöhnung sind die Folgen des bäuerlichen Niederbruchs.

Da taucht ein den Griechen verwandtes Bauerntum auf. Die Bauern Makedoniens, unter tatkräftigen Königen politisch organisiert und militärisch durchgeschult, brechen mit unwiderstehlichem Ansturm über Griechenland herein, Griechenland wird makedonisches Protektorat und von Alexander dem Großen mitgerissen zum siegreichen Endkampf gegen das persische Großreich. Aber dann wiederholt sich das Schicksal Persiens an seinem Bezwiner. Auch der makedonische Bauer verblutet an einem Imperialismus, der nicht der Erhaltung und Mehrung seiner völkischen Kraft dient, sondern für den Machthunger einzelner Könige mißbraucht wird. Der lachende Erbe ist Rom.

### Römische Bauern erkämpfen Roms Größe

Und diese R ö m e r? Als Bauern vom Scheitel bis zur Sohle treten sie in die hohe Zeit ihrer Geschichte ein. Härtester Kampf mit den gleichrassigen italischen Stämmen und den von den Germanen südwärts gedrängten Kelten, härtester Kampf auch mit den fremdrassigen Etruskern und Karthagern macht sie in einem Jahrtausend zu Herren des Westmittelmeeres. Immer wieder ist es der Bauernhof, der in diesen Kämpfen neue Menschen, neue Kraft liefert, Generale und Soldaten, Staatsmänner und Bürger. Bauern führen die Heere, schlagen die Schlachten, besiedeln die besetzten Stützpunkte im neugewonnenen Raum.

Um 200 v. J. steht Rom an einer Wende. Das Westmittelmeer ist römisch, der letzte große Feind Karthago ist niedergeworfen und zur Bedeutungslosigkeit geschwächt.

Aber der Quell der römischen Kraft, sein Bauerntum, ist ebenfalls furchtbar mitgenommen. Also Atempause, ruhiger Ausbau des gewonnenen Raumes, Erholung der bäuerlichen Volkskraft. Das ist die gebieterische Forderung der Stunde, die von den Klarsehenden Köpfen des alten Bauernadels erkannt und vertreten wird.

Sie dringen leider nicht durch. Eines großen Teils der römischen Führung hat sich ein Machtrausch bemächtigt, der begehrlieh nach neuen Eroberungen Ausschau hält und dabei die Rücksicht auf die biologische Leistungsfähigkeit des eigenen Volkstums übersteht. Der politische Wirrwarr im Ostmittelmeer lockt zur Einmischung. Sie verheißt bei geringem Einsatz eigenen Blutes gewaltigen Machtzuwachs. Die Imperialisten setzen sich durch. Der römische Bauer muß von neuem marschieren. Er marschieret in den Tod, und die römische Zukunft mit ihm.

Zunächst freilich scheinen die Ereignisse den Imperialisten recht zu geben. Das Ostmittelmeer wird römisch. Alles Land bis zum Rhein und zur Donau wird römisch. Kleinafien wird römisch. Der Rest von Nordafrika und Spanien wird römisch. England wird römisch. In drei Jahrhunderten baut Rom das bis dahin größte Weltreich auf.

Aber in der Zeit, da Rom auf dem Gipfel seiner Macht steht, erschallen schon die Grabgesänge dieser Macht, verkünden Dichter, Geschichtsschreiber, Philosophen ihr baldiges Ende. Sie wußten, warum, und sie sollten recht bekommen. Denn je gewaltiger dieses Reich sich nach außen aufbaute, um so kränker wurde es im Innern. Die biologische Erneuerungskraft des römischen Bauerntums reichte nicht mehr aus, die Verluste, die die Jagd nach der Macht ihm schlug, zu ersetzen. Das römische Bauerntum blutete aus. Und als der Vorbote eines kommenden Sturmes aus dem Norden in Gestalt der Kimbern und Teutonen an die Tore des Reiches pochte, als die verheerenden Niederlagen von Noreia und Arausio auch dem größtenwahnsinnigsten Politiker in Rom einen eiskalten Schrecken in die Glieder jagten, da fand Marius, der schwarzhäufige Tagelöhnerjohn aus Arpinum, ein Mittel, das, zur Heilung der militärischen Schwäche berufen erscheinend und darum begierig ergriffen und gutgeheißen, das römische Bauerntum endgültig von der politischen Rechnung abschrieb. Marius sprengt die alte nordische Einheit von Bauerntum und Kriegertum. An die Stelle des Volkes in Waffen setzt er das Söldnerheer. Die Volkzugehörigkeit des römischen Soldaten wird in Zukunft gleichgültig. Rasse, Sprache, Religion spielen keine Rolle mehr. Soldat ist Soldat, wenn er nur auf dem Schlachtfeld brauchbar ist. An die Stelle der Blutsverpflichtung gegen Heimat und Volk tritt der Dienstvertrag.

Es sind zunächst in der Hauptsache immer noch römische Bauern, die unter den römischen Fahnen kämpfen, siegen, bluten und sterben. Und daß es zunächst noch sehr viele sind, dafür sorgt das große Sterben auf den römischen Bauernhöfen. Die hellenistische Mischkultur, zusammengebraut aus griechischen und vorderasiatischen Elementen des östlichen Mittelmeerraumes, hat den ganzen römischen Machtbereich durchdrungen, das Altromertum hat sich ihr gebeugt. Im Gefolge dieser Kultur, deren asiatische Elemente dem Bauerntum verständnislos gegenüberstehen, dringt ein unbäuerliches, händlerisches Bodenrecht durch. Boden wird Ware. Und Bauern-

arbeitet schändet, nun auch im Westen des Mittelmeeres. Der Großbetrieb mit seinen kasernierten Sklavenarbeitern breitet sich aus, verschlingt einen Bauernhof nach dem andern, nachdem er ihn vorher durch Preisunterbietung seiner Erzeugnisse lebensunfähig gemacht hat. Die vertriebenen Bauern gehen zwei Wege. Die einen wandern in die Stadt, wo sie zum Proletariat herabsinken, die tüchtigeren werden Soldaten von Beruf. Mit ihnen schlägt Rom weiterhin bis in die Kaiserzeit hinein seine Schlachten.

Das Bauerntum räumt den Platz nicht kampflos. Die Gefahr einer gewaltsamen Bauernrevolution rückt näher und näher. Um sie zu vermeiden und gleichzeitig eine Wiederverbäuerlichung des proletarisierten Römertums einzuleiten, versuchen kurz vor der Zeit des Marius die Gracchen, zwei Brüder aus dem alten römischen Bauernadel, eine Agrarreform durchzudrücken. Sie schlägt fehl. Der Großgrundbesitz, verbündet mit dem hauptstädtischen Pöbel, ersäuft die gracchische Bewegung in Blut. Aber der Drang der enteigneten und entwurzelten Bauern zurück aufs Land bleibt. Und zwar bei ihrem wertvolleren Teil, den Soldat gewordenen Bauernsöhnen. Die Versorgung der ausgedienten Soldaten mit Bauernland wird die schwierigste Frage der römischen Innenpolitik des ersten Jahrhunderts. Sie wird nicht gelöst. Und schließlich verfannt sie, weil kein bäuerliches Soldatentum mehr da ist, das den Ruf nach der Scholle in sich verpflügt.

#### Der Zusammenbruch des entbäuerlichten Roms

In dem Augenblick, wo dieser Ruf verstummt ist, ist Rom aber auch am Ende seiner politischen Kraft. Das stellt mit einem kurzen Satz von drei lateinischen Worten - *latifundia perdidere Italiam* - ein Mann fest, der lange Jahre als römischer Offizier an der germanischen Grenze gestanden hat und sich dort persönlich von der furchtbaren Gefahr überzeugen konnte, die dem entbäuerlichten Rom von der geballten Bauernkraft des aufbrechenden Germanentums droht. Er heißt Plinius. Und dieser Satz „Die Großgüter (d. h. die Bauernlegerei) haben Italien zugrunde gerichtet“ trifft ins Schwarze. Die italische Bauernkraft, der Rom seinen Aufstieg verdankt, ist verwirrschaftet, jetzt bleibt dem Imperium nur noch der gefährliche Weg, durch den Einsatz fremder Kraft und politisches Ränkespiel sich zu fristen. Einige Generationen später ist auch dies zu Ende. Germanentum, seit Augustus in römische Dienste genommen und immer stärker gegen seine eigenen Volksgenossen eingesetzt, kehrt den Spieß um, zieht die Führung in Heer und Staat an sich, muß dann aber seinerseits vor dem andern Germanentum kapitulieren, das, jahrhundertlang an Rhein und Donau aufgestaut, mit der Gewalt eines Dammbrechens das Römerreich überschwemmt. Das größte Weltreich des Altertums versinkt.

Die noch vorhandenen Abkömmlinge des einstigen römischen Bauerntums rühren bei diesem Zusammenbruch keinen Finger. Wie sollten sie auch? Als städtisches und ländliches Proletariat haben sie ja auch kein Interesse daran, diesen Staat zu verteidigen, der ihre Vorfahren und damit sie selbst von der einstigen Höhe freier Menschen auf freier Scholle hinabstoßen ließ auf eine Stufe, deren Lebensstandard in vielen Fällen noch unter dem des Sklaven liegt. Besitzloses Proletariat hat

sich noch nie gegen eine Fremdherrschaft gewehrt und wird es nie tun. Es hat ja nichts zu verlieren dabei.

### Das Bekenntnis des Faschismus zum Bauerntum

Seit der Vernichtung des römischen Imperiums gehen die Länder, die es einst in seinen weitgespannten Rahmen eingefügt hatte, wieder ihre eigenen Wege, jedes einen andern. Das Kernland wird anderthalb Jahrtausende lang der Tummelplatz fremder Nationen. Aber endlich klimmt aus einem norditalienischen Dorfe ein Mann zur Höhe der Staatsführung empor, der zum erstenmal wieder eine nationale Bauernpolitik auf seine Fahne schreibt, Benito Mussolini. Was er in den ersten achtzehn Jahren seines Regiments für das italienische Bauerntum getan hat, ist das genaue Gegenteil von dem, was die Politiker des alten römischen Weltreichs ein halbes Jahrtausend lang getan haben. Und er weiß, warum. Dieses Bekenntnis des Faschismus zu seinem Bauerntum, symbolhaft unterstrichen durch das bekannte Bild des Duce aus der Dreschmaschine, ist die sicherste Grundlage für den künftigen Aufstieg eines aus Blut und Boden sich erneuernden Italien.

Dieses Italien marschliert heute an der Seite des deutschen Volkes, eines Volkes, das ebenfalls von Hause aus rein bäuerlich, Zeiten des höchsten Glanzes und des tiefsten Sturzes gesehen hat. Auch für sein Schicksal bietet die Betrachtung des bäuerlichen Schicksals den Schlüssel.

### Der Ausbruch der germanischen Bauernkrieger

Germanische Bauernkraft erschließt in ur- und frühgeschichtlicher Zeit dem Germanentum einen Raum, der vom Polarkreis bis an den Atlas, vom Atlantischen Ozean bis in die Krim reicht. Stammliche und geographische Vielfalt, beide unüberbrückt durch das Fehlen der modernen Verkehrsmittel, und Kampf auf allen Fronten verhindern das Zustandekommen eines großgermanischen Reiches. Ähnlich den Griechen müssen die Einzelgruppen des Germanentums ihr Schicksal getrennt voneinander zu gestalten versuchen. Als politisch und militärisch besonders tatkräftig erweist sich in der westgermanischen Gruppe der Stamm der Franken. Gestützt auf die Kraft fränkischer Bauernkrieger brechen die ersten Merowinger den letzten und zähesten Widerstand des Römertums in Gallien und nehmen einen weitausholenden Anlauf zur Zusammenfassung des festländischen Westgermanentums zu einem geschlossenen Reiche. Sie wird von den Karolingern vollendet.

Diese Merowinger und Karolinger sind es aber gleichzeitig, die auch den Grund zum Niedergang dieses Reiches legen, indem sie zu seiner Sicherung glauben artfremde Kräfte einsetzen zu müssen: die spätrömische Weltreligion orientalischen Ursprungs, die spätrömische Kaiseridee orientalischen Ursprungs, die spätrömische Gesellschaftsordnung orientalischen Ursprungs, spätrömische Rechtsvorstellungen orientalischen Ursprungs. Was sie dazu bewog, wird nie genau festgestellt werden können, vermutlichlich war es eine falsche Vorstellung von den eigentlichen Ursachen der römischen Widerstandskraft, die den fränkischen Angriffen seit dem Bataveraufstand rund vier Jahrhunderte lang erfolgreich getrotzt hatte. Unter dem Einfluß dieser fremden Elemente im fränkischen Staatssystem wird auch hier das Bauerntum vom

Kriegertum abgespalten, aus dem Mittelpunkt des politischen Lebens an den Rand gedrängt, gesellschaftlich und wirtschaftlich gedrückt. Die Quittung auf diese Vorgänge ist der Untergang des Frankenreiches im neunten Jahrhundert.

Heinrich I. steht 919, als er König wird, vor einem Trümmerfeld. Er beginnt den Neubau des Reiches wohlbedacht auf bauerlichem Grund. Langsam und organisch wachsen lassend baut er seinen Laienstaat auf. Aber er wird nicht fertig damit, der Tod reißt ihn zu früh aus seiner Arbeit. Und unter seinen Nachfolgern beginnt dann der verzweifelte Kampf des Königtums gegen den päpstlichen Oberherrschaftsanspruch einerseits, den fürstlichen Eigenherrschaftsanspruch andererseits, der beim Ende des hohenstauffischen Hauses zuungunsten des Königtums und des Reichsgedankens entschieden ist. Die politische Zersplitterung des deutschen Raumes ist verwirklicht, und die Kirche ist zum Staat im Staate oder, richtiger gesagt, in der Vielzahl von Staaten, in die der deutsche Raum zerrissen ist, geworden.

### An des Bauern Schwäche zerbricht das Reich

Bauernschicksal ist damit wieder einmal Staatschicksal geworden. Das Königtum hat es versäumt, die fränkische Entrechtung des Bauertums rückgängig zu machen und sich in einem erneuerten germanischen Bauertum den sichersten Bundesgenossen in seinem Kampfe gegen die auflösenden Mächte zu schaffen, die, Geistliche sowohl wie Laien, das stärkste Interesse an der Herabdrückung des Freibauertums auf die Stufe der Leibeigenschaft haben.

Wohl sind in dieser Zeit weite Räume alten germanischen Volksbodens im Osten wiedergewonnen, aber die Bauernkraft, die hier in zähem Kampfe den Sieg erzwang, kommt nicht der Verwirklichung eines germanischen Reiches zugute, sondern dient weiterhin der landesfürstlichen Sonderentwicklung, zum guten Teil sogar dem Aufstieg nichtdeutscher Staatsgebilde. Sie dient auch dem Aufstieg der reichsfeindlichen Kirche. Denn die großen Bischöfe des Mittelalters, die vielen fleißigen Mönche und ihre Äbte in den deutschen Klöstern sind ja auch nichts anderes als Menschen, die vom deutschen Bauernhof und vom deutschen Landedelsitz kommen, nur von einem außerdeutschen Souverän für seinen internationalen Weltreichsgedanken eingesetzt. Und auch der deutsche Ritter und der deutsche Städter stammen vom deutschen Bauern ab.

Aber - und das ist das Entscheidende - sie alle steigen im gesellschaftlichen Ansehen, während der Bauer, von dem sie stammen, seit seiner Abspaltung vom Krieger unaufhaltsam sinkt. So muß der Bauer zwar die Reihen seiner Gegner (mit später Ausnahme des Rittertums, wo Friedrich der Roibart 1186 eine Kastenschanke aufrichtet) weiterhin auffüllen, aber er selbst gleitet immer tiefer in Knechtschaft und Verachtung. Wieder einmal wird das fremdrassige Schlagwort vom „dummen“ Bauern eine Waffe gegen ihn und damit ein Hilfsmittel des Kampfes gegen die innere Kraft eines nordischen Volkes. Die Verfremdung der deutschen Kultur macht gleichzeitig ungehindert ihre Fortschritte.

Der bauerliche Widerstand ist gleichwohl lebendig. Neben dem Schlagwort vom dummen Bauern geht gleichzeitig ein anderes, mit widerwilliger Achtung ausgesprochenes, im Kreise seiner Gegner um, das Wort vom „trohigen“ Bauern. Vom 13. bis zum 16. Jahrhundert mehren sich die Bauernaufstände. Erst als die größte

und letzte Erhebung von 1524/26 in Blut erstickt ist, tritt die Ruhe des Friedhofs ein. Mit der Niederschlagung dieses Aufstandes sind auch die Reichspläne eines Florian Beyer, eines Weigand und Hipler und Gaismaier begraben, ist auch das Schicksal der Reformation, die als Volksbewegung begonnen hatte und nun zu einer Sonderbündlerischen Fürstensache wird, besiegelt. Die Reichszersplitterung und die Kulturverfremdung gehen weiter, und der Dreißigjährige Krieg, der den größten Teil des deutschen Volkes vernichtet, das in der überwiegenden Mehrheit immer noch ein Bauernvolk ist, fördert sie erst recht.

Aber langsam wächst auf den deutschen Dörfern doch wieder neues Leben heran. Zunächst sind es einzelne große Fürstengestalten, die diese Bauernkraft in ihre politische Rechnung einsetzen: die drei großen Hohenzollern Großer Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, die Habsburger Maria Theresia und Joseph II. Das Kantontreglement des Soldatenkönigs, das bekannte Wort Friedrichs des Großen, daß derjenige, der an Stelle eines Halmes deren zwei wachsen zu lassen verstehe, mehr erreicht habe als der Sieger in einer großen Schlacht, die Errichtung und Einrichtung eines neuen deutschen Bauernkriegertums an der österreichischen Militärgrenze gegen die Türken, zeigen deutlich, wie stark sich diese großen Fürsten der staatttragenden Kraft des Bauerntums bewußt gewesen sind.

Und nach dem endgültigen Niederbruch des Ersten Reiches in der napoleonischen Zeit ist es das Bauerntum selbst, aus dessen Reihen die Männer emporsteigen, die sowohl der Idee eines erneuerten Volksreiches aller Deutschen wie der Idee einer aus deutschem Volkstum (das ist in der Hauptsache auch jetzt noch immer Bauerntum) erneuerten Kultur in Wort und Schrift und politischer Öffentlichkeit Ausdruck verleihen, der Bauernsohn Ernst Moritz Arndt, der Bauernsohn Scharnhorst, der Mann aus altem reichsfreiem Landadel Freiherr vom und zum Stein, neben ihnen die überwiegende Zahl ihrer Gesinnungsgenossen. Stein und Arndt sehen im Bauerntum die Grundlage einer nationalen Politik schlechthin, Scharnhorst stellt die germanische Einheit von Bauer und Soldat durch die allgemeine Wehrpflicht wieder her, Jahn erweckt die Leibeszuht des germanischen Bauerntums, die von der mönchischen Altfese erdrückt war, zu neuem Leben, die Brüder Grimm erschließen von neuem die Quellen germanisch-bäuerlichen Rechtes, der bäuerlichen Volksdichtung in Mythos, Märchen und Sage, Arnim und Brentano, fußend auf dem großen Ostpreußen Herder, im Volkslied.

Aber noch ist die Macht des Fremden zu stark. Hardenberg, der Freund der Juden, entstellt die Gedanken des Steinschen Aufbauplanes, der Bauer wird abermals zum bloßen „Objekt“ der Politik, wird zum Landwirt eingeengt, die Achtundvierziger Revolution verpufft, setzt an die Stelle des fürstlichen Sonderstrebens nur das der Parteien, das zweite Reich ist nur eine Notbrücke, Zusammenfassung der staatlichen Vielfalt, nicht der völkischen Einheit, die Volkstunde, von Arndt, Jahn und Riehl als politische Wissenschaft aufgefaßt, erstarrt in Katheder- und Museumskram, der größte Bauerndenker des 19. Jahrhunderts, Gustav Ruhland, endet als Syndikus einer Berufsorganisation, nicht als die Seele einer auf germanisch-bäuerlichem Grunde erneuerten Volkswirtschaftslehre und -politik. Das Autfremde, Angermanische, Unbäuerliche hat die Führung.



Es macht in Versailles und dem Weimarschen Scheinstaat Bankerott. Wieder einmal stehen das deutsche Volk und das Deutsche Reich auf einem Tiefpunkt ihrer Geschichte. Aber diesmal ist die Lage noch ungleich gefährlicher als nach dem Niederbruch der Hohenstaufen oder nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Denn die äußeren Feinde sind mächtiger als je zuvor. Die innere Zerrissenheit ist stärker als je zuvor. Artfremdes Denken und Fühlen hat breitere Volksschichten erfaßt als je zuvor. Der biologische Erneuerungsboden, das Bauerntum, ist ärger geschwächt als je zuvor. Die Landflucht, in ihren ersten Anfängen auf die frühmittelalterliche Entrechtung des Bauerntums zurückreichend, in der Neuzeit in immer schnellerem Zeitmaß gesteigert, hat das Bauerntum zur Minderheit im deutschen Volke werden lassen. Ist eine Erneuerung des deutschen Volkstums überhaupt noch möglich, oder soll ihm das Schicksal Indiens und Griechenlands beschieden sein?

### Die letzte Entscheidung liegt im gesunden Bauerntum

In dieser Lage beginnt ein Mann, dessen Vorfahren ohne Ausnahme Bauern gewesen sind, mit dem Mute des Bauern, der nach jedem Hagelschlag unverweilt von neuem seine Arbeit aufnimmt, den Wiederaufbau, Adolf Hitler. Mehr als je zuvor bei einem andern verkörpert sich in diesem Mann der Wille, das alte Wahrwort von der „Geschichte als einer Lehrmeisterin des Lebens“ nicht nur im Munde zu führen, sondern danach zu handeln, und zum erstenmal in der deutschen Geschichte auch die Fähigkeit, jedes Wort zu erfüllen. Die Führerworte, die den deutschen Bauern betreffen, sind eindeutig genug: „Indem ich für die deutsche Zukunft kämpfe, muß ich kämpfen für die deutsche Scholle und muß ich kämpfen für den deutschen Bauern. Er gibt uns die Menschen in die Städte. Er ist die ewige Quelle seit Jahrtausenden gewesen und er muß erhalten bleiben.“ Oder: „Ich sehe in der Erhaltung und Förderung eines gesunden Bauerntums den besten Schutz gegen die sozialen Erkrankungen sowohl als gegen das rassische Verkommen unseres Volkes.“ Oder: „Solange sich ein Volk auf ein starkes Bauerntum zurückziehen kann, wird es immer und immer wieder aus diesem heraus neue Kraft schöpfen.“ Und: „Die letzte Entscheidung über den Erfolg oder Mißerfolg unserer Arbeit hängt ab vom Erfolg der Rettung unseres Bauernstandes.“ Adolf Hitler ist kein Staatsmann, der Worte macht. Auf seine Worte folgen Taten. Daß diese Taten aber in vollem Umfange gelingen, dazu ist nötig, daß das ganze deutsche Volk sich geschlossen zu ihren Voraussetzungen bekennt. Diese Voraussetzungen zu zeigen, ist Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Diese Geschichtswissenschaft ist heute da. Schemann und Günther haben die Rasse als das bewegende Element in allen geschichtlichen Vorgängen wieder in den Mittelpunkt unserer Erkenntnis gerückt. Darré hat in seinen Büchern vom Bauerntum und vom Neuaadel den Begriff des Bauerntums wieder von den einengenden Fesseln einer ausschließlich wirtschaftlichen oder gesellschaftskundlichen Betrachtung gelöst und ihm den biologischen Standort in der Wissenschaft zugewiesen. Aber alle diese Wissenschaft hat eben nur dann einen Wert, wenn sie neben der Erkenntnis von Ursache und Wirkung in der Vergangenheit den Willen auslöst zu entsprechender Tat in Gegenwart und Zukunft.

## Sonnwende

### Das Fest des Feuers und der Lebensfreude

Feuerbrauchtum gehört zu jedem germanischen Jahresfest. Bei keinem dieser alt-heiligen Feste bildet es jedoch so stark den Mittelpunkt alles Geschehens wie bei der Sommer Sonnenwende, dem Fest des blühenden Lebens. Das Erlebnis des höchsten Sonnenstandes galt unseren germanischen Vorfahren als allfährliches Geschenk des Allvaters, aus dem sie den ewigen Kreislauf des Lebens erkannten. Mit ihren Höhenfeuern legten sie ein gläubiges und freudiges Bekenntnis zu diesem ewigen Leben ab. Es blieb liberalistischen Volkskundlern vorbehalten zu erfinden, daß das Abbrennen der Sonnenfeuer eine Art „Feuerzauber“ sei, mit dem man der armen, kurz vor ihrem Abstieg stehenden Sonne „neue Kraft zuführen wolle“, und daß durch das Schlagen der Feuerscheiben und das Abrollen der Feuerräder das Weiterlaufen der Sonne magisch gefördert werden soll! So wenig es der Bauer nötig hatte, seine Felder und seinen Hof durch Feuerbrände vor Dämonen und verderbnisbringenden Geistern zu schützen, ebensowenig maßte er sich mit seinen bescheidenen Kräften an, in den Lauf der göttlichen Weltordnung irgendwie verbessernd einzugreifen. Er wußte natürlich genau, daß die Sonne vom Tag der Sonnenwende an abnehmen wird, ebenso bewußt war ihm allerdings auch, daß dieser Abstieg bereits wieder das neue kommende Leben birgt. Diese Gewißheit kommt in der Sage vom Kind in der goldenen Wiege, das die Verfinnbildlichung des neuen Jahres darstellt, deutlich zum Ausdruck. Dort wird nämlich erzählt, daß Schäfer oder sonst irgendwie versehentlich nicht getaufte Menschen die Fähigkeit besitzen, bereits in der Sonnwendnacht das Kind in dem Sonnenberg in goldener Wiege liegen zu sehen.

Dieser rein germanische Sinngehalt und Ursprung der Sommer Sonnenwende und ihrer Bräuche drängt uns die Frage auf, wieso man aber heute im bäuerlichen Brauchtum vom Johannistag, vom Johannisfeuer, von Johanniskräutern usw. spricht. Wie die Kirche versuchte, das indogermanische Fest des Mittsommers als Johannisfest in ihre Liturgie einzugliedern, ist eine lehrreiche Geschichte. Wir müssen zu diesem Zwecke einen Blick auf das andere Wendefest des Sonnenjahres, die Winter Sonnenwende, zurückwerfen. Nachdem alle Bemühungen, das germanische Julfest auszutilgen, fehlgeschlagen waren, hatte man sich bekanntlich dieses uralten Festtages bemächtigt, indem man den Geburtstag Christi auf den 24. Dezember fest-

legte. Nach einem Beleg aus dem Lukasevangelium ist Johannes der Täufer sechs Monate älter gewesen als Christus. Somit war auch für die germanische Feier der Sommer Sonnenwende der fehlende Heilige gefunden, und der 24. Juni wurde zum Tag des heiligen Johannes bestimmt. Wie zweckbedingt diese beiden Festsetzungen der Geburtstage Christi und Johannes des Täufers waren, beweist der Umstand, daß die katholische Kirche sonst grundsätzlich nicht den Geburtstag, sondern nur den Todestag ihrer Heiligen, als den Beginn des eigentlichen Lebens im Jenseits, begeht. Es gelang allerdings hierdurch nur den Namen der Sommer Sonnenwende mit einem ihrer Heiligen in Verbindung zu bringen, während der germanische Inhalt des Festes vollkommen unverändert blieb.

Beim Mittsommerfest können wir ebenso wie bei den übrigen Einschnitten des Sonnensjahres von einem eigenen **Festkreis** sprechen. Zu ihm zählen eine Reihe von Vortagen, wie der St. Cyrillustag am 9., der Margaretentag am 10., der Antonstag am 13. und der St. Veitstag am 15. Juni. Neben dem Johannistag am 24. gehört auch der St. Peter und Paulstag am 29. Juni noch dazu. Innerhalb dieses Zeitraumes treffen wir je nach der Landschaft und der verschieden starken kirchlichen Einwirkung germanische Sonnwendbräuche an. Selbst das Abbrennen der Höhenfeuer hat sich durch das Zusammendrängen dieser kirchlichen Tage um die Sonnenwende auf verschiedene von ihnen verlagert. So kennen wir heute neben den Feuern am 24. Juni auch solche am 15. Juni unter der Bezeichnung Veitsfeuer und am 29. Juni als Petersfeuer. Typische Sonnwendbräuche, wie die Aufrichtung der Queste, sind sogar bis auf das Pfingstfest verlagert worden. Gerade das Pfingstfest, das im germanischen Sonnensjahr keinerlei Begründung hat, zog zahlreiche Sommer Sonnwendbräuche auf sich. So wurden in diesem Festkreis, ebenso wie im Maienkreis, lediglich zeitliche und äußerliche Veränderungen hervorgerufen. Sinn und Inhalt der Bräuche blieben fast immer unverändert.

#### Das Mittsommerfeuer und der Mittsommerbaum

Das Abbrennen von Höhenfeuern zur Sonnenwende hatte sich bis zur allgemeinen Wiederaufnahme dieses Brauches im nationalsozialistischen Deutschland fast nur in den gebirgigen Gegenden Süddeutschlands erhalten. Große Bedeutung kommt, wie bei den meisten Bräuchen überhaupt, den gemeinsamen Vorbereitungsarbeiten vor dem Fest, in diesem Falle dem Einsammeln des Holzes und der Errichtung des Feuerstoßes zu. Diese Arbeit übernimmt überall die Jugend mit großer Begeisterung. Von Haus zu Haus singen sie ihre alten Heischeverse. Ein Vers aus dem Speßart lautet z. B.:

„Sonnwendfeuer,  
der Haber is teuer,  
wer kein Holz zum Feuer gibt,  
erreicht das ewige Leben nit.“

In diesem Vers ist die Vorstellung vom „ewigen Leben“ im Jenseits mit dem germanischen Feuerbrauch in Verbindung gebracht worden. Diese Hellscheverse haben meist einen sehr bestimmten Ton, und man ist bei der Weigerung, Holz zum Feuer zu geben, gleich mit allerlei Drohungen zur Hand. So singen die Burschen und Mädchen in der Gegend von Ulm:

„Ist eine gute Frau im Haus,  
Schmeißt ein Büschele Holz heraus,  
Oder man läßt den Marder ins Hühnerhaus.“

Für das Abbrennen der Sonnwendfeuer besitzen wir Zeugnisse aus dem deutschen Mittelalter, was bei vielen anderen Bräuchen sehr selten zutrifft. Im Mittelalter war das Abbrennen des „Wendfeuers“, also des Feuers am sommerlichen Wendepunkt der Sonne, auch allgemeiner städtischer Brauch. Das Anzünden des Feuerstoßes galt als besondere Ehre dabei und war dem Bürgermeister und den Ratsherren vorbehalten. Herzöge und Könige nahmen an der Sonnwendfeier teil und umtanzten das „Wendfeuer“. Selbst bei der Geistlichkeit des frühen Mittelalters erfreute sich das Sonnwendfeuer noch allgemeiner Beliebtheit, während einige Jahrhunderte später das Gegenteil davon der Fall ist. Im Jahre 831 ist das Kloster Fulda und im Jahre 1090 das Kloster Lorsch dadurch abgebrannt, daß sie bei ihren Sonnwendfeiern durch fliegende Sonnwendscheiben Feuer fingen. Das „Scheibenschlagen“, das heute im Schwäbischen meistens am sogenannten Funkensonntag im März bereits geübt wird, ist dort und im Österreichischen auch am Sonnwendfeuer noch lebendig. Diese Scheiben oder „Zündrädle“, wie man sie in Tirol auch nennt, werden an langen Stöcken über die Berghänge heruntergeschleudert, wozu der Schleuderer irgendeinen Vers ruft, in dem er zum Ausdruck bringt, wem das Zündrädle gelten soll. Neben solchen „Ehrenscheiben“ kennt man auch sogenannte „Schimpfscheiben“, wodurch sich dieser Brauch auch gleichzeitig vielfach zu einem dörflichen Rügegericht entwickelt hat. Ein Vers aus Lurnfeld in Kärnten verspottet z. B. einen Bauern, bei dem die Frau Herr im Hause ist, folgendermaßen:

„Die Scheibe, die Scheibe, die Schlag i,  
und was wahr is, dös sag i.  
Der Stemgruber Toni hat a Weible, hi, hi,  
der Bauer is er, lei die Hofn hat sie.“

Weitverbreitet ist, wie bei den übrigen Höhenfeuern des Jahres, auch das Abrollen von Feuerrädern oder von brennenden Teerfässern. Am Kurischen Haff treiben in der Sonnwendnacht brennende Teertonnen aufs offene Meer hinaus, und im kärntnerischen Drautal trägt der Fluß schwimmende Feuerzeichen zu Tal. Im Geiltal in Kärnten wird vor dem Entzünden des Feuerstoßes die in seiner Mitte stehende hohe Stange, die dicht mit Stroh umwunden wurde, in Brand gesteckt und

leuchtet ungefähr eine Viertelstunde als Einladungs- und Anfangszeichen ins Tal, um dann schließlich den großen Haufen zu entflammen. Die Ostmark ist reich an ältesten Überlieferungen germanischen Sonnenwendbrauches. So haben sich im Unter-geistal in Kärnten noch alte Lieder am brennenden Feuer erhalten, die von der lebenspendenden Sonne und ihrem Lauf erzählen. Im Rosental schildert ein solches Lied die Werbung des Sonnensohnes um seine Braut, ein Waisenmädchen, das um das Sonnwendfeuer tanzt. In ganz Tirol spricht noch niemand von einem „Johannisfeuer“, sondern die alte Bezeichnung „Sunnawendfeuer“ hat sich ungebrochen seit germanischer Zeit erhalten. Vielgeübt wird auch heute noch der Sprung über das niedergebrannte Sonnwendfeuer. Die Kinder errichten sich oft sogar besondere „Springhäusel“, über die sie leichter hinwegspringen können. Der Sprung durchs Feuer wird in den bäuerlichen Gegenden vielfach mit dem Gedeihen des Flachs in Verbindung gebracht. Man glaubt, daß der Flachs um so höher wachse, je höher man über das Feuer springt. In Niederbayern ruft man vor dem Sprung deshalb:

„I Spring übers Sunnwendfeuer!  
Alle Nachbarn san mer teuer,  
Springts mit mir allzamm!  
So werd der Har (Flachs) recht lang.“

Wegen dieser Segen- und fruchtbringenden Wirkung trieb man in früheren Jahrhunderten auch seuchenbefallenes Vieh durch die Reste des Sonnwendfeuers.

Es ist alter Brauch, daß versprochene Paare zur Bekräftigung ihrer Liebesbande Hand in Hand über das Feuer springen. Aus der Art des Sprunges schloß man vielfach auf die Zeit bis zur Hochzeit oder auf die Festigkeit und Treue der beiden Menschenkinder. Ein alter Vers, den das Paar in der Oberpfalz vor dem gemeinsamen Sprung sang, lautet:

„Wöll mers Hannesliedla singa,  
übers Hannesfeurla springa,  
daß St. Hannes uns tuat dait'n,  
ob man'n Weg zum Ehstand b'schraitn,  
Stiebn die Flamma lusti für,  
Kumma ma für die Heiratstür.  
Sengt es Feier gar es Haar,  
Heirn mer im annern Jahr“.

Dieser Sprung über das Feuer weiht hier vor den Augen der Gemeinschaft einen Bund zum Zweck der Lebenserneuerung und stellt zugleich eine Art Leistungsprobe dar. Im Allgäu entzündete man früher statt der Holzstöcke Strohkränze, die an langen Stangen, den sogenannten Sunnwendstangen, hingen. Diese Stangen hielt man den Mädchen vor und forderte sie mit dem Ruf: „Liebste, spring, verdienst dir einen güldenen Ring“ zum Darüberspringen auf.

Tanz um den »Johannisbaum«  
(Rechts)

Sonnenwendfeuer  
(Unten links)

Das Feuerrad  
(Unten rechts)





Wie bei allen Jahresfesten steht auch der Lebensbaum wieder neben dem Feuer im Mittelpunkt des Sonnwendfestkreises. In den germanischen Ländern des Nordens ist die Sitte des Mittsommerbaumes oder der Mittsommerstange noch weitverbreitet. Manches deutet darauf hin, daß der Mittsommerbaum sogar das ältere der beiden Sinnbilder der Sonnwendzeit ist. Im heutigen deutschen Reichsgebiet ist der Brauch des Mittsommerbaumes nur mehr in zwei Gegenden bekannt, und zwar im Harz und in Nordschleswig. In einigen Ortschaften des Oberharzes, wie Altenau, Wildemann und Zellerfeld, wird der Mittsommerbaum heute noch jedes Jahr errichtet. Es ist dies dort eine hohe schlanke Tanne, die mit Blumensträußchen, Bändern, Eierketten und Pfingstrosen geschmückt wird. An ihrer Spitze befestigt man vielfach noch besondere „Johanniskronen“, die aus Arnika gewunden sind. Diese Bäume werden an allen Plätzen und hervorragenden Stellen des Dorfes errichtet und von der Schuljugend umtanzt. Bemerkenswert sind die Verse, die die Kinder dazu sprechen und singen. In Lerbach rufen sie z. B. u. a. fortwährend „die Jungfer hat sich umgedreht“, und begrüßen den Sommer mit dem Ruf „Ach, du liebe Sommerzeit“. Mit der Jungfer ist hier offensichtlich die Sonne gemeint, die sich nun zum Abstieg wendet. Wie so oft treffen wir hier auf den Umstand, daß sich im Kinderlied und -brauch noch die ältesten Ueberlieferungen und Anschauungen erhalten haben, während sie bei den Erwachsenen durch kirchliche und weltliche Verbote längst ausgerottet sind. Ein solches Verbot des ostpreussischen Bischofs Rudnikl aus dem Jahre 1610 befiehlt z. B. „das Feuermachen in der Johannisnacht und das Errichten der Bäume und der Tanz um dieselben, soll, als von den Heiden herrührend, abgestellt werden“.

Noch entschieden ursprünglicher und reiner hat sich das Sinnbild des Mittsommerbaumes im sogenannten „Mismosquost“ in Seth in Nordschleswig erhalten. Mismosquost bedeutet Mittsommerquaste. Der „Quost“ wird dort am Vorabend der Sonnenwende aufgerichtet und geschmückt. Er besteht aus einem Holzgestell in Form der Lebensrune  $\Upsilon$ , an dem sechs Kränze aus Tannengrün hängen. Am unteren Teil dieser Mittsommerstange werden vier starke Holunderbeerzweige und darunter ein Buschen Brennessel befestigt. Die Kinder umtanzen den „Quost“ und werfen schließlich ihre Kopfkränze, die sie sich aus Blumen gewunden haben, auf den Mittsommerbaum. Diese besonders sinnbildhafte Form des Mittsommerbaumes hat sich sonst nirgends mehr im gesamten germanischen Raum so rein erhalten. Dieses Fest ist deutlich ein Gegenstück zum Harzer Questenfest, das ja ehemals auch ein Sommer Sonnwendbrauch war. Die Queste und der Quost, diese beiden Urformen des Mittsommerbaumes, bringen am sinnfälligsten das zum Ausdruck, was den Kern aller Mittsommerbräuche ausfüllt, den Glauben an den ewigen Kreislauf des Lebens, ausgedrückt durch das Jahresrad als Zeichen des Anfang- und Endelosen und das Bekenntnis zum Leben, versinnbildlicht durch die Lebensrune, die davon kündet, daß auch im absteigenden Teil des Jahres und in den reifen Früchten der Erntezeit bereits wieder neues Leben verborgen liegt.



Wer kann unsre Seele töten,  
wer das junge Blut verderben!  
Klingt der Baum in Sturmesnöten,  
rinnt der Stamm aus offenen Kerben:  
Tief im Boden — tausend Streben,  
eng geschlungen,  
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen —  
hält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,  
wer die hellen Augen blenden!  
Not lehrt deine Pulse singen,  
Not wird deine Blicke wenden  
tief in dich, wo — tausend Streben,  
eng geschlungen,  
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen —  
deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsere Hände binden,  
wer den Stammengeist vernichten!  
Unser Werk wird Freiheit finden,  
wird die bange Nacht durchlichten:  
Bodentreu, durch tausend Streben,  
eng geschlungen,  
in die schwere deutsche Erde hart gedrungen,  
quillt uns Leben, unser Leben.

## Gespräch in der Normandie

Immer wieder fällt unseren Soldaten in Frankreich die Verwahrlosung auf. Nicht so sehr die Interesslosigkeit des heutigen Franzosen an der hohen, feinen Kultur des mittelalterlichen Frankreich, sondern besonders die Gleichgültigkeit gegenüber fruchtbarem Boden, der in Dornen und Disteln weithin brach liegt auch an Stellen, die nicht zur Verteidigungszone gehören. Nicht so sehr die Schäden des Krieges, die ja unvermeidbare Spuren des tragischen Schicksals zeigen, aber in Zukunft zu beheben sind, sondern die Verelendung schon vor dem Kriege in der Schlamperei, in Faulheit und Unordnung selbst da, wo eigentlich keine Not herrscht -, alles das läßt unsere Männer den Kopf schütteln. Das geht dem Ordnung gewohnten Deutschen nicht ein.

Von dem Verfallszustand und sinnloser Verelendung vieler bäuerlicher Anwesen gerade während des französischen Sieg-Friedens von 1918 bis 1939 gibt die Zeichnung eines Bauernhauses mit Stallungen am Ausgang einer Dorfstraße der Normandie ein deutliches Bild.



Zeichnung von Wolf Willrich

Dieses Haus war sichtlich einstmals mit Sorgfalt im althergebrachten normannischen Stil erbaut. Die schmudivolle Anordnung der Balken zeugte noch von einstigem Bauernstolz und von der Liebe zum Hof seitens des Erbauers. Inzwischen ist das Haus verlassen. Das Strohdach hat man irgendwann noch einmal an schadhafte Stellen mit Wellblech geflickt, spätere Schäden wurden überhaupt nicht mehr behoben, aber das Haus wurde nicht etwa abgebrochen, Balken, Türen usw. nicht etwa anderweitig sinnvoll verwendet, nicht einmal zum Feuermachen. Die Fenster sind teils noch heil, teils ohne Glas, der Kalkputz zerbröckelt, die Lehmfüllung zwischen den Balken fällt auseinander. Jemandes hat einmal noch hier und da kleine Brettchen von

Balken zu Balken davorgenagelt, um die Lehmwand vor dem Abrutschen festzuhalten, statt sie ordentlich zu erneuern. Der Vorbau des Speichers am Dach ist ganz zusammengesunken. In den Hauptbalken sieht man viele Löcher von Käfern oder Hornissen an der trockeneren Südseite. An der Wetterseite herrschen Pilze und Farnkraut. In der Stube und auf dem Deckenbalken ebenfalls ein reiches Pflanzenleben. Durch den vermorschten Fußboden ist der Holunder übermannshoch zum Hauptbewohner herangewachsen. Im Obstgarten draußen kämpfen die Apfel- und Birnbäume ihren Todeskampf gegen Mistel und schlimmere Schmarotzer. Wenngleich die Massenschwärme von Kartoffelkäfern, die in südlichen Gegenden Frankreichs wie die Fliegen lästig wurden, hier noch fehlten, so war das Bild der Verwahrlosung, des gleichgültigen Verkommenlassens doch malerisch und denkwürdig genug, um es als abschreckendes Beispiel französischer Miswirtschaft festzuhalten. Immer wieder fragte ich mich während der Arbeit an meiner Zeichnung bei jeder neuen Beobachtung: Wie ist so etwas heute nur möglich in einem Kulturvolk, dem die Reichtümer und Segnungen zwanzigjähriger Friedenszeit und freier Entfaltung nach einem gewonnenen Kriege besichert waren, zumal in dem Anwesen eines wenn auch untergeordneten Würdenträgers dieses Kulturvolkes und Ordnungsstaates, eines sous-maire, d. h. Unterbürgermeisters. Ich erfuhr Näheres durch eine Frau, die die Straße entlang-



Zeichnung von Wolfgang Willrich



Die französische Landarbeiterin Felice Lombard

13 Jahre alt. Vater Bergmann. Vorfahren Hofschmiede und Bauern

Nach einer Rötzelzeichnung von Wolfgang Willrich



Das französische Landmädchen Gabriele Lemaire  
28 Jahre alt

Nach einer Rötzelzeichnung von Wolfgang Willrich

ging, freundlich „Guten Tag“ wünschte und stehenblieb, um mir beim Zeichnen zuzusehen. Die Frau sah schlicht und sauber und ordentlich aus, von gutem Schlag, jedenfalls eine Ausnahmeerscheinung. Sie eröffnete eine Unterhaltung, die wegen der sprachlichen Hindernisse umständlicher war, als sie hier erscheint. Ich kürzte sie hier auf das Wesentliche hin ab. Die Frau wunderte sich darüber, daß ich ein solches Haus zeichnete:

„Das ist doch nichts Schönes!“

Ich sagte: „Nicht schön, aber ausdrucksvoll!“

Sie: „Ja, trostlos!“

Ich: „Ein Warnzeichen des Unterganges Frankreichs!“

Sie: „Man sieht so etwas viel in der Normandie.“

Ich: Ja eben, und das zeigt, daß der Bauernstand stirbt. Denn das sind keine Kriegsschäden, sondern das kommt dabei heraus, wenn Juden und Freimaurer einen Staat beherrschen und der Bauer abwirtschaftet.“

Sie: „Aber der Besitzer ist gar nicht in Not, er ist sehr reich! Er ist Unterbürgermeister und wohnt gleich dahinten. Er kümmert sich bloß nicht darum, er hat kein Interesse an seinem Hof.“

Ich: „Also ist er kein rechter Bauer mehr! Hat er Frau und Kinder?“

Sie: „Ja, zwei Kinder, aber die sind in der Stadt, und die Frau ist auch viel in der Stadt. Sie amüsiert sich.“

Ich: „Und was macht der Mann?“

Sie: Er trinkt. Es wird schrecklich viel getrunken in der Normandie. Es gibt so viel Elend in den Familien. Ich selber bin ja glücklich dran; mein Mann trinkt nicht, er verabscheut den Alkohol.“

Ich: „Haben Sie Kinder?“

Sie: „Ja, zwei, sie sind sehr gut geraten.“

Ich: „Schade, daß es nur zwei sind, aber das ist wohl in Frankreich so üblich.“

Sie: „Ja leider, aber mich trifft dabei kein Vorwurf, denn nach der Geburt des zweiten mußte ich operiert werden, und nun ist es Schluß, obwohl ich gern noch Kinder hätte.“

Ich: „Aber die andern Frauen bei Ihnen wollen doch meist nicht mehr.“

Sie: „Ja, viele wollen überhaupt keine Kinder, sie wollen sich lieber amüsieren.“

Ich: „Aber davon kann Frankreich nicht leben, ebensowenig wie von einer Mißwirtschaft wie hier. Und dem Untergang des Bauerntums folgt automatisch der Zusammenbruch des Staates und der Untergang des Landes auch ohne Kriegsunheil.“

Sie: „Das ist sehr wahr. Ich begreife das wohl.“

- Jch: „Aber begreifen Sie auch, weshalb ein französischer Staat oder eine französische Regierung dieser Gefahr, die ganz Frankreich bedroht, nicht entgegenwirkt? Das kommt eben von der freimaurerischen Volksfront und Judenwirtschaft. Diese Leute haben im Grunde keine Liebe zum Volk und Land, deswegen können sie auch niemanden erziehen.“
- Sie: „Wir haben eben keine Organisation.“
- Jch: „Das ist aber nicht bloß eine Organisationschwäche, sondern ein Mangel an volkserzieherischer Verantwortlichkeit eines liberalen Staates, der die Dinge treiben und die Menschen laufen läßt, und im Grunde ein Mangel an Selbsterhaltungswillen und Lebenskraft im Volk selber.“
- Sie: „Das, was Sie sagen vom Lebenswillen, das stimmt so nicht. Wir wollen alle leben. Aber es fehlt uns ein Ziel. Und es gibt keine Autorität. Und deswegen haben wir den Krieg verloren. Unsere Soldaten haben diesmal nicht so gut gekämpft wie im Weltkrieg. Das wissen wir selber, und das kommt davon, weil wir kein Ziel hatten und verraten worden sind.“
- Jch: „Verraten - na ja, von den Engländern, so wie die Polen, Norweger, Holländer und Belgier auch. Aber das ist ebensowenig der tiefere Grund des Zusammenbruchs wie die Überlegenheit unserer Luftwaffe oder Panzerwaffe. Sondern die Ziellosigkeit und der Mangel an Autorität und Glauben, das ist das Entscheidende.“
- Sie: „Die Kirche und der Glaube helfen uns auch nichts. Ich bin schon lange nicht mehr hingegangen, mein Mann auch nicht.“
- Jch: „Sie haben mich falsch verstanden. Von Kirche und Kirchenglauben will ich gar nicht sprechen. Wenn man im nationalsozialistischen Sinne von Autorität und Glauben spricht, so verstehen wir darunter die Autorität des Staates und den Glauben an das Lebensrecht und die Kraft unseres Volkes, an seinen Wert und an seine ewige Dauer und an seine Aufgabe.“ (Das alles und auch das folgende konnte ich auf französisch nicht so einfach und schnell sagen, wie es sich hier liest. Ich mußte meine beschränkten Sprachkenntnisse sehr umständlich mit langwierigen Umschreibungen wettmachen. Aber die Frau verstand schließlich, was ich sagen wollte.)
- Sie: „Das ist ein Ziel. Und Sie haben eben eine Führung. Das fehlt uns beides.“
- Jch: „Bei uns kann allerdings nicht unbedingt jeder tun und lassen, was ihm gerade persönlich paßt, sondern die Freiheit im Handeln oder auch im Unterlassen hört da auf, wo sonst ein Schaden für die Allgemeinheit daraus entstehen würde. Z. B. ein Bauer, der untragbar schlecht wirtschaftet und damit der Allgemeinheit schadet, kann gezwungen werden, seinen Hof und Acker an einen Tüchtigeren abzutreten. Solch eine Wirtschaft etwa, wie dies Anwesen hier (ich zeigte auf das Haus vor uns), habe ich bei uns nirgends gefunden, trotz aller Not, die unsere Bauern nach dem letzten Kriege unter der Judenherrschaft bedrückte.“

- Sie: „Also ist die Ordnung in Deutschland auch schon vor der Nazi-Regierung besser gewesen als bei uns.“
- Ich: „Ja, trotz aller Not und trotz boshafter Judenregimenter war keine solche Unordnung.“
- Sie: „Also ist es nicht die Nazi-Regierung, die solche Ordnung in Deutschland schafft, sondern die Deutschen haben mehr Energie und lieben die Ordnung mehr, das ist es.“ (Den „Nazis“ traute die Frau durchaus nicht.)
- Ich: „Aber gerade darauf gründet sich die ‚Nazi-Regierung‘ und ihre Autorität des Staates, und daraus folgt die Macht des Reiches und die überlegene Kampfmoral unserer Soldaten. Denn diese Ordnung und Arbeitsfähigkeit wollen wir uns nicht von den Engländern wieder drücken oder nehmen lassen. Wir wissen genau, was uns bevorstünde, wenn wir diesen Krieg verlor, und daß wir alles einsetzen müssen, um ihn völlig zu gewinnen.“
- Sie: „Ihre Regierung hat Ihnen das gesagt und Ihnen ein Ziel gegeben. Wir wußten von nichts. Man sagte uns: ‚Wir sind sicher‘ - bis wir verraten waren.“
- Ich: „Aber der Verrat liegt schon weit zurück, er liegt im Rentnerbürgerwesen, das nicht arbeiten, nichts wagen will und von der Arbeit anderer mit Hilfe von Reparationen, Zinsen, Geburtenbeschränkung, Allianzen und Pakt, hinter einer Maginotlinie verschanzt, ein gegen alle Schicksalsfälle versichertes Genußleben führen möchte. (Das war besonders schwer klarzumachen.) Der Verrat liegt in der Korruption des Geschlechtslebens, in der Amüsierwut, mehr noch wie in der Soziallüge der sogenannten Volksfront. Der Kulturschwindel und die Lebenslüge und die vermanöberte Rasse, das ist der ‚Verrat‘. Dagegen kann auch kein Petain so schnell Rettung bringen, und kein Weygand helfen.“
- Sie: „Das ist wahr. Freilich, mein Mann ist treu. Aber es gibt viele Verderbtheit hier, zumal bei den jungen Leuten am meisten. Und arbeiten wollen die wenigsten. Sie laufen uns hier alle davon, um sich in der Stadt zu amüsieren, wo sie nicht so gesehen werden, z. B. im Kino.“
- Ich: „Dies Davonlaufen vom Lande ist aber nicht bloß in Frankreich eine Gefahr. Auch bei uns ist es eine Haupt Sorge. Und der Anreiz des Kinos, des Komforts und der Unkontrollierbarkeit ist überall gleich verführerisch, wo größere Städte in der Nähe sind. Deshalb findet das Evangelium unserer Regierung, daß das Wohl des Volkes auf dem Lande gedeiht, noch keine so große Gemeinde, wie man es sich wünscht.“
- Sie: „Die Bauersfrau hat es ja auch am schwersten. Sehen Sie zum Beispiel: Mein Mann ist ein sehr tüchtiger Bauer. (Sie war sichtlich stolz darauf.) Aber er ist in Gefangenschaft. Meine Kinder sind noch zu klein. Meine Knechte sind faul, und allein werde ich nicht fertig. Ich selber kann arbeiten - hier! Sie können es glauben!“ (Sie spreizte mir ein paar Hände entgegen, die waren die rechten Bäuerinnenhände.)
- Ich: „Ja, die Hände sehen nach Arbeit aus! Es sind dieselben Hände, wie bei unseren guten Bäuerinnen auch. Auch Gesichter wie das Ihre kenne ich genug aus



meiner Heimat. Ich will Ihnen einige von unseren Bäuerinnen zeigen! Sie gehören im Grunde zu derselben Rasse. Das ist auch in der Normandie klar. ‚Normannen‘, d. h. Nordleute.“

Sie: (Besah sich eine Anzahl von meinen Zeichnungen von Köpfen aus unserem Bauertum, die in einem Buch, das ich aus meiner Tasche zog, abgebildet waren.)

Ich: „Wie gefallen Ihnen diese Menschen? Finden Sie, daß sie aussehen wie ‚Hunnen‘ oder ‚Barbaren‘?“

Sie: „Nein, gar nicht, sie gefallen mir sehr gut.“

Ich: „Es sind typisch deutsche Gesichter!“

Sie: „In der Normandie gibt es ganz ähnliche, allerdings selten so schön. Es ist dieselbe Art bei uns wie in Deutschland.“

Ich: „Auch bei uns muß man sie heraussuchen aus dem gewöhnlichen Haufen.“

Sie: „Aber bei uns sind viele davon durch den Alkohol verdorben. Das ist so schrecklich in der Normandie.“

Ich: „Anderswo auch! Aber wenn man hier zu Lande die Leute sieht, die zwar französisch sprechen, aber sonst genau so aussehen wie bei uns, dann fühlt man sich doch wohler als in Südfrankreich mit seinem Rassenmischmasch und den Negerabkömmlingen.“

Sie: „Ich war nie dort.“

Ich: „Aber ich! Noch vor wenigen Wochen! Wenn ganz Frankreich so aussähe wie das Volk da unten, wäre es hoffnungslos. Ich habe aber auch den großen Strom der zurückkehrenden Flüchtlinge aus den nördlichen Departements vorbeikommen sehen, gerade die Bauernfamilien auf ihren offenen Wagen. Es waren sehr schöne Menschen dabei, von der Art, wie man sie an den alten Kathedralen in Stein gehauen sieht. Und das ist kein Zufall. Denn diese herrlichen Kathedralen wie etwa in Rouen und Amiens (dort war die Frau gewesen) sind eben von dieser Art Menschen gebaut worden, die mit unseren Deutschen blutsverwandt sind. Und so lange diese Leute in der beherrschenden Zahl und Stellung vorhanden waren, da gab es auch keine solche dauernde Völkerfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen, sondern eine gemeinsame Kultur. Glauben Sie, daß ein negermäßiges Volk noch ein Kulturvolk ist oder gar bleibt?“

Sie: „Nein, aber bei uns im Norden gibt es keine Neger. So, und nun muß ich schnell nach Hause gehen. Guten Abend, mein Herr!“

Ich: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie bald Ihren Mann gesund wieder bei sich haben. Denn es ist schade, wenn nach einem solchen Krieg auf beiden Seiten die besten Männer fehlen.“

Sie: „Besten Dank, mein Herr! Guten Abend!“

Sie gab mir die Hand mit jener huldvollen Würde, die auch der guten deutschen Bäuerin eigen ist, und ging ihres Weges.

## S u o m i

### Ein Land schöpft neue Kraft aus seinem Bauerntum

Es ist ein beinahe alltägliches Bild in Finnland, daß auf dem flachen Lande neben dem zerstörten Steinhaus ein Holzhaus steht, schon wenige Wochen nach dem Kriegsende errichtet, damit der finnische Bauer auf seiner Scholle weiterarbeiten kann. Überall, wo man auch immer hinschaut, ist der Aufbau im Gange, überall sieht man gewaltige Anstrengungen, die Schäden und Wunden zu beseitigen, die der Krieg geschlagen hat.

Finnland hatte schon einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen, nachdem es mit dem Ende des Weltkrieges seine volle Selbständigkeit errang. Es schien, als hätten Jahrhunderte jene Kräfte, die für Finnlands Aufstieg zur gewichtigen Macht Skandinaviens seit nun mehr als zwei Jahrzehnten tätig sind, sich ruhend immer wieder erneuert, um im rechten Augenblick da zu sein. Tatsächlich erstreckten sich denn auch diese Kräfte nicht nur auf die innere Erneuerung und den Aufbau des Landes, sondern sie zeigten sich auch in nie geahntem Maße auf dem Gebiet der Literatur und der bildenden Kunst, auf dem der Musik und auf dem des Sportes. Dennoch fanden sich einzelne Beispiele dafür, die rein optisch dem Aufstieg Finnlands etwas Amerikanisches, etwas Ultramodernes gaben, und so wuchsen denn auch zwischen gesunden Bauten, die eine rechte Verbindung zwischen der kargschönen Landschaft und dem baulichen Monument herstellten, seltsame Paläste, ja, sogar Wohnungen für Betriebsangehörige großer Werke der Holzindustrie, die dem Auge weder zweckmäßig noch schön inmitten der herben Landschaft des Wassers und der Wälder schienen. Das gastliche übermoderne Hotel in Rovaniemi zerbeißt der Frost wohl ebenso leicht, wie er Angestellte jener Holzfirmen in ihren Steinhäusern im Winter frieren läßt, weil sie anklingend an eine Art Bauhausstil wohl modern, aber gerade darum sicherlich nicht sehr zweckmäßig sind.

Was indessen Finnland heute für seinen Wiederaufbau tut, ist frei von solchen vorübergehenden künstlerischen Schwankungen. Man bedient sich in erstaunlichem Maße der eigenen Schätze, man besinnt sich mehr als je auf die eigenen Kräfte, und so entsteht das Bild eines neuen Finnland, wie es ist und wie es in seiner ganzen Aufgabe nach auch sein muß, wenn es in der Aberfülle dieser Aufgaben nach dem Kriege gesund und stark bleiben will.

Die ursprünglichen Schätze Finnlands sind Holz, Erde und Wasser. Wer da meint, das sei herzlich wenig, der irrt sich. Er kennt vor allen Dingen Finnland nicht und weiß also auch nicht, was der Finne aus Holz Erde und Wasser zu schöpfen vermag. Finn-

land hat nach dem Friedensvertrag mit Rußland bei einer Einwohnerzahl von nicht ganz vier Millionen Menschen eine Waldfläche von 22 330 000 ha, eine Ödlandfläche von 5 380 000 ha und eine Nutzfläche von 3 840 000 ha. Die Wasserkräfte sind unerschöpflich, denn die Stromschnellen und reißenden Flüsse sind erst zu einem kleinen Teil in gewaltigen Kraftwerken gebändigt. Das Wasser ist aber auch wiederum ein außerordentlich günstiger Transportweg für das Holz und bringt es zu fast allen günstigen Ausfuhrhäfen, es vereinfacht und verbilligt also den Verkehrsweg. Das Holz umgeht sogar auf genial konstruierten Holzrinnen die Großkraftwerke, es schwimmt durch die Seen und sammelt sich in mächtigen schwimmenden Plätzen vor den Häfen, die aus der Luft aussehen wie große gelbe Fettaggen auf dem Wasser.

Finnland hat außer diesen Schätzen an Holz, Wasser und Erde noch einen Schatz, der ihm im Augenblick vielleicht die meiste Sorge macht, aber dennoch sein bester ist: es ist der finnische Mensch. Der Finne ist hart, zähe und ausdauernd, er ist anspruchslos und arbeitsfreudig, und seine Geschichte hat ihn gelehrt, daß die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten sich erst im Unglück wahrhaft erweisen. Finnland ist nicht arm an Kriegen gewesen, immer aber hat der finnische Mensch seinen Herd und mit ihm sein Vaterland wieder aufgebaut, immer hat er seiner harten, frostreichen, steinerfurchten Erde ein neues Leben und ein neues Werden abgerungen. Jetzt muß Finnland nun im Sinne einer solchen Aufgabe besonders hart sein, denn der Wiederaufbau, vor dem Finnland steht, ist aus den verschiedensten Gründen einzig in seiner Geschichte.

Die Schwierigkeiten ergeben sich weniger aus den Wunden, die der Krieg dem Lande selbst geschlagen hat. Es wäre an sich verhältnismäßig einfach, solche Zerstörungen wieder aufzubauen. Auch die Versorgung der Kriegsverletzten ist nicht die größte Schwierigkeit, denn man rechnet, daß auch fast alle Schwerverletzten allmählich in den Arbeitsprozeß durch Umschulung und geeignete Beschäftigung eingegliedert werden können. Raum mehr als dreihundert Kriegsinvaliden bleiben arbeitsunfähig. Aber aus den an Rußland im Frieden von Moskau abgetretenen Gebieten haben etwa 460 000 Menschen für ihre finnische Heimat optiert. Sie haben Haus und Hof verlassen, um sich im Finnland von 1941 eine neue Existenz zu gründen. Ihnen gilt neben der Beseitigung der Kriegsschäden, neben der Versorgung der Kriegsverletzten das Augenmerk des finnischen Staates.

Welche Schwierigkeiten sich da ergeben, ist leicht aus der Tatsache zu erkennen, daß bei einem Gesamthaushalt des finnischen Staates von etwa fünf Milliarden Finnmark mindestens neun Milliarden Finnmark für den Wiederaufbau und seine Finanzierung aufgebracht werden müssen. Im Laufe der Jahre wird die finnische Vermögensabgabe davon etwa vier Milliarden bestreiten, ebenso wird der Privatbesitz, wo immer es möglich ist, die Ansiedlung der finnischen Rückwanderer unterstützen, aber welcher Umfang für die Landfläche und für die Mittel des Haushalts sich allein aus der Umsiedlung ergibt, zeigt das Beispiel, daß die 40 000 aus den abgetretenen Gebieten gewanderten Bauernfamilien allein einen Landbedarf von 300 000 ha Ackerland haben.

Dies Land ist bestellfertig ebensowenig vorhanden wie jene Landfläche, die zur völligen Selbstversorgung Finnlands als bestellfähig erstrebt werden muß, denn diese Selbstversorgung ist zwar schon auf 80 vH gesteigert worden, sie bedarf aber bei finnischen Boden- und Klimaverhältnissen für den Kopf der Bevölkerung fast vier preußischer Morgen oder 0,9 ha. Diese Flächen sind notwendig, selbst wenn das Holz mit seinen Zuckerkoffen zur Viehfütterung herangezogen werden kann, selbst wenn die Industrie wachsend Ausgleich schafft, selbst wenn die riesige Zahl der Rückwanderer untergebracht worden ist. Die Fläche wird sogar in ihrer Gesamtheit infolge des natürlichen Zuwachses der finnischen Bevölkerung auch ihrerseits ständig wachsen müssen.

Rein flächenmäßig ist das Land für die Durchführung einer solchen Aufgabe da. Es wäre aber falsch, wollte man nun planlos die Wälder roden, denn in der Nähe der Verkehrswege bildet das Holz nach wie vor einen ungeheuer wichtigen Rohstoff für die finnische Wirtschaft. Indes ist ein großer Teil der Wdflächen zu kultivieren, und ein großer Teil der Neubauern auf finnischer Erde wird nach dem finnischen Norden wandern müssen, wo die Landfläche für den einzelnen Bauernhof größer sein wird, wo aber die vielen Vorurteile gegen Lappland keineswegs zutreffen. Das eigentliche Zukunftsgelände Finnlands in seiner landwirtschaftlichen Versorgung ist ganz zweifellos der Norden. Getreide wächst weit jenseits des Polarkreises, das Vieh ist gesund, die Milchleistung bei richtiger Fütterung besonders hoch in den Fettprozenten, Waldbau, Weberei, Hausindustrie bieten in den langen Wintern auskömmliche Nebenbetriebe. Die Forstwirtschaft fällt nur dort in das Gewicht, wo das Holz auch weggeschafft werden kann, also in der Nähe des Wassers, der Eismeerstraße und der neu geplanten Bahnlängen.

Der Verlust von 10,6 vH der Ackerfläche Finnlands bei gleichgroßer Bevölkerung und die gleichzeitige Absicht, von 80 vH auf 100 vH der Selbstversorgung zu kommen, macht also die Kultivierung von nicht weniger als einer Million Hektar neuen Ackerlandes notwendig. Glücklicherweise das Volk, das von sich sagen kann, es verfüge über eine entsprechende Landfläche! Finnland verfügt darüber. Um sie aber der Versorgung zugänglich zu machen, muß sie kultiviert werden. Dies geschieht auf verschiedenen Wegen.

Die Hälfte des für die 40 000 rückgewanderten Bauernfamilien notwendigen Landes ist kulturbereiter Acker, der von den größeren Gütern zur Verfügung gestellt werden mußte. Das geschah im Wege einer zweiten Agrarreform nach dem Weltkrieg, denn schon die erste kurz nach dem Weltkriege veränderte das Bild des Landes stark und vermehrte die Zahl der mittleren und kleineren Bauernbetriebe erheblich. Die andere Hälfte des notwendigen Landes wird durch Urbarmachung gewonnen. Das gesamte Projekt nennt sich Schnelliedlung und wird von der Pellontarivaus Oy, der Ackerrodungs-Ges., betrieben. Sie ist eine private Gründung der finnischen Landwirte, verfügt indes über erhebliche Rechte, die im wesentlichen mit der Durchführung dieser sogenannten zweiten Agrarreform erklärt sind.

Denn der Arbeitsdienst, der alle 15- bis 19jährigen Jungen erfasst, ist für die Kultivierung in diesem schnellen Verfahren natürlich nicht allein ausschlaggebend. Er leistet hauptsächlich Waldarbeit auf den verschiedensten Gebieten, also auch auf dem der Rodungen, doch muß ein so schnelles Verfahren für die wartenden Siedler auch mit großzügigen Mitteln betrieben werden. Es werden daher zur Kultivierung des Odlandes oder der kulturfähigen Forsten, die Arbeit des Landmannes erleichternd, die modernsten Arbeitsmittel und Arbeitsmethoden angelegt. Spezialtraktoren säubern und entwässern die Sumpfmarschen, Spezialarbeiter sind sowohl in der Kultivierung selbst als auch zur Errichtung vorläufiger Unterkünfte und Ställe angelegt. Schon im vergangenen Jahre haben diese Arbeiten im großen Stil begonnen. Sie werden in diesem Jahr fortgesetzt. Dadurch, daß man den Arbeitseinsatz erheblich verstärken konnte, können in drei Jahren etwa 300 000 ha gerodet und zur Bebauung fertig sein. Es ist schwer zu errechnen, wie groß die einzelnen Höfe sein müssen, denn im Durchschnitt gibt man in Finnland die Bauernstelle mit 25 ha an. In Südfinnland gibt es gute Bauernhöfe, die nicht über 10 ha groß sind, in Nordfinnland schwankt die Größe des Hofes zwischen 30 und 100 ha. Die meisten Höfe haben Wald, weil sie daraus viele Rohstoffe für den Hof entnehmen und noch dazu das Vieh darin weiden. Daher sieht man in Finnland auch überall die seltsamen Holzzäune, die das Weidenvieh auch im Walde auf dem Gebiete des Hofes halten. Es gab vor dem finnisch-russischen Kriege in Finnland 285 000 Bauernwirtschaften. Davon hatten 225 000 mehr als 5 ha Wald. Und tatsächlich schaffte dieser Wald der Bewirtschaftung des Hofes alle Möglichkeiten: Bauholz, Schindeln, Reisler, Feuerung, Wagenflachten, landwirtschaftliche Hilfsgeräte, Hausat, Betten, und in jeder Beziehung war der Bauer unabhängig. Ja, in harten Zeiten buk er sogar die Rinde seiner Bäume mit in das Brot, um es zu strecken . . .

Freilich ist mit der Ansiedlung der 40 000 Bauernfamilien die Aufgabe des finnischen Staates nicht erfüllt. Nur etwa 10 000 der Rückgewanderten sind qualifizierte Arbeiter, Kaufleute, Beamte, die verhältnismäßig schnell in der Wirtschaft und in den Behörden untergebracht werden können. Groß ist die Zahl der ungelerten Arbeiter, groß die Zahl der berufstätigen Frauen. Für alle muß Arbeit geschaffen werden, für alle müssen auch die Quellen des finnischen Daseins noch stärker aktiviert werden. Denn wenn auch andere Bodenschätze in Finnland gefunden sind und erworben werden, so wird doch für den Aufbau der neuen Existenz des finnischen Menschen in erster Linie der finnische Reichtum maßgebend sein, der sich im Wald, im Wasser und in der Scholle darbietet. Landwirtschaft, Fischerei, Holzindustrie, Waldbau sind die sicheren Grundlagen des Aufbaus!

In der konzentriertesten Besinnung auf die Eigenschätze findet der finnische Mensch mehr als je zu den gesunden Wurzeln seines Volkstums zurück, wachsen die Bauten als bescheidener, aber schöner Ausdruck finnischen Lebens und der wunderbaren finnischen Landschaft, entwickelt sich die Kunst, von der man bald noch mehr als bisher von einer finnisch-nordischen sprechen wird. Dies Land ist arm. Dennoch hat es großartige Schätze!

Aus deutschem Bauernblut





## Schönheit und Leistung

Wir müssen wieder lernen, uns zur Dreiheit von Seele, Geist und Leib zu bekennen, um diese Dreiheit zur Einheit werden zu lassen.

R. Walther Darré

Erscheinungen, die einmal als übel und nachteilig erkannt wurden, beseitigt man nicht dadurch, daß man die Augen vor ihnen schließt und so tut, als seien sie nicht vorhanden. Man muß den Mut aufbringen, die Dinge wirklich zu sehen wie sie sind, ihren Ursachen nachspüren und diese durch festes Zupacken beseitigen. Es wäre deshalb auch ein Unding, wollten wir uns etwa einreden, die Art der Eheführung, wie sie seit Jahrzehnten zu erkennen ist und auch heute noch als eine Allgemeinerscheinung beobachtet werden muß, aus der die verhältnismäßig wenig zahlreichen, wirklich glücklichen Ehen als beinahe auffällige Ausnahmen sich abheben, diese Form der Eheführung und Eheauffassung sei das Ergebnis einer unabänderlichen Entwicklung. Die Tatsache selbst, die mehrfach von ernsthaften Wissenschaftlern mit warnender Besorgnis festgestellt wurde, ist nicht zu bestreiten: Unser Jahrhundert hat eine leichtere und gelockertere Auffassung vom Eheleben hervorgebracht als jene war, die dem Zusammenleben unserer Voreltern zugrunde lag. Man mag einwenden, dies sei eine unvermeidliche Folge der Änderung unserer gesamten Lebensumstände, die sich in einem Denken von größerer Weitherzigkeit und Großzügigkeit äußern gegenüber der engen Kleinbürgerlichkeit, wie sie noch bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts kennzeichnend war. In Wirklichkeit liegen die Dinge aber doch etwas anders. Denn auch eine Fortentwicklung äußerlicher Lebensbedingungen kann noch längst nicht dazu zwingen, den eigenen Willen des Menschen gegen seine bessere Erkenntnis auszuschalten und ihn selbst in einer Frage von so entscheidender Bedeutung, wie die Ehe sie darstellt, zum Spielball von Kräften werden zu lassen, die er ja selber ausgelöst hat und daher auch beherrschen sollte.

Wenn zu keiner Zeit die Auseinandersetzungen über die Eheform in der ganzen kultivierten Welt so lebhaft waren wie in unserer, wenn in allen in Frage stehenden Ländern die Zahl der Ehescheidungen ständig zunimmt, wenn endlich das wirkliche Eheglück so selten in seiner Vollendung anzutreffen ist, so beweist dies nichts gegen die jahrhundertlang bewährte Form unserer Ehe, sondern zeugt lediglich davon, daß unsere Geschlechter nicht mehr verstanden haben, ihren Ehen von vornherein die rechte Grundlage zu geben. Betrachten wir doch einmal unvoreingenommen die Wege, die im Regelfalle zu ehelichen Bindungen hinführen: Erlebte Leidenschaft, die keiner vernünftigen Überlegung mehr fähig ist, bis die grausame Ernüchterung ihrer bald einsetzenden Abkühlung folgt; wirtschaftliches Zweckmäßigkeitsdenken, das durch die Ehe Geld zu Geld, Besitz zu Besitz, Hof zu Hof bringen will; gesellschaftliche Eng-



stirnigkeit, die es vorzieht, einen rassistisch oder gesundheitlich unzulänglichen Partner aus einer zumindest gleichen Gesellschaftsschicht zu wählen und die Heirat mit einem hochwertigen Angehörigen aus dem „Volke“ als entwürdigend ansieht. Der wirkliche Wert des künftigen Ehegatten, an seinem rassistischen Erbgut, seiner Leistung und seinem Charakter gemessen, spielte bei der Wahl zumeist erst in zweiter oder dritter Linie eine Rolle, ausschlaggebend waren zuvörderst die äußerlichen Bedingungen. Das war nicht nur so - es ist trotz aller Erziehung zu rassistischem Denken auch heute noch in gewissem Umfange der Fall. Auch heute noch heiratet in manchen Fällen der erbtüchtige Jungbauer vor allem den Hof seiner Braut und nimmt diese als notwendige Beigabe mit hinzu, auch wenn sie seiner in keiner Weise ebenbürtig ist; noch immer wird im Städtertum der Begriff der Ebenburt als Vorbedingung für die Gattenwahl mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht gleichgesetzt.

### Das Blut Nordischer Rasse muß gesichert werden

Daß solche Voraussetzungen nicht zu glücklichen Ehen führen können, liegt auf der Hand. Unter dem Ergebnis dieser von falschen Gesichtspunkten geleiteten Ehwahl leiden dann aber nicht nur die Einzelmenschen, deren selbstgewähltes Schicksal uns wenig zu berühren braucht, sondern die Folgen betreffen das Volk in seiner Gesamtheit. Falsch begründete Ehen bedeuten einen unerwünschten Kräfteverzehr im ehelichen Streit, Zerrüttung der Lebensgrundlage des Volkstums, Vergeudung hochwertigen Erbgutes an unebenbürtige Partner, gewollte Kinderbeschränkung und für die vorhandenen Kinder eine trübe Jugend ohne Glück und Sonne, also das gerade Gegenteil dessen, was Reichsminister Darré als einer der hervorragendsten nationalsozialistischen Vorkämpfer für eine von rassistischer Verantwortlichkeit ausgehende Umformung unserer Eheauffassung fordert: „Es ist mit allen nur möglichen Mitteln dahin zu streben, daß das schöpferische Blut in unserem Volkskörper, das Blut des Menschen Nordischer Rasse, erhalten und vermehrt wird, denn davon hängt Erhaltung und Entwicklung unseres Deutschtums ab.“ Soll diese Forderung verwirklicht, sollen unserem Volke in Zukunft eine möglichst umfassende, auf dem Boden wahrer Ebenburt geschlossene glückliche Ehen beschieden sein, in deren Schoß eine zahlreiche, erbtüchtige und frohe Jugend heranwächst, dann müssen Wege gesucht werden, die von Anfang an dieses Glück für neu zu begründende Ehen sichern, soweit menschliche Voraussicht hierzu imstande ist.

Aus den vielen Fragen, die vor Schließung einer Ehegemeinschaft berücksichtigt sein wollen, soll hier nun eine herausgegriffen werden, die bisher, weil das Gebiet noch zuwenig in den Betrachtungskreis einbezogen wurde, noch kaum erörtert worden ist, obwohl sie größte Bedeutung verdient. Es ist die Frage, welche Bedeutung den **L e i b e s ü b u n g e n**, also unserem Turn- und Sportwesen, für die vernünftigste Wahl des künftigen Ehegatten zukommen kann.

Wer die volle Verantwortlichkeit in sich spürt, die ihm die Wahl seines künftigen Ehegatten auferlegt, der sucht sich beizeiten über dessen geistige, charakterliche und leibliche Eigenschaften alle Klarheit zu verschaffen, um daraus seine Schlüsse für die Möglichkeit eines glücklichen Zusammenlebens zu ziehen. **E i n a n d e r w ü r d i g**

sein - das ist die wichtigste Vorbedingung, deren Erfüllung anzustreben ist. Denn die Heirat darf nicht das Hinabsteigen eines hochwertigen Menschen unter die Linie seiner eigenen Erbanlagen und Leistungsfähigkeit nach sich ziehen. Ihr Sinn ist allein die Erhaltung, Vermehrung und Steigerung des wertvollsten Erbgutes im Körper unserer Volksgemeinschaft, eine Forderung, die nur durch selbstverantwortliche, bewußte Eheauslese und Paarung mit zumindest ebenbürtigen, das ist in der Erbtüchtigkeit gleichwertigen Gatten erfüllt wird.

Nun äußert sich der Erbwert eines Menschen keineswegs allein in seiner Geistigkeit. Das Erziehungswesen der liberalistischen Zeit wollte uns dahin führen, die „Bildung“, unter der angelernte Schulweisheit zu verstehen war, neben dem materiellen Besitz als den wichtigsten Maßstab für die menschliche Bewertung anzuerkennen. Sehr zu Unrecht. Mit innerem Graufen denken wir an jene Schicht von Geistigkeit und Intelligenz, die vor einem Jahrzehnt noch in Deutschland führend war. Wir haben alles andere als den Wunsch, diese Sorte Intellektueller uns als Vorbild für ein deutsches Zuchtziel zu wählen.

Was wir schon fast vergessen hatten, müssen wir uns wieder als unangreifbaren Besitz zu eigen machen: Der Mensch ist von Natur aus eine Einheit von Geist, Seele und Leib. In allen diesen drei Erscheinungsformen des menschlichen Daseins bekunden sich die Anlagen und Werte, die dem einzelnen von der Kette seiner Ahnen her als Erbgut auf seinen Lebensweg mitgegeben wurden. Wir müssen daher, wollen wir über die Wahl eines Ehegatten schlüssig werden, dessen geistige, seelische, charakterliche und leibliche Eigenschaften und Fähigkeiten betrachten.

### Der Leib ist kein „Gefäß der Sünde“

Am Schlechtesten kam bisher, das kann nicht geleugnet werden, bei solcher Betrachtung die leibliche Seite weg. Während beispielsweise der Bauernsohn, dessen Vater sich mit Viehzucht beschäftigte, auf den ersten Blick etwa bei einem Pferde sagen kann, welche Mängel und welche guten Eigenschaften es besitzt, um daraus, allein nach dem äußeren, körperlichen Aussehen schließend, ein völlig zutreffendes Urteil über den Leistungswert des Tieres sich zu bilden, wird der gleiche Jungbauer kaum auf den Einfall kommen, denselben leiblichen Maßstab auch einmal bei seiner Braut und deren Sippe anzuwenden. Nicht anders ist es bei der städtischen Bevölkerung, die noch viel mehr dazu neigt, die „Aufmachung“ mit dem Inhalt gleichzusetzen. Wir sind im Laufe der Jahrhunderte leibfremd geworden. Die Überbetonung der Geistigkeit in Verbindung mit einem irreführenden Schamgefühl war die eine Ursache; die andere erkennen wir in jener Lehre, die uns den Leib als ein „Gefäß der Sünde“, als etwas Anehnehliches darstellte, an den zu denken bereits sündhaft wäre, noch mehr selbstverständlich, ihn in seiner Leibhaftigkeit zu schauen, und gar, sich an seiner Schönheit zu freuen. Die Seele allein ist es, so besagt diese Lehre, die der Pflege würdig sei, der Leib aber, der die Seele während ihres Wandels in diesem Jammer-tale nun einmal beherbergt, sei nicht anders als ein leider wohl notwendiges, aber äußerst unerwünschtes Abel zu betrachten. Daß eine solche aus morgenländischem Denken herrührende Einstellung zum Leibe auf die Gattenwahl im Sinne des Hinabzuchtens wirken muß, ist nicht zu bestreiten. Ebenso selbstverständlich ist jedoch, daß

der Mensch Nordischer Art eine detartige Verächtlichmachung des Leibes innerlich ablehnt. Für uns ist auch der Leib, genau wie die Seele, ein herrliches Geschenk Gottes, dessen wir uns aus vollem Herzen freuen. Wir erkennen auch die steten Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele; wir wissen, wird der Leib vernachlässigt, krank und siech, dann leiden darunter naturnotwendigerweise auch die Kräfte der Seele wie des Geistes.

Ein gerüttelt Maß Wahrheit liegt in dem Worte, daß nur in einem gesunden Leib eine gesunde Seele wohnen könne. Soweit der Satz auf eine reine Rasse angewendet wird, kann ihm volle Gültigkeit zugebilligt werden. Allerdings trifft diese Voraussetzung für unser deutsches Volk nicht mehr zu, in dessen Nordischen Grundbestandteil, wie wir wissen, mancherlei andere Rassenteile eingekreuzt sind. So ist eine gewisse Einschränkung nötig. Es kommt bei der gegebenen rassischen Zusammensetzung unseres Volkskörpers vor, daß uns leiblich wohlgestaltete, schöne Menschen begegnen, deren Geist nicht diesem äußeren Bilde entspricht. Wie andererseits auch in Menschen von unschönem, ja häßlichem Körper hohe Geistesanlagen und beste Nordische Haltung zu finden sein werden. Zur Erklärung dieser Tatsache sagt der Rassenforscher Günther, es gibt zwar manche edle Menschen von garstigem Aussehen, aber nicht viele, und es gibt manche schöne Menschen von unedler seelischer Beschaffenheit, aber nicht viele. Wenn demnach auch nicht immer die Schönheit des menschlichen Erscheinungsbildes gültige Rückschlüsse auf seine seelischen Werte gestattet, werden doch in den meisten Fällen zutreffende Folgerungen gezogen werden können.

### Zum Hochbild Nordischer Leibes Schönheit

Wie jedem anderen Volke, schwebt auch uns Deutschen ein bestimmtes Idealbild vor Augen, sprechen wir von menschlicher Leibes Schönheit. Wir finden es verkörpert in den unvergänglichen Schöpfungen in Bild, Plastik und Wort, die deutsche Maler, Bildhauer und Dichter uns geschenkt haben. In ihren Zügen finden wir uns selber wieder; sie in ihrer ganzen Schönheit im Leben zur Wirklichkeit werden zu lassen, ist ein Wunsch, den wir ausnahmslos, wenn auch teilweise nur unbewußt, in uns tragen. Gerade diese heimlich in uns schlummernde Sehnsucht, in unseren Kindern dem Hochbild Nordischer Leibes Schönheit näherzukommen, sollte uns aber dazu führen, mehr als bisher unseren Blick für die Erfassung des Schönen am menschlichen Körper zu schulen. Wir müssen wieder schauen lernen - vor allem bei der Gattenwahl. Die Verstädterung und andere Einflüsse haben uns den Sinn für das Erkennen und Werten des Leibes verkümmern lassen. An seine Stelle trat die Empfänglichkeit für die Schale, für die künstliche Aufmachung mit Hilfe gefälliger Erzeugnisse des Schönheitsgewerbes und der Kunst des Schneiders. Wie oft verbirgt nicht ein breit-schulterig wattierter, auf kaum gebändigte Kraft gearbeiteter Anzug ein armseliges dürres Männchen, ohne daß uns dies in die Augen fällt.

Sprechen wir von menschlicher Schönheit, so denken wir nun keineswegs nur an die Schönheit eines Antlitzes, sondern an die des ganzen Leibes. Wo aber gibt es für den, der wieder schauen lernen will, um seine Erkenntnisse dann auch bei der Wahl des Ehegatten zu verwerten, eine Möglichkeit, trotz unserer heutigen zivilisa-



Eva Prawitz — Theo Lass



Maxi und Ernst Baier

torischen und gesellschaftlichen Gebundenheit den Menschen so zu sehen, wie er ist, gelöst von allen auf Täuschung und Anreiz berechneten Dingen, mit denen er sich „Schön“ zu machen pflegt? Die Frage ist unschwer zu beantworten: Auf den T u r n - u n d S p o r t p l ä z e n unseres Volkes finden sich die Menschen beiderlei Geschlechts unter Bedingungen, die für Stunden allen Zwang der Zivilisation von ihnen nehmen und ihnen gestatten, das zu sein, was sie in Wirklichkeit sind. Die modische Kleidung weicht einer leichteren Sportkleidung, die den Leib in seinen Formen zur vollen Geltung bringt. Wer sich mitten in den frohen Spiel- und Sportbetrieb hineinstellt und selbst an ihm teilnimmt, dem öffnet sich auch allmählich ganz von selbst ohne jedes weitere Zutun der Blick für die Erfassung der Schönheit der menschlichen Gestalt und des Spiels ihrer Glieder. Mit der zunehmenden inneren Aufnahmefähigkeit für die herrlichen Bilder wohlgestalteten Mannes- und Frauentums, die ihm der Sportplatz offenbart, wird sich aber auch der Wunsch festigen, sie bei der Wahl des künftigen Ehegatten als Maßstab und Vergleich zu benutzen, so daß aus dem bisher unklar empfundenen Schönheitsbild ein sicheres, an sichtbaren Vorbildern gewachsenes Wunschbild entsteht.

Auch das Wesen des Menschen offenbart sich in hohem Grade in seinem Leibe, in der Ruhe wie in der Bewegung. Gerade die letztere, die gelbste, ungezwungene und natürliche Bewegung im lebendigen Spiel, kann mehr vom inneren Sein erzählen als gemeinhin angenommen wird. Langsame oder schnelle Erfassung einer Lage, Beherrschtheit oder unbeherrschtes Sichgehenlassen, natürliche Anmut oder künstliche Geziertheit, unbekümmertes Aufgehen im Spiel oder das Streben, auch in der Erregung noch zu „wirken“, und vieles andere kann der bewegte Leib zum Ausdruck bringen. N i e t s c h e hat recht, wenn er feststellt: „Es ist mehr Vernunft in deinem Leibe als in deiner besten Weisheit.“ Und G ü n t h e r sagt zu dieser Frage: „Man muß nur darauf achten lernen, was einem der eigene Leib rät und was einem die Beobachtung eines fremden Leibes raten kann; die Empfindungen, die einem bei prüfender Betrachtung eines fremden Leibes mehr der eigene Leib als der Verstand vermittelt, sind ursprünglicher und darum zuverlässiger als die gedankliche Beurteilung eines fremden Menschen. Es gilt daher, den Sinn solcher Empfindungen begreifen zu lernen.“

### Ein Volk in Leibesübungen

Noch etwas anderes ist zu bemerken: Der Gedanke, ein Volk in Leibesübungen zu schaffen, ist selbst in Deutschland trotz aller Anstrengungen noch weit von seiner Verwirklichung entfernt. Wir bedauern dies, können aber andererseits feststellen: wer freiwillig, ohne jeden Zwang, den Weg zu den Leibesübungen findet, der bekundet eine Befähigung gesunder Leiblichkeit und damit eine Einstellung, die vor allem kennzeichnend für den Menschen Nordischer Art ist. Anderen Rassen ist, im allgemeinen gesprochen, die Freude am Leibe und an seiner Bewegung wie die Freude am Messen der Kräfte im sportlichen Wettkampf in erheblich geringerem Grade zu eigen wie dem Nordisch bestimmten Menschentum. So bringen unsere deutschen Jungen und Mädchen, unsere Männer und Frauen allein schon dadurch, daß sie turnen oder Sport

betreiben, zum Ausdruck, daß in ihrer Seele ein klares Nordisches Leibesempfinden vorhanden ist. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß die freiwillige Betätigung auf unseren Turn- und Sportstätten bereits einen gewissen Auslesevorgang guten Blutserbes darstellt.

Nun verlangen Turnen und Sport nicht nur körperlichen Einsatz, sie zwingen auch zur Offenbarung seelischer Werte. Schon der Betrieb der Leibesübungen an sich nötigt die Teilnehmer, gelegentlich ihren Wagemut zu beweisen, Entschlußkraft zu zeigen, in der Mannschaft sich zuchtvoll einzuordnen und Kameradschaft zu üben. Dazu kommt noch, daß die Leibesübungen vielfach in den überlieferten Formen unserer Turn- und Sportgemeinschaften gepflegt werden, in welchen sich, fern von jeder Vereinsmeierei, ein gutes kameradschaftliches Gemeinschaftsleben findet. Hier erweist sich ebenfalls der wahre innere Wert der einzelnen, denn das Miteinanderschaffen in einer solchen Gemeinschaft bietet keine Möglichkeit mehr, wie dies der Boden des gesellschaftlichen Parketts gestattet, eine Maske anzulegen, hinter der sich das eigentliche Wesen verbirgt. Die Gemeinschaft zwingt einfach durch ihre Ordnung und ihr Leben dazu, sich offen zu sich selber zu bekennen. Da zeigt sich dann unverhüllt, wer Kamerad ist, Opfer bringen kann und sich einsetzt, um der gemeinsamen Aufgabe zu dienen, wer über Umsicht, Tatkraft, Willensstärke und Lebensfreude verfügt, oder wer ein charakterlicher Schwächling ist, einer, der sich selber zum Lobe redet, der kein Pflichtgefühl besitzt oder andere Mängel aufweist.

So bieten die deutschen Turn- und Sportplätze eine in dieser ihrer Bedeutung noch kaum gewürdigte Gelegenheit, abseits aller verdeckenden und schönfärbenden Bahnen unseres heutigen geselligen Lebens das echte Sein des Menschen zu erkennen, sei es leiblich, sei es geistig, seelisch oder charakterlich. Die Menschen, die auf diesem Boden sich kennen und lieben lernen, tun sie es offenen Blickes und in ruhig abwägender Überlegung, können mit voller Zuversicht den gemeinsamen Lebensweg beschreiten. Sie wissen, daß sie keine unbekannte Puppe in schönen Kleidern heiraten und keinen Mann, der ihnen eine Rolle vorspielte, die ihm nicht zukam. Sie konnten in allen Fragen des Leibes und der Seele Klarheit übereinander gewinnen.

Gewiß ist uns bewußt, daß die Leibesübungen allein noch nicht die Gewähr bieten können, die ebenso bedrohlichen wie zahlreichen Mißgriffe in der Ehwahl in Vergangenheit und Gegenwart künftig auszuschließen. Noch manche andere wichtigen Voraussetzungen sind zu erfüllen. Aber die Leibesübungen sind ein Weg - und zwar ein solcher, der zugleich Freude, Frohsinn und Lebenslust gibt -, das Auslesevorbild vom schönen, edlen und tüchtigen Menschen unserer Jugend bewußt werden und sie die Verpflichtung erkennen zu lassen, ihm in ihren Nachfahren näherzukommen. Was R. W a l t h e r D a r r é als Voraussetzung für die Eheschließung fordert, vermögen die Leibesübungen in bestimmten Grenzen ohne Zwangseingriffe zu erfüllen: „Die Erbmasse des deutschen Volkes wird durch die Ehen an die Nachfahren weitergegeben; will es also die Erbmasse hausälterisch verwalten und möglichst nur gute Erbmasse den Neugeborenen zukommen lassen, dann vermag es dies nur zu gewährleisten, wenn es die Erbanlageübertragung an die Nachkommen da reguliert, wo sie regulierbar ist, nämlich bei den Eheschließungen.“

## Soldatengedanken über dörfliche Musikarbeit

Musikarbeit im Kriege? - Steht nicht der Kampf unseres Volkes im Vordergrund, unmittelbar und täglich den Einsatz des Lebens fordernd vom Soldaten, und das Äußerste an Arbeit und Sorge denen auferlegend, die in der Heimat schaffen? Können zu solchem Zeitpunkt die Gedanken eines Menschen, der einen Blick für die Wirklichkeit hat, auf Dinge gerichtet sein, die scheinbar an der Grenze des Notwendigen stehen? So wird mancher fragen, der diesen Aufsatz zu Gesicht bekommt.

Und doch ist die vorliegende Arbeit in jeder Beziehung eine Frucht des Krieges. Wenn alle Kulturarbeit überhaupt einen Sinn hat, so muß sich dieser gerade im Kriege offenbaren, und vor allem bei denen, welche die eiserne, unerbittliche Härte des Kampfes an der Front erleben. Mit diesem Gedanken ging ich in den Polenfeldzug, kehrte ich aus Frankreich zurück. In kurzen Wochen der Besinnung kam es mir dann zum Bewußtsein: Nicht nur Waffen und Ausrüstung, sondern unsere seelische Kraft, die uns in Augenblicken stärkster Anspannung immer noch den Blick zu den Sternen empor tun ließ, sie war das Geheimnis des Erfolges. Der Goetheband in der Kartentasche, die Ziehharmonika oder die Geige, die alle Märsche mitmachen mußten, waren nicht Unterhaltung, sondern notwendig wie das Brot. In den knapp bemessenen Ruhestunden riesen ein Gedicht, eine heimatliche Weise das Land vor Augen, das uns Seele geworden ist. Eine Quelle der Kraft sind solche Stunden dem Soldaten.

Damit aber wird der Sinn alles Kulturschaffens klar: „Deutschland, heiliges Wort“ - das muß in Wort, Ton und Bild unauslöschlich in die Herzen gegraben werden. Kulturarbeit ist kein schöngeistiges Tun, mit dem man Menschen von einer rauhen Wirklichkeit weg in eine Welt der Schönheit und des Friedens führt, aus der sie ein unsanftes Erwachen wieder in den Alltag zurückstößt. Kulturarbeit ist vielmehr Sinngebung unseres alltäglichen Tuns, ein ständig neues Geschenk, das ein Stumpfwerden in unverständener Arbeit um das tägliche Brot verhindert, also zutiefst politische Arbeit. Somit wird sie in den Mittelpunkt des Kampfes um die Erneuerung unseres Volkes gerückt, und steht gerade dort zu einer Zeit, wo es um Sein oder Nichtsein geht.

Jetzt ist es daher notwendig, aufzuzeigen, wo nach Ende des Krieges ange setzt werden muß, um von Grund auf und auf lange Sicht etwas Bodenständiges aufzubauen.

Dörfliche Kultur kann nicht gemacht und befohlen werden, sondern wächst organisch aus dem Leben heraus. Sie entsteht nicht im Hinblicken auf die Stadt mit ihren „größeren Möglichkeiten“, sondern aus der Vertiefung in den Rhythmus des Werdens und Wachsens als eigene und bodenständige Gestaltung.



Die Musik ist ein Teil der Dorfkultur. Sie ist nicht schmückende Umrahmung oder Unterhaltung, sondern wesentlicher Ausdruck der feiernden Gemeinschaft. Aus dem Jahreskreis wachsen ihre Aufgaben heraus: Fasenacht, erster Mai, Sonnenwende, Erntefest, Totengedenken sind Höhepunkte, die durch Tanz und Marsch, durch fröhliches Lied und Feierlied gestaltet werden.

„Musik will leben und gelebt werden“ (Jöde). Nicht die Schallplatte oder der Rundfunk machen die Musik lebendig, sondern nur das Selbsttun.

Das gemeinsam gesungene Lied ist die Grundlage des Musiklebens. In ihm und im Tanz und Marsch wird Musik ursprünglich, körperverbunden erlebt. Die Instrumente sind eine Bereicherung der musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten.

### **Bäuerliche Musik ist keine „Dorfmusikanten-Musik“**

Der Begriff „Bäuerliche Musik“ hat bedauerlicherweise eine ganz einseitige Ausdeutung und Verengung erfahren. Wenn auch der Ländler in Süddeutschland seine Lebensberechtigung hat, so muß man sich doch davor hüten, im Schrammelquartett, in der gemütlich walzenden Blaskapelle, in der trillernd und dudelnd einherlaufenden Klarinette und der Ziehharmonika mit ihrem Programm der Tänze und Märsche die Grenzen einer Dorfmusik abgesteckt zu sehen. Hierbei handelt es sich vielmehr zum überwiegenden Teil um Erzeugnisse durchaus intellektueller Haltung von oft karikierendem Charakter, bei denen nur die Wahl der instrumentalen Mittel das „ländliche Kolorit“ schafft, und die gerade vom Bauern selbst als wefensfremd abgelehnt werden. Nur in einer Kaffeehausphäre wirken solche Nachwerke „ländlich“. Um den Begriff „Bäuerliche Musik“ wirklich mit Leben zu füllen, fasse man ihn so auf, wie ihn Richard Eichenauer in seinem Aufsatz „Was ist bäuerliche Tonkunst?“ (Odal, Heft 4/1940) darstellt.

Wenn zu Beginn des Aufsatzes vom grundsätzlichen Wert der Kulturarbeit gesprochen wurde, wenn auch das Hervortreten der Musik an den festlichen Höhepunkten im Jahreslaufe aufgezeigt wurde, so gilt es nun, einmal ganz klar zu sagen, was denn praktisch innerhalb des Dorfes zu verwirklichen ist. Es kann nicht der Sinn sein, nach einer möglichst klangstarken Kapelle oder einem Orchester zu streben, mit dem man schwierige und große Werke „aufführt“, oder nach einem Chor, der „natürlich nur vierstimmig“ singt, wenn auch unter sinnlosem Übungsdrill die Freude an Spiel und Gesang verlorengelht und das Ergebnis in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Zeit steht. Das wäre gerade das Übertragen städtischer Möglichkeiten, das nie in Frage kommen darf, wenn die Arbeit nicht von vornherein als dorffremd den Keim des Mißlingens in sich tragen soll.

Was wir brauchen, ist folgendes: Einige Instrumente müssen vorhanden sein, die Volks- und Feierlieder, Tänze und kleine Instrumentalstücke in einfachen Sätzen sauber spielen können, und so bei der Ausgestaltung der Dorf feiern unter geeigneter Führung mitwirken.

Ein Chor tritt hinzu, der überzeugt durch die Freudigkeit seines Singens und bei sauberster Arbeit doch in seinen ihm gesteckten Grenzen bleibt; ein Chor, der verstanden hat, daß es Lieder gibt, die am reinsten einstimmig wirken, daß manches kleine zarte Volkslied durch Vierstimmigkeit erdrückt würde, während sein Charakter

in einem zweistimmigen Satz klar hervortritt, daß ein dreistimmiger Satz dasselbe wie ein vierstimmiger sagen kann, daß es letztlich auf das Wesen des Liedes und nicht auf eine künstlerische Leistung ankommt.

Natürlich gehört eine umfangreiche Arbeit dazu, wenn auch nur diese bescheidensten Forderungen verwirklicht werden sollen. Die Chorarbeit ist an vielen Stellen seit langem im Gange und kommt allmählich auch auf die Ebene dorfeigener Arbeit. Das Instrumentalspiel aufzubauen, darum geht es in diesem Aufsatz.

### Die Instrumente

Wenn auch das Singen wegen der Unmittelbarkeit und Körperbezogenheit des mit ihm verbundenen Erlebens immer Grundlage und Beginn des musikalischen Lebens sein wird, so erfolgt doch zwangsläufig die Ausweitung zum Instrumentalen hin. Musizierfreude und also das Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten ist einer der mannigfachen Gründe dafür, die Notwendigkeit von Instrumenten zum Tanz ein anderer. Gerade bei Menschen nordischer Seelenhaltung spielt aber noch etwas anderes mit: Die Scheu davor, sich durch ein allein gefungenes Lied gleichsam seelisch zu entblößen, ringt mit dem Bedürfnis nach einer Gefühlsäußerung. Das Instrument kommt diesem entgegen. Hinter ihm verbirgt sich der Spieler und ist nicht gezwungen, sein Ich bloßzulegen.

Musizierfreude, praktische Erfordernisse und inneres Bedürfnis zusammen weisen also auf das Instrument hin und lassen das Instrumentalspiel nicht nur als wünschenswert, sondern als notwendig erscheinen.

Vor dem Aufbau der dörflichen Musikarbeit muß man sich darüber im klaren sein, welche Instrumente überhaupt nach Wesensart und Schwierigkeitsgrad in Frage kommen.

Eine Gruppe von Instrumenten scheidet nach meinen Erfahrungen so gut wie völlig aus: Die Streichinstrumente. Sie sind zu schwer erlernbar für den Durchschnitt, da die doppelte Schwierigkeit der Griff- und Bogentechnik zu bewältigen ist. Ein sauberes Zusammenspiel ist erst nach langer Übung zu erreichen. Vor allem aber sind Hände, mit denen tagüber schwere und harte Arbeit geleistet werden muß, nicht dazu geeignet, auf engstem, nicht abgegrenztem Raum Töne sauber zu greifen und sie durch lockeres Vibrato und leicht schwingende Bogenführung zu gestalten. Einzelne Begabte wird man natürlich auf Streichinstrumente hinführen können.

Die Gambe, das Streichinstrument mit Bündeln und deshalb leichter erlernbarer Technik, steht uns in ihrer Wesensart so fern, daß sie nur für den kundigen Musikliebhaber in Frage kommt.

Die Mandoline fällt wegen ihres ausländischen Akzents fort, der uns und unserer Musik nicht gemäß ist, und die Laute ihres geringen melodischen Vermögens wegen.

Anders verhält es sich mit den Blas- und Holzblasinstrumenten. Zwar bietet auch ihre Technik Schwierigkeiten, aber die Sauberkeit der Tongebung und die Möglichkeit, einfache Lieder oder Spielstücke einwandfrei zu spielen, ist schon nach wesentlich kürzerer Zeit gegeben, da die Grifftechnik sich auf festliegenden Klappen und Löchern aufbaut und anfängliche Ansatzschwierigkeiten bald überwunden werden. Allen diesen

Instrumenten ist besonders eins gemeinsam, was ihnen vor den Streich- und Zupf-instrumenten den Vorrang gibt: Ihre Tonerzeugung ist körperverbunden und dem Vorgang des Singens zu innerst verwandt, da sie sich auf dem Atem aufbaut. Trompete, Flügelhorn, Horn, Posaune kommen daher unbedingt für die Dorfmusikarbeit in Frage. Aber auch Flöte und Klarinette sind in genau demselben Maße zu bewerten.

Die Balginstrumente, die in den letzten Jahren eine große Verbreitung gefunden haben, sind auf dem Dorfe längst heimisch in Gestalt der diatonischen Ziehharmonika, die zum Tanz und teilweise auch zum Singen - nämlich bei dem einstimmigen Marsch- oder Tanzlied in Dur - unentbehrlich ist. Wie das Instrument, geht auch sein Spiel vom Vater auf den Sohn über, ohne daß es einer besonderen schulmäßigen Anleitung bedürfte. Das ist jedoch nicht der Fall bei dem chromatischen Akkordeon mit Klaviertasten, das in übertriebenem Ehrgeiz oft gekauft wird, ohne daß seine Möglichkeiten nur im entferntesten ausgenutzt werden können, da die Vorbedingungen, nämlich Kenntnis der Grundregeln der Harmonielehre und des Klavierfingersatzes, nicht vorhanden sind. Mit seiner sehr großen Klangfülle kann es außerdem viel Schaden anrichten. Nur in der Hand eines Spielers, der unterrichtsmäßig die Technik des Instruments kennengelernt hat, und in der Hauptsache als Einzelinstrument, nicht chorisches besetzt, ferner in den durch seinen Klangcharakter gesteckten Grenzen, ist es zu gebrauchen.

Letzteres gilt auch von der viel umstrittenen und verkannten Blockflöte, die in der Musikübung etwa von 1500 bis 1750 eine wichtige Rolle spielte und in der Zeit der Empfindsamkeit die Bedeutung verlieren mußte, da ihr Ton nicht biegsam und „gefühlvoll“ genug und in der Folge für die Klangmassen des modernen Orchesters nicht groß genug war. Mit der Hinwendung der jungen Generation zu der Musik der vorklassischen Zeit tauchte auch diese Instrumentenfamilie (als Sopran-, Alt-, Tenor- und Bassflöte in verschiedenen Stimmungen gebaut) wieder auf. Besonders durch die Schule kamen die verhältnismäßig billig herzustellenden Flöten zu weitester Verbreitung. Um kaum ein anderes Instrument aber hat es in ähnlichem Maße Streit über seinen Wert oder Unwert gegeben. Von dem begeisterten Liebhaber, dem es das Instrument ist, bis zu seiner völligen Ablehnung, weil es angeblich gar kein vollwertiges Instrument sei, findet man alle Meinungen vertreten. Schwierig ist es daher, das tatsächliche Bild herauszuschälen. Am ersten ist das möglich, wenn man die Grenzen der Blockflöte und damit den ihr wesensgemäßen Bereich festlegt. Dann sieht man nämlich, daß die Überschreitung dieses Bereichs der am häufigsten vorkommende Fehler ist und aus ihm das Verkennen der wahren Wirkungsmöglichkeiten entspringt.

Die Blockflöte hat einen lieblichen und zarten, dabei sehr tragfähigen Ton. Eine gewisse Starre ist ihm zu eigen, die das Instrument für die Gefühlsprache der romantischen Musik nicht geeignet erscheinen läßt. Da wir heute an die Musik der Zeit Bachs und vorher anknüpfen, an eine Musik, die noch aus der bejahten Bindung an die Gemeinschaft entsprungen ist und nichts von dem Prinzip des *L'art pour l'art* weiß, erscheint uns der Blockflötenton in seiner schlichten Zurückhaltung wieder wesens-

gemäß. Eine „Sachlichkeit“, die den Spieler nicht über und vor die Musik stellt, wird durch ihn gewährleistet.

Man kann die Blockflöte nicht mit jedem beliebigen anderen Instrument zusammen erklingen lassen. In einer Spielgruppe von zwei Geigen, Flöte, Klarinette, Trompete und Horn z. B. werden eine oder zwei Blockflöten nicht durchdringen. Wohl aber lassen sich gute Wirkungen erzielen durch satzweises Gegenüberstellen der Blockflöten mit den anderen Instrumenten. Zum Tanz im Saal, bei dem Stampfen der Stiefel auf den Dielen, ist es mit der Blockflöte schlecht bestellt. Auf der Wiese aber tragen zwei Flöten die Tanzweise weithin. Der Junge wird in seinem Drange nach Kraft und Kraftentfaltung an der Blockflöte auf die Dauer nicht Befriedigung finden. Das Mädchen aber wird von ihrer Sprache gerade beeindruckt sein. Der Hohenfriedberger Marsch auf Blockflöten gespielt, ist ein musikalischer Unsinn. Das Volkslied entspricht ihrem Wesen. Sätze aus Werken der Zeit vor Bach lassen sich verwenden, aber auch manchem Mozart-Menuett tut man durchaus nicht Gewalt an, wenn man es für Blockflöten überträgt. Eine Menge von klangvollen alten Tanz- und Saitenformen wird so lebendig. Herausgeber alter Musik sind seit langem tätig, um wertvolles Musiziergut bereitzustellen, und die bekanntesten Musikverlage haben sich in den Dienst der Sache gestellt.

Aber nicht im Historismus erschöpft sich die Literatur für Blockflöten. Die bedeutendsten Komponisten der jungen Generation haben die Verbindung mit dem Instrument aufgenommen und ihm durch wesentliche Kompositionen - keine Gelegenheitsstückchen - ihre Anerkennung gegeben. Walter Rein, Paul Höffer seien nur genannt, um zu zeigen, daß die Blockflöte überall dort, wo man sich ernsthaft mit ihr beschäftigt, über das Versuchsstadium hinaus ist und nicht mehr um Anerkennung zu ringen braucht.

Es lohnt sich unbedingt, die Blockflöte in eine ländliche Instrumentalarbeit einzubauen. Ihr Ton ist schön und charakteristisch, eine natürlich aufgebaute Griffweise erleichtert das Erlernen und verbürgt Erfolge auch bei Durchschnittsbegabungen, der Anschaffungspreis hält sich in erschwinglichen Grenzen. Man verwerte sie in ihren Bezirken, zur instrumentalen Begleitung von Volksliedern, in kleinen Spielstücken und Tänzen, und man wird Freude erleben. Man gebe sie besonders Mädchen in die Hand, und hat endlich die Möglichkeit, auch diese aktiv zu beteiligen mit einem Instrument, das ihnen voll entspricht.

### Von der Schule ins Dorf

Mit der grundsätzlichen Bejahung der dörflichen Instrumentalarbeit und mit der Wahl der Instrumente ist das Problem noch nicht gelöst. Die Durchführung der Arbeit selbst ist der schwierigste Teil.

Die Grundlage muß die Schule schaffen. Dazu ist allerdings nötig, daß die Musik aus ihrer bedeutungslosen Stellung als „technisches Fach“, die sie dort häufig einnimmt, herausgerückt wird. Trotz vieler neuer Bestrebungen ist der Unterricht doch noch oft einseitig verstandesmäßig ausgerichtet und berücksichtigt das musisch-gymnastische Element nur am Rande, so daß von einer Einheit der körperlich-seelisch-geistigen Erziehung nicht zu reden ist. Nur wenn diese vorhanden ist, dann erst

kann Musik zum Leben und Klingen kommen. Dann ist es auch im Rahmen der schwierigen Dorfschularbeit ohne weiteres möglich, im Musikunterricht nicht nur Freude an der Musik zu wecken, sondern darüber hinaus die wissensmäßigen Grundlagen zu erarbeiten, auf denen sich ein Musikleben aufbauen kann. Dazu gehören die Grundbegriffe der Notenlehre und der Formenlehre. Der Schüler braucht nicht unbedingt am Ende der Schulzeit vom Blatt zu singen, aber er muß beispielsweise die Notenschrift entziffern können, ihm müssen die Funktionen der Töne innerhalb der Tonleiter, die gebräuchlichsten Rhythmen und Taktarten, die Begriffe Dur und Moll geläufig sein. Mit dieser Grundlage kann nach der Schulzeit weitergearbeitet werden. Ohne sie ist ein lebendiges Musizieren auf die Dauer nicht möglich. Jeder, der nach der „Vogelsangmethode“ - d. h. rein gehörmäßiges Einüben ohne Noten - hat arbeiten müssen, wird das bestätigen. Anfangserfolge können darüber nicht hinwegtäuschen: Für den Leitenden nervenaufreibend, für die Spieler langweilig wird das „Einpaufen“, und bei Aufgaben, die über das rein liedmäßige Spielen hinausgehen, ist es zu Ende.

Ein lebendiger Schul-Musikunterricht wird von sich aus auf Instrumente übergreifen, und zwar vor allem auf die Blockflöte, um die Musizierfreude zu wecken und um damit dem Schüler neben dem visuellen (Note) und dem akustischen Hilfsmittel (Ton) auch die motorische Lernhilfe zu geben. Nimmt man die Arbeit der Hitlerjugend in den Fanfarenzügen des Jungvolks noch dazu, so hat man für spätere Weiterarbeit mit Blockflöten, Holzblas- oder Blasinstrumenten die denkbar besten Voraussetzungen. Mehr kann die Landschule nicht leisten, wenn sie der Gefahr einer Zerspaltung der Kräfte entgehen will. Eine Übernahme der ganzen instrumentalen Ausbildung etwa ist nicht möglich.

Die Durchführung dieser Aufgabe ginge über Können und Möglichkeiten des Landlehrers hinaus. Abgesehen davon, daß er nicht alle Instrumente beherrschen kann, welche die Jungen und Mädchen spielen möchten, ist er auch zeitlich nicht dazu in der Lage, diesen Unterricht noch zu übernehmen. Ihm obliegt vielmehr die spätere Zusammenfassung der schon Spielenden zu einer Spielgruppe, ihre weitere Förderung und ihr Einsatz bei Feiern der Dorfgemeinschaft.

Da ein Privatunterricht während der Schulzeit nur in den seltensten Fällen in Frage kommt, muß also eine Lösung für die Zeit nach der Schulentlassung gefunden werden. Welche Schwierigkeiten sich da entgegenstellen, braucht nur angedeutet zu werden. Kein Beruf nimmt den Menschen so völlig in Anspruch wie der des Bauern. Demgegenüber fordert gerade die Musik eingehende Beschäftigung mit ihrem Handwerk, wenn etwas Lebendiges wachsen soll. Es ist auch nicht damit getan, eine neue Organisation oder gar eine neue Schule aus dem Boden zu stampfen. Selbst im Winter kann der Bauer nicht seinen Jungen oder sein Mädchen nur zur Erlernung eines Instruments für einige Wochen fortschicken. Die einzige Möglichkeit ist dagegen die Ausnützung bestehender Einrichtungen, wie zum Beispiel der Bäuerlichen Werkschulen und der Musikschulen für Jugend und Volk. Wie solche Arbeit im einzelnen aufgebaut werden kann, immer unter Berücksichtigung der tatsächlichen Gegebenheiten, das soll im Rahmen eines besonderen Aufsatze gezeigt werden.

# Der Sohn

Eine Erzählung von Hanns Gottschall

Oberlehrer Olber hatte ihn Haselpeter getauft. Das war damals, als der kleine Peter durch eine Zaunlute in den Schulgarten kroch und seine geräumigen Taschen derart mit Haselnüssen anschwellen ließ, daß er sich durch die enge Lute beileibe nicht mehr hinauszwängen konnte. Also mußte eine Latte ihr Leben lassen. Das knachte und knallte, und schon hatte sich Olber auf sachten Sohlen herangeschlichen und den verdugten armen Sünder beim Schopfe gefaßt. Und jetzt knallte es noch lauter.

Seitdem waren Sommer verstrichen, vielleicht zehn oder mehr, bis sich dann an einem Tag im August, als die ersten Leiterwagen mit der Ernte eines Jahres durch das Dorf holperten, eine Stimme erhob, die lauter war als das Holpern der Wagen und das Dangeln und Sirren der Sensen. Durch die Höfe lief die Stimme, auf den Feldern stand sie auf, und die Söhne des Dorfes, arme Bauern und Häusler, hörten die Stimme, sagten etwas zu den Müttern und Mädchen und eilten dann auf das Feld, wo andere Sensen mähten.

Ich war in jenen Tagen gerade in dem Alter, da man, mit Fibel und Tafel, die ersten Schritte in ein zweites Leben tut und lesen und schreiben lernt. Wie glücklich und stolz war ich doch, als ich meinem Vater in die Ferne, die dunkel wie eine Wand vor mir stand, den ersten Gruß schreiben konnte! Wohl hatte die Mutter noch ein klein wenig nachgeholfen, aber ich trug diesen Brief recht wie einen kostbaren Schatz zur Post, drehte ihn kurz vor dem Einwurf noch oft in den Händen herum und fühlte ganz sacht mit den Fingern darüber.

Im Dorfe war es, als nach dem Korn und der Gerste nun auch der Weizen und der Hafer in die Bansen kamen, allenthalben still geworden. Und noch stiller wurde es, als das Puschweib, die alte Schindlern, ein blutigrotes Kreuz am Himmel gesehen haben wollte. Eigentlich hatte sie noch mehr gesehen, denn was nicht alles sehen die alten Weiber, aber das Kreuz genügte schon, um das Schweigen fast unerträglich zu machen. Die Gassen begannen erst wieder zu leben, und die Fenster in den gebuckten Häusern erinnerten sich, daß sie auch noch da waren, wenn die große Glocke von dem runden, ziegelroten Turme herunterhakte und die kleine dazwischenlachte, als wollte vor Freude ihr Klöppelherz zerpringen.

Mit Hurra und Hussa jagten wir dann aus dem Schulhof, der uns so gar nicht gefallen wollte. Ob es davon kommen mochte, daß er so bucklig ausah und von so viel Zäunen umhegt war, die wir nicht zusammenzählen konnten? Nun, die Glocken läuteten, und unser Lärm, der von Jubel und Juchzern begleitet war, fiel in die Stille des Dorfes, als hätten wir jenen Sieg erstritten, von dem uns Olber so viel erzählte. Ob es einzig das Wissen um den Sieg war, das unsere Herzen sauchzen machte? Weit mehr wohl war es die kindliche Freude, daß wir wieder einmal einen ganzen Vormittag, der uns so grausam lang wie die Schulbänke erschien, nicht still zu sitzen brauchten und hinter Schobern und Scheuern Soldaten spielen konnten.

Der Haselpeter schnitzte uns die Säbel. Ganz heimlich tat er das, sonst hätte er seine Mutter Barbe um eine schlaflose Nacht mehr gebracht. Er war eben anders als die anderen gleichen Alters im Dorfe, und schon längst war es Barbe ausgegangen, daß sie einem das Leben geschenkt hatte, der weiter als über den Statetenzaun zu sehen schien. Aber das stimmte nicht ganz mit der alten Gewohnheit des dörflichen Daseins überein, schon seit Haselpeters Kindheit nicht. Solange er da an Mutters Halfe hing, beteuerte und gelobte er immerzu, alles nach ihrem Willen und Wunsch zu tun: so zu sein wie die anderen und nicht anders, kaum aber war er von ihrem Schoße heruntergesprungen, hatte er auch schon irgendwelche Streiche, so harmlos sie immer sein mochten, ausgeheckt. Daran konnte selbst die großangelegte Feier seines siebenzehnten Geburtstages, in deren Verlauf der Ortspfarrer Mainl und Olber mit warmen und drohenden Worten wahrhaftig nicht kargten, nichts ändern. Und fast immer, wenn nun einer von uns Duben ein klein wenig aus der Art fiel, was bei Gott nicht zum Umstürzen war, sprang Olber, der Hüter des Oberkommenen wie seines abgeschabten Hutcs, auf die Kanzel des Ratheders, hob, als hielte er einen Rechenzahn, seinen durchsichtigen Zeigefinger und drohte uns vor, daß schon das winzigste Abweichen vom Wege der Tugend in die Fußstapfen eines Haselpeters führen könne.

Tugend? Haselpeter?

Das wollte nicht so recht in unsere Köpfe. Was hatte Olber nur gegen den Haselpeter? Hatten es ihm damals die paar Nüsse wirklich so angetan? Es waren doch noch so viel Nüsse im Garten, Birnen und Beeren und Kirschen. Zogen wir nicht die Köpfe ein, um die Hände nicht auszustrecken, und sagten wir uns nicht leise die biblische Geschichte von Adam und Eva und dem Apfel auf, damit die eiergelben Pflaumen und Pfirsiche noch gelber wurden?

Wir begriffen den alten Schulmeister nicht. Uns gefiel vieles, was uns nicht gefallen durfte. Für den Haselpeter aber hätten wir mehr als einen Garten voller Pfirsiche und wohl mehr als den Apfel aus dem Paradiese hingegeben.

Wieder einmal versuchte Olber, mit dem Rechenzahn von einem Zeigefinger auf uns einzudrohen, daß uns das Blut auszutrocknen schien wie die Tinte in den Fässern, als sich die braune breite Tür öffnete und Aller, der zweite Zeigestock, in die Klasse huschte. Ganz geheimnisvoll tat er, winkte Olber hinter die große schwarze Tafel und sprach dort recht lebhaft mit ihm. Erst nach geraumer Zeit kam Aller allein aus dem winkeligen Vestied hervor und wandte sich uns zu.

„Ihr kennt doch alle den Haselpeter?“

„Ja!“ scholl es wie aus einem Munde.

Aller stützte sich, als hielte er seinen langen schmalen Körper nicht aus, mit den Handknöcheln auf die vorderste Bank.

Er sagte, der Haselpeter sei am heutigen Vormittag, als aus noch unbekanntem Gründen am Kreuzweg die Säule scheuten, vom Heufuder gestürzt und liege im Sterben.

Ein Murmeln raunte durch die Klasse. Leid und Mitleid und Entsetzen ergriffen uns. Wir rutschten unruhig auf unseren Sigen, sahen uns an und um, und plötzlich schossen wir wie auf ein Zeichen aus den Bänken, stauten uns in der Tür und stürmten in poltern-der Hast die Treppen hinunter.

Im Nu umsäumten wir Haselpeters Lager. Seine Mutter Barbe stand wie gelähmt in einer Ecke; Nachbarinnen und Frauen aus dem Dorfe, unter ihnen auch das Puschweib,

die alte Schindlern, trösteten zwar die Unglückliche, warfen sich aber, über deren Schulter hinweg, nicht mißzuverstehende Blicke zu. Derweil lag der Haselpeter bleich und still in den bunten Rissen, als wäre er längst gestorben.

Fiel das Schweigen über uns?

Ich weiß, daß ich leise weinte und betete, und meine Schulkameraden weinten und beteten auch. Und dann lispelte einer etwas von Säbeln und Soldaten, und jetzt schluchzten wir laut in die Rockärmel hinein.

Da schlug der Haselpeter die Augen auf. Er sah uns, lächelte wie einer, der um etwas Wunderbares weiß, und schlief wieder ein.

Mit gesenkten Köpfen verließen wir die Stube. Obler kam und empfing uns, als wäre nichts vorgefallen, und wir wunderten uns.

Wie mir am nächsten Morgen meine Mutter beim Brotschneiden erzählte, soll ich in der Nacht wie niemals geträumt und immer nur Haselpeter gerufen haben.

Benommen drehte ich mich zur Seite. Das Brot wollte nicht schmecken und der Tee auch nicht. Wie bitter er war! Und draußen liefen die Zuckerrüben bis in das Dorf herein, und die Kürbenschober im Herbst waren so lang, daß man nahezu einen halben Nachmittag brauchte, um sie zu umgehen.

„Dummerl,“ lenkte meine Mutter ein, hob mich auf ihren Schoß und küßte mich wie nie zuvor.

„Ich habe so sehr Angst,“ wimmerte ich. „Er darf nicht sterben, der Haselpeter. Hörst du, Mutter? Er darf nicht sterben!“

Stürmisch und doch wie Schutz suchend umschlang ich ihren Hals.

Von nun an achtete sie mehr denn je auf mich. Und das, obwohl sie und Franziska, die Magd mit dem Mannsgeßicht, vom ersten Hahnschrei bis tief in die Nacht die Hände nicht ausruhen ließen, um die kleine Erde, die meine Heimat ist, zu hüten und zu erhalten. Aber ich sah die Mühen und Müdigkeiten der besten Mutter auf der Welt nicht, wie ein Träumer war ich, drehte, statt neben den Hocken die Halme von den Stoppeln zusammenzulesen, den Schaft des Rechens in den Boden und sah das Gewitter nicht, das drüben schon den Wald überfiel; und ein anderes Mal hochte ich, statt Holz zu schleifen, auf dem Haubloch, das Weinen saß mir in der Kehle, und ich wußte nicht, was mit mir war.

Auch als die große Glode, aus der, wie die alte Schindlern zu erzählen wußte, Kugeln gegossen werden sollten, vom Turme heruntergeholt wurde und dabei noch einmal anschlug, als verabschiedete sie sich von den Wipfeln der hochtragenden Kirchhofslinden, von den Satteldächern der Häuser und den schachbrettartigen Feldern ringsum, auch dann noch blieb ich still. Nichts wollte in mir aufschreien, ich dachte nur, ob die Glode sich wohl auch von meiner Mutter, die sie so oft zur stillen Einkehr in das Gotteshaus gerufen hatte, verabschiedete, und wohl auch von den Toten, die sie aus den Gehöften um die Lenswiese hinauf auf den Hang zur letzten Ruhe geleitet hatte. Und dann dachte ich noch, daß sie sich vielleicht auch von meinem Vater verabschiedete, und mehr noch: daß sie ihn vielleicht noch einmal wiedersehen werde, wenn er die Kugeln, die ja aus ihr gegossen werden sollten, in der Hand hielt. Doch diese Gedanken wurden rasch von einem neuen verdrängt: Hatte nicht das Puschweib erzählt, daß es an der Bachbrücke, am Waldhof und am Kreuzweg hinter dem Dorfe, wo es in der Nacht mit Steinen geschmissen haben sollte, zu spuken



aufgehört habe, als die große Glocke das erstemal vom Turme gerufen habe? Sollten jene, die ihre Seele dem Teufel versprochen hatten, wieder umgehen, der Wassermann auch, die Nachtmahr, der Jägerpeter?

Wie an jenen Abenden, an denen die alten Geschichten erzählt wurden, überkam mich ein Gruseln, und jetzt, da die Männer die Glocke wie einen blechernen Krug zerfchlugen, sprang auch etwas in mir entzwei, doch das, was mich wirklich still und traurig machte, war damit von mir nicht abgefallen. Erst als wieder einmal die kleine Glocke so recht aus innigster Seele rief und Olber von Sieg und Sehnsucht sprach, da horchte ich auf; aber ganz erwachte ich erst, als der Haselpeter am nämlichen Tage durch einen Sprung aus dem Bette den Tod verschleuchte und uns heimlich wie einmal die Säbel schnitzte. Nun war ich wieder der, der ich immer war. Wohl wußte ich nicht um die Wandlung, die es bewirkt hatte, ich glaubte aber zu ahnen, daß uns schon als Kinder bisweilen etwas anpackt, das mehr als ein Lausbubenstreich und hart wie eine Faust ist.

Weiter spielten wir hinter Schobern und Scheunen Soldaten, und der Haselpeter führte uns. Noch heute sehe ich ihn, ja manchmal will es mir scheinen, als hörte ich seine Stimme, als stände sie dicht neben mir auf: ein Ewig-Junges und doch Zwingendes ausströmend. Dann sehe ich meine früheste Jugend, sehe in Gesichter von Menschen, die nicht mehr sind, sehe Knaben, Männer und Mütter und schließe eine Weile die Augen. Und dann begibt es sich, daß ich den Haselpeter leibhaftig sehe, immer einen Schritt vor den anderen, jenen Schritt, den sie niemals aufholen werden.

Barbe hingegen konnte den einen Schritt, den er vor uns war, nicht sehen und noch weniger verstehen. Sie schalt den Haselpeter einen Nichtsnutz und schlug ihn: vor unseren Augen schlug sie den großen Jungen. Ob es wohl so fein mußte? Der Haselpeter sagte es uns nicht, er schwieg und ließ die Schläge wie etwas Unabwendbares über sich ergehen. Ein Kind war er, wenn er vor seiner Mutter stand, ganz klein erschien er: wie ein Junge, der geprügelt und gezüchtigt werden muß, doch da er schwieg und duldete, schien er uns immer größer zu werden, ja weiter zu entrücken. Wir fühlten das nur zu deutlich, aber wir waren eben zu jung, um diesem Gefühl einen Namen geben zu können, und so nahmen wir dies alles mit offenem Herzen, aber wie mit zugemachten Augen auf.

Eines Tages lief eine seltsame Kunde durch das Dorf. Die einen steckten die Köpfe zusammen, die anderen schüttelten sie ratlos, und wieder andere murmelten und murrtten.

Der Haselpeter war verschwunden, und er blieb verschwunden, alles Suchen war umsonst.

Mutter Barbe war untröstlich. Sie ging des Nachts allein in die Wälder und rief seinen Namen. Einmal traf ich sie, als ich früh in die Schule eilte. Erst jetzt kam sie den Weg vom Walde. Ich grüßte sie, obwohl ich es vorher nie getan hatte. Diesmal fuhr mir die Hand von selbst nach der Nüße, und ganz demütig sprach ich den Gruß. Machte es, weil ich eine Mutter niemals so lieben und leiden gesehen hatte?

Er werde sich gewiß nichts angetan haben, sagten die Leute zu Barbe, im Innern aber hatten sie den Haselpeter schon längst aufgegeben.

Wir Jungen glaubten nicht an die Reden der Alten, und dem Puschweib, das gestern mit der und heute mit jener Legende durch die Höfe huschte, trauten wir schon lange nicht. Sonderbar mutete uns nur das Schweigen Olbers an. In der Schule spitzten wir die Ohren und warteten Tag um Tag auf eine Erklärung oder irgendein abfälliges Urteil des Schulmeisters. Olber aber schwieg wie damals, als wir ihm davongelaufen waren, um den vom Heufuder gestürzten Haselpeter nicht sterben zu lassen.

Auch jetzt durften wir ihn nicht sterben lassen. Wir suchten ihn, erkletterten die höchsten Bäume und stiegen zuletzt verstohlen auf den Kirchturm, um bis hinter die Wälder zu sehen und bis dorthin vielleicht, wo der Himmel die Erde berührte. Weiter konnte er doch nicht sein, dachten wir, doch da uns der Himmel, je höher wir stiegen, desto weiter weglief, kamen wir zwar mit großen Augen herunter, aber dem Ziele waren wir nicht um einen Schritt nähergekommen. Die Predigten, die uns Ober alsdann über das Klettern hielt, schwiegen wir, ohne uns sichtlich den Rücken krumm zu ducken, in die Tintenfassler hinein. Dabei fiel mir etwas ein, womit ich, wie ich glaubte, das Weiterrennen des Himmels aufhalten konnte. Ich ging zu meinem Großvater auf den Kreuzhügel. Emanuel hieß der Großvater, und eine Stimme hatte er, die das Dorf erschütterte. Wenn er seine Pfeife, die er in der Hand hielt, suchte und hierbei einen Fluch ausstieß, dachten die Leute vier Dörfer weiter, daß es donnere. Und dabei war der Großvater mit seinen sechsundsechzig Jahren doch wahrlich nicht jung. Nun, ich ging zum Großvater Emanuel, sagte ihm, er solle sich einmal ärgern und mich Haselpeter schimpfen. Gottsdonner! Wie ich den Hügel herunterkam, das weiß ich heute nicht mehr, ich weiß nur, daß meine Mutter zwei Abende lang an meinem Kopf herumfliden mußte, um ihn dem Tode zu entreißen, während ich inzwischen nachdachte, wie einem nicht nur die große Lampe der Hoffnung ausgeblasen, sondern wie man dabei auch noch selber weggeblasen werden kann.

Die höchsten Bäume halfen also nicht, der Kirchturm und der gute Großvater und zuletzt auch der Bach nicht, in den wir beschriebene Blätter hineinwarfen und sie auf die Reise ins Ungewisse schickten.

So vergingen Wochen in Bangen und Warten. Die Läge liefen in den Sommer, der über dem Lande zu brüten begann, und wieder griffen braungebrannte Frauenarme nach den Sensen. Der Roggen fiel. Frauen hatten ihn gesät, und Frauen mähten ihn, und die Hocken, die aufstanden, waren wie Mütter.

Barbe war aus der Kirche gekommen. Sie hatte, wie alle Läge, der Mutter Gottes eine Kerze geopfert und für den verschollenen Haselpeter gebetet. Nun stand auch sie im Felde, aber ihre Blicke strichen über die Ähren, als suchten sie was.

Die Sonne stieg, die Grillen zirpten in den Vormittag, wie um das Sirren der Sensen zu übertönen, und der Duft, der über den Gewannen lag, schmeckte nach Brot.

Barbe mähte noch immer nicht. Warum mähte sie nicht? Ich zupfte sie an der Schürze. Sie konnte doch den Tag nicht so vertun. Und ich war gekommen, um ihr zu helfen. Abraffen wollte ich, Garben binden, die Sense bligen sehen. Und dann wollte ich auf dem langen Leiterwagen stehen und mit der Peitsche über den Rücken der Säule knallen. Wie ich mich darauf freute! Am liebsten hätte ich gleich einen Juchzer ausgestoßen, aber da erschrak ich auch schon, als ich jetzt Mutter Barbe an dem Schaft der Sense mehr hängen als sich an ihm stützen sah. Es war, als müßte sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Immer tiefer und beängstlicher bog sie sich nach vorn, die Hände glitten Stück um Stück an dem Sensenschaft herunter: wenn sie umfiel, mußte sie in die Schneide fallen. Ich weinte und wußte nicht, was ich tun sollte.

Da hallte eine Stimme weit über das Kornfeld hin.

„Mutter Barben! Mutter Barben!“

Sie hörte nichts. Die Leute auf den Feldern reckten die Hälse, das Sirren der Sensen verstummte, und für eine Weile setzten auch die Grillen aus.

„Mutter Barben!“

Noch einmal und lauter rief die Stimme. Und als die Angerufene auch jetzt nicht antwortete, bahnte sich der alte Andreas, des Dorfes Postbote, mitten durch das Kornfeld seinen Weg. Man sah nur seine Schildmütze und eine Hand, die etwas Graues über den Ahren schwenkte.

„Er lebt, so hört doch, Mutter Barben, er lebt, der Haselpeter lebt!“

„Haselpeter?“

Barbe erwachte wie aus tiefem Schläfe. Noch ein zweites und ein drittes Mal hauchte sie den Namen, dann stand der alte Andreas ganz außer Atem neben ihr. Mit zitternden Händen griff sie nach dem Brief und las.

Indessen waren alle, die auf den angrenzenden Aekern den Ruf des Alten gehört hatten, herbeigeeilt und harrten neugierig auf die erste Kunde von Haselpeter. Auch das Puschweib, dessen große Augen noch größer geworden zu sein schienen, kam herangeschlürft. Um nicht weggedrängt zu werden, klammerte ich mich an Mutter Barbens Rock. Dabei ruhten meine Augen auf ihrem zerrissenen Gesicht. Aber jetzt schien es sich zu glätten: so licht, so unsagbar hell wurde es, als wäre alles Leid, das lange Jahre in die Runzeln, die nun schon einem Kindenschorf gleichen, eingebrannt hatten, mit einem Male wie verlöscht. Ein unerklärliches Staunen erfaßte mich, und ich konnte es kaum noch erwarten, bis Mutter Barbe ein Zeichen gab. Unruhig zerknüllte ich ihren Schürzensaum.

Endlich faltete sie den Brief.

„Na?“ schmunzelte der alte Andreas, als er das seltsame Leuchten in ihren Augen sah. „Gefallen,“ sagte Mutter Barbe, „als Freiwilliger gefallen.“

\*

Das riß wie ein Blitz in mein Herz. Wohl hatte ich in dem Schreiben etwas anderes vermutet, und der Gedanke, daß der Haselpeter nicht mehr wiederkommen sollte, rüttelte an mir, aber viel tiefer traf und entsetzte es mich, daß Mutter Barbe die schreckliche Kunde aufnahm und sie hinsagte, als hätte ihr der alte Andreas eine Freudenbotschaft gebracht. Wie sie da stand und verklärten Gesichts über das sommerliche Kornfeld blickte! Das wollte mir nicht ausgehen, das konnte ich nicht begreifen. Und seit dieser Stunde haßte ich Mutter Barbe, die ich in ihren Tränen so lieben gelernt hatte, und ging ihr wie einem bösen Geist aus dem Wege.

Erst Jahre später, als ich auf einer Gedenktafel für die Gefallenen des Großen Krieges auch Haselpeters Namen fand, wußte ich um das Gesicht eines Sieges. Es drängte mich, Mutter Barbe aufzusuchen. Sie war sichtlich älter geworden, aber ihre Augen strahlten noch daselbe Leuchten wie damals im Kornfeld aus, als sie jetzt aus einer geschmückten Lade ein Bild hervorholte und sagte: „Ich habe ihn nie verstanden, den Haselpeter; wer aber für seine Heimat zu sterben weiß wie er, der kann nicht schlecht sein.“

Und sie küßte das Bild ihres Einzigen, und ich ging, ein Wunderbares mitnehmend, aus dem alten Hause, um dort, wo der Himmel die Erde berührt, nicht allein zu sein.

# — ZUCHT UND SITTE —

## Vom Blutwissen und Zuchtgedanken der Ahnen

Ein Bauernvolk, wie es die Germanen waren, das schon früh die Natur beobachtet und das Gesetzmäßige in ihrem Wirken erkannt hat, das sich diese Naturgesetze zur Grundlage seiner bäuerlichen Arbeit, der Feldbestellung, der Saat- und Tierzucht nutzbar zu machen verstand, ist auch den Naturgesetzen im menschlichen Leben früh nahegekommen und hat sie erfaßt. Der Germane erkannte ein Gesetz als über sich, über dem Menschen stehend, er erlebte das Bluterbe als eine schicksalergewaltige Macht, das Bluterbe, das als Gesamtheit der leiblichen und geistig-seelischen Veranlagungen den Menschen bestimmt und einstmals von einer göttlichen Kraft dem Urahn ins Blut gelegt worden ist. Es ist dabei ausdrücklich zu betonen, daß diese Macht des Blutes von den Ahnen voll und tief erkannt worden ist, daß sie ihr zwar Schicksalsgewalt beimäßen, sie aber nicht dem Schicksal gleich setzten, wie es eine materialistische und mechanisch-rationale Auffassung vielleicht deuten könnte. Germanisches Blutbewußtsein und germanisches Blutsdenken bedeuten mithin noch lange nicht einen germanischen, im Blutgedanken verankerten Fatalismus. Ein solcher wird durch die andere große Komponente germanischen Menschentums und seiner Weltanschauung ausgeschaltet, die sich im Glauben an eine willensmäßige Freiheit der Persönlichkeit bekundet und die die Verantwortlichkeit des Menschen an die Schwelle aller Sittlichkeit setzt.

Der Germane wußte um die Kontinuität des Blutes und um die Macht der Vererbung. Er erkannte die Eltern und Voreltern in Kind und Enkeln wieder (Enkel = der kleine Ahn). Er wußte, daß die Urgründe eines jeden in den Vorfahren zu finden sind, daß Mann und Frau nach einem wunderhaften Gesetz in ihren Kindern und Kindeskindern weiterleben. Mit der Erkennt-

nis dieses Gesetzes vom Blut und seiner Vererbung hatte er zugleich die Möglichkeit errungen, selbst bestimmend auf die Wertigkeit der Kinder einzuwirken, durch die Gattenwahl. Wir erleben, daß unsere Ahnen mit höchstem Verantwortungsgefühl vor ihren ungeborenen Nachkommen und vor ihren toten Ahnen die Ehe als eine Quelle neuen Lebens schließen, daß sie die Prüfung des Ehepartners nach dem Gesichtspunkt seines blutmäßigen Wertes vornehmen. Wir erleben an ihnen jene höchste Form wahrhafter Sittlichkeit, die sich dem Leben selbst gegenüber verantwortlich weiß, dem Leben, das in den Nachkommen Gestalt gewinnen soll.

Von dem Erbwissen der Ahnen sprechen nicht nur viele alte, bis heute erhaltene Redensarten und Sprichwörter, in den germanischen Aberglauben sind auch geradezu vergleichende Beobachtungen über Erbllichkeit äußerer und innerer Eigenschaften innerhalb der Sippen erhalten. Wir sind auf Grund vieler vorzüglicher Geschlechtergeschichten, deren Wahrheitstreue dokumentarischen Wert besitzt, in der Lage, einzelne Geschlechter durch Jahrhunderte zu verfolgen. Die Worte der germanischen Vorfahren selbst machen uns dabei auf die Erbgesetzmäßigkeit des Blutes aufmerksam. Ein Beispiel mag die germanische Erkenntnis und Kenntnis der Vererbungsgesetze durch die Generationen bezeugen.

Eines der berühmtesten Bauerngeschlechter des alten Nordens war dasjenige des Ulf, des Vaters Stallagrims und Großvaters Egil, des großen Helden und Skalden. In den Aberglauben heißt es: „Ulf hieß ein Mann, Sohn des Hjalfi und der Hallbera, der Tochter von Ulf, dem Beherzten . . . Ulf war so groß und stark, daß er nicht seinesgleichen hatte . . . Er erhielt die Würde eines Gauvorstehers, wie sie schon seine Vorfahren gehabt hatten (also aus edlem Geschlecht) und war ein mächtiger Mann. Es

heißt nun, daß Alf ein sehr tüchtiger Bauer war. Es war seine Gewohnheit, früh aufzustehen und sich um die Beschäftigung der Leute zu kümmern. Auch sah er nach den Werkstätten und besichtigte Vieh und Acker. Zuweilen besprach er sich mit denen, die seines Rates bedurften. Er konnte in allen Dingen guten Rat erteilen, denn er war sehr verständig . . ." (Er heiratete Salbsörg, die Tochter Eyvinds.) „Sie war ein stattliches und recht arbeitstüchtiges Mädchen. Alf und seine Frau hatten zwei Söhne. Der ältere hieß Thorolf, der jüngere Grim, und da sie herangewachsen, waren sie beide so große und starke Männer wie ihr Vater. Thorolf wurde ein besonders schöner und vortrefflicher Mann. Er glich den Verwandten seiner Mutter, war sehr lustig, freigebig, viel unternehmend, höchst energisch und bei allen Leuten beliebt. Grim war schwarzhaarig und häßlich. Er glich seinem Vater in äußerer Erscheinung und Gemütsart. Ein tüchtiger Landwirt war er (wie der Vater), kunstfertig in Holz- und Eisenarbeiten und ein trefflicher Handwerker . . ." Grim oder Stallagrim, d. h. Blahengrim, weil Grim schon mit 25 Jahren eine Bläse hatte, heiratet Bera, die Tochter Yngvars, aus gutem Geschlecht. „Stallagrim und Bera hatten ziemlich viele Kinder, und anfangs starben sie immer. Da bekamen sie einen Sohn, der wurde mit Wasser besprengt und Thorolf genannt. Und da er heranwuchs, war er frühzeitig gewaltig an Wuchs und sehr schön von Aussehen. Alle Leute meinten, daß er dem Sohne Alfs Thorolf (seinem Vaterbruder) sehr ähnlich sähe, nach dem er genannt war." (In der weiteren Schilderung werden an ihm die gleichen Eigenschaften gerühmt, die sein Vaterbruder besessen hatte.) „Dann bekamen Stallagrim und Bera noch einen Sohn. Er erhielt den Namen Egil. Als dieser heranwuchs, konnte man leicht beobachten, daß er sehr häßlich und gleich seinem Vater schwarzhaarig werden würde. Als er aber drei Jahre alt war, war er so groß und stark wie die anderen Knaben, die sechs oder sieben

Jahre alt waren . . ." (Die außergewöhnliche Körpergröße und Kraft ein Erbteil vom Großvater und Kennzeichen des ganzen Geschlechtes.) Egil wird einer der berühmtesten Männer des Landes, zeichnet sich aus durch manche Heldentat und große Klugheit. Wird ein hervorragender Dichter. Er heiratet Asgerd, eine Frau aus adeliger Sippe. „Egil und Asgerd hatten folgende Kinder: Bödvar, hieß der älteste Sohn, der zweite Gunnar, seine Töchter Thorgerd und Bera. Thorstein war der jüngste. Alle Kinder Egils waren vielversprechend und wohlverständlich. Bödvar, der Sohn Egils, stand damals in erster Jugendblüte. Er war ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, schön von Ansehen, groß und stark, wie es auch Thorolf und Egil einst in ihrer Jugend gewesen waren. Thorgerd war ein hübsches Mädchen und von stattlichem Wuchs, klug und sehr stolz. Als Thorsteins Egilssohn erwachsen war, war er unter allen Männern von Aussehen der schönste. Weißblond war sein Haar und glänzend sein Angesicht. Er war groß und stark, und doch glich er sonst gar nicht seinem Vater (der ja schwarz und häßlich, wie der Großvater war). Thorstein war ein verständiger, ruhiger Mann, freundlich und sehr umgänglich. Thorstein bekam Jofrid zur Gemahlin, die Tochter des Gunnar Hlifarsohn. Von Thorstein stammt ein weitverzweigtes Geschlecht ab. Viele bedeutende Männer und auch manche Stalben gingen daraus hervor. Das ist das Moorleute-Geschlecht. So nämlich nannte man alle, die von Stallagrim abstammten. Lange erhielt sich das im Geschlecht, daß die Männer stark und gewaltige Kriegsmänner waren, viele auch klugen Sinnes. Es herrschten aber auch große Verschiedenheiten in diesem Geschlecht. Denn aus ihm wurden Männer geboren, die die schönsten auf Island gewesen sind. So Thorstein Egilssohn und Ksartan Olafssohn, Thorsteins Schwestersohn, und Hall Gudmundarsohn. Auch Helga, die Schöne, die Tochter Thorsteins, stammte daher.

Margarete Schaper-Haedel

# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

Im Monat April stand die militärische Tätigkeit wieder voll im Vordergrund. Die deutsche Luftwaffe führte eine ganze Anzahl Großangriffe gegen die Zentralen der britischen Rüstungsindustrie aus. Im Rahmen der allgemeinen Schlacht im Atlantik packte die Luftflotte besonders kräftig die britischen Häfen, in erster Linie die Kriegshäfen. Großangriffe auf London wurden zur Vergeltung für die Angriffe der RAF. auf die kulturellen Stätten der Reichshauptstadt durchgeführt.

Die bewaffnete Aufklärung der Fernbomber reichte bis 2000 km westlich der Hebriden. Zusammen mit der Luftwaffe haben die deutschen Seestreitkräfte in erheblichem Umfang den britischen Schiffsraum verkleinert. Es sind im April Mengen an Schiffsraum zerstört worden, wie sie der gesamten Jahresleistung der britischen Werften auf Grund ihrer höchsten Baukapazität entsprechen. Man versteht unter diesen Umständen die Besorgnis Englands über diese Entwicklung der „Schlacht im Atlantik“.

In Nordafrika brachte der April die große Wendung. Das deutsche Afrikakorps unter General Rommel warf den englischen Widerstand bei Agadabia; am 6. April wurde Benghasi nach heftigem Kampf genommen, wobei die englischen bereits eingerichteten Behörden in dem von Wavell eroberten Gebiet eiligst ihre Pöstchen wieder räumen mußten. Nach dem Kampf von Benghasi nahm der deutsch-italienische Vormarsch wieder das Tempo des „Blitzkrieges“ an. Am 7. April fiel Derna, dann wurde Tobruk, in dem ein großer Teil der britischen Streitkräfte eingeschlossen blieb, abgeklammert und bis an die ägyptische Grenze bei Sollum vorgestoßen. Die Engländer stehen jetzt in einer Auffangstellung bei Mersah-Matruh.

### Die Entscheidung im Südosten

Die größte Entscheidung des Monats aber brachte der Kampf im Südosten. Hier war Churchill nun doch zu seinem schon im Winter

1939/40 geplanten Gedanken zurückgekehrt, durch Einbeziehung des Balkans in den Krieg die deutsche Position vom Süden her zu gefährden.

So war der Belgrader Staatsstreich vom 27. März 1941 in England mit rauschendem Jubel begrüßt worden. Jetzt habe die Stunde für die englische Gegenoffensive in den Rücken der deutschen Stellung geschlagen, die deutsche Lage sei jetzt verzweifelt, denn Deutschland sei auf einen Balkankrieg gar nicht vorbereitet. Vorsichtig hinter den Griechen gedeckt, schoben Churchill und seine Clique gut ausgerüstete Empire-Divisionen, meist Australier und Neuseeländer, durch Nordgriechenland heran.

Der deutsche Gegenstoß erfolgte blitzartig. Am 6. April überschritten die deutschen Truppen die griechische und serbische Grenze, während gleichzeitig die deutsche Luftwaffe in großartigen Angriffen die feindliche Luftwaffe zerschmetterte und die Herrschaft im Luftraum über Jugoslawien und Griechenland erkämpfte.

Wenn England gehofft hatte, die „deutschen Improvisationen“ würden schlechter sein als die sonstigen Feldzugspläne, so irrte es sich furchtbar. Der Führer setzte in zwei gewaltigen Vorstößen ein, um das feindliche Operationsgebiet in drei Teile zu zerreißen. Der eine Vorstoß ging aus Bulgarien nach Süden über den Rupel-Paß, zerbrach die Metaxaslinie, die unter Leitung des Generalfeldmarschalls List von Gebirgs- und Infanteriedivisionen gestärkt wurde, und führte am 9. April zur Eroberung von Saloniki. Alle östlich dieser großen Hafenstadt noch stehenden griechischen Truppen streckten damit die Waffen.

Gleichzeitig erfolgte aus dem bulgarischen Raum um Sofia ein Vorstoß nach Makedonien hinein. In wenigen Tagen wurde das Becken von Asküb (Skoplje) erreicht, der Wardar überschritten, die Vereinigung mit den Italienern in Albanien hergestellt und damit Jugoslawien von Griechenland und auch von dem britischen Expeditionskorps getrennt. Aus

dem nordwest-bulgarischen Raum heraus nahmen deutsche Truppen erst Niš, kämpften westlich davon in der serbischen Zentrallandschaft des Timok-Tales den serbischen Widerstand nieder, und am 12. April erreichte bereits eine kleinere Abteilung der 44. Belgrad.

Von Nordwesten und Norden stießen deutsche Streitkräfte über Marburg bis Agram vor, kämpften zusammen mit den Italienern die serbischen Truppen im Laibacher Becken nieder. Karlstadt und Warasdin wurden genommen, der serbische Befehlshaber der Nordarmee erlebte den Zusammenbruch seiner Armee. Die Ungarn rückten am 11. April ebenfalls ein. Die Trümmer des jugoslawischen Heeres wichen auf die Herzegowina zurück, kamen dort aber nicht mehr zum Halten. Man scheint in England sich eingeredet zu haben, daß es möglich sein werde, in dem sehr unwegsamen Gebirgslande einen langen Widerstand aufrechtzuerhalten. Auch die Serben mochten tatsächlich geglaubt haben, daß sie in den bosnischen Bergen, in Montenegro und Herzegowina einen für den Gegner ermüdenden Krieg lange Zeit führen und auf die Dauer „das Heldenglück“ doch wieder an ihre Fahnen fesseln könnten. Ehe sie gedacht hatten, waren sie eingekesselt. Am 16. April streckte die jugoslawische zweite Armee die Waffen in Serajewo, am 17. April fielen Mostar und Ragusa in die Hände der Italiener, Cetinje, die Hauptstadt des einstigen Montenegro, und Cattaro wurden besetzt. - Und nun streckte am 17. April die restliche jugoslawische Armee die Waffen.

Der Zusammenbruch Jugoslawiens kam in der Tat rasch. Die Kroaten, die sich im jugoslawischen Staate unglücklich fühlten, sprangen sofort ab. Am 11. April rief General Kwaternik in Agram bereits die staatliche Unabhängigkeit Kroatiens aus. Staatschef (Voglavnik) wurde Dr. Ante Pavelitsch. Der Führer und der Duce erkannten am 15. April die Selbständigkeit Kroatiens an.

Das Deutsche Reich selber schloß sich Südkärnten, Südsteiermark und Krain, Gebiete, die seit seher Bestandteile des Reiches gebildet haben, unter dem Jubel der deutschen Bevölkerung an.

Bulgarien hatte am 16. April die Beziehungen zu Jugoslawien abgebrochen, am 19. April

besetzten bulgarische Truppen eine Anzahl thrakischer, bisher griechischer und makedonischer, bisher von Jugoslawien beherrschter Gebiete. Damit ist der jugoslawische Staat beseitigt.

Der zweite Abschnitt der Kämpfe war nunmehr der Vorstoß gegen Griechenland von Südjugoslawien und Thrazien aus. Die griechische Albanienarmee geriet dabei von Anfang an in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Schamlos benahmen sich die Engländer, die sofort die inselbritischen Kontingente wegzogen, den Australiern, Griechen und Neuseeländern die Verteidigung überließen. Die Griechen kämpften verzweifelt und wirklich tapfer, konnten aber nicht verhindern, daß ihre Verteidigungsstellung zwischen Olymp und Florina am Fluß Aliakmon durchbrochen wurde; deutsche Truppen erreichten die Ebene von Thessalien, hielten am 16. April auf dem Olymp die Reichskriegsflagge, stürmten Larissa und Trikala. Der griechischen Hauptarmee in Epirus war damit der Rückzug abgeschnitten. Deutsche Truppen holten die zurückweichenden Engländer ein, nahmen Lamia und den Hafen Volos. Am 23. April streckte die eingeschlossene griechische Epirus- und Makedonienarmee die Waffen, König Georg von Griechenland flüchtete nach Kreta. Es gab innerhalb der griechischen Führung sehr heftige Auseinandersetzungen, da offenbar Ministerpräsident Koryzis den sinnlos gewordenen Kampf abbrechen wollte. Der britische Geheimdienst schaffte ihn sogleich aus dem Wege. Am 26. April wurden die britischen Truppen nach Überwindung der Thermopylenstellung bei Molos geschlagen, die Stadt Theben und die Insel Euböa durchschnitten, durch Fallschirmtruppen der Isthmus von Korinth besetzt. Am 27. April wurde Athen von den Spitzen einer deutschen Panzerdivision erreicht, der Golf von Patras von der Leibstandarte überschritten, die im Peloponnes eindrang. Unter dem dauernden Angriff der deutschen Bomber flüchteten die Engländer Hals über Kopf auf ihren Schiffen.

Inzwischen hat eine neue Schwierigkeit Großbritanniens begonnen.

#### Die Krise um den Irak

Nachdem der Irak 1930 sich von dem britischen Völkerbundsmandat freigemacht hatte,

König Faissal I. 1933 vom Secret Service durch vergifteten Kaffee in der Schweiz ermordet, König Ghazi durch einen von Engländern ins Werk gesetzten Autounfall ums Leben gekommen war, befand er sich seit langem in einer inneren schweren Auseinandersetzung. Auf der einen Seite stand der Regent Abdul Illahi, der für den sechsjährigen kleinen König Faissal II. die Regierung führte, und der langjährige Außenminister Nuri es Said, der es mit den Engländern hielt - auf der anderen Seite stand wesentlich die Armee und eine Anzahl nationalarabischer Politiker. Zu Beginn dieses Jahres war es gelungen, eine stark nationale Regierung unter Ali Rafschid el Kailani zu bilden, deren Rücktritt England dann erzwang. Das etwas farblose Kompromißkabinett von Tacha Pascha el Haschimi kam dann ins Gedränge, als Eden seinen Außenminister Tewfik Sueidi nach Kairo kommen ließ und von ihm die Abergabe der Verfügung über Heer, Zoll und Verkehr des Irak sowie ein unbegrenztes Durchmarschrecht forderte. Der Minister konnte von sich aus auf diese ungeheuerlichen englischen Forderungen nicht eingehen, als er nach Bagdad damit zurückkehrte, war zwar der Regent bereit, sie anzunehmen, aber die Regierung Tacha lehnte ab, als sie sah, daß sich die Armee entschlossen zur Wehr setzte, und trat zurück. Um einem Staatsstreich des Regenten zuvorzukommen, setzte die Armee eine Regierung unter el Kailani ein, die England gegenüber die Rechte des Irak wahrte. Darauf landeten

die Engländer in Basra. Sie erlebten gleich zuerst, daß indische Moslemtruppen zu den Irak übergingen. Die irakische Armee, zwei Infanterie- und eine Kavalleriedivision nebst mehreren Fliegerstaffeln übernahm die Flugplätze der RAF. Die Zufuhr aus dem Irak ist England bereits abgeschnitten. Britische Truppen sind von Palästina, Transjordanien und Basra aus im Anmarsch gegen den Irak. Am 5. Mai brachen die Kämpfe nunmehr offen aus, wobei sich erst zeigte, daß die englischen Garnisonen innerhalb des Irak auf dem Flugplatz Habbinja eingeschlossen sind, englische Panzerangriffe gegen das Wüstenfort Rutbah zusammenbrachen und die Engländer in Basra offenbar nicht weiterkönnen. Die Juden, die in Bagdad versucht haben, für England zu agitieren, sind von der arabischen Bevölkerung niedergemacht worden. Der tapfere Widerstand des Irak wird in allen arabischen Ländern mit hellem Jubel begrüßt.

An weiteren Ereignissen ist festzuhalten, daß in Japan eine neue Zusammenfassung der Regierung erfolgt ist; in Schanghai ist der erste Stadtrat gebildet, der nicht mehr eine englisch-amerikanische Mehrheit hat.

Spanien wehrt sich entschlossen gegen die böswillige Gerüchtemacherei, die von englischer Seite über innere Schwierigkeiten Spaniens aufgebracht worden ist; ein bedeutungsvoller Besuch des argentinischen Außenministers Guinazu in Madrid unterstrich die Zusammenarbeit der Hispanität.

HANS MERKEL

## Weltwirtschaft

### Wandlungen am Balkan

Im Monat April ist durch die Besetzung Jugoslawiens und Griechenlands der britische Einfluß vom Balkan verdrängt worden. Jugoslawien ist zerfallen. Ungarn hat die ihm geraubten fruchtbarsten Gebiete wiedererlangt. Seine Wirtschaftskraft hat sich so gesteigert. Kroatien hat sich verselbständigt und sucht durch Anlehnung an die Achse seine wirtschaftlichen Kräfte zu entfalten. Italien

hat die volle Gewalt über die Randgebiete der Adria erlangt. Bulgarien hat eine Abrundung seines Bestandes in Mazedonien erfahren. All diese Änderungen schaffen neue Wirtschaftsräume, die entwickelt und den neuen Verhältnissen angepaßt werden müssen.

### Der Tabak in der Ägäis

Gleichzeitig sind das Ägäische Meer und seine Randgebiete in den Mittelpunkt der



Betrachtung gerückt. Hier wachsen die orientalischen Zigaretten tabake. Auf die Tabakländer Bulgarien, Griechenland und die Türkei entfielen 1938 etwa 81 vH der südost-europäischen Tabakanbaufläche und 72 vH der Ernte. So betrug (1939)

	die Anbaufläche	die Ernte
in Griechenland . . . .	84 000 ha	55 600 t
Türkei (1938) . . . .	84 000 ha	34 000 t
Bulgarien . . . . .	43 000 ha	35 300 t
Ungarn . . . . .	16 000 ha	22 200 t
Jugoslawien . . . .	17 200 ha	14 700 t
Rumänien . . . . .	17 200 ha	12 300 t

Griechenland, Bulgarien und Türkei erzeugten im Jahre 1939 121 000 t. Dies entsprach zwar nur 6 vH der Welterzeugung. Doch wurden große Teile der Ernte ausgeführt. Die Hundertsätze der Ausfuhr betragen

in Griechenland . . .	86 vH
Türkei . . . . .	72 vH
Bulgarien . . . . .	92 vH der Ernte:

#### Erdöl in Vorderasien

Die wirtschaftliche Macht Englands im östlichen Mittelmeer ist ernstlich bedroht. In Irak sind britische Truppen einmarschiert, um den Besitz des Mossulöles zu sichern. Die beiden Stränge der Mossul-Olleitungen, die zum Mittelmeer gehen, haben 1938 rund 4,3 Millionen Tonnen Erdöl nach Westen geleitet. 75 vH dieser Mengen wurden nach Frankreich, 13 vH nach Großbritannien und nur 4 vH nach Italien geschafft. Von noch größerer Bedeutung sind die Erdölvorkommen in Iran. Hier ist kürzlich ein Erdölkonflikt entstanden. Der iranische Finanzminister hat dem Parlament mitgeteilt, daß die Anglo Iranian Oil Co., die die Konzession der iranischen Erdölvorkommen in Händen hat, den Konzessionsvertrag verletzt habe. Der Konzessionsvertrag von 1933 sieht eine Höchstförderung voraus. An sich hätte im vergangenen Jahr eine Menge von 14 Millionen Tonnen erreicht werden können. Tatsächlich sind aber 1939 nur 9 Millionen Tonnen gefördert worden. Worauf der Erzeugungsrückgang beruht, kann nicht einwandfrei festgestellt werden. Jedenfalls ist gegenwärtig der Weg des Erdöls vom

Persischen Golf nach dem britischen Mutterland infolge der Sperrung des Suezkanals recht weit geworden. Für den iranischen Staat entsteht durch die rückläufige Ölförderung ein erheblicher Einnahmeausfall. Denn nach dem Konzessionsvertrag soll er je Tonne Öl eine Abgabe von 4 Sh erhalten.

#### Rückgang der Welttankflotte

Durch den Krieg erleidet die Welttankflotte erhebliche Einbußen. 1939 war der Schiffsbestand

der Welttankflotte	11,4 Millionen BRT.
England . . . . .	2,92 " "
USA . . . . .	2,8 " "
Norwegen . . . . .	2,12 " "
Niederlande . . . .	0,54 " "

Nach amerikanischen Angaben sind bis Oktober 1940 75 Tanker mit 525 000 BRT. torpediert worden. Der inzwischen eingetretene Verlust wird auf etwa 45 Tanker mit rund 300 000 BRT. geschätzt. Diese Verluste würden insgesamt bereits dem vierten Teil der britischen Tankerflotte entsprechen. Jedenfalls hat die Tankerflotte der Vereinigten Staaten bereits die britische Tankerflotte überflügelt. Eine solche Kräfteverschiebung ist auch auf anderen Wirtschaftsgebieten wahrzunehmen. Nachzutragen ist, daß rund 60 vH der Welttonnage im Besitz der großen Erdölkonzerne sind. Die drei Weltkonzerne: Standard Oil, Shell und Anglo Persian Oil bereedern die knappe Hälfte des vorhandenen Tankerschiffsraums. Konzernfrei sind etwa 40 vH. Der Hauptteil dieses Schiffsraums wird von der norwegischen Flotte gestellt.

#### Die Vereinigten Staaten und Kanada

Inzwischen verstärken die Vereinigten Staaten ihren Einfluß auf Kanada. Den Vereinigten Staaten wurden durch ein jüngst unterzeichnetes Abkommen die Befestigungsanlagen des Hafens Halifax ausgeliefert. Sie erhielten außerdem das Recht, Truppen in unbegrenzter Zahl auf kanadisches Gebiet zu entsenden. Voraussichtlich wird in der Zukunft die kanadische Erzeugung in verstärktem Umfang durch amerikanisches Kapital finanziert werden. Zwar werden die Vereinigten Staaten nicht die kanadischen Weizenüberschüsse

abnehmen. Doch werden in Kanada wichtige Rohstoffe erzeugt, die auch für die Vereinigten Staaten von Wert sind. Kanada gehört zu den wichtigsten Welthandelsländern. Im Jahre 1937 betrug

	die Einfuhr in Milliarden RM	die Ausfuhr
Großbritannien . . .	11,7	6,4
Vereinigte Staaten .	7,5	8,2
Deutschland . . . . .	5,5	5,9
Frankreich . . . . .	4,3	2,4
Japan . . . . .	3,4	3,0
Belgien . . . . .	2,3	2,1
K a n a d a . . . . .	2,0	2,5
Niederlande . . . . .	2,1	1,6

Sinsichtlich der Goldherzeugung steht Kanada in der Welt an vierter Stelle nach der Südafrikanischen Union, der Sowjet-Union und den Vereinigten Staaten. In der für die Flugzeugindustrie wichtigen Aluminiumherzeugung stand es 1938 an dritter Stelle nach Deutschland und den Vereinigten Staaten. Auch in der Kupferherzeugung nahm es die dritte Stelle ein, und zwar nach den Vereinigten Staaten und Chile. In der Holz- und Zellstoffgewinnung endlich gehört Kanada zu den führenden Ländern der Erde.

#### Der Kaffee im Krieg

Je länger der Krieg dauert, um so größer

werden die Absatzschwierigkeiten der landwirtschaftlichen Absatzgebiete in Obersee. Dies gilt vor allem für Argentinien und Brasilien. Als Beispiel sei auf die Verhältnisse am Kaffeemarkt hingewiesen. Die Ausfuhr nach Europa ist stark zurückgegangen. Am 28. November 1940 wurde ein internationales Kaffeeabkommen geschlossen, das für die wichtigsten amerikanischen Erzeugerländer Ausfuhrquoten nach den Vereinigten Staaten und nach anderen Ländern festlegte. Besondere Bedeutung hat dieses Abkommen für Brasilien, das 1938 rund 60 vH der Welteinfuhr an Kaffee befriedigte. Die Welteinfuhr betrug 1938 rund 1,38 Millionen Tonnen. Hier von bezogen die Vereinigten Staaten 901 350 t und Europa 773 300 t. Besonders wichtige Abnehmer waren hier Deutschland und Frankreich. Großbritannien spielt auf dem Kaffeemarkt keine sehr erhebliche Rolle, da dort vorwiegend Tee genossen wird. Das oben erwähnte Kaffeeabkommen wird selbstverständlich keine Befreiung der Kaffeemärkte bringen. Eine solche würde nur eintreten durch ausgeglichene Erzeugungsverhältnisse in den einzelnen Ländern und durch einen ungestörten Absatz nach allen Verbrauchergebieten. Es wird aber noch geraume Zeit dauern, bis diese Voraussetzungen eintreten.

WALTHER H. HEBERT

## Die Landwirtschaft in der Welt

### Fortschreitende europäische Neuordnung

Indes die U.S.-Amerikaner in Washington eifrigst überlegen, wie sie die Anordnung in der Welt um einiges durch „Hilfe und Pacht“ vergrößern können, wächst Europa einer neuen Ordnung entgegen. Man muß tatsächlich sagen: es wächst! Denn die jüngsten Ereignisse im Südosten Europas, die sich mit einer überraschenden Schnelligkeit vollzogen haben, lagen durchaus nicht etwa im Plane der „Diktatoren“. Die Achsenmächte haben alle nur erdenklichen Anstrengungen gemacht, hier den Frieden zu erhalten. Sie verzichteten in diesem Streben großzügig sogar auf an sich naheliegende und wohl notwendige „Korrek-

turen“ dessen, was auch hier die Machthaber von Versailles einstmalig angerichtet hatten. Das ehemalige Jugoslawien hätte alle Ursache gehabt, recht vorsichtig zu sein, denn es war einer der ersten Nutznießer der sogenannten Friedensverträge von Versailles usw. Es hat nicht sollen sein! Das Schicksal erzwang auch hier den Ansatz der neuen Ordnung, die sich Europa zur Zeit gibt. Diese Ordnung wächst eben aus sich heraus.

Der serbisch-griechische Feldzug ist inzwischen beendet. Die künftigen Grenzbeziehungen stehen heute noch nicht fest, aber doch zeichnen sich bereits - gestützt auf völkische Gegebenheiten - erste Umrisse ab.

Das Reich ist an der äußeren Formgebung dieser Neuordnung bis auf eine kleine Korrektur hinsichtlich der Untersteiermark territorial uninteressiert. Dieses Gebiet wurde im „Vertrage“ von St. Germain wider Recht und Billigkeit von seinem Stammlande gerissen. Landwirtschaftlich handelt es sich um ein äußerst fruchtbares Gebiet mit überwiegend deutscher Bevölkerung. Das milde Klima fördert den Anbau von Wein und Obst, ein Garten des Reiches, der nun wieder zum Reich gehört.

Ungarische Truppen haben die fruchtbare Batschka besetzt, eine Kornkammer in des Wortes wahrster Bedeutung, auch hier die Wiedergutmachung eines Verlustes, den der Weltkrieg brachte. Die Bevölkerung setzt sich aus Ungarn, Schwaben, Kroaten, Slowaken und Serben zusammen. Die Zahl der Volksdeutschen, vorwiegend Bauern, wird auf 275 000 bis 280 000 geschätzt. Der Anteil der Volksdeutschen in Ungarn ist damit auf über eine Million angewachsen.

Die bulgarischen Truppen besetzten das Gebiet zwischen dem Ägäischen Meer und der bisherigen bulgarischen Südgrenze, begrenzt durch die beiden Flüsse Maritza und Struma, ein Gebiet von schätzungsweise 15 000 qm mit etwa 800 000 Menschen. Das Gebiet ist insofern für Bulgarien besonders wertvoll, als es diesem bauerlichen Lande neue Siedlungsmöglichkeiten eröffnet, die durch die unsinnige Grenzziehung von 1919 unterbunden waren. Nur der beste Boden dieses Gebietes wird genutzt, weil es an Bauern fehlt. Die Viehzucht hat in den vergangenen Jahrzehnten stark gelitten und dürfte deswegen besonders entwicklungsfähig sein.

Das sind einige der notwendigen territorialen Veränderungen, die sich ergeben haben. Daß weitere, z. B. im italienischen Bereiche, folgen werden oder gefolgt sind, ist sicher. Erst die Zukunft wird die endgültige Gestaltung dieses Raumes erkennen lassen.

#### Die künftige Selbstversorgung Europas

Hierzu hat H. von der Decken in den Vierteljahreshften des Instituts für Konjunkturforschung sieben eine beachtliche Untersuchung erscheinen lassen. Sie bestätigt zunächst einmal die Möglichkeit der Selbstversorgung.

Dieser rein rechnerische, natürlich auf den statistischen, und damit wirtschaftlichen Erfahrungen beruhende Nachweis ist für die künftige Entwicklung bedeutungsvoll. Denn Europa muß ganz klar das Ziel erkennen, dem es zustreben will. Zum anderen zeigt die Untersuchung die besonderen Schwierigkeiten, die zu meistern sind. In globalen Zahlen nehmen sich diese Schwierigkeiten nicht einmal so gewichtig aus.

Bei der wichtigsten Grundlage der menschlichen Ernährung, Getreide, mußte Europa (ohne Großbritannien) jährlich durchschnittlich 8 Mill. t oder rund 6% vH des Verbrauchs einführen. Bei pflanzlichen Ölen waren es 1,7 Mill. t und bei Ölkuchen 4,7 Mill. t. Fleisch, Butter, Käse und Eier wurden mehr als eingeführt, wobei man allerdings bedenken muß, daß diese Überschüsse durch überseeische Futtermittelzufuhren ermöglicht wurden. Gleichwohl besteht kein Zweifel daran, daß bei genügender Intensivierung der europäischen Landwirtschaft die Selbstversorgung durchaus erreicht werden kann. Das Reich deckt mit einer Erzeugungsläche von 42 ha je 100 Einwohner etwa 83 vH seines Bedarfes, so daß theoretisch zur vollen Selbstversorgung 51 ha benötigt würden. Dagegen verfügt man je 100 Einwohner in Südosteuropa über 80 ha, in Dänemark über 87 ha, in Frankreich, Belgien und Holland zusammen über 67 ha. Das Spiegelbild dieser Berechnungsart ist eine Gegenüberstellung europäischer Hektarerträge (Durchschnitt der letzten Jahre nach von der Decken in dz je ha):

	W Roggen	W Weizen	W Gerste	W Hafer	W Kartoffeln	W Zuckerrüben
Belgien, Dänemark, Niederlande, Das Reich, Großbritannien	21,8	29,1	28,3	25,6	191	336
Schweden, Schweiz, Finnland, Frankreich, Italien	18,7	23,0	20,6	20,1	159	315
Norwegen, Bulgarien, Ungarn, ehem. Polen	15,0	16,9	15,1	15,7	126	268
Spanien, ehem. Jugoslawien, Griechenland	10,6	11,8	12,9	10,5	90	206
Rumänien, Türkei	9,0	9,6	9,3	8,7	60	167

Aus diesen Zahlen ergeben sich bedeutende Intensivierungsreserven, die im Laufe der nächsten Jahre erschlossen werden müssen.

Die Frage, welche Vorteile Europa und seiner Landwirtschaft aus einer „Autarkisierung“ erwachsen würden, wird immer wieder gestellt. Die Antwort ist leichter, als auf den ersten Blick erscheinen mag. Erstens ergibt sich aus einer Leistungssteigerung der Landwirtschaft ihre stärkere Einschaltung in den Binnenmarkt. Bei vernünftiger Preisgestaltung müssen die landwirtschaftlichen Einnahmen steigen, so daß das Land im ganzen stärker als bisher als Käufer auftreten und demzufolge auch seine Lebenshaltung steigern kann. Zum anderen ergibt die Einsparung überseeischer Einfuhren die Möglichkeit der Einsparung industrieller Ausfuhren, die ihrerseits den nationalen Landwirtschaften zugute kommen können. Von zwei

Seiten aus gewährleistet also die Selbstversorgung eine Besserung der Lage des Landvolkes auf dem ganzen europäischen Kontinent.

Natürlich wird die Ausnützung der europäischen Intensivierungsmöglichkeiten mannigfache Schwierigkeiten und Hemmnisse zu überwinden haben. Aber in friedlicher und rücksichtsvoller Zusammenarbeit können die Völker Europas auch diese Aufgabe meistern. Die Selbstversorgung Europas brauchte keineswegs den Agraraußenhandel mit Übersee aufzuheben. Auch für diesen bleibt Raum genug, erst recht in einem Europa, in welchem mit wachsendem Wohlstande auch die Ernährungsbedürfnisse steigen. Was aber durch eine Selbstversorgung Europas fortfallen würde, ist die einseitige Abhängigkeit von fremden Kontinenten, die unweigerlich auch zu politischer Abhängigkeit führen müßte.

WALTER HORN

## Kulturpolitische Umschau

### Eine Bauernballade als Oper

Im Leipziger Neuen Theater erlebte die Oper des Komponisten Winfried Jillich „Die Windsbraut“ bei ihrer Uraufführung einen großen Theatererfolg, der viel beachtet wurde, zumal Richard Billinger den Text geschrieben hat. Billinger ist als Nachkomme einer Bauernsippe des Innviertels ein eigenartiger und fruchtbarer, wenn auch in seiner Entwicklung umstrittener Dramatiker der jüngeren Generation. Die Themen seiner Bühnendichtungen sind bäuerliche, auch seine Lyrik ist erdhast und von einer urwüchsigen Einfachheit. Man hat an den frühen Werken Billingers bemängelt, daß sie eine wirklichkeitsgetreue Darstellung bäuerlicher Menschen und Probleme mit barocken und phantastischen Zügen mischen. Dramen wie die „Rosse“ oder die „Rauhnacht“, die Komödien „Stille Gäste“ und „Lob des Landes“ haben deshalb lebhaftes für und Wider ausgelöst. In der

Tat scheinen bei keinem deutschen Dramatiker der Gegenwart die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und dem Mythisch-Elementaren so verwischt und fließend wie in Billingers Dichtungen. Seine Menschen stehen in der Bindung zu den großen Naturgewalten, oft auch in ihrem Bann, menschliche Triebhaftigkeit wird unverhüllt und zuweilen kraß dargestellt, aber diesem Ausbruch der unbeherrschten Leidenschaft steht das Bekenntnis zum einfachen bäuerlichen Menschen und seinem uralten Brauchtum gegenüber, zum Segen des ererbten Landes, zum Guten, Starken und Wurzelhaften der bäuerlichen Lebensform.

Die Fabel der Oper „Die Windsbraut“, einer Ballade Billingers nachgeformt, wurzelt fest im Bäuerlichen, gestaltet Schicksal bäuerlicher Menschen realistisch und zugleich mit einem Zug ins Märchenhafte. Eindringlich fordert der Dichter vom Bauern die Treue zum Acker. Billinger gibt seiner Dich-

tung, die alte ländliche Märchenmotive seiner Heimat verarbeitet, einen ethischen Grundzug, der einer wesentlichen Aufgabe unserer Zeit dient: der Rettung des bäuerlichen Menschen vor dem Verlust der Heimat.

Der Komponist Jizlich, der früher Billingers „Kosse“ vertont hat, gab dem balladenhaften Spiel eine musikalische Deutung, die aus der Dichtung selbst den Antrieb für eine klanghaft untermalende, romantisch blühende Tonphantasie nahm. Dichter und Komponist haben mit ihrer eindrucksvollen Leistung ein Beispiel gegeben, wie die bäuerliche Welt, in ihrer Wirklichkeit und im Schatz ihrer alten Märchen und Mythen, dem Kulturleben des ganzen Volkes als Beispiel dienen kann.

#### Die Frühjahrsausstellung der Preussischen Akademie

Reichtum und schöpferische Vielseitigkeit der Frühjahrsausstellung der Preussischen Akademie, die Mitte Mai in den Berliner Ausstellungsgeräumen eröffnet wurde, unterstreichen nachdrücklich das Bild angespannter ungeminderter Schaffenskraft unseres Volkes in seinem Entscheidungskampf um den Endsieg. Es stehen nach altem Brauch auch in diesem Jahr Kleinplastik, Aquarell und Graphik im Vordergrund, wobei die durch den Krieg gebotene natürliche Beschränkung sich vor allem für ein Gebiet der Bildhauerkunst fruchtbar ausgewirkt hat, das sonst auf den repräsentativen Ausstellungen oft nur als Beigabe empfunden wird. Der Bildner wendet sich heute nach der Bewältigung monumentaler Aufgaben, die ein Ausleben in großen und strengen Formen fordern, auch dem Portrait und kleinen Bildwerk zu, was die Kraft zur Konzentration fördert und Kunstwerke von reizvoller persönlicher Eigenart schafft. Das gilt von dem ausdrucksvollen und meisterhaft charakterisierenden Bildniskopf, den Georg Kolbe von seiner Tochter geschaffen hat, wie von einer zarten Mädchenbüste von Fritz Klimsch, von der edlen besetzten Geste einer Grabmalfigur von Paul Bronisch, vielen belebten anmutigen Klein-

plastiken, wie sie Rudolf Agricola, Fried Heuler, Lore Friedrich-Gronau, Dorothea von Philipsborn und andere Künstler geschaffen haben. Die Darstellung des menschlichen Körpers, die im schönen Ebenmaß des Leibes ein Abbild gesunder Seelenkraft sucht, gedeiht in vielen Kunstwerken zu einer hohen schöpferischen Vollendung.

Aquarell und Graphik sind durch echtes Landschaftsgefühl und ausgewogenes Farbeempfinden bestimmt, wobei zwei Sonderausstellungen das Werk von Künstlern ehren, deren Schaffen durch eine enge Lebensbindung zum Bauerntum bestimmt ist. Der innere Reichtum des bäuerlichen Altmeisters der Tiermalerei Heinrich von Jügel, dessen Gesamtwerk wir anlässlich seines Todes würdigten, wird noch einmal durch eine Sammlung seiner graphischen Blätter offenbar. Es ist die wertgetreue Sorgsamkeit eines landverbundenen Künstlers, der wie kaum ein zweiter Maler unserer Zeit die beharrliche Kraft und ruhige Überlegenheit des bäuerlichen Lebens auch im Kleinen zu schildern wußte. Wie eine landschaftsbestimmte Ergänzung zu dem Schaffen des süddeutschen Bauernsohnes Jügel begegnet uns das Werk des 75jährigen Otto H. Engel in einer eindrucksvollen Sonderausstellung, schlichte und anschauliche Schilderungen des Bauernlebens der Nordfriesschen Inseln von hoher handwerklicher Kultur. Durch eindrucksvolle Gestaltung bäuerlicher und landschaftlicher Motive prägen sich auch Bilder von Fritz Burmann, Karl Hennemann, Egon von Kameke, Willy Jaedel und Bruno Müller-Lauenburg ein, während in den Federzeichnungen A. Paul Webers uns eine graphische Begabung von genialer Sicherheit der Form begegnet, die Traum und Wirklichkeit zu einer höheren symbolischen Einheit zu verschmelzen weiß. Die politische Anlage seiner „Britischen Bilder“ ist von unübertrefflicher Schärfe und offenbart eine kämpferische Künstlerphantasie, die neben der eines Callot oder Goya bestehen kann.

# DIE BUCHWACHT

## Antike Bauerngeschichten

„Der Kenner antiken Schrifttums erwarte nicht, in diesem Büchlein etwa der antiken Hirtendichtung, dem antiken Dorfydill und dergleichen zu begegnen. Sie schildern das Bäuerlein, nicht den Bauern. Wir wollen den Bauern zu Worte kommen lassen, den Bauern indogermanisch-nordischer Art.“

Es gibt für den neuen Band der Goslarer Volksbücherei kein schöneres Lob als die Feststellung, daß die von Heinrich Mörstel gesammelten und übersetzten „Antiken Bauerngeschichten“ dieses Versprechen des Vorwortes wirklich wahr machen. Viele der wiedergegebenen Geschichten gehören in den Bereich des Märchens, der Sage und der Anekdote. Ihr historischer Zeugniswert wird dadurch nicht herabgemindert, denn in Märchen, Sage und Anekdote verdichtet sich die Anschauung eines Volkes von Sinn und Wert des Lebens, Aufgabe und Ziel menschlichen Schaffens, Recht und Pflicht zum allgemeinen Erlebnis. Diese Ausdruckskraft ist allerdings nur den Völkern zu eigen, die sich noch die Ursprünglichkeit ihrer Art bewahrt haben, und so führen uns denn auch die „Antiken Bauerngeschichten“ zurück in jene griechische und römische Frühzeit, in der sich das Nordische Bauerntum, das der Urquell auch des griechischen und römischen Volkes war, noch unverfälscht und ungebrochen behauptete.

Es ist kein Zufall, daß diese Frühzeit beide Völker als das Heldenzeitalter ihrer Geschichte empfunden haben; denn für den echten Bauern ist stete kriegerische Einsatzbereitschaft zur Verteidigung von Hof und Heimat, Sippe und Volk selbstverständlicher Ausdruck seiner artgemäßen Bodenverbundenheit. Diese Zuordnung des Schwertes zum Pfluge macht die Waffe in Bauernhand zum letzten Garant einer friedlichen Ordnung und - im Kampfe um neuen Lebensraum - zum Bahn-

brecher notwendiger Neuordnung. Auch das Schwert in Bauernhand ist ein Werkzeug des Aufbaus, nicht ein Instrument der Zerstörung.

Mit Recht betont Heinrich Mörstel in seiner Einleitung, deren treffsichere Knappheit vorbildlich ist: „Bauer sein heißt im Sinne der Nordischen Rasse nicht bloß den Acker bestellen, es heißt auch Kämpfer sein, mit der Waffe in der Hand die eigene Art und ihr Lebensrecht verteidigen, heißt im Chaos die Ordnung suchen, sie durch Sitte, Brauch und Gesetz befestigen, heißt wertvolles Leben hüten und pflegen, heißt Mensch und Tier und Pflanze und Gott eingebunden fühlen in einen ewigen Rhythmus des Lebendigen.“

Diese Erkenntnis war bestimmend für die Auswahl der „Antiken Bauerngeschichten“. Daß dieses Ausleseprinzip nichts Gefünsteltes an sich trägt, beweist die zwanglose Art, wie sich die einzelnen Geschichten zu einem natürlichen Ganzen zusammenfügen, in dem man keine der ausgewählten Geschichten missen möchte. So ist die Auswahl nicht etwa das Produkt einer modernen Bauernromantik (mit heroischem Vorzeichen im Gegensatz zu der überlebten Bauernromantik im idyllischen Gewande), sondern der lebensstreuere Spiegel Nordischen Bauerntums in altgriechischer und altrömischer Zeit. Das gibt der Auswahl ihren großen Wert, besonders auch als Hilfsmittel zur Erziehung unserer deutschen bäuerlichen Jugend.

Günther Pacyna.

Die ländliche Arbeitsverfassung im Westen und Süden des Reiches, Beiträge zur Landfluchtfrage. Herausgegeben und bearbeitet von Professor Dr. Konrad Meyer und Dr. Klaus Thiede unter Mitwirkung von Udo Froese. Kurt Vowinkel-Verlag Heidelberg - Berlin - Magdeburg, 1941. 409 Seiten, Preis geb. 15 RM.

Das vorliegende Buch stellt einen wertvollen Beitrag zur Frage der Landflucht dar. Für

Heinrich Mörstel: „Antike Bauerngeschichten“. Goslarer Volksbücherei, Bd. 6, Verlag Blut und Boden, Goslar 1940, 112 Seiten, Preis geb. 2,50 RM.

die einzelnen Landschaften Niederdeutschlands, Mitteldeutschlands, des Westens und des Alpenraumes werden von einer Reihe anerkannter Wissenschaftler die Zusammenhänge zwischen Besitz-, Betriebs- und Arbeitsverfassung aufgezeigt. Umfang und Auswirkungen der Landflucht, besonders seit der Machtübernahme, werden an eindrucksvollen Zahlenbeispielen und Schaubildern dargestellt. Daneben werden die besonderen Verhältnisse der einzelnen Landschaften eingehend geschildert. Abschließend werden jeweils die nach Auffassung des Verfassers erforderlichen Abhilfemaßnahmen erörtert. Die Darstellung beschränkt sich auf die klein- und mittelbäuerlichen Gebiete des Reiches. Das Land östlich der Elbe und Sachsen-Anhalt wurde auch im Hinblick auf die Kriegsverhältnisse nicht behandelt. Die Ergebnisse der Zählung von 1939 konnten noch nicht berücksichtigt werden. Auch war es nicht möglich, eine zusammenfassende Auswertung der Landfluchtfrage für das Reichsgebiet zu bringen.

Daß die Darstellung als Ganzes nicht immer voll einheitlich wirkt, ist im Hinblick auf die persönliche Anschauung und die Arbeiterichtung der einzelnen Verfasser verständlich. Dies ist aber kein Nachteil. Denn nur in der Zusammenschau der Mannigfaltigkeiten des Lebens lassen sich fruchtbare Erkenntnisse gewinnen. Auf die einzelnen Darstellungen kann hier aus Raumangel nicht näher eingegangen werden. Wie mannigfaltig aber die hier zu lösenden Fragen sind, wird klar, wenn etwa die Beiträge über Niedersachsen, Württemberg und Donauland miteinander verglichen werden. Die Herausgabe dieses Bandes ist vor allem auch deshalb zu begrüßen, weil gerade die mittel- und kleinbäuerlichen Gebiete des Reiches von der Landflucht besonders hart betroffen sind. Man erkennt, wie nach dem Kriege ein durchgreifender Wandel Platz greifen muß, wenn dem Bauerntum die Stellung im Volkstörper gesichert bleiben soll, die ihm nach dem Willen des Führers zukommt. Die Lösung kann nur liegen in dem Bekenntnis des deutschen Volkes zu seinem Bauerntum. Aus solchem Bekenntnis muß eine durchgreifende Verbesserung der ländlichen Besitz- und Siedlungsverhältnisse fließen und eine Abdämmung der fortschrei-

tenden Verstädtierung. Endlich werden alle politischen Maßnahmen auf die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Landvolkes abgestimmt werden müssen. Denn nur, wenn das Fundament eines Gebäudes stark und tragkräftig ist, wird auch der Abergbau Bestand haben. Das Buch ist sehr zu empfehlen.

Hans Merkel

Josef Strzygowski: „Die deutsche Nordsee“. Das Bekenntnis eines Kunsthorschers. Adolf Luser Verlag, Wien und Leipzig. 276 Seiten.

Strzygowski widmet sein neuestes Werk als ein Vermächtnis den im Felde stehenden jungen Wissenschaftlern. Das inhaltsreiche Buch geht aber nicht nur diese an. Diejenigen, die im Blutgedanken ein uraltes Erbe pflegen, das als Achse unserer Weltbetrachtung in ununterbrochener Geschlechterfolge über die germanische bis in die indogermanische Zeit der Vorfahren zurückreicht, begrüßen in Strzygowski einen Bundesgenossen, der denselben Weg miterschreitet, nur auf der geistesgeschichtlichen Bahn. Strzygowski behauptet nämlich, daß das deutsche Wesen gut nur im germanischen, und dieses wieder richtig nur im indogermanischen Wesen gebettet, verständlich und ausgerüstet sei. Er möchte das deutsche Wesen rein in seinen geistigen Wurzelkräften auf dem Germanen- bzw. Indogermanentum aufbauen, wo ja auch unsere Blutswurzeln herkommen. Den Weg wies ihm nicht die übliche Historie, die im Südband beginnt, statt im Nordland, wo eigentlich unsere Art ihre Seele bekam; vielmehr wies ihm den Weg seine Kunstforschung, vor allem die so fruchtbare vergleichende Forschung. Das Ziel ist ihm einerseits die Ausschaltung der fremdländischen Mächtegruppen, die sich um Hof, Kirche und humanistisch bestimmte Akademien sammeln, zugleich die Befreiung vom geisteswissenschaftlichen „Mittelmeerglauben“; andererseits erstrebt er bei den Deutschen das volle Erwachen der „Nordsee“, die ihre innere Kraft aus dem germanisch-indogermanischen Geisteserbe nimmt. Wer ernstlich nach dem geistigen Ahnenerbe sucht, das unserem arischen Blut zugeordnet sein muß, wird in diesem Buch viele Kostbarkeiten und überraschende Erkennt-

nisse finden. Nur am germanisch-indo-germanischen Wesen wird die deutsche Seele genesen, weil nur darin sie wieder zu sich selber findet. Das ist das Ergebnis einer unermüdbaren, jahrzehntelangen Arbeit des greisen und weise gewordenen Forschers.

Wilhelm Rinkel in

Dr. Ottilie Doll: „*Mit dem heirat'n*“. Eine Untersuchung über die bäuerliche Gattenwahl in Bayern südlich der Donau nebst anschließenden Randgebieten. 237 Seiten. Geh. 4,20 RM, Lwd. 5,20 RM. J. F. Lehmanns Verlag, München 1940.

Die Verfasserin ist Schülerin von Hans F. R. Günther. Das sagt den meisten heutigen Lesern schon sehr viel über die Grundanschauung und Zielsetzung des Buches. Es ist aber besonders erfreulich, daß gerade dieser Stoff einmal eine wissenschaftlich geschulte Bearbeiterin findet. Das Buch ist keineswegs nur von „lokalem Interesse“, sondern überall dort, wo deutsche Menschen den ewigen Grundlagen des Völklerlebens nachsinnen, wird es durch seine Nüchternheit und Warmherzigkeit pereinende Art freundliche Leser finden.

\*

Fritz Jöde: „*Unser Mutterlied*“. Ein Hausbuch für alle. 88 Seiten. Karton. 2,50 RM, Leinen 3,50 RM. Ludwig Vöggenteiler Verlag, Potsdam.

Ein gutes Buch zum Lobe der Mutter bedarf heute in Deutschland kaum der Empfehlung. Das vorliegende Buch nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als es Dichtung und Musik zu vereinigten unternimmt. Es bringt 61 Gedichte, aber nur 21 von ihnen mit Musik (Gesang, meist einstimmig; die Begleitungen sind so gehalten, daß sie in allen möglichen Hausmusikbesetzungen ausgeführt werden können). Die übrigen 40 Gedichte sprechen nur durch das Wort zu uns. Das Buch eignet sich gleicherweise zum Lesen (auch Vorlesen!) und zum Musizieren. Richard Eichenaue

Dr. Paul Krusche: „*Mensch und Scholle*“. Kartenwerk zur Geschichte und Geographie des Kulturbodens, Bd. II, Berlin. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin SW 11. 1939. 361 Karten, 206 Seiten. Preis 27,50 RM.

Auch im II. Bande seines bedeutenden Wertes gibt Dr. Krusche wiederum eine Fülle wertvollen Kartenmaterials aus 35 Ländern, dessen Studium durch ausführliche erläuternde Textbeigaben und statistische Unterlagen wesentlich erleichtert wird. Das Werk vermittelt, soweit dazu die geographische Karte imstande ist, eine plastische Vorstellung von den einzelnen Fakten. Der erste Hauptabschnitt ist der Geschichte des Kulturbodens, der zweite seiner Geographie gewidmet.

Walther Hebert

Carl Hans Wazinger: „*Die Heimkehr aus der Stadt*“. Erzählung. Adam Kraft Verlag, Karlsbad. 127 Seiten. Preis in Ganzleinen 2,20 RM.

Sie alle sind dem Boden eigen, der Bauer, die Frau, der Sohn, die Magd, der Knecht. Aber zwischen den Generationen steht eine neue Zeit, steht die Maschine, die der Alte ablehnt, die der Junge befehlt. Die Menschen sind eigenwillig, hart. Es kommt zum Bruch, der Junge geht in die Stadt. Als angesichts eines in der Magd erwachenden neuen Lebens der Bauer sich überwindet und den Sohn heimholen will, wohin er gehört: auf den Hof, zu dem künftigen Erben, hat der Tod das Leben des Sohnes zerstört. Ist alles zu Ende? Nein, ein Kind wird geboren, die Kette der Geschlechter geht weiter, weiter.

\*

Ernst Krakmann: „*Die neue Erde*“. Roman. Verlag Paul Höltnay, Wien. 451 Seiten.

Dieser Roman gehört zu den nach Thema und Durchführung kühnsten Versuchen unserer Zeit. An sich ein Siedlungsroman, und es ist nur dem Leben abgelaußt, wie ein durch die Schmach der Nation (Versailles, Inflation) fast verzweifelter Mensch, an den Ewigkeitswerten des Deutschtums genesend, seine Unraft überwindet, indem er die Scholle



bestellt und andere Menschen an sich zieht, neue Gemeinschaft erbauend und schließlich hinleitend zu dem Befreiungswerk des Führers. Aber der Verfasser setzt die Gegenwart in eine geheimnisvolle, man könnte sagen: mythische und dann doch wieder ganz natürliche Verbindung zur Vergangenheit, die sich - buchstäblich - als unvergangen erweist. Die Menschen, die jetzt, gegenwärtig, handeln und der „neuen Erde“ dienen, sie haben einst gelebt, unter anderen Namen, unter Schicksalen, die nicht zu Ende geführt werden konnten und die nun abrollen müssen, nicht dem Tode, sondern dem Licht entgegen. Die Rune weist empor, es ist die Rune des Lebens. Jene Menschen aus der Zeit der Bauernkriege sind wiedererstandend, es sind die gleichen, die wir heute finden, ja, sie erkennen sich in hellstichtigen Augenblicken wieder, und nun können sie die einst sah abgebrochene Linie ihres Wollens und Wirkens wiederaufnehmen, unter anderen Namen, doch in der im Wesen unveränderten Gestalt. Das „Gefetz, wonach sie angetreten“, hat nichts von seiner Gültigkeit verloren; das Heute bestätigt erst das Gestern . . . Ein fühner Entwurf! Ich bin gewiß, daß mancher ihn ablehnen wird - ebenso gewiß aber auch, daß andere nachdenklich den Dingen und ihrem tiefen Sinn nachgrübeln werden, indem sie in der Erzählung mehr sehen als das willkürliche Spiel dichterischer Phantasie, mindestens ein hohes Symbol unseres deutschen Schicksals. Franz Lüdtke

Es liefern ferner bei uns ein:

Aus der Reihe die Bücher der Ahnenlese  
Ahnenlese-Verlag, Berlin W 50

„Das kleine Goethe-Buch“ mit zeitgenössischen Bildern illustriert, Buchschmuck Otto Kolloff. 86 Seiten. Preis 1 RM.

Reinder Sommerburg: „Ahnen und Enkel“. Buchschmuck von Otto Kolloff. 79 Seiten. Preis 1 RM.

Gustav Freytag: „Deutscher Bauernspiegel“. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 78 Seiten. Preis 1 RM.

Hans Bodenstedt: „Das heilige Erbe“. Buchschmuck von Hans O. Wendt. 81 Seiten. Preis 1 RM.

\*

Benedikt Lochmüller: „Hans Schemm“. Deutscher Volksverlag G. m. b. H., München, 1940. 752 Seiten. Preis geb. 7,80 RM.

Prof. Alwin Seifert: „Im Zeitalter des Lebendigen“. Müller'sche Verlagshandlung, Planegg, 1941. 207 Seiten, 188 Abbildungen. Preis geb. 9 RM.

Heinrich Müller-Miny: „Die linksrheinischen Gartenbaufluren der südlichen Kölner Bucht“. R. F. Koehler Verlag, Leipzig, 1940. 64 Seiten. Preis geb. 12 RM.

Schneidemühlener Universitätsvorträge: „Grenzmarkische Forschungen“. Verlag E. Hirzel, Leipzig, 1941. 148 Seiten. Preis kart. 3 RM.

Zeitschrift für Volkskunde. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin, 1940, 108 Seiten. Preis einzeln 2 RM.

Deutschland und der Osten, Bd. 17: „Brandenburg-Preußen und die Protektanten in Polen 1640-1740“, Gotthold Rhode. Verlag E. Hirzel, Leipzig, 1941. 265 Seiten. Preis geb. 17 RM, kart. 15 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf  
Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 50, Ansbacher Straße 37; Fernruf 24 31 77. Verlag: Blat und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäderstraße 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Lintchenstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM, vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

---

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

Wirtschafts-  
eigene  
Süßholz-  
versorgung

bedingt vermehrten Anbau  
einreißreicher Süßholzpflanzen

Alle Süßholzpflanzen  
sind starke Kalizelner,  
verlangen also

starke  
**KALI**  
Düngung



## *Dieses Schild*

ist das Kennzeichen für die von LANZ beauftragten LANZ-Bulldog-Ueberwachungsstellen, die über das ganze Reich verteilt sind. Ueberall wo dieses Schild zu sehen ist, steht der LANZ-Kundendienst zur Verfügung und mit ihm Fachkräfte und Werkstätten, die für sachgemäße Ueberholung, Instandhaltung und Instandsetzung des Bulldog Gewähr bieten. Ein Abonnement der LANZ-Bulldog-Ueberwachung bewahrt den Bulldog-Besitzer durch die ständigen regelmäßigen Untersuchungen des Bulldog vor unvorhergesehenen und oft kostspieligen Betriebsstörungen, da im Entstehen begriffene Schäden sofort erkannt und leicht behoben werden.

**LANZ**  
*Bulldog-Überwachung*

BJ 2019 C

1008-1051  
D  
Wald  
Wald

# Wald



Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 2

Juli 1941

Digitized by Google Postvertrieb

# Wdral Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré  
Hauptfchriftleiter Hermann Reichle

## Inhalt

Heft 7 · 10. Jahrgang · Juli 1941

An einen Soldaten. Von Ludwig Finckh . . . . .	501	Ein Bahnbrecher rassiſchen Denkens. Zum 125. Geburtstag Gobineaus. Von Marie Adelhaid Prinzefſſin Reuß-zur Lippe . . . . .	535
Die größere Weite. Von Rupert von Schumacher . . . . .	503	Gedanken und Leitſätze aus Gobineaus Werk . . . . .	537
Ring der Geſchlechter. Gedicht von Franz Lüdtkke . . . . .	506	Das 170. Tauſend. Erkenntnis, Folge- rung und Forderung. Der Schritt in ein neues Zeitalter. Von Dr. Margarete Schaper-Haefel . . . . .	539
Ein germaniſcher Bauernkönig lenkt Europa. Von Miniſterialdirektor Dr. Friedrich Stieve . . . . .	507	Lebensgeſetz. Gedicht von Hans Bodenſtedt . . . . .	542
Akerboden Europa. Von Hans Dittmer, Referent im Auswärtigen Amt . . . . .	519	Könige. Von Rudolf G. Binding . . . . .	543
Die Inſel des Ifaros. Von Dr. Hans Lüdemann . . . . .	523	Aus „Das Heiligum der Pferde“, Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg.	
Schönheit der Scholle. Von Dr. Hans Kloſe, Direktor der Reichsſtelle für Naturschutz . . . . .	532	Die Sonnenblume. Gedicht von Hans Heyd . . . . .	546
		Die Amſchau . . . . .	547
		Die Buchwacht . . . . .	556

**Bildnachweiſe:** Das Titelbild und die Bilder zu Bindings „Könige“ ſtammen von Hein Gorno, Berlin. Sie wurden dem im Verlag Brudmann erſcheinenden Pferdebuch entnommen. Die Lichtbilder von Kreta ſind Aufnahmen von Dr. Handke, Tſhira Bilderdienst (Hannet 2) und „Weltbild“. Dr. Otto Cron photographierte die Sonnenblumen. Die Aufnahme der Plakit von Heinrich Miſfeldt ſtammt von Bruno Schuch, die Aufnahme des Gemäldes von Profeſſor Jungmanns von Weltbild-Photo. Das Bildnis Gobineaus entnahmen wir dem Corpus Imaginum der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin; die Abbildungen ſeiner Plakiten geben wir mit Erlaubnis des Verlages Erich Matthes, Hartenſtein, wieder. Die farbige Kunſtbeilage geſtaltete Erntſt Schaumann.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.  
Reichsbauernſtadt Goſlar / Bäckerſtraße 22

Vor uns steht die Aufgabe,  
das neuzeitliche Leben unserer Städte  
und unsere Technik  
in Einklang zu bringen  
mit den  
Lebensgesetzen unseres Blutes.  
Blut ohne Boden verfließt!  
Das wissen wir.  
Wir wissen auch, daß Blut  
ohne Zucht und Ahnenverantwortung  
keinen Bestand hat.  
Für uns Deutsche muß das Gesetz gelten,  
daß Blut ohne Boden  
sich auf die Dauer  
nicht lebendig zu erhalten vermag.<sub>LR</sub>

K. Walther Darré



Bernhard Marckowsky

Seldsoldat

## An einen Soldaten

„Im Felde, 20. Mai 1941.

Will Ihnen mal einige Zeilen schreiben, nicht daß Sie glauben, ich wäre bereits den Heldentod gestorben, - o nein, im Gegenteil, mir geht es sehr gut. Vor allem: immer Kopf hoch, wenn der Hals auch dreckig. So denkt der Soldat. - Nun, wie geht es Ihnen? Vor allem wünsche ich, daß Sie noch den Endsieg der deutschen Waffen miterleben; denn wenn man sich so einseht, wie Sie es in der Heimatfront tun, dann ist das bestimmt der beste Lohn." -

### Lieber Junge!

Brav, das mit Deinem Kopf und Hals! Laß sie sein, wie sie sind. - Ja, auch ich lebe noch, und ich denke wie Du. Und ich will Dir etwas sagen.

Wenn man 65 Jahre alt geworden ist, so hat man einiges hinter sich. Ihr wißt das nicht, wie das war, als wir 1919 weiterleben mußten. Manche hielten es nicht mehr aus, die Schmach. Ich erinnere mich, wie ein alter General von einer Brücke hinunter in die Elbe sprang, weil er es nicht mehr mit ansehen konnte. Aber wir standen.

Und versuchten, noch einmal neu anzufangen, ganz von vorne. Wenn wir damals die deutschen Bauern nicht gehabt hätten, und die Bauersfrauen, die immer weiterarbeiteten, so wie es ihnen der Herrgott und das Wetter befohlen, hätten wir alle verhungern können.

Aber da gab es auf großen Gütern in Deutschland viel Land, das brach lag und nicht beackert werden konnte, - aus Mangel an Arbeitskräften, obwohl die Fabriken alle stillstanden. Früher hatte man auf solchen Riesengütern landfremde Arbeiter beschäftigt, Polen, die sich als „Steger“ fühlten und immer mehr Anrecht darauf zu haben glaubten, deutsches Land zu beackern. - Da entschlossen sich junge deutsche Menschen, Studenten, Handwerker, Soldaten, freiwillig Handarbeit zu tun und auf den Gütern zu pflügen, zu säen, zu ernten und Brot zu schaffen. Sie nannten sich *Artamanen*. - Ihr Beispiel steckte an; andere kamen und halfen. Und es ging vorwärts. Ich habe davon in meinem Buch erzählt, „Urlaub von Gott“, 1928.

Denn ich glaubte daran, daß der Mensch sein Schicksal selber schmieden würde, wenn er nur wollte. -

Und einmal schrieb ich ein Buch von dem großen Astronomen Johannes Kepler, „Stern und Schicksal“, 1930. Da mußte ich alle Sternengesetze studieren, - und ich sah, daß Kepler, der den Menschen oft Horoskope zu stellen hatte, auch dem Generallieutenant Wallenstein damals, sich selber sein Horoskop nicht stellen konnte, - und auch nicht daran glaubte, an die Macht der Gestirne, obwohl die Sonne und wohl auch noch andere Sterne Strahlen ausstrahlen, die auf Pflanzen, Tiere und Menschen Einfluß haben. - Aber - das Schicksal wird nicht von Sternen bestimmt, sondern vom *Blut*!



Das hatte ich längst erkannt. Es gibt Zwillinge, zweieiige, die fast zugleich auf die Welt kommen, unmittelbar nacheinander – und dennoch ganz verschiedene Schicksale haben. Nur e i n e i g e Zwillinge, die eigentlich nur eine Person zusammen sind, haben oft ganz ähnliches Schicksal. Und wenn Du Stunde und Ort Deiner Geburt zehn verschiedenen Astrologen nennst, so stellen sie zehn verschiedene Horoskope, – abgesehen davon, daß es noch andere unentdeckte Planeten gibt als diejenigen, die sie kennen, die Strahlen ausfenden müßten.

Nicht die Geburtsstunde ist das Entscheidende für ein Schicksal, sondern die Z e u g u n g s s t u n d e. Wenn einer am 21. März geboren ist, als die Sonne aus dem Zeichen der Fische in das Zeichen des Widders trat, so war es viel wichtiger für sein Leben, daß sein Vater und seine Mutter ihn an einem schönen Sommertag im Juli zeugten, und wie sie da seelisch und leiblich beschaffen waren, – als jene zufällige Stunde der Geburt im März. Ihre Zusammensetzung, ihr Blut war entscheidend.

Ich schrieb ein Jahr darauf, 1931, ein anderes Buch, von Robert Mayer, den „G ö t t l i c h e n R u f“, und ich erzählte darin, daß dieser Mann ein unsterbliches Gesetz gefunden hatte, das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Darum geht's! Die K r a f t, die in allem steckt, die schafft's! Und sie erhält sich immer, sie verwandelt sich vielleicht, aber sie geht nie verloren: N i c h t s w i r d z u n i c h t s! – Ich sagte da: „Wen der göttliche Ruf trifft, der muß ihm folgen unablässig, und er kann nicht von ihm fort. Und wenn er ihn trifft mitten auf dem Meer, auf einem Schiff, in Ostindien, so muß er sein Bündel schnüren und ihm nachfolgen bis ans Ende der Welt. Denn der göttliche Ruf trifft nur selten auf einen Menschen zu gesegneten Zeiten, und er ist dann begnadet und fühlt es und wird zu Gott gehoben, auch wenn er im dunklen Schoß der Erde lebt.“ –

Du weißt, wen ich jetzt meine. Jeder Mensch vernimmt einmal den Ruf und muß ihm folgen, auch Du. Und Du weißt auch, wie es nachher geworden ist mit uns: mit dem Studenten Darré, mit den Bauern, mit den Arbeitern und mit dem Soldaten Hitler, den niemand kannte, – nicht aus den Sternen und Himmelszeichen, sondern aus der Kraft und dem Willen und dem Glauben. Wir haben jetzt wieder Polen bei uns zur Arbeit, aber nicht als Sieger, – sogar Franzosen und viele andere von unseren damaligen Feinden, die es sich nie hätten träumen lassen. Und Du siehst, daß alles, was wir Alten einst ausgehalten haben, anders geworden ist, – so wie wir es uns dachten und w o l l t e n. Weil wir das Gesetz von der E r h a l t u n g d e r E n e r g i e in uns hatten und danach handelten: N i c h t s w i r d z u n i c h t s!

Und darum freut es mich, Junge, daß Du mir schreibst: „Vor allem Kopf hoch, – wenn der Hals auch dreckig ist! So denkt der Soldat.“ Und der Bauer und der Arzt, der Bäcker und der Schmied, der Student und der Arbeiter und

Dein

Ludwig Finckh

## Die größere Weite

Im Alltag spiegelt sich das Wesen und Denken eines Volkes am deutlichsten. Nur am Wandel des Alltags kann man die Tiefe einer Revolution ermessen. Bewegungen, Ideen, Ereignisse, die das einfache Leben zwischen Morgen und Abend nicht berühren, bleiben Putzsch, „Pronunziamentos“, Angelegenheiten der Oberfläche. Sie bleiben außerhalb des Sinnens und Fühlens des Volkes. Geben bestenfalls Anlaß zu Festen, Arger, Rausch, Strohfeuer.

Man wundert sich bei den Feinden des Reiches, daß das deutsche Volk über seine Siege nicht in einen Taumel der Verzückung gerät. Das zeigt, daß sie uns nicht kennen und nicht die Umwälzung unserer Gedanken und Gefühle, nicht die Revolution unseres Seins begriffen haben. Narvik und Sollum, Abbeville und Kreta sind dem deutschen Volk nichts Fernes, es sind keine Begriffe ohne Inhalt. Es sind Namen und Ereignisse, die in unser Sein, in unser tägliches Denken eingingen wie die Stätten unserer engeren Heimat. Es ist nichts Einmaliges, wenn wir uns mit ihnen beschäftigen, wir leben ständig mit ihnen, wir sind mit ihnen vertraut, wie mit unserer liebsten Erinnerung. Sie sind uns Bestätigung, daß wir die Enge gesprengt haben, in die man uns zwang, zwei Jahrtausende einkerterte. Wer das versonnene Lächeln auf den Gesichtern sah, als diese Namen in unserer Geschichte aufleuchteten, der wußte um die Urgewalt, die unser Volk bewegt: Wie die kleine Wurzel, die den großen Stein über ihr sprengt und das Leben zum Licht hinausdrängt, so wächst unser Volk aus der Enge in die Weite. Narvik und Kreta, das sind nicht Blitze, grell aufleuchtend und wieder verlöschend, sondern freie befreite Atemzüge eines aus stickiger Luft entwichenen Wesens, das sind Siege des Lebens über die Enge, der Lebenskraft, über unnatürliche Schranken. Sie sind nichts Außergewöhnliches in unserem täglichen Leben, sondern sie sind der Inhalt unseres täglichen Seins geworden.

Das deutsche Volk hat in die Weite gefunden, und es hat diese Weite in sich aufgenommen. Das ist die Revolution der Seele, die angetreten ist gegen den steinernen Götzen der Materie. Weite ist Leben, und das Leben siegt.

\*

Wir waren schon immer da.

Wir sind älter und jünger als die anderen, ewiger Erneuerung entsprungenes Wesen. Tausend Jahre stieg Byzanz auf und versank, die Reiche der Kalifen kamen und gingen, Dschingis Khan blieb nur Episode, das Weltreich der Osmanen stieg brandrot im Osten auf und verlösch, die Macht der Päpste wurde groß und zerbröckelte wieder, Nationen wuchsen auf und starben, manche begründeten Staat

und Großmacht und dauerten einen Tag bis zum Abend - sie kamen und gingen, wir blieben. Der Vorfahr des Bauern, der heute seinen Pflug durch den Acker zieht, hat den gleichen Boden schon gepflügt, als die Weltmächte der Antike sich aus dem ersten Werden zur Größe rangen. Es waren Enkel dieser Geschlechter, die der versinkenden Macht dieser alten Welt mit ihrem Schwert das Grab schaufelten.

So ist es immer gewesen. Die anderen kamen und gingen, wir sind geblieben. Und alle, die zu kurzem Höhenflug in der Geschichte heraufzogen, traten gegen uns an. Weit aus Asiens Steppen suchten sie uns, und aus unserer eigenen Mitte standen sie gegen uns auf. Sie haben mit unserem Blut die Erde gedüngt und uns zuweilen sogar getöchtet. Doch das Feld haben immer wir behauptet: wir sind geblieben, die anderen sind verschwunden, versunken im Buch der Geschichte. Wir gingen über Berge und Täler, durchwateten manchen Sumpf und sonnten uns im strahlenden Glück, aber wir sind immer da, stehen wie je auf dem Boden, auf dem schon unsere Ahnen säten und ernteten. Wo sind sie geblieben, alle die, die gegen unsere Mauern rannten?

Die Zeit hat sie mit sich genommen. Wir haben die letzten Schlachten gewonnen und erleben das Wunder des Heiligen Frühlings stets aufs neue. Die Weite ewiger Dauer hat uns durch die Geschichte geführt, und sie führt uns in das ewige Morgen, wenn die anderen verlöschen.

\*

Abermacht und Not zwangen uns in unser heimliches Ich. Wem Materie und Glück das Nötige zur Befriedigung von Hunger und Dasein gaben, der forscht nicht nach seinen eigenen Kräften. Bleibt Pflanze. Manchmal erhebt ihn sogar das Glück der Sterne über andere. Uns hat das Schicksal so leichtes Sein nicht gegönnt. Vielleicht um uns zu prüfen, um des Lebens Möglichkeiten um eine neue zu bereichern. Wir wissen nicht, warum uns das Geschick auf des Geistes Golgatha trieb. Wir haben es aber still getragen und erlitten und sind den Weg gegangen, der uns vorgezeichnet wurde. Wir sind in Not gekommen und haben gearbeitet, nicht uns demütig ergeben. Die Reichtümer der Erde wurden anderen geschenkt, uns ist der karge Rest geblieben, die Natur selbst hat uns nie verwöhnt, die Gewalt hat uns immer wieder Schranken vorgelegt, aber eines konnte uns niemand rauben - die Weite des Geistes. Wer sein Leben nicht nach außen verströmen kann, der lernt nach innen zu blicken, in den eigenen Quellen zu schürfen, zu forschen. Der entdeckt die Weiten der Welt, die über der Materie stehen, lernt die Macht des Wollens und des Willens, beginnt zu sehen und zu lenken.

Man hat uns das Volk der Dichter und Denker genannt, und das Volk der Träumer gemeint. Aber aus dem einen erstand die Erkenntnis unseres faustischen Selbst, aus dem anderen erwuchs der Geist unbegrenzter Pflicht. Was wir dichteten, formte sich zum Rhythmus des Marschschritts, was wir dachten, wurde zu Stahl. Man wollte uns den Glauben an uns selbst nehmen, an unser eigenes Ich, und wir lernten mit wachen Sinnen das Denken der anderen zu erkunden. Man

nahm uns das Gute, wir erdachten Besseres, man sperrete uns hinter Beton, und wir durchbrachen die Schranken fast wie spielend mit den Waffen des Geistes, mit der Leistung des Genies und des Willens. Wir haben nichts, außer unsern kargen Boden und uns selbst, aber wir leben in der Weite des Geistes, und dorthin können die andern nicht gelangen, weil sie an das Mittelmaß des Besitzes der Fülle gefesselt sind.

Nennen wir das Ding: Ob Germanin oder die Lehre Kants oder die Strategie des kühnsten Risikos, ob die Dichtung des Faust oder die Lösung des sozialen Problems oder die Wiederentdeckung der bauerlichen Urwerte im deutschen Menschen - all das entstammt unserem inneren Reich. Ob die anderen ahnen, daß wir in der Geschichte das letzte Wort noch nicht gesprochen haben? Es muß wohl so sein, denn sonst hätten sie uns nicht Grenzen, Patente, Waffen, Glauben zu tauben versucht. Sie fürchten die Weite unseres inneren - geistigen - Reichs, denn seine Höhen werden sie nie erklimmen können, seine größere Weite gehört uns allein.

\*

Wir sind angetreten. Wir brauchen Platz zum Schaffen und Wirken. Wir nehmen die größere Weite mit grimmiger Befriedigung in uns auf. Sie ist uns Aufbruch, ist uns Stufe zur Erfüllung.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,  
 Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
 Bist alsobald und fort und fort gediehen,  
 Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.  
 So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,  
 So sagten schon Sybillen, so Propheten,  
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Wolfgang von Goethe

**Franz Lüdke**

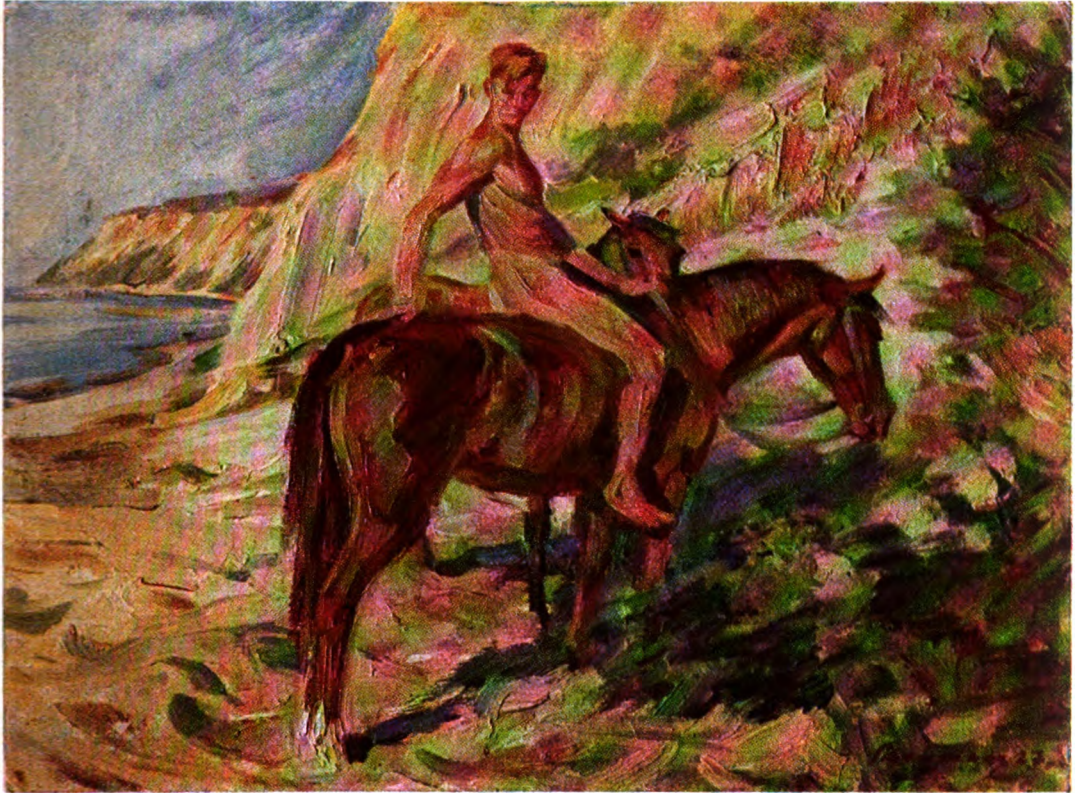
## **Ring der Geschlechter**

**S**ie warfen die Saat,  
Und die Saat war das Blut,  
Das nordische Blut ihrer Adern!  
Sie wagten die Tat,  
Und die Tat war gut,  
Und es wuchs das Werk aus den Quadern.

**N**un wuchtet der Turm,  
Der Deutschland heißt,  
Hoch in der Völker Geschichte,  
Stets stärker im Sturm,  
Von Sonne umglegt,  
Wie eine Gralsburg im Lichte.

**R**ings um uns stehn  
Die Gewesenen all,  
Geschlechter aus ehernen Zeiten;  
Doch Fahnen wehn  
Von Finne und Wall  
Noch Enkeln und Ewigkelten.

**D**enn wir selber sind Saat,  
Und die Saat ist das Blut,  
Das nordische Blut unsrer Adern,  
Und wir wagten die Tat,  
Und die Tat ist gut —  
Und es wächst das Werk aus den Quadern!



Pferdeschwemme am Meer

Nach einem Gemälde von Ernst Schaumann



## Ein germanischer Bauernkönig lenkt Europa



Theoderich der Große

Nach einer zeitgenössischen Goldmedaille

Es war in der Zeit der Völkerwanderung, als das alte Römerreich rings um das Mittelmeer zerfiel und germanische Völkerschaften von weiten Strecken seines Gebietes Besitz ergriffen; in jener Zeit also, die so oft fälschlicherweise nur als wildes Chaos und trauriger Untergang einer stolzen Kultur hingestellt wird, während sie in Wirklichkeit eine der zukunftsreichsten Entscheidungen der Geschichte war. Da gab es im Laufe der etwa 200 Jahre, die diese Entscheidung in Anspruch nahm, eine große Epoche von unvergänglichem Glanz, in der ein germanischer Bauernkönig ganz Europa lenkte und unser gesamtes Festland unter seiner Führung einte. Diese Epoche erscheint heute dem zurückblickenden Auge kurz, weil sie so ferne liegt und wieder versank, aber sie dauerte mehr als dreißig Jahre, mehr als ein Menschenalter, und ragte damals wie eine leuchtende Insel aus dem dunklen, unaufhörlich brodelnden Strom der Kämpfe und Unruhen hervor, und ihre Fortwirkung auf die europäische Entwicklung blieb für Jahrhunderte ausschlaggebend. Der Bauernkönig, von dem wir hier sprechen, war Theoderich der Große, der König der Ostgoten.

Er stammte aus einem alten vornehmen Geschlecht, das schon seit langem die oberste Leitung des ostgotischen Volkes innehatte, aus dem Geschlechte der Amaler. Bereits im 4. Jahrhundert, als alle Gruppen der Goten gemeinsam ein ausgedehntes Reich zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer gebildet hatten, befehligte ein Sproß dieses Geschlechtes, namens Ermanarich, die eine der Gruppen, eben die der Ostgoten oder Ostrogoten, wie sie eigentlich hießen, die damals im südlichen Teil des genannten Raumes wohnten, während die Westgoten oder Westgoten weiter nördlich saßen. Dann brachen Jahrzehnte der heftigsten Unruhe herein. Die Ostgoten wurden von den aus Asien heranstürmenden Hunnen unterworfen. Die Westgoten begaben sich auf die Wanderung, in deren Verlauf sie schließlich im Süden des heutigen Frankreich und in Spanien eine neue Heimat fanden. Nachdem hernach das Hunnenreich Attilas kurz nach dessen Tod auseinanderbrach, verließen auch die Ostgoten ihre bisherigen Gauen und ließen sich unter drei Amaler-Brüdern im Süden



des jetzigen Ungarn nieder. Als Sohn des einen von ihnen, namens Theodemer, wurde hier Theoderich um 455 geboren.

### Der Zug der 6000

Die erste Hälfte seines Lebens verlief überaus bewegt. Noch im Kindesalter machte er einen Einfall seines Vaters in das Reich des oströmischen Kaisers Leo mit. Er führte nach Mazedonien und endete mit einem Abkommen zwischen Leo und Theodemer, auf Grund dessen der damals achtfährige Knabe Theoderich als Geisel nach Byzanz (oder Konstantinopel) gebracht wurde. Dort am kaiserlichen Hofe, wo er wohl in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet wurde, lernte der heranwachsende Jüngling den Prunk und die Unsitte jener Welt aus nächster Nähe kennen, die sich damals bemühte, das starke Bauerntum germanischer Stämme durch List und Tücke womöglich von den eigenen Grenzen fernzuhalten, da sie zu schwach war, um ihnen mit den Waffen entgegenzutreten. Gerade in der Zeit seiner Anwesenheit in Byzanz begann Leo sich gegen den gleichfalls gotischen Befehlshaber seiner Truppen, Aspar, zu wenden, der ihm einst auf den Thron verholfen hatte und den er später ermorden ließ. Endlich aus der Gefangenschaft befreit und zum Vater zurückgekehrt, unternahm Theoderich im Jahre 470 an der Spitze von 6000 jungen Volksgenossen, die ihm „in treuer Liebe anhängen“, von Südungarn aus einen Feldzug nach Serbien, besiegte den daselbst hausenden König der Sarmaten, Babai, und eroberte dessen Hauptstadt, das jetzige Belgrad. Bald darauf begleitete er dann Theodemer wieder zusammen mit dem größten Teil des ostgotischen Volkes auf einem Marsch in das oströmische Gebiet hinein, und tief unten in Thessalien, wo der Vater starb, wurde der etwa 20jährige Amaler König. Abermals folgten nun Jahre unablässigen Ringens, bald im Dienste des neuen byzantinischen Kaisers Zeno, bald auch gegen diesen. Zuletzt aber erhob sich Theoderich, nachdem sein Hauptfeind, der Gote Theoderich Stilicho, gestorben war, zu solcher Macht, daß der oströmische Herrscher sich gezwungen sah, ihn von seinem Bereiche abzulenken. Er erteilte dem gefährlichen „Freunde“, den er zunächst mit allerhand Ehren überhäufte, den Auftrag, nach Italien zu ziehen und dort, wo kurz zuvor ein Germane mit Namen Odoaker den weströmischen Kaiser abgesetzt und sich zum Gebieter gemacht hatte, wieder Ordnung zu stiften. Zeno hoffte wohl, indem er den einen „Barbaren“ gegen den anderen ansetzte, beide zu vernichten. Er hatte sich gründlich geirrt. Denn nun fing Theoderichs Aufstieg zu höchster Höhe an.

### Der Aufstieg

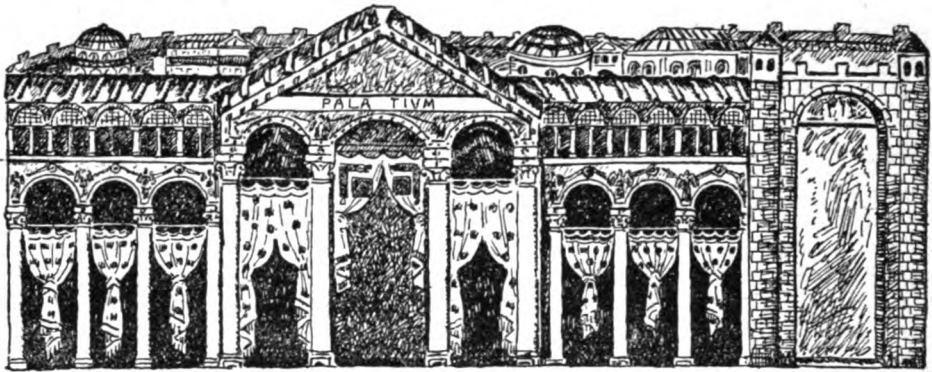
Raum war er mit dem langen Zug seiner ostgotischen Volksgenossen auf dem Wege über Belgrad und Laibach 489 nach Norditalien vorgestoßen, als er Odoaker in drei Schlachten: am Isonzo, bei Verona und an der Adda besiegte und hierauf in seiner Residenz Ravenna einschloß. Nach einer zähen Belagerung mußte sich der Gegner zur Übergabe der Stadt bereit finden und wurde vom Amaler niedergestochen. Jetzt lag diesem ganz Italien offen, und er ging sofort daran, im Innern des hart

errungenen Landes eine Leistung zu vollbringen, der nichts ähnliches in jenen Jahrhunderten der großen Zeitenwende verglichen werden kann.

Will man sich einen Begriff von dieser Leistung machen, dann muß man zunächst die Schwierigkeiten ins Auge fassen, die ihr im Wege standen. Drei Gegensätze äußerst einschneidender Art galt es zu meistern, um zu verhindern, daß ihre Auswirkungen das Zusammenleben und Gedeihen der Gesamtheit störten und schließlich untergruben: einen nationalen, einen sozialen und einen religiösen. Der nationale ergab sich aus der Zweifelhelt des Germanentums und des Römertums, des eingewanderten und des eingeborenen Volkes. Der soziale leitete sich aus der Verschiedenheit der Lebensform beider her, aus der bäuerlichen auf der einen und der städtischen auf der anderen Seite. Der religiöse endlich war dadurch begründet, daß die Ostgoten wie nahezu alle zum Christentum übergetretene Germanen dem Arianismus anhängen, der Christus als Gott nicht wesensgleich, sondern nur wesensähnlich ansah, während die Italiener unter dem höchsten Bischof von Rom Katholiken waren. Wie sollte man solche Widersprüche klären, ja sie miteinander zu einem Akkord des Daseins vereinigen? Theoderich hat das unmöglich Scheinende möglich gemacht.

### Nölkische Weltlicht

Auf nationalem Gebiete vollbrachte er das Wunderwerk, indem er Germanentum und Römertum unangetastet erhielt und jedem von ihnen ganz scharf umrissene Rechte und Pflichten zuwies, die ihrem Wesen entsprachen. Die Ostgoten übernahmen Schutz und Verteidigung des Reiches, sie bildeten weiterhin das Heer und hatten dem Ruf ihres Herrschers zu folgen, wenn Feinde zu bekämpfen waren. Die Söhne des Landes aber wurden angehalten, wie bisher die Verwaltung zu besorgen, die Geschäfte der städtischen Kommunen zu führen, den Verkehr zu pflegen und Handel zu treiben. In Rom befehlten Konsuln und Senat ihre überkommenen Vollmachten bei. So schieden sich Krieger und Beamte klar und trugen auf ihre besondere Weise zum Nutzen des Ganzen bei. Sorgfältig wurde darauf geachtet, daß die Fähigkeiten hüben wie drüben zum Wohle aller keine Einbuße erlitten. Der gleiche Herrscher, der die Errungenschaften der römischen Bildung sorgfältig zu wahren und vor dem Verfall zu hüten bestrebt war, fand es daneben nicht wünschenswert, daß seine Ostgoten Schreiben und Lesen lernten, da dies für den Mut nicht förderlich sei. Und er verhinderte eine Vermischung der zwei Nationen, indem er Ehen zwischen ihren Angehörigen verbot. Durch strenge Trennung schützte er die Eigenart seines Volkes, um es rein und stark für die ihm zufallenden Aufgaben zu erhalten. Zugleich jedoch wurde der einmal gewordenen Sonderheit des Römertums keine Gewalt angetan, damit sie der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden konnte. Im Gegenteil! Erfahrung, Einsicht und Routine, in Jahrhunderten langsam herangezogen, wurden in weitestem Maße in Betätigung und Entfaltung gefördert. Damit war die Zweifelhelt der Nationen als Tatsache anerkannt und dennoch zu einer lebendigen Gemeinschaft verbunden.



Theoderichs Palaſt. Moſaik im Mittelschiff von S. Apollinare Nuovo, Ravenna

Für die Berücksichtigung der sozialen Verschiedenheit gab es schon Beispiele bei den Westgoten und Vandalen, wo eine Aufteilung des Bodens zwischen den ursprünglichen Anwohnern und den Eroberern stattgefunden hatte. Das Nächstliegende aber war das Vorbild Odoakers, an das Theoderich auch tatsächlich anknüpfte, indem er für seine Ostgoten, wie jener es getan, ein Drittel der bestellbaren Strecken verlangte, das den römischen Grundbesitzern vor allem in Norditalien, im nördlichen Tufien und im östlichen Mittelitalien weggenommen wurde. Es erfolgte also eine nur teilweise Ansiedlung, und zwar lediglich auf dem flachen Lande. Die Städte blieben hier abermals unberührt, bloß die wichtigsten bekamen zur Sicherung Besatzungen.

Die Gefahren des religiösen Gegensatzes schließlich wurden dadurch gebannt, daß sowohl Arianer wie Katholiken völlig frei ihrer Überzeugung leben durften. Der oberste Grundsatz des Königs war: „Die Religion können wir nicht befehlen, weil niemand gezwungen werden kann, wider seinen Willen zu glauben.“ Demnach wurden die Rechte der römischen Kirche in keiner Weise geschmälert. Die Stellung des Papstes, der Bischöfe und Geistlichen Italiens blieb unangetastet, nie wurde der Versuch gemacht, die Anhänger ihres Bekenntnisses einzuengen oder gar zu verfolgen. Die gleiche Duldung wurde jedoch natürlich auch für die andere Seite in Anspruch genommen. Überall, wo es wünschenswert erschien, erstanden arianische Gotteshäuser als Mittelpunkt gotischer Gemeinden.

#### Das hohe sittliche Ziel

Das Beseinender von Germanentum und Römertum war im Staate Theoderichs zu einem durchdachten System erhoben, das trotz der kunstvollen Abgrenzung die Grundlage für eine neue, fruchtbare Einheit zu bilden vermochte. Ganz im Sinne dieser bewußt angestrebten Einheit nannte sich der Amaler selbst, an dessen Hof die Fäden aus beiden Lagern zusammenliefen, Flavius Theodericus rex, indem er dem germanischen Namen und Titel einen römischen Vornamen hinzufügte.

Wie tief und ernst der Herrscher es mit der Einheit meinte, geht aus der Art hervor, wie er die Rechtspflege regelte. Die Römer unterstanden dem römischen Recht und ihren eigenen Juristen. Die Goten erhielten besondere Grafen, die ihre Fälle nach den angestammten Gewohnheiten behandelten. Bei Streitsachen zwischen einem Römer und einem Goten aber wurden von beiden Seiten zuständige Sachkundige zugezogen. Darin sollte die unbedingte Gleichberechtigung in Erscheinung treten, und Theoderich hat seine Absichten mit unmißverständlicher Klarheit in der Bestallungsurkunde eines Gotengrafen kund getan, deren Wortlaut uns überliefert ist. Da lesen wir: „So sollen beide Völker mit göttlicher Hilfe sich süßer Ruhe erfreuen. Wissen sollt Ihr aber, daß wir mit derselben Liebe Euch alle in gleicher Weise umfassen; der jedoch wird sich unsere Gnade vor anderen gewinnen, der seine Leidenschaften zügelt und die Gesetze ehrt. Denn wir lieben nichts Widerrechtliches, frevelhafte Überhebung verabscheuen wir mit ihren Urheber. Die Gewalttätigen verdammt unsere Huld. In einer Rechtsache sollen die Gesetze entscheiden, nicht die Kräfte des Armes. Warum sollte man auch lieber zu Gewalttätigkeiten greifen, wenn erwiesenermaßen die rechtliche Entscheidung zu Gebote steht? Denn darum geben wir den Richtern ihre Einkünfte, darum erhalten wir mit mancherlei freigebigen Aufwendungen so viele Ämter, um nicht zuzulassen, daß Gehässigkeiten irgendwelcher Art unter Euch entstehen sollen. Der Wunsch nach einer einzigen Lebensgemeinschaft möge Euch erfüllen, die Ihr doch einem einzigen Reiche angehört. Jedes von beiden Völkern möge hören, was wir lieben. Wie die Römer Euch, Ihr Goten, in ihren Besitzungen Nachbarn sind, so sollen sie auch durch Nächstenliebe mit Euch verbunden sein. Ihr aber, Römer, müßt mit großem Eifer die Goten lieben, durch die im Frieden sich Eure Volkszahl mehrt, und die im Kriege den ganzen Staat verteidigen. Darum ziemt es sich für Euch, dem von uns ausersehenen Richter zu gehorchen und alle Gesetze, die er Euch zur Beachtung auferlegt, auf jede Weise zu erfüllen, auf daß Ihr Euch zugleich als Förderer unserer Herrschaft und Eures eigenen Vorteils zeigt.“

### Sieg des germanischen Bauernsinns

Die hohe sittliche Überzeugung, die uns aus solchen Worten entgegenklingt, erfüllte die gesamte Tätigkeit Theoderichs. Kaum hatte er, der Führer eines so lange zum Umherziehen gezwungenen Volkes für die Seinen eine Heimat errungen, kaum gehörte ihm das fremde Land, das, selbst ohne Willen, dahinstreichend, der Hoffnung beraubt, sein Schicksal teilnahmslos auf sich nahm, da entfachte er mit einer unerhörten Kraft und einer Umsicht ohnegleichen ringsum neues sprießendes Werden. Es war, wie wenn ein rastlos schaffender Landmann ein verödetes Feld in Angriff nimmt. Der uralte germanische Bauernsinn feierte nun in diesem Herrscher die schönsten Triumphe. Kein Gebiet des öffentlichen Lebens gab es, dem Theoderich nicht seine Fürsorge angedeihen ließ.

Der Anbau der Felder wurde in weitestem Umfang gefördert. Sümpfe verwandelten sich in Acker und Gärten. Die alten, zum großen Teil schadhafte gewordenen Wasserleitungen erstanden wieder und mußten durch eigens hierzu eingesetzte Aufseher überall in tadellosem Zustand gehalten werden. Um der Not der armen Schichten zu steuern, unterlagen die Preise für Lebensmittel einer scharfen Kontrolle. Besonders dem Wucher mit Getreide, das zu jener Zeit Großhändler aus Nordafrika einführten, wurde ein Ende bereitet. Handwerk und Gewerbe erfreuten sich sorgsamer Unterstützung. Diebstahl, Betrug und Schwindel bei Geschäften wurden mit äußerster Strenge bestraft. Die gotischen Wachen aber säuberten sämtliche Straßen von Räubern und umherlungern dem Gesindel, so daß der Verkehr sich unbehindert entwickeln konnte. Als Theoderich im Jahre 500 zum erstenmal Rom besuchte und dort vor den Toren vom Papst und den höchsten Beamten empfangen wurde, bewies er den Einwohnern der Ewigen Stadt, daß er alles zu tun gedachte, um ihr Wohl zu fördern. In einer Rede auf dem alten Forum versprach er ihnen, die Gesetze der Kaiser wahren und für ihr Glück sorgen zu wollen. Den Worten, die, in eherner Tafeln eingeritzt, auf dem Kapitol aufgestellt wurden, folgten unmittelbar auch Taten. Der Herrscher ordnete an, daß an die Darbenden jährlich 120 000 Scheffel Korn verteilt wurden. Außerdem ließ er sogleich wie in den besten Zeiten früherer Jahrhunderte Spiele und Feste veranstalten, die die Schaulust der Menge befriedigten. Der Papst, den damals ein Gegenpapst bedrohte, erlangte die Anerkennung des Königs und dadurch die Festigung seiner Stellung.

### Rom erstand zu neuem Glanz

Rom selbst schließlich wurde durch umfassende Maßnahmen dem äußeren Verfall entzissen. Auf höchsten Befehl übernahm ein Architekt die Leitung des Wiederaufbaus, für den ihm stattliche Werkstätten zur Verfügung gestellt wurden. Bald erhoben sich zahlreiche Zeugen versunkener Größe, wie der Kaiserpalast auf dem Palatin, das Theater des Pompejus, das Colosseum, der Circus maximus, Bäder und Thermen aus dem Schutt zu erneuter alter Pracht. Und ein Teil der im Lande gezahlten Weinsteuern diente zur Erhaltung des Mauerringes. Mit Recht rief ein Zeitgenosse begeistert aus: „Ich sehe, wie der Asche der Stadt neue Schönheit eingeflüßt wird, wie im Wohlstande des Staates allerwärts Paläste schimmern. Ich sehe Bauwerke vollendet, bevor ich kaum den Entwurf dazu geschaut. Sie selbst, die Mutter der Städte, Roma, verfügt sich und legt des Alters welke Glieder ab.“

So erweckte dieser Mann aus Trümmern des Gewesenen eine frische Gegenwart. So überwand er den Niedergang und verwandelte ihn in einen Aufstieg. Gleich einem Zauberstab belebte sein beherrschender Wille eine Umgebung, die bereits dem Tode geweiht war.

Und es dauerte nicht lange, da trug sein unermüdeliches Wirken die reichsten Früchte. Das umhegte und gepflegte Italien sonnte sich wohligh im Schimmer frohen Gedeihens. „Der Schatz des Staates wuchs mit dem Wachsen des Privatvermögens“ hören wir von Ennodius, dem Diakon zu Mailand. Ein anderer geistlicher Gewährsmann hebt vor allem die allgemeine Sicherheit hervor, die darin zum Ausdruck kam, daß die Städte nachts ihre Tore nicht mehr zu schließen

brauchten und jedermann zu so später Stunde, wie er nur wollte, seinen Geschäften genau wie am Tage nachgehen konnte. Darum sei die Kaufmannschaft aus allen Gegenden zusammengeströmt. Indem aber die Daseinsbedingungen breiter Schichten sich besserten, gab es auch wieder überschüssige Kraft und Muße für geistige und künstlerische Betätigung. Goten und Römer wetteiferten darin miteinander. Während die ersteren vor allem theologische Schriften in ihre Sprache übersetzen und getreu der bekannten germanischen Handfertigkeit, reiche Schmuckgegenstände und prächtig verzierte Waffen herstellten, befaßten sich die letzteren damit, die stolzen Schätze, die ihnen ihre Abergläubigkeit herüberreichete, in Neubearbeitungen alter Werke zu frischer Wirkung auferstehen zu lassen. Ein Gelehrter, wie der römische Senator Symmachus, der die Universität der Zentrale beaufsichtigte, schrieb eine Geschichte seines Volkes und veranlaßte neue Ausgaben der berühmten früheren Schriftsteller. Der Philosoph Boethius schuf ein für Jahrhunderte gültiges Handbuch der Logik des Aristoteles und verfaßte Arbeiten über Fragen der christlichen Lehre, die bis tief ins Mittelalter hinein bedeutenden Einfluß ausübten. Man könnte noch viele Namen nennen, deren Träger in ähnlicher Richtung tätig waren, sie schufen nicht eigentlich Eigenes, sie blickten rückwärts, sie waren Epigonen, aber sie vollzogen auf geistigem Felde das gleiche, was Theoderich in der Welt der Erscheinung vor ihren Augen vollziehen ließ: die Wiedererweckung einer großen Vergangenheit. Und indem das ferne Gestern zu einer lebendigen Macht wurde, indem es aus dem Grabe aufstand und seine ewige Geltung bewies, erfüllte es das Heute mit Glanz und Zuversicht und schenkte ihm den Glauben an Bestand. Rom, so hieß es, war wieder „die Glückliche“, und man sprach mit Dankbarkeit und Begeisterung von einer „goldenen Zeit“.

### Germanische Staatskunst

Die hier angedeuteten Leistungen des Amalers waren allein schon einzigartig genug, um ihm den ersten Platz unter allen führenden Persönlichkeiten seines Jahrhunderts zu sichern. Aber sein außerordentlicher Gestaltungsdrang, kraft dessen er es vermochte, aus dem eroberten Lande Italien ein wirkliches, von Daseinsfülle durchströmtes Reich zu bilden, befähigte ihn zu noch weit kühneren Taten, die schließlich in der Leitung nahezu der gesamten germanischen Welt von damals und damit zugleich fast ganz Europas gipfelten. Er war ja nun in das Herz der westlichen Hälfte des einstigen Imperiums vorgedrungen, und indem er dieses Herz erneut zum Schlagen brachte, erkannte er sofort die ungeheuren Möglichkeiten, die ihm die allgemeine Lage seiner Zeit bot. Nahm er nicht die Mitte in einem Kreis von jungen germanischen Machtgebilden ein, die damals in Gallien, in Spanien und in Nordafrika neu entstanden waren? Was sich aus dieser einfachen Tatsache an Ansätzen zu Verbindungen und Einwirkungen ergab, muß er sehr früh bereits durchschaut haben. Denn er schlug von Anfang an seinen Hauptsitz im Norden der Halbinsel auf. Seine Residenz blieb Ravenna. Daneben baute er Verona besonders aus und ließ auch noch anderen Städten der Po-Ebene seine Fürsorge angedeihen. Das geschah nicht nur, weil dies Gebiet für den Schutz Italiens vor Einfällen von außen her das wichtigste war, sondern daneben, weil Theoderichs Gesicht, dem germanischen

Norden zugewandt, dort vor allem die Wege entdeckte, um einem in den letzten Jahrzehnten scheinbar willkürlich gewordenen Umschwung das Gesetz einer höheren Ordnung vorzuschreiben, dem Fließen und Werden Halt zu gebieten und seinem bisherigen Ergebnis Dauer zu verleihen. Alles, was wir von Theoderichs Außenpolitik erfahren, spricht mit unwiderleglicher Deutlichkeit dafür, daß er ein solches Ziel ganz bewußt anstrebte. Rom, das einstige mittelmeerumspannende Rom, hatte sich in Gestalt des noch selbständigen Byzanz nach dem asiatischen Vorwerk und dessen unmittelbarer Umgebung zurückgezogen. Jetzt sollte Germanien den eigentlich europäischen Rumpf in Anspruch nehmen und dort von sich aus den imperialen Gedanken verwirklichen. Dazu war nur nötig, daß es sich untereinander einigte, daß die einzelnen Gruppen ihre Gemeinschaft empfanden und daß einer, ein Stärkster, die Fäden dieser Gemeinschaft lenkend in der Hand hielt. Die Idee war ungemein hochfliegend, denn sie bedeutete den gewagten Versuch, der gewaltigen, noch immer im Gang befindlichen Bewegung der Völkerwanderung eine feste Form abzurufen. Dennoch gelang es dem Gotenkönig, wenigstens für ein Menschenalter, sie durchzuführen und damit eine frühe germanische Epoche Europas ins Leben zu rufen. Das war ein Vorgang von einmaliger Größe, der, wenn auch zeitlich begrenzt, der Geschichte unseres Erdteiles angehört und als solcher niemals in Vergessenheit geraten sollte. Legt er doch ein unvergängliches Zeugnis ab von der genialen Schöpferkraft eines Helden unseres Blutes aus jener frühen Zeit.

### Kluger Außenpolitik

Wenn wir die karglichen Nachrichten über Theoderichs Wirken nach außen hin zusammentragen, dann können wir ihnen zunächst das Folgende entnehmen: Er knüpfte zu allen Gebietern der umliegenden germanischen Reiche die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen an. Ganz am Anfang, schon im Jahre 493, hatte er dem außer ihm bedeutendsten Mann, dem Frankenkönig Chlodowech, die Hand gereicht, indem er dessen Schwester Andefleda heiratete. Dieser Fürst war, seitdem er im Herzen Galliens das letzte Bollwerk römischer Teilherrschaft unter Syagrius bezwungen hatte, in gewaltigem Aufschwung begriffen und bedeutete daher eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den Bestand der damaligen Verhältnisse. Darum bemühte sich Theoderich, weitblickend, wie er war, von vornherein darum, Einfluß auf ihn zu gewinnen, und er erreichte es später auch, daß Clodowech, der die am Oberrhein sitzenden Alemannen bezwungen hatte, die Unterlegenen schonete. In einem Schreiben, dessen Text wir kennen, ermahnte er den Sieger: „Laß es Dir genügen, daß der König (der Alemannen) mit der Blüte seines Volkes gefallen ist, laß es Dir genügen, daß der starke Stamm zum Teil Deinem Schwerte erlegen und zum Teil Dir dienstbar geworden ist. Denn, wenn Du mit dem Reste noch weiter kämpfst, dann darfst Du nicht glauben, endgültig alle überwunden zu haben. Nimm einen Rat an von einem, der in diesen Dingen eine große Erfahrung hat: Alle Kriege, die mit Mäßigung beendet wurden, hatten für mich ein günstiges Ergebnis. Wer nämlich immer Maß zu halten versteht, siegt immer; und ein erfreuliches Gelingen wird denen besichert, die nicht in übertriebener Strenge erstarren. Gib

also in Milde unserem Geiste nach, weil doch die Freundschaft dem Beispiele des Freundes zu folgen pflegt. Damit erfüllst Du auch unsere Bitten und brauchst Dir keine Sorgen über unser Verhalten zu machen." Doch der Amaler wußte zugleich, daß nur Gewalt der Gewalt Schranken zu ziehen vermag, und er unterließ es daher nicht, seine eigene Geltung im größten Umfang zu erweitern. Deshalb gab er seine eine Tochter, Thiudigotho, dem König der Westgoten, Marich II., und seine andere, Ostrogotho, dem Thronfolger in Burgund, Sigismund, zur Frau. Dem Beherrscher von Thüringen, Herminasfrid, sandte er seine Nichte Amalaberga als Gattin. Und schließlich verpflichtete er sich auch dem König der Vandalen, Thrusamund, indem er ihn mit seiner Schwester Amalafrida verheiratete. Wenn wir hören, daß er hierbei dem neuen Schwager die Festung Lilybäum auf Sizilien schenkte, zugleich jedoch 6000 gotische Krieger als Ehrenwache Amalafridas nach Nordafrika einschiffen ließ, dann verstehen wir, mit welchem Geschick er Entgegenkommen und nachhaltigen Druck zu paaren wußte. Denn diese äußerst starke Ehrenwache der Gemahlin war doch sicher zur Überwachung des Gemahls bestimmt.

Die gesamte Bündnispolitik des Amalers stellte - das fränkische und das vandalsche Beispiel beweisen das - den Sieg seines erfolgreichen Strebens nach der höchsten Führung in der germanischen Kunde dar. Wo gütliche Mittel versagten, zögerte er keinen Augenblick, das Schwert zu ziehen. Im Jahr 504 rechnete er mit den stets zu Übergriffen geneigten Gepiden an der Save ab und verleihte ihr Gebiet seinem Reiche ein. Dabei gelang es ihm noch einmal, wie einst in seiner Jugend, bis Belgrad vorzudringen und so über weite Strecken des Balkans auszugreifen. Und als einige Jahre danach der bewaffnete Zusammenstoß mit dem Franken Clodowech unvermeidlich wurde, da der Unerfättliche sich auf die Westgoten stürzte und ihnen eine schwere Niederlage beibrachte, erschienen Theoderichs kriegsgewohnte Truppen in Südgallien, warfen den Eindringling bei Arles zurück, und



**Theoderich**  
in der Darstellung Peter Vischers vom  
Maximilians-Ordnung in Innsbruck



der Streit endete damit, daß der König von Italien die Provence an sich nahm und Vormund des ganzen Westgotenreiches, dessen Herrscher gefallen war, wurde. Jetzt war der Ländergier des Franken eine feste Schranke gezogen. Jetzt hatte sich der Amaler zum Gebieter auch der Iberischen Halbinsel gemacht. Jetzt stand er auf dem Gipfel seiner Aberlegenheit. Bedenkt man, daß er kurz zuvor noch die nördlich der Donau seßhaften Heruler und Warner als ergebene Bundesgenossen gewonnen hatte, und daß sogar die an der Memel wohnenden Esthen ihm huldigten, dann erkennt man den riesigen Radius seines Einflusses, dann sieht man, daß er um das Jahr 509 etwa in Wahrheit der Lenker Europas war. So hatte er mit einer Politik höchster Umsicht und entschlossener Tatkraft erreicht, was keinem seiner Zeitgenossen vergönnt war. Er hatte das Festland zusammengefaßt und seiner weisen Beeinflussung unterstellt. Das Germanentum triumphierte mit ihm und durch ihn über dieses Festland. Seine große geschichtliche Stunde als Erbe des versunkenen Römerreiches schien zu schlagen.

Aus dem stolzen Bewußtsein der selbstgeschaffenen überragenden Stellung sind Theoderichs imposante Bauten entworfen, die er unermüdetlich in den Orten seiner Wahl errichten ließ. Überall wehte in diesen Gebäuden ein Hauch vom Geiste des Gründers und Stifters, des Gotenkönigs selbst. Wie seine Persönlichkeit auf die italienischen Untertanen wirkte, mag man aus einer Lobrede ersehen, die der schon einmal erwähnte Mailänder Diakon Ennodius auf ihn hielt. „In Dir allein“, so lautet sie, „eint sich Natur und Verdienst, daß sich Deinen Befehlen kühnherzige Männer fügen. Geburt gab Dich ihnen zum Herrn, aber persönliche Tüchtigkeit bewährte Dich als solchen. Des Geschlechtes Glanz verschaffte Dir den Herrscherstab; allein, fehlten Dir auch alle Auszeichnungen, der Geist hätte bewirkt, daß man Dich zum Fürsten wählte. Doch auch die Fierde Deines Äußeren gehört nicht unter Deine letzten Vorzüge, da des königlichen Antlitzes Purpurschein den Purpur der Würde überstrahlt. Sendet, ihr Serer, Gewande, die ihr mit kostbarer Schmede färbt; liefert Prachthüllen, die ihren Wert in mehr als einem Kessel einsaugen; bringt ein Diadem mit buntschillernden Edelsteinen; den Stein schafft herbei, den die Riesenschlange bewacht; jeder Schmuck, den die Welt huldigend sendet, wird stärker strahlen, gehoben durch des edlen Leibes bezwingendes Wesen. Es ist der Wuchs, der durch seine Höhe den Herrscher kündet. Der Schnee der Wange steht in Eintracht mit der Röte. Die Augen strahlen in ewiger Heiterkeit. Die Hände sind würdig, den Widerspenstigen Verderben, den Unterworfenen erwünschte Ehren zu bieten. Niemand rühme mir zur Anzeit Prunk und Pracht; was an anderen Herrschern Diademe, hat an meinem König unter Gottes Hand die Natur vollbracht. Jene erkennt man erst durch so viele Zutat des Reichthums, ihm verleihet die einfache, unveränderliche Gestalt den Vorzug; sie, die sich fremde Schönheit beizulegen wünschen, mögen sich herausputzen! Italiens Herrscher vereint in sich die zwei größten Gegensätze: im Zorn ist er über die Maßen schrecklich wie der Blitz, in der Freude ohne Wolke schön. Ohne daß sein Mund sich öffnet, verspricht den Gesandten der Völker sein freundliches Antlitz Frieden oder sein furchterregendes Krieg.“ Zieht man hier auch alle Abertreibungen des Redners ab, so bleibt doch

der Eindruck einer tiefen, echten Verehrung, die gerade gebildete Söhne des Landes dem fremden Machthaber entgegenbrachten. Und irgendwie tritt uns aus dem Schnörkelwerk der gezierten Wendungen die hochgewachsene Gestalt des Amalers entgegen, die den kaiserlichen Purpur mit Würde zu tragen verstand, und wir glauben einen Widerschein seines leuchtenden Blickes und seines sieghaft selbstsicheren Auftretens zu verspüren. Daß übrigens gerade geistig hochstehende Mitglieder des besten damaligen Römertums Theoderich uneingeschränkte Bewunderung zollten, beweist am klarsten das Beispiel des Senators Cassiodorus, der dem „Barbaren“ bis zuletzt treu als erster Minister diente, eine leider verlorengegangene Geschichte der Goten schrieb und uns in seinen „Varien“ wichtige Schriftstücke des Königs überliefert hat. Obwohl Italien an der europäischen Machtentfaltung Theoderichs keinen unmittelbaren Anteil hatte, genoß es doch unter ihm eine Friedenszeit von 33 Jahren, deren Segnungen wir bereits berührt haben.

### Uneinigkeit zermürbt das Werk

Wenn dennoch auf die letzten Jahre des Gotenherrschers schwere Schatten fielen, wenn seine gigantische Schöpfung schließlich ins Wanken geriet, so lag der Grund hierzu in erster Linie darin, daß ihm seine eigene, die germanische Welt die Gefolgschaft, die er durch Mut und Aberredung gewonnen zu haben meinte, wieder versagte. Gewiß, auch in Italien machten sich bedenkliche Anzeichen von Auflehnung bemerkbar. Aber der Amaler wäre zweifellos auf die Dauer in der Lage gewesen, diese Gefahren zu bannen, wäre nicht fast gleichzeitig ein viel schlimmeres Verhängnis über ihn hereingebrochen: die germanische Front, die er mit so viel Folgerichtigkeit rings um sich aufgebaut hatte, zerfiel.

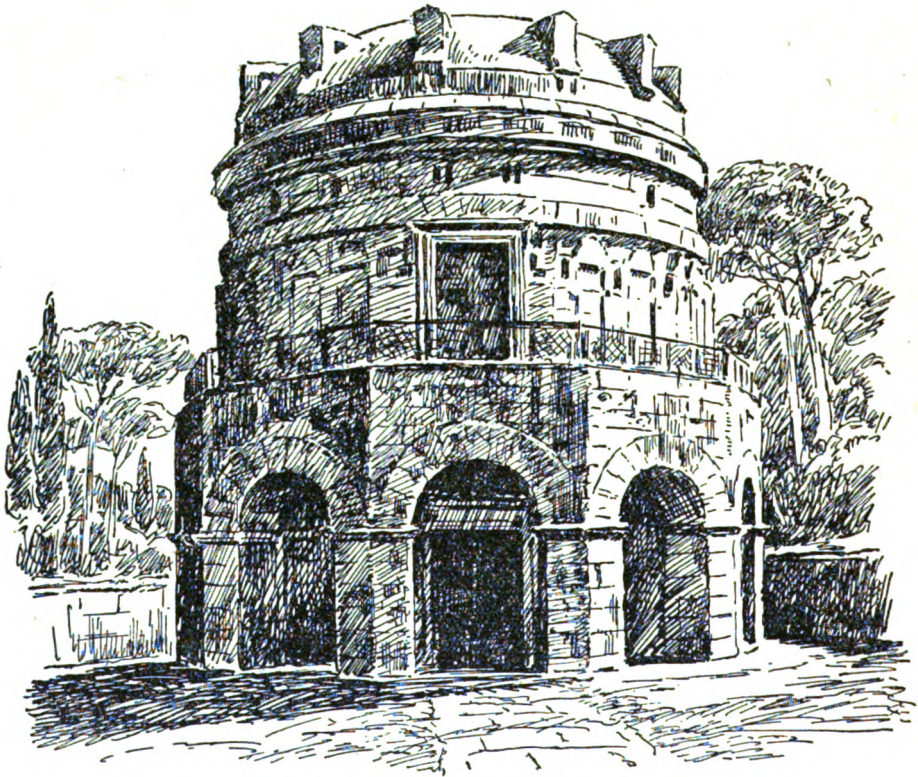
Unglück und Verrat wirkten zusammen, um ein großes Werk der Gemeinsamkeit zu untergraben. Das Unglück betraf das eigene Haus des Fürsten. Ihm fehlte der unmittelbare Thronfolger. Ein solcher aber wäre um so dringender erwünscht gewesen, als die Abkehr von seiner europäischen Führung seit etwa 525 wie eine zersetzende Krankheit immer weiter um sich greift. Während die Franken nach Chlodowechs Tod in stiller Ablehnung verharrten, wandten sich Butgund und das Vandalenreich in offener Feindschaft gegen den Gotenkönig. Aus kurz-sichtiger Selbstsucht warfen sie sich dem Feinde in die Arme und bereiteten damit ihren eigenen baldigen Untergang vor. Theoderich stand bis zuletzt unerschütterlich zu seiner Schöpfung. Er gab den Befehl, eine Flotte von tausend Seglern zu bauen, um mit ihnen das Meer zu überschiffen und den Vandalen zu bezwingen. Aber bevor sie fertig waren und abfahren konnten, schloß der greise Herrscher am 30. August 526, an einer heftigen Ruhr erkrankt, für immer die Augen. Tiefe Schatten lagen auf seinem Reich. Eine Frau und ein 10jähriger Knabe sollten die Erhaltung seiner schon wankenden Schöpfung übernehmen. Rasch geriet das Ostgotenreich in Verfall.

### Ein Held der Deutschen

Dennoch ist der vom Amaler für die Zeit eines Menschenalters verwirklichte Traum der Führung Europas durch das Germanentum der wahre Inhalt der

zukünftigen historischen Entwicklung geworden. Dennoch hat dieser Traum als unwiderstehliche Kraft den Gang der folgenden Jahrhunderte bestimmt. Die gegnerische Überlieferung hat sich eifrig bemüht, das leuchtende Bild des Gotenkönigs zu verdunkeln. Die deutsche Sage bewahrte sein Andenken treuer und reiner. Sie ließ Theoderich, dem auch eine gerechte Geschichtsschreibung den Beinamen des „Großen“ verlieh, als Dietrich von Bern unsterblich weiterleben und feierte ihn in ihren Gesängen als den gewaltigsten aller Helden. Er selbst aber setzte sich in seinem Grabmal bei Ravenna, das bis in unsere Tage erhalten blieb, ein Denkmal von wahrhaft sinnbildhafter Gestaltung. Denn es besteht aus einem im spätrömischen Stil gehaltenen Unterbau, über dem sich, bedeckt von einem einzigen wuchtigen Stein, ein Oberbau emporreckt, der neue, echt germanische Formgebung aufweist.

So dachte er sich sein Reich, das war der Ausdruck seines Lebenswillens.



**Grabmal Theoderichs in Ravenna**

Nach einem Rekonstruktionsversuch von A. Haupt (Zeichnungen von Otto Roloff)

## Ackerboden Europa

Gleichsam wie ein Acker, der durch den Pflug aufgebrochen, der Saat und Ernte harret, so bricht sich in der europäischen Völkergemeinschaft die Erkenntnis Bahn, daß in der Stärkung der bäuerlichen Kräfte im Volkstum, in der Sicherung der eigenen Ernährungsgrundlage und der damit gewonnenen politischen Freiheit die Möglichkeit einer Zusammenarbeit und die Gewähr für die wirtschaftliche Gesundung der einzelnen Völker liegt. Bei manchen reißt diese Überzeugung zwar nur langsam, oft nur unter dem Druck äußerer Verhältnisse und nicht aufzuhaltender Entwicklungen, andere Völker dagegen fühlen sehr bald den Pulsschlag der Zeit und reihen sich, gestützt durch ihre politische Ideologie, leicht und in positiver Einstellung zum Durchbruch des neuen Denkens, wenn auch in der durch ihre völkischen und staatlichen Eigenart bedingten Abwandlung, in die Front der Völker des Aufbaues ein.

Deutschland und Italien, die beiden Träger der Idee einer Neuordnung des europäischen Raumes, sind auch die Erwecker zum neuen Aufbruch im europäischen Landvolk und die Wiedererwecker des Staatsgedankens von Blut und Boden. Ihre führenden Staatsmänner bekennen sich zu diesem Gedanken, und die Führer ihrer Bauern sind seine Vorkämpfer und Wegbereiter. Ihre Leitsätze wurden zu Lebensgesetzen dieses von ihnen geführten Bauerntums und des Volkes überhaupt. Darüber hinaus wirkte sich die Wahrheit ihrer Thesen auch jenseits der Grenzen ihrer Volkheit aus und wurden überall dort begriffen, wo man erkannt hatte, daß der Gesundung einer überlebten Volkswirtschaft die Gesundung der Landwirtschaft vorangehen muß.

Wo in Europa der Aufbau eines neuen Bauerntums begonnen wurde, haben die Erkenntnisse R. Walther Darrés und die aus ihnen gezogenen Folgerungen zielweisend gewirkt. Die Worte Adolf Hitlers und Benito Mussolinis über das Bauerntum sind den Völkern im europäischen Osten und Westen, im Norden und im Süden ebenso geläufig wie den eigenen Bauern. Der aus einer der letzten Reden des italienischen Staatsführers stammende Ausspruch, daß die Zeiten, in denen die Landarbeit als zweitrangig gewertet wurde, vorbei sind, und wer heute die Scholle bebaue, müsse mit unter die Ersten eingereicht werden, hat heute europäische Geltung:

In Rumänien stellte General Antonescu dem jungen Staat die Aufgabe, nicht bodeneigene, künstlich gezüchtete Industrien zugunsten der Landwirtschaft einzustellen, die landwirtschaftliche Erzeugung zu steigern, die im Dienste des Volkes und der Landesverteidigung stehende Industrie zu stärken, die anbaufähige Fläche zu vergrößern und dieselbige Industrie, die für die Erleichterung der landwirtschaftlichen Arbeit von Bedeutung sei, zu fördern. Die Durchführung dieser Programmpunkte wird nach Ansicht des rumänischen Staatsführers auf die natürlichste

Weise den Weg für den neuen Typus des rumänischen Landmannes frei machen und einem bodengebundenen Landvolk die Voraussetzung schaffen.

Der Staatsführer eines Landes der europäischen Gemeinschaft, das erst durch den schweren Schicksalschlag eines verlorenen Krieges zu seinem bodenständigen Volkstum zurückfand, Marschall Pétain, rief die aufbauwilligen Kräfte Frankreichs unter der Parole zur Mitarbeit auf:

„Franzosen! Die Erde bleibt eure Rettung, sie allein ist das Vaterland. Ein Acker, der unbebaut bleibt, ist ein Teil Frankreichs, der stirbt. Ein Acker mit frischer Saat, das ist das Frankreich, das ewig besteht.“

Selbst aus der Schweiz kommt eine Stimme des Leiters der Abteilung für Landwirtschaft des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements, der, mehr zum Wirtschaftlichen hingewendet, feststellt:

„Wir müssen uns auch innerlich völlig umstellen und uns von dem Hergebrachten, Gewohnten und insbesondere von einer hinter uns liegenden, endgültig der Geschichte angehörenden Wirtschaftsgegnung lösen. So schwer es uns wird und so traditionswidrig es uns erscheinen mag, wir kommen für den Augenblick nicht darum herum, den Autarkiegedanken für die schweizerische Landwirtschaft in Betracht zu ziehen.“ Er sieht sogar die Notwendigkeit zu einer organischen Zusammenarbeit unter neuen wirtschaftlichen Vorzeichen, „wobei allerdings die endgültige Auseinandersetzung mit dem vergangenen freihändlerisch-liberalen Wirtschaftsdenken unerlässlich ist“.

Ackerboden Europa, das ist keine Utopie mehr, sondern blutvolle Wirklichkeit. Ackerboden Europa heißt Aufbruch zu einer neuen bäuerlich orientierten Entwicklung, zu einer neuen im Bäuerlichen verankerten Gesinnung und Wirtschaftsauffassung.

Lassen wir die Anfänge dieser neuen Gesinnung an uns vorüberziehen, wie sie sich heute schon in mehr oder weniger erkennbaren Formen abzeichnen. Es gibt kein Land mehr in Europa, in dem dies nicht festzustellen ist, und das nicht Spuren dieser neuen Ordnung in sich trägt. Überall mehren sich die Gesetze und Verordnungen in den europäischen Ländern, die die Verarmung der bäuerlichen Betriebe durch Preiszusammenbruch und Aberschuldung aufhalten wollen. Damit verbunden sind die Stabilisierung der Preise und das Ausschalten der Spekulation. Daß dies nur dort möglich ist, wo eine feste Organisation die Zügel in der Hand hält, ist in vielen Staaten schon Allgemeingut geworden. Dem Vorbild der Achsenmächte kann man sich nicht entziehen, und wenn es auch oft nur Anfänge sind, so zeichnet sich doch überall das Bild einer beginnenden bäuerlichen Organisation ab, die sich nach den Gegebenheiten des Landes richtet und sich den nationalen Eigenarten anpaßt. Man erkennt auch in immer stärkerem Maße, daß das Bauerntum nur zu den ihm übertragenen Aufgaben fähig ist, wenn es in Sicherheit dieser Aufgabe nachgehen kann. So finden wir überall erbhofähnliche Einrichtungen, die wieder ein den nationalen Gegebenheiten entsprechendes Gesicht tragen.

Am stärksten aber spüren wir den Aufbruch, der sich bereits heute in Europa vollzieht, in der Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung. Es gibt kein Land mehr, das nicht als das dringendste Problem seiner Volkswirtschaft die Steigerung der Erträge aus dem Boden auf sein Programm geschrieben hat. Selbst Länder

mit einer demokratischen Tradition, die man mit allen Mitteln auch heute noch lebendig erhalten will, müssen sich zu Gedanken bekennen, die Gemeingut der europäischen Neuordnung sind und die bisher in diesen Ländern auf das heftigste bekämpft wurden. Man kommt selbst darum nicht herum, diesen Bestrebungen Namen zu geben, wie Anbauschlacht usw., die zweifellos auch dem Wortschatz der neuen Ordnung entnommen worden sind. Europa hat wieder erkannt, daß, wie es der Marschall Pétain ausgedrückt hat, jedes Stück Land, das nicht bebaut wird, ein sterbender Teil des Vaterlandes und damit des Volkes ist, und daß nur in der Erschließung aller vorhandenen Kräfte die wirtschaftlichen Möglichkeiten, der Bestand eines Volkes gesichert und sein Aufbaumille geweckt werden.

Es kann dabei nie übersehen werden, daß der von R. Walther Darré geformte Bauerntumsgedanke und seine Verwirklichung beispielgebend für den Umbruch der europäischen bäuerlichen Welt gewesen sind.

Die Maßnahmen, die vorher kurz gestreift wurden und die in den verschiedensten Ländern ihre Verwirklichung fanden, sind Bestandteil und Inhalt der großen Neuordnung des bäuerlichen Lebens, die in Deutschland seit 1933 vor sich gegangen ist. Gegen Verständnislosigkeit und Ablehnung hat sich die Wirklichkeit durchgesetzt, und heute muß man erkennen, daß in dieser inneren Ordnung der Dinge die Voraussetzung für die friedliche Zusammenarbeit der einzelnen Völker zum Wohle des Bauerntums und damit der gesamten Volkswirtschaft liegt.

In welchem Sinne diese Zusammenarbeit von Deutschland aufgefaßt ist, zeigt am besten ein Wort R. Walther Darrés, das er lange vor dem jetzigen Kriege ausgesprochen hat, und das die europäischen Völker immer wieder hören müssen, um zu erkennen, daß nicht billige Propagandagründe Deutschland bewegen, sondern das heiße und ehrliche Wollen um die Neugestaltung der europäischen Entwicklung. Darré sprach damals:

„Die neue Ordnung, die wir heute formen, und in der Deutschland Herz und Hirn bildet, kann nur auf ehrlicher Zusammenarbeit der Völker beruhen, niemals auf Beherrschung und Ausnutzung, weil diese das Wesen des alten Imperialismus und Kapitalismus waren. Alle Maßnahmen und Abmachungen, die wir so treffen, müssen daher in wohlverstandenen beiderseitigem Interesse der Völker liegen, sollen sie wirklich von Dauer sein.“

In diesem Sinne hat Deutschland den Gedanken der Neuordnung in den Vereinbarungen über die Zusammenarbeit auf landwirtschaftlichem Gebiet mit Italien und Ungarn verwirklicht, nachdem ein ähnliches Abkommen mit Rumänien bereits im Jahre 1939 geschlossen war und weitere Abkommen folgen werden. Oberste Richtlinie für eine so gedachte Zusammenarbeit soll die möglichste Anpassung von Erzeugung und Verbrauch innerhalb der Länder sein, die zusammenarbeiten wollen. Es müssen dabei die Interessen aller gewahrt werden, die sich zu dieser Zusammenarbeit bereitfinden.

Auch hier hat Deutschland in dem zwischen Reichsminister R. Walther Darré und dem königlich-italienischen Landwirtschaftsminister abgeschlossenen Abkommen die Grundlinien aufgezeigt, in denen diese Entwicklung verläuft. „Deutschland nimmt nicht nur bäuerliche Erzeugnisse Italiens, sondern auch zahlreicher anderer Länder

auf. Es muß deshalb bei der Frage der Einfuhr aus Italien, insbesondere was Menge, Art, Zeit und Preisgestaltung der Einfuhr anlangt, auch seine Beziehungen zu anderen Ländern berücksichtigen, insbesondere auch deshalb, um durch geeignete Abreden mit diesen Ländern nach Möglichkeit sicherzustellen, daß auf der einen Seite die deutsche landwirtschaftliche Erzeugung in ihrem Absatz auf dem deutschen Markt keine untragbaren Schädigungen erleidet, die sich aus der zeitlichen Zusammenballung einer unregelmäßigen Einfuhr ergeben würden, und daß auf der anderen Seite die Einfuhr aus Italien nicht durch die Einfuhr aus dritten Ländern in der Weise beeinträchtigt wird, daß die italienischen Erzeuger unzureichende Preise erhalten." Mit diesen Sätzen ist klar der Umfang einer Zusammenarbeit umrissen worden und die Möglichkeiten, die sich im Austausch der Erzeugnisse der einzelnen Völker für alle ergeben.

Der Weg, den Europa zu gehen hat, ist klar erkennbar für den, der nicht mit Scheuklappen einer vergangenen Zeit die Entwicklung betrachtet. In der Steigerung der Erzeugung, in der Ordnung der Märkte und in der ideellen und materiellen Sicherung seines Landvolkes liegt die Steigerung des Lebensstandards, die in Zukunft nicht nur dem Landmann zugute kommen wird, sondern der Gesamtheit der europäischen Völker. Europa hat heute die einzigartige Chance erhalten, sich seine Lebens- und Erzeugungsmöglichkeiten wieder zurückzuerobern, die durch die überseeische Einfuhr abgewandert waren, denn die liberale Epoche hat zu einem ständigen relativen Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugungsleistung geführt und Europa weitgehend von überseeischen Zufuhren abhängig gemacht. Die industrielle Produktion Europas mußte zur Bezahlung dieser Einfuhren nach Übersee gehen und war so in ihrer befruchtenden Wirkung für Europa verloren.

Wenn heute in einem in sich geschlossenen Europa dieser gewaltige einst abgeflossene Erzeugungstrom dem europäischen Landvolk zum Nutzen wird, dann wird die Entwicklung zur Leistungssteigerung und damit zur Hebung des Lebensstandards einen Auftrieb erhalten, der unabsehbare Folgen haben und der eine neue Blüte des europäischen Landvolkes einleiten wird. Die Zeichen der Zusammenarbeit und der Aufwärtsentwicklung sind überall erkenntlich. Aber die Grenzen hinweg beginnt ein Strom des Verständnisses und der gegenseitigen Hilfe zu fließen, der auch seinen Ausdruck finden wird in dem Zusammengehörigkeitsgefühl aller europäischen Völker, zur Abwehr aller Bestrebungen, Europa noch einmal zum Spielball von Kräften zu machen, deren Sinnen und Trachten nicht das Gemeinsame, sondern das Trennende ist.

Darin liegt gleichzeitig auch der hohe politische Sinn dieser europäischen Neuordnung vom Bäuerlichen her, denn niemand wird diesen Gewinn der Zusammenarbeit besser verstehen als der Bauer, weil er ja durch Jahrzehnte hindurch den Niedergang des bäuerlichen Standes durch das Wechselspiel der liberalen Wirtschaftsauffassung und der durch sie bedingten Weltwirtschaft am eigenen Leibe kennengelernt hat.

Diese Saat der Neuordnung des europäischen Lebensraumes auf dem Ackerboden Europa zu pflanzen und weiter zu entwickeln, ist die politische Aufgabe unserer Zeit.

## Die Insel des Ikaros

### Kreta im griechischen Schildsal

Die griechische Sage berichtet von Theseus, dem Nationalhelden der Athener, daß er nach Kreta segelte, um den Minotaurus zu erschlagen. Im Labyrinth, einem unterirdischen Riesenbau, wohnte das Ungeheuer. Sein Vater Minos ließ dieses Höhlengewirt von Daidalos schaffen. Aus den vielfältig verschlungenen Gängen fand kein Sterblicher zurück zum Licht. Hier irrten Athens blühende Mädchen und Knaben, allfährlich dem Scheusal als Tributopfer dargebracht, verzweifeln umher, bis sie in das Gemach des tierköpfigen Wesens gerieten.

Aus greulicher Schuld war der Minotaurus selbst geboren. - Pasiphae, die Gattin des machtvollen Seefürsten, dessen Schiffe von der reichen Insel aus weit und breit die See beherrschten, entbrannte in verzehrender Begier nach dem göttlich schönen Stier, den Poseidon aus dem Meere steigen ließ, dem Hause des weisen Herrschers zur Strafe. Daidalos, der Kunstreiche, selbst in Blutschuld aus Athen geflohen, verhalf der Helios-Tochter zur Erfüllung ihres rasenden Triebes. Er schuf die hölzerne Kuh, mit echter Haut bespannt, in der sich die Königin dem Stiere verband. Solcher Vereinigung entwuchs der Minotaurus, ein Dämon, den wohl die beschwörende Kraft des Reichgründers in die Tiefen seines Labyrinths bannen konnte, dem aber für die Dauer der Tribut des unterworfenen Athens dargebracht werden sollte.

Die Blutschmach solchen Opfers, dieses jährlich wiederholten Fraßes, zu tilgen, kam der nordische Held zum Palast des Minos, und die übermenschlich schöne Königstochter Ariadne schenkte ihm ihre jungfräuliche Liebe. Ihrer Klugheit verdankte es der



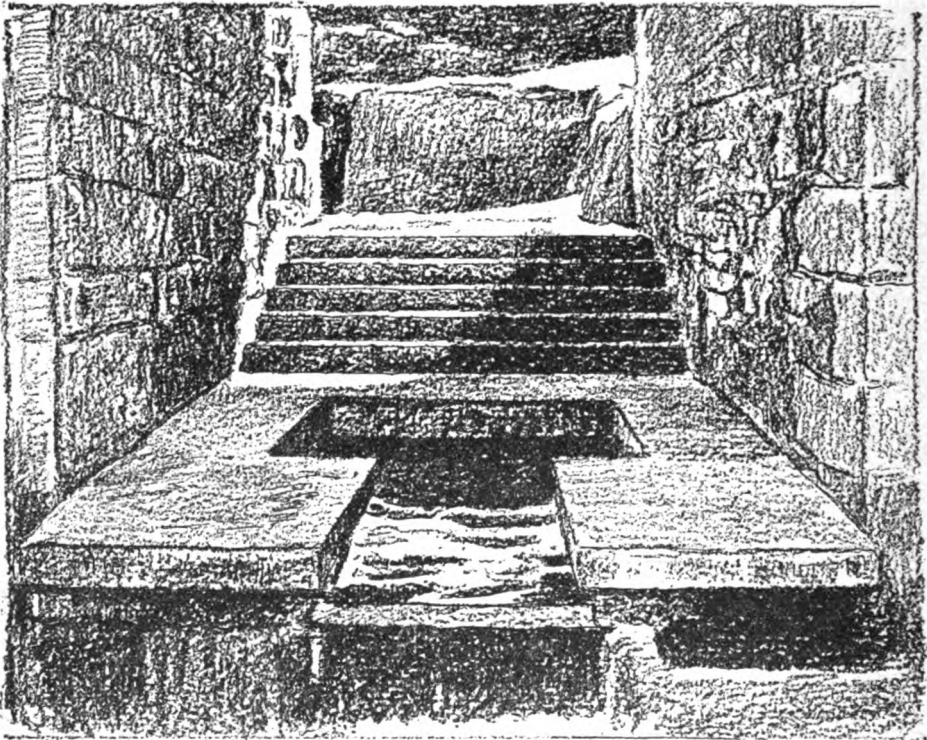
Königssohn aus Athen, daß er den Minotaurus töten und das Licht wieder schauen konnte. Der Ariadnesfaden wies ihm den Weg zurück. Auf der Rückfahrt, der heimlichen Flucht mit dem geliebten Mädchen aus dem geheimnischwülen Palast, feierte Theseus auf Naxos



die Brautnacht. Aber im höchsten Glanze der Liebe erschien ihm Dionysos und hieß ihn, die selig entschlummerte Ariadne zu verlassen und allein fortzusegeln nach Athen. Der Held gehorchte; er mußte auch diese Schuld sühnen mit dem Tod des greisen Vaters. Der Gott aber umarmte die Tochter des Minos in jauchzender Entflammung, und seitdem folgt sie ihm in seinem trunkenen Schwarm.

#### Die Geburtsstunde des Fliegergedankens

Daidalos aber wurde von Minos in den Kerker geworfen, die Mitschuld am Vergehen der Königin zu büßen. Automaten erfand dort der kunstvolle Greis, und viele andere seltsame Dinge. Aber weit höher als dies alles galt ihm das wunderbare Werk der Flügel, das ihm und seinem Sohne die goldene Freiheit wiederschenten sollte. Es gedieh ihm, und leicht erhoben sich Vater und Sohn in blauer Morgenfrühe zum Ather. Ruhig in allem Glück bewegte der Alte die Fittiche; Ikaros aber vermochte den Aberschwang der Fliegerseligkeit nicht zu ertragen. Sorgend immer rief ihm der



Baderaum im Palast von Knossos

Alte, sich vor der Glut zu hüten, aber höher und höher stieg jubelnd der Jüngling zur Sonne empor. Da schmolz im verzehrenden Lichte das Wachs in den Flügeln, und tief hinab entstürzte der Jüngling vor dem jammernden Vater ins Meer, Sühneopfer seinem strahlenden Gotte.

Im Reich der Schatten aber, fern im Westen, waltet für immer Minos des Totengerichtes.

Voller Wunder war Kreta den bildsichtigen, den gläubigen Griechen. Immer hat das Inselreich des Minos die Phantasie der Hellenen beschäftigt. Wir wissen es nicht, ob der großartige Palast in Knossos aus dem 2. Jahrtausend v. Zeitr. wirklich dem Minos gehörte, nach welchem ihn der Ausgräber ernannte. Wenngleich die moderne Altertumforschung wieder überlieferungsgläubiger geworden ist, kann sie dennoch aus den zahlreichen Inschriften und all den anderen überaus vielfältigen Funden der minoischen Kultur noch nicht die historische Gestalt eines Seeherrschers dieses Namens wiedererstehen lassen. So bleibt um ihn das Geheimnis der Sage, das noch so viele Wunder der Frühgeschichte Europas umhüllt.

### Die Urkreter

Geheimnisdunkel wie ihr Ursprung ist auch das Volk, das diese üppige, pflanzenhaft wuchernde Welt geschaffen hat. Die Urkreter sind nicht Indogermanen, gehören dem „karischen“ Kreise der kleinasiatisch-ägäischen Bevölkerung an. Auch ihre politische Ordnung, ihre Weltanschauung und Religion sind noch weithin unbekannt. Und doch wissen wir, daß die mediterrane Rasse dieser Menschen, daß manche ihrer Götter, viele Worte ihrer Sprache sich mit den ersten nordischen Griechen sehr früh vereinten. Wahrscheinlich war ihre Staatsform einmal eine despotische Monarchie. Ihr Kult ist aus „mutterrechtlichem“ Boden erwachsen, voller Magie und Zauber der weiblichen Mächte, beseelt aus den Symbolen der Zeugung, der glühenden Fruchtbarkeit und des Todes. Die Doppelaxt (labrys) war ein heiliges Zeichen, nach ihr ist



Sigur einer Wasserträgerin auf einem bemalten Sarkophag aus Hagia Triada



Der blaue Vogel aus einem Fresko im Palast von Knossos auf Kreta

auch das Labyrinth genannt. Ihr Stierkult lebt im Mittelmeerraum als Hörnerkult, als Stierkampf und dergleichen auch noch heute weiter. Die Frauen, in betörende Tracht gekleidet - auch die Männer zeigen bei den feierlichen Prozessionen der Wandgemälde seltsame Taillenschmürung -, stehen im Mittelpunkt des höflich-gesellschaftlichen Lebens. Die uralte Verehrung einer Muttergöttin, der man Abbilder des einst kranken, von ihr geheilten Gliedes zum Danke widmete, hat sich in der gleichen Höhle seit über 5000 Jahren bis heute als Madonnendienst erhalten. - Das Dezimalsystem und das älteste Geld der Welt, goldene Ochsenköpfe oder Barren aus Gold und Kupfer, aber auch bereits geprägte Silberblättchen mit Marken als Kurant finden sich in diesem rätselhaften Inselreich des 2. Jahrtausends. Die Bilderschrift, aus unzähligen Funden auf der Insel selbst, aus Ägypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland dem Auge des Forschers gewohnt, ist immer noch nicht enträtselt. Der seltsame Kultbau des Labyrinths, den schon ungelente Kinderzeichnungen an den Wänden antiker Häuser

bezeugen, ist eng verbunden mit den sog. Trojaburgen Mittel- und Nordeuropas, ja Islands.

### Das Siedlungsland Kreta

Wie es zum Untergang dieser fast treibhausartig aufgeblühten Stadtkultur gekommen ist, deren Appigkeit und hochgezüchtete Eleganz keineswegs von vornherein als Verfallszeichen gewertet werden dürfen, blieb gleichfalls unbekannt. Wahrscheinlich fielen die Paläste mit ihren offenen, ungeschützten Hallenbauten dem stürmenden Heer griechischer Fürsten vom Festland zum Opfer. - Nie wieder seit jener Zeitenwende um 1250 ist die Insel Mittelpunkt eines Reiches oder ein eigener Staat geworden. Ihre selten verkehrsgünstige Lage zwischen Agäis, Kleinasien und Afrika lockte seit frühester Zeit die herrschaftstrebenden oder gewinnlustigen Seefahrer. Schon von weitem erblickten sie als Wahrzeichen, als glückverheißendes Omen ihres Mutes die Schneegekrönten Berghäupter der dunklen Insel. Im Norden fällt die Gebirgskette, die in vielen Brüchen und wilden Höhen das ganze Eiland beherrscht, sanfter zum Meere ab. Hier bietet die vielgegliederte Küste Häfen für friedliche Ansiedlung, Handel und Verkehr, aber auch heimliche Schlupfwinkel für den unsteten Piraten. Die Südküste fällt steil ins Meer, gleich hinter ihrer schmalen Strande ebene steigen die Berge bis über 2000 m Höhe empor. Sie besitzt keine Häfen und nur wenig Siedlungen. Die Berge beherrschen die Insel; ihre gewaltigen Massive scheinen schon durch den Richtungsverlauf die wenigen Siedlungslandschaften voneinander trennen zu wollen. Streng vertikal gegliedert nehmen 4 mächtige Gruppen fast den Gesamttraum der Insel in Anspruch, aus Kalkstein älterer Schiefereschichten getürmt. Im Westen, fast unzugäng-

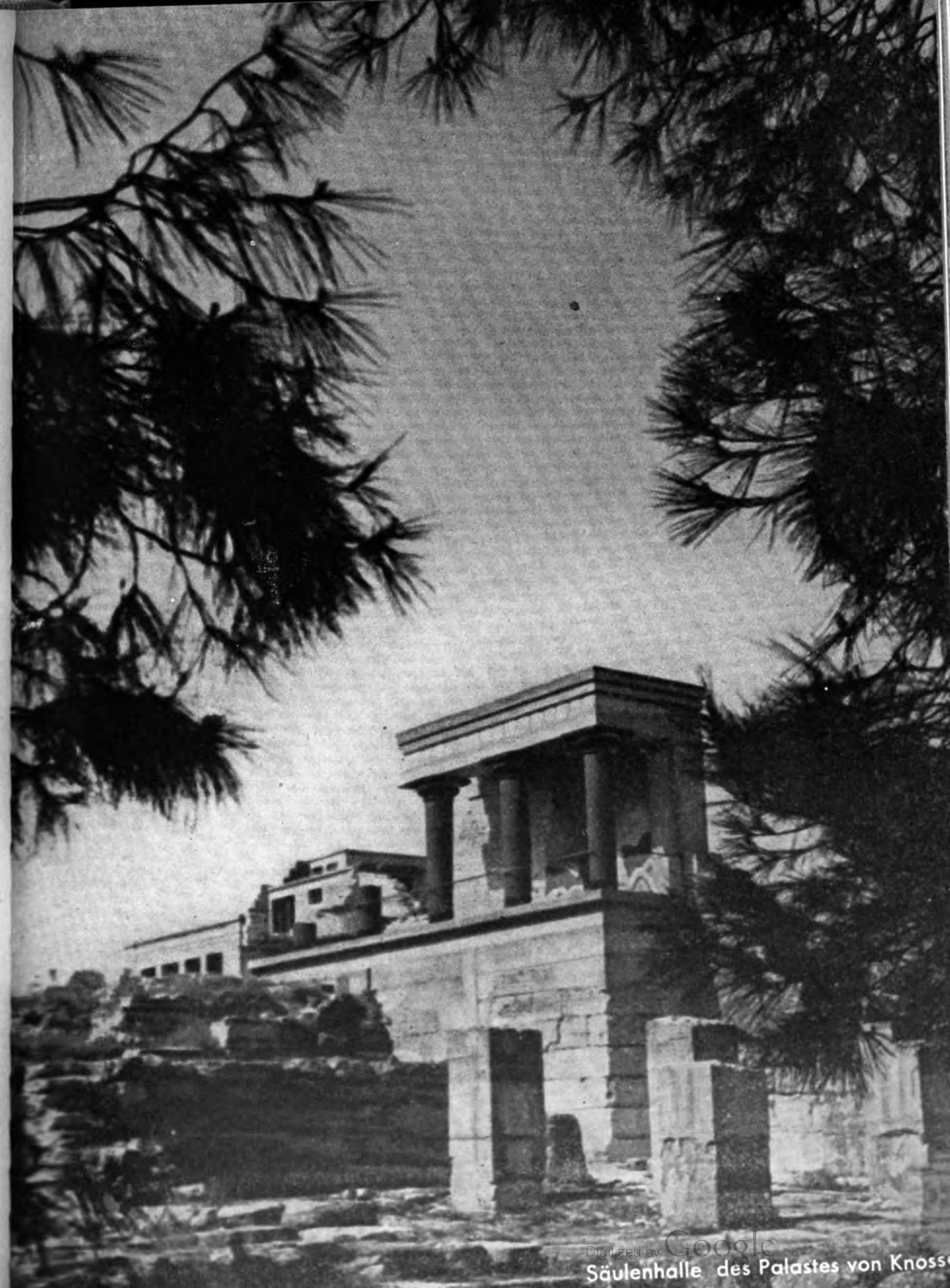


Relieffresko aus Knossos auf Kreta

lich noch heute, in finster-drohender Wildheit die Weißen Berge (Madarás), ein breitgelagertes Gipfelplateau mit einem schroff zerklüfteten Sondergebirge darin, das Höhlen und Schluchten von tödlicher Einsamkeit besitzt, aber ohne Quellen und fast ohne Pflanzenwuchs nur den suchenden Hirten und den Verbannten eine Stätte bietet. Weiter östlich die Biloritis wird von dem sagenumwobenen Ida-Berg gekrönt (2460 m). In einer Höhle an seinem Fuße wurde nach der Sage Zeus geboren; der Waffentanz der Kureten um das göttliche Knäblein verbarg dem Vater Kronos das Geschrei, denn der Alte fraß aus Furcht vor der Entthronung seine Kinder. Von der Höhe des Ida schweift der Blick des Wanderers bis zum Taygetos-Riesen von Sparta, bis zu den Höhen Kleinasiens. Das Dikte-Gebirge der Alten, jetzt Lassithion genannt, steigt bis zu 2160 m Höhe an. In seinem Innern liegt wie eine blühende Oase ein Polsebecken von großer Fruchtbarkeit. Ganz im Osten wird die Halbinsel Sitta vom 1500 m hohen Afendis Kavusi beherrscht. Das fast überall stark verkarstete Gebirge, in den niederen Regionen von Tälern und Schluchten zerfurcht, denen wilde Gießbäche oder kleine Flüsse entströmen, zerkleint durch diese Gliederung die Insel überall in kleine Landschaften. Kreta, das sich 260 km lang erstreckt, besitzt nur eine einzige größere Ebene, die Mesara; sie dehnt sich, sehr fruchtbar, gesegnet von dem Flüßchen Mitropoli, südlich des Ida-Gebirges. In ihr lag das uralte Phaiistos, später das dorische Gortyn, berühmt durch das inschriftlich überlieferte Stadtrecht. Sonst gab es auch im frühesten Altertum große Siedlungen nur an der Nordküste, wo auch heute die 3 wichtigsten Hafenstädte liegen. Im Innern der Insel findet man bis etwa 1700 m Höhe noch Wälder. In den unteren Lagen wachsen Eichen und Ahorn, Edelkastanie und Aleppokiefer, in den höheren noch wilde Zypressen, deren von geschützten Stellen gewohnte Großwüchsigkeit hier zu kriechender Form wird. Das felsige, nicht kulturfähige Land zeigt in der sog. Phrygana nur kniehohes Einzelgebüsch und Zwerggesträuch sowie spärlichen Graswuchs. Die dickichtartige Macchia, Schlingpflanzen und Dornengesträuch mit jahreszeitlich wechselnden, farbenprächtigen Blüten, entfaltet sich nur dort, wo das Geriesel der Quellen und Bäche die Erde stark mit Wasser durchtränkt. Die Ebenen werden seit der Türkenzeit, in der durch den Einfluß des Islams der Weinbau fast ganz dahinschwand, von den knorrigen Stämmen, dem hellen Laub der Ulmbäume beherrscht.

#### Unter dorischer und türkischer Herrschaft

Wenn bei der seltsamen Hochblüte des 2. Jahrtausends Kreta einst ein mächtiges Inselreich gewesen sein mag, so sank das Minos-Land nach der Besitznahme durch die Griechen merkwürdig rasch in ein geschichtliches Dämmerdasein. Wohl bald nach der großen Katastrophe der minoischen Palaststädte richteten die nordischen Dorier, wie im Peloponnes, auch auf Kreta ihre Herrschaft auf. Trotz der hohen politischen Begabung





dieses kräftigsten Griechenstammes kam es zu keiner Gründung, die, wie das dorische Sparta auf dem griechischen Festland, auch nur eine freiwillig anerkannte Hegemonie über die anderen Stadtstaaten (Polets) gleichen oder verwandten Stammes ausüben konnte. Wohl galten den späteren Staatsdenkern Plato und Aristoteles - gerade dieser Sprach der Insel vermöge ihrer günstigen Lage die Möglichkeit einer Herrschaft über ganz Hellas und die Ägäis zu - neben Sparta auch die kretische „Verfassung“ als vorbildlich. Sie entsprach bei ihrem exklusiv-aristokratischen Charakter aber lediglich dem griechischen Ideal der Begrenzung. Die agrarische Grundlage eines unveräußerlichen Erbgutes (Klotos) für den vollberechtigten Staatsbürger wird durch die Fronarbeit der erblich Hörigen erhalten und bedingt. Sehr früh erscheint in diesen dorischen Kleinstaaten die Knabenliebe als typisch aristokratische Sitte, als ritterliches Vorrecht und Erziehungsprinzip; ihre lebensfeindliche, geburtenhindernde Tendenz läßt sich sogar aus einer Historikernachricht mit Sicherheit ablesen (Anm.: Vgl. darüber Lüdemann, Sparta, 1939 Seite 103 ff.). Aus Abschließung und bewußter Kleinhaltung wird Erstarrung und Stiechtum. Jahrhundertlang hören wir aus Kreta nur von lächerlichen Stadtfehden; die Kreter selbst genießen bald keinen guten Ruf mehr. Man könnte fast schließen, als ob mit dem Ende der nichtindogermanischen Stadtkultur des Minos-Reiches ein Urteil des Weltengistes über die Rangordnung: Insel oder Festland im griechischen Schicksal erfolgt sei. Denn auch die von jenem Kreta entscheidend befruchtete Welt der frühgriechischen Heroen von Mykene, Argos und Tiryns, in der die unsterblichen Helden Homers geboren wurden, versank ja bald nach dem Minos-Reich und hat die politische und kulturelle Selbstentfaltung des Hellenentums nicht für immer bestimmt.

Die Römer machten auch dem Hader der Städtchen ein Ende, als die Insel mit ihren zahllosen Buchten und Schlupfwinkeln mehr und mehr zum Mittelpunkt der Seeräuberei wurde; Quintus Cäs. Metellus unterwarf sie 69-67 v. Zeitr. 3 Jahrhunderte lang, von Augustus bis Diokletian, war sie, verbunden mit der Kyrenaika, eine römische Provinz. Nach der Reichsteilung (305 n. Zeitr.) zu Ost-Rom gehörig, fiel Kreta 823 den islamischen Sarazenen zu, die es aber 961 noch einmal an Byzanz verloren. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kam die begehrte Insel, nach ihrer von den Sarazenen neugegründeten Hauptstadt, der einstigen Hafenstadt des alten Knossos, jetzt meist Randia genannt, durch den Markgrafen Bonifatius von Montferrat in den Besitz des seegewaltigen Venedigs. Erst 1669 eroberten die Türken die Insel und konnten sie 250 Jahre lang, trotz zahlloser Aufstände der Bevölkerung, behaupten. Wohl hielten sich in den unzugänglichen Bergen besonders die tapferen Sphakioten, die sich reinhellenischer Abstammung rühmten, ziemlich unabhängig. Die Hafenstädte der Nordküste aber hatten jahrhundertlang türkische Garnisonen. Die russisch schon



seit langem stark gemischte Bevölkerung wurde durch die Türkenzeit noch mehr in ihrem Sondercharakter ausgeprägt.

### Venizelos

Der Freiheitskampf der Insel im 19. Jahrhundert vollzog sich, zum Unglück für die griechische Bevölkerung, unter den Auspizien der britischen Interessenpolitik und ihrer europäischen Mächtegruppe. Während England den Kampf der Festlandgriechen (seit 1821) aus wohlwollenden Motiven zuletzt wirksam unterstützte und die Gründung eines selbständigen Griechenstaates durch die entscheidende Rolle seiner Flotte bei Navarino ermöglichte, hatte es an dem Anschluß der Insel an Griechenland kein Interesse. Kreta blieb in der Machtsphäre des Orients. Jede neue Erhebung brachte nur gewisse politische Erleichterungen unter Beibehaltung der türkischen Oberhoheit. Die Kämpfe mit den zahlreichen Mohammedanern auf der Insel selbst trugen nur dazu bei, den bei aller oft hervorragenden Tapferkeit doch zwiespältigen, bisweilen geradezu rebellischen Geist der Bevölkerung weiter zu vertiefen. Als dann seit 1910 der Kreter Venizelos, 1912 auch griechischer Ministerpräsident, die endgültige Vereinigung seiner Heimat mit dem griechischen Königreich durchsetzte (30. Mai 1913 Londoner und 14. November 1913 Athener Friede mit der Türkei), war damit weder für die Insel noch für das griechische Mutterland der Weg des Friedens für die Dauer beschritten. Venizelos selbst, von seinen kretischen Anhängern vergöttert, von seinen nicht minder zahlreichen Feinden tödlich gehaßt, hat mehr als einmal über dem jungen griechischen Staat die Flamme neuer Wirren und Kriege entzündet. Er, der ewige Revolutionär aus jenem Zwiespalt zwischen Orient und Okzident, der die Insel seit langem zerriß, treibt nach kurzer Aufbauarbeit gegen den Willen von König und Volk das schwache Griechenland in den Weltkrieg; er schreckt dabei nicht vor offenem Hochverrat, vor dem Aufruhr gegen den vertragstreuen König mit Hilfe der Ententemächte zurück. Dem Gestürzten bleibt zwar die Hauptverantwortung für die Katastrophe Griechenlands in Kleinasien durch Kemal Atatürk erspart, er intrigiert aber ständig im Hintergrund, ein Sondertypus des liberalen Völkerbundpolitiklers. Immer ist seine Heimat Ausgangspunkt der Intrige, das Zentrum neuer Rebellionen. Ging er 1933 wieder in die Opposition, so dauerte es keine zwei Jahre, und 1935 brach wieder der Aufstand seiner kretischen Anhänger aus, der erfolgreich niedergeschlagen wurde.

### Flieger und Fallschirmspringer über der Insel des Ikaros

Selbst nach seinem Tode wirkte die Drachensaat des Alten gegen die wieder eingeführte Monarchie in dem Aufstand der Venizelisten auf Kreta von 1938, der von dem energischen Staatsführer Metaxas rasch und gründlich erstickt wurde. Die Bauern und Hirten, jene unerschrockenen Söhne der Berge, freiheitsdurstig und arm, aber gleichsam dem Geist ihrer Geschichte zu Handeln verpflichtet und bisweilen zur Grausamkeit neigend - sie wußten es wohl kaum, wem sie dienten. Ist es nicht geradezu

Symbolhaft, wenn sich die sinkende Macht des britischen Inselreiches an die wilden Berge, die unzugänglichen Schluchten und Höhlen des dunklen Minos-Eilandes zu klammern suchte? Aus den Kampfberichten über den unvergleichlichen Einsatz unserer Fallschirm- und Luftlandtruppen tauchen die Namen der drei größeren Städte auf: Ranea im Nordwesten, Rethymnon in der Mitte der Nordküste und Kandia (Heraklion), die vielumkämpfte Hauptstadt aus der Sarazenenzeit, deren Mauern und Kastele, Molen und lange Galeeren-Gewölbe noch heute von der jahrhundertelangen Herrschaft Venedigs zeugen. Wenn der Brite mit der gewaltigen Bastion Kretas eine Zitadelle seiner Herrschaft im östlichen Mittelmeer verloren hat, wird auch hier überall die Aufbauarbeit der jungen Kräfte Europas beginnen. Auch der kretische Bauersmann wird seine wertvollen Erzeugnisse - Kreta war in der Olivenkultur schon bisher das zweitwichtigste Anbauggebiet Griechenlands - in Frieden und Wohlfahrt pflegen und - verkaufen können. Die weithin noch unerschlossenen Gebiete der nur von 380 000 Menschen bewohnten Insel werden dem modernen Verkehr geöffnet werden.

Aber auch das abenteuerliche Herz des echten Forschers, das suchende Auge des deutschen Wanderers wird dann wieder den Weg in die bildgewaltige Einsamkeit der Minos-Insel finden. Den Weg zur Geburtsgrotte des Zeus und zu seinem Grabe, denn Geburt und Tod begegnen hier einander. Den Weg zu den Stätten der uralten Paläste, in deren Oberreifen noch die Dämonen zeugungsmächtiger Jahrhunderte haufen. Den Weg in das Traumland aller großen Seelen, den die ewigen Geheimnisse der Weltgeschichte umwittern.



## Schönheit der Scholle

Es ist für einen alten Naturschützer eine tiefe Freude, bei einem Rückblick feststellen zu können, wie ungemein die Wertschätzung des Naturschutzes im Laufe der Jahre gestiegen ist. Als dieser kurz nach der Jahrhundertwende auf dem Plane erschien, waren es in erster Linie Naturkundige und Naturfreunde, die sich von den Erkenntnissen und Forderungen des Danziger Professors Hugo Conwentz, des „Vaters der Naturdenkmalpflege“, überzeugen ließen und sich für deren Durchführung einsetzten. Im wesentlichen galt die praktische Arbeit der Erhaltung von Naturdenkmälern und Naturschutzgebieten. Für einen allgemeinen Landschaftsschutz, wie ihn der Begründer des deutschen Heimatschutzes, der Musikprofessor Ernst Rudorff, und mit ihm auf das leidenschaftlichste Hermann Löns forderten, war dagegen die liberalistisch-parlamentarische Zeit nicht zu haben. Dies scharf erkannt und sich folgerichtig mit dem Erreichbaren einstweilen begnügt zu haben, kann der damaligen Naturdenkmalpflege fraglos zum Verdienst angerechnet werden. Der „Sperling in der Hand“ ist bekanntlich der Dachttaube vorzuziehen.

Freilich mußten unter solchen Verhältnissen die Kreise der Naturschützer klein und in ihrer Zusammensetzung auch ziemlich einseitig bleiben, vielerorts Weilschen, die im Verborgenen gediehen. Geringe Werbekraft bedingte, daß von einer wesentlichen Breitenwirkung im allgemeinen keine Rede sein konnte. Volkstümmlichkeit, sehen wir vom Vogelschutz und in etwa auch vom Verein Naturschutzpark ab, war nicht zu gewinnen.

Nach dem Weltkriege aber begann die eigentliche „Kampfzeit des Naturschutzes“. Auf der einen Seite mußten im räumlich verkümmerten, überbevölkerten, verarmten Deutschland die wirtschaftlichen Notwendigkeiten sich immer heftiger naturzerstörend auswirken, auf der anderen aber lösten die hierdurch entstandenen und, vielleicht mehr noch, zu erwartenden Verluste eine Abwehrbewegung aus, die mehr und mehr erstarkte und in weite Volkskreise eindrang. Als endlich mit dem Jahre 1933 der nationale Umbruch auf sämtlichen Gebieten der Wirtschaft, nicht zuletzt auch im Ernährungssektor, den Großeinsatz aller Kräfte brachte, und damit die Bedrohung und Zerstörung der Heimatnatur sich ins Ungemessene zu steigern begann, da war der Erkenntnis schlechterdings nicht mehr aus dem Wege zu gehen, daß unter allen Umständen ein Ausgleich zwischen Kultur und Natur gefunden werden müsse, sollten Land und Volk unermessliche, nicht wiedergutzumachende Schädigungen erspart bleiben. Und nun griffen Führer und Reichsregierung ein. Im Reichsnaturschutzgesetz vom 26. Juni 1935 gaben sie dem Naturschutz die gesetzliche Grundlage mit dem Hochziel, „auch dem ärmsten Volksgenossen seinen Anteil an deutscher Naturschönheit zu sichern“. Das aber bedeutete vor allem den Schutz der deutschen Landschaft.

Landschaft, das ist Wald und Feld mit dem, was darin beschlossen ist. Landschaftsschutz will sein: Erhaltung und Pflege des Anlitzes der Heimat mit allen ihren Erscheinungsformen für den deutschen Menschen, für das Heimatvolk. Gewiß auch für den Stadtmenschen, dem die freie Landschaft, seinen Lebensraum ergänzend und ausgleichend, die wichtigste Stätte körperlicher Erholung und seelischer Erhebung sein muß. Aber in erster Linie doch Landschaftsschutz für den Bewohner dieser Landschaft, das Landvolk, den Bauern selbst. Es hieße den Landschaftsschutz seines tiefsten Sinnes berauben, wollte man ihn allein aus den vitalen Bedürfnissen des Stadtvolkes begründen. Diese stehen hier bei aller Anerkennung ihrer hohen Bedeutung doch an der zweiten, die des Landvolkes dagegen an der ersten Stelle.

Freilich, von solcher Erkenntnis ist man vielerorts noch recht weit entfernt. Allzu nahe liegt, wenn die Eintragung eines Landschaftsteiles in die amtliche „Landschaftsschutzkarte“ eines Kreises angekündigt wird, dem Bauern der Verdacht, man wolle ihm lediglich zugunsten der Städter die Verfügungsgewalt über sein Eigentum nach dieser oder jener Richtung beschränken. Doch die Erkenntnis, daß zutiefst er selber, der Bauer, Vorteile von jener Maßnahme habe, ist im siegreichen Vordringen begriffen. Wäre es sonst zu erklären, daß nach dem Auslegen der Landschaftsschutzkarten für fast das ganze Moseltal nebst Seitentälern in den Bezirken Trier und Koblenz - unter Schutz gestellt wurde das gesamte, von den Gewässern aus einzusehende Landschaftsbild - bei den Naturschutzbehörden kein einziger Einspruch von seiten der zahllosen betroffenen Eigentümer erhoben wurde.

Ich kann es mir an dieser Stelle ersparen, den seelischen Zusammenhängen zwischen deutschem Landvolk und deutscher Landschaft nachzuspüren, nachdem Alwin Seifert im letzten Maiheft des „Obal“ am Beispiel der Heckenlandschaft die Frage der inneren Verbundenheit beider so überzeugend erörterte. Wer wollte sie heute noch leugnen?

Ist dem aber so, dann bedarf es auch keines weiteren Beweises dafür, daß eben der Bauer am Schutze der Heimatlandschaft als erster interessiert ist.

Ein führender Vertreter der deutschen Raumordnung, und auf diesem Sachgebiete gewiß der beste Kenner, sagte vor wenigen Wochen bei einem Ortstermin in Oberbayern: „Eigentlich müßte man die ganze deutsche Landschaft unter Landschaftsschutz stellen!“ Das bedeutet selbstverständlich keine programmatische Forderung, auch keinen utopischen Wunschtraum. Es ist lediglich die ganz nüchterne Feststellung, daß deutscher Boden im Grunde allüberall schutzwürdig und schutzbedürftig sei. Alle Heimatfreunde werden da freudig zustimmen. Die Zeiten müssen eben vorbei sein, wo es jedem Städter möglich war, sein modisches Landhaus oder auch seine klapprige „Laube“ mitten in die reizvollste Landschaft hineinzupflanzen und deren Harmonie rückwärtslos, ja brutal zu stören, wo auch das einsamste, schönste Tal nicht davor sicher war, daß man die Hochspannungsleitung mitten hindurch führte, anstatt mit geringem Umweg seitwärts über Land zu gehen. Unser Landschaftsschutz muß dort auferlegt werden, wo im Interesse des Landschaftsbildes, der Erhaltung der landwirtschaftlichen Schönheit die Naturschutzbehörden nicht darauf verzichten

können, bei der Entscheidung über landschaftliche Veränderungen von vornherein ihr Wort mitzusprechen. Wir sind alles andere als Utopisten. Wir erkennen wirtschaftliche Notwendigkeiten als solche so an, wie die Wirtschaft dies beanspruchen muß. Aber wir sagen mit dem alten Horaz: „Der heißt Meister im Fach, der Nützliches eint mit dem Schönen“. Landschaftsschutz will und soll eine gesunde Entwicklung niemals hemmen, wohl aber steuern.

Eine sehr große Anzahl landschaftlich bedeutsamer Gebiete, hier größeren, dort kleineren Umfangs, sind in den letzten fünf Jahren bereits unter diesen Schutz gestellt worden: Entlang der Ströme und Reichsautobahnen, Berglandschaften und Täler, Heide-, Wald- und Seengebiete, vor allem solche, die der Volkserholung dienen sollen, und nicht zuletzt auch Umgebungen der menschenvollen Groß- und Industriestädte. Weit mehr Gebiete werden in den kommenden Jahren folgen, denn das vom Führer am 10. Dezember 1940 gesprochene Wort: „Ich will das deutsche Land schön machen“ bedeutet für uns die unabdingbare Verpflichtung, alles daranzusetzen, um die deutsche Landschaft in ihrer Eigenart und Schönheit pfleglich zu erhalten und, wo bereits dieser Eigenschaften beraubt, sie im Maße des irgendwie Möglichen zu entschandeln und gesund zu machen. Denn nur die von uns als schön, reizvoll und wahrhaft deutsch empfundene Heimatlandschaft ist auch wirtschaftlich gesund!

Aber selbst wenn der behördliche Landschaftsschutz noch so großen Umfang in Zukunft annehmen sollte - es wird immer nur ein bescheidener Bruchteil der deutschen Gesamtlandschaft sein, der davon betroffen wird. Und das gilt vor allem von der Feldflur. Sie wird im wesentlichen frei von gesetzlichen Beschränkungen bleiben. Damit ist aber nicht gesagt, daß nun das Führerwort keine Anwendung auf sie fände. Wir Heimatschützer, und kein Bauer darf und kann fortan gesinnungsmäßig in unseren Reihen fehlen, müssen die Universalität und Totalität des deutschen Landschaftsschutzes fordern. Nicht etwa nur des gesetzlichen - der kann nicht universal und total sein -, wohl aber des gesetzlichen und des freiwilligen. Im Bauerntum selber muß das Verständnis für den freiwilligen Schutz der Heimatlandschaft geweckt und gestärkt werden. Es muß und wird einsehen: ein heimattraues und -freudiges, schollenverbundenes Bauerntum kann eines heimatlich gestalteten Lebensraumes niemals entbehren. Kommt es zu solcher Einsicht, so wird der behördliche Landschaftsschutz Ausnahme bleiben und der freiwillige die Regel sein.

Den Programmen der Arbeitsfront „Schönheit der Arbeit“ und des Reichsnährstandes „Schönheit des Dorfes“ muß sich als drittes „Schönheit der Scholle“ gesellen. Diese ist kein Luxus, sondern schlechthin Ausdruck bäuerlicher Bodenverbundenheit, gesunder Bauernwirtschaft und - echten Heimat sinnes.

Wir alten deutschen Heimatschützer haben, einem Rudorff und einem Löns folgend, seit vielen Jahren diese Forderung, wenn auch meist intuitiv, vom Gefühl aus vertreten. Wir freuen uns heute, daß dies Gefühl uns nicht täuschte; wir freuen uns aber weit mehr noch der Gewißheit, daß in Zukunft und in ganz besonderem Maße zu den Vollstreckern des Heimat- und Landschaftsschutzes gehören wird: Die gesamte deutsche Bauernschaft!

## Ein Bahnbrecher rassistischen Denkens

Zum 125. Geburtstag Gobineaus

Friedrich Lange, der Gründer der „Deutschen Zeitung“, nannte in seinem auf-rüttelnden Aufsatz „Gobineau und Nietzsche“, der die ganze Meute jüdischer und jüdisch versnobter Literaten gegen ihn aufbrachte, die Erkenntnisse Gobineaus die ein-fach-große, herbe Botschaft von dem in aller Menschengeschichte allein entscheidenden Werte des Blutes „der arischen und ihrer höchsten Blüte, der germanischen Rasse“.

„Diese Lehre gibt“, schreibt Lange, „dem Selbstbewußtsein des einzelnen nur höchst kargen Spielraum und hängt an jede aufkeimende Hoffart die Last des Bewußtseins, daß wir nur durch das Verdienst unserer Väter und Mütter sind, was wir sind und daß wir auch den etwaigen Segen unseres eigenen Lebens-werkes auf Volk und Familie in zuverlässiger Wirkung nicht allein auf dem geistigen Wege durch Bücher und Denkmäler, sondern weit sicherer auf dem unerforschten leiblichen des Blutes vererben können.“

Diese Erkenntnis, die Gobineau in seinem grundlegenden Buch „Versuch über die Ungleichheit der Rassen“ mit der Bescheidenheit des über-ragenden Geistes schlicht, aber unwiderleglich wissenschaftlich fundamentiert, zieht, wie Lange treffend formuliert, den Schleier von dem Geheimnis und legt die tiefste erkennbare Wurzel der Menschheitsentwicklung bloß. Er schreibt: „Das schätze ich als den Hauptgewinn aus der Riesearbeit dieses gewaltigen Baumeisters, daß man, vom festen Boden gegenwärtiger Beobachtungsgewißheit aus, Schritt um Schritt an dem Leitseil höchster Wahrscheinlichkeit emporsteigend, schließlich auf einem Gipfel ankommt, von dessen überlegener Höhe man die wirklichen Ursachen der Menschheitsentwicklung in bisher unvergleichlicher Klarheit überschaut und alle die Hilfsmaßstäbe, die man bisher gebrauchte, in ihrem sehr geringen Wert erkennt. Einmal auf dieser Höhe gestanden zu haben, bleibt ein Gewinn für immer; man kann den Versuchungen des abstrakten und willkürlichen Denkens nie ganz wieder verfallen. Denn einmal hat man es, an seiner Hand geführt, als greifbare Gewißheit erfahren, daß alles, was unsere Geschichtsschreiber als eigentlichen Antrieb für das rätselhafte Auf und Ab im Kulturgange der Völker auszugeben pflegen, in Wahrheit nur Begleiterscheinungen oder gar nur ein Truggebilde, aber nicht der letzte erkennbare, also in wissenschaftlichem Sinne nicht der „zureichende“ Grund war. Entscheidend nach Gobineaus Erkenntnis ist für den Verfall eines Volkes die allmähliche Vermischung der tüchtigen weißen Rasse mit dem schlechteren Blut anderer, minderwertiger Rassen, für seinen Aufstieg also die Reinerhaltung des Blutes.“

Joseph Arthur Graf Gobineau, der als Erster in der Welt diese so unerhört umwälzende Erkenntnis seiner Zeit und zunächst seinem eigenen Volke ver-mittelte, war - ein Franzose. Hier liegt gleich mit diesem einen Worte die ganze Tragik Gobineaus aufgezeichnet. Es war nur ein verschwindend kleiner Teil in seinem Volke, der seine Lehre verstand. Immer größer wurde mit den Jahren die Kluft, die sich zwischen ihm und dem geistigen Frankreich seiner Zeit aufat. Es

wurde immer einsamer um ihn her. Einhundertfünfundzwanzig Jahre später aber bricht eben dieses Volk, das seine Mahnung nicht verstand und befolgte, bereits zusammen. Es ist ein schauriges Geschenk zu seinem Festtag, den es ihm mit diesem Wahrheitsbeweis für seine These darbringt. Gobineau ist auch heute noch ein Heimatloser in seinem eigenen Volkstum.

Wir Deutschen aber nahmen ihn auf.

Sein Gedankengut wurde eine der tragenden Säulen unserer Wiedererstarkung. Vieles, was bei ihm Gesicht bleiben mußte, wurde durch uns wissenschaftsdurcharbeitete Wirklichkeit. Vieles erweiterte sich, wuchs, blühte auf, verschob sich vielleicht etwas im Wertgefüge. Was tut das? Wissenschaft ist Weiterschreiten. Immer bleibt und ist Gobineau der unbestreitbar Erste, der den Anstoß gab, der den Weg aus einer hoffnungslosen Allerwelts-Gleichmacherei als Frucht und Krönung jahrhundertalter falscher Lehre heraus, entgegen jener als Evangelium beschworener Meinung von der „Erziehbarkeit jedes Menschen zu jeder beliebigen Höhe“ aufzeigte.

So ist Gobineau im höchsten Sinne unser Eigen geworden, da wir seinem Geiste bei uns Heimatrecht gaben. So haben wir auch wie niemand anders ein Recht und die Pflicht, ihn an seinem Feiertage zu ehren. „Haltet das Bild der Würdigen fest.“

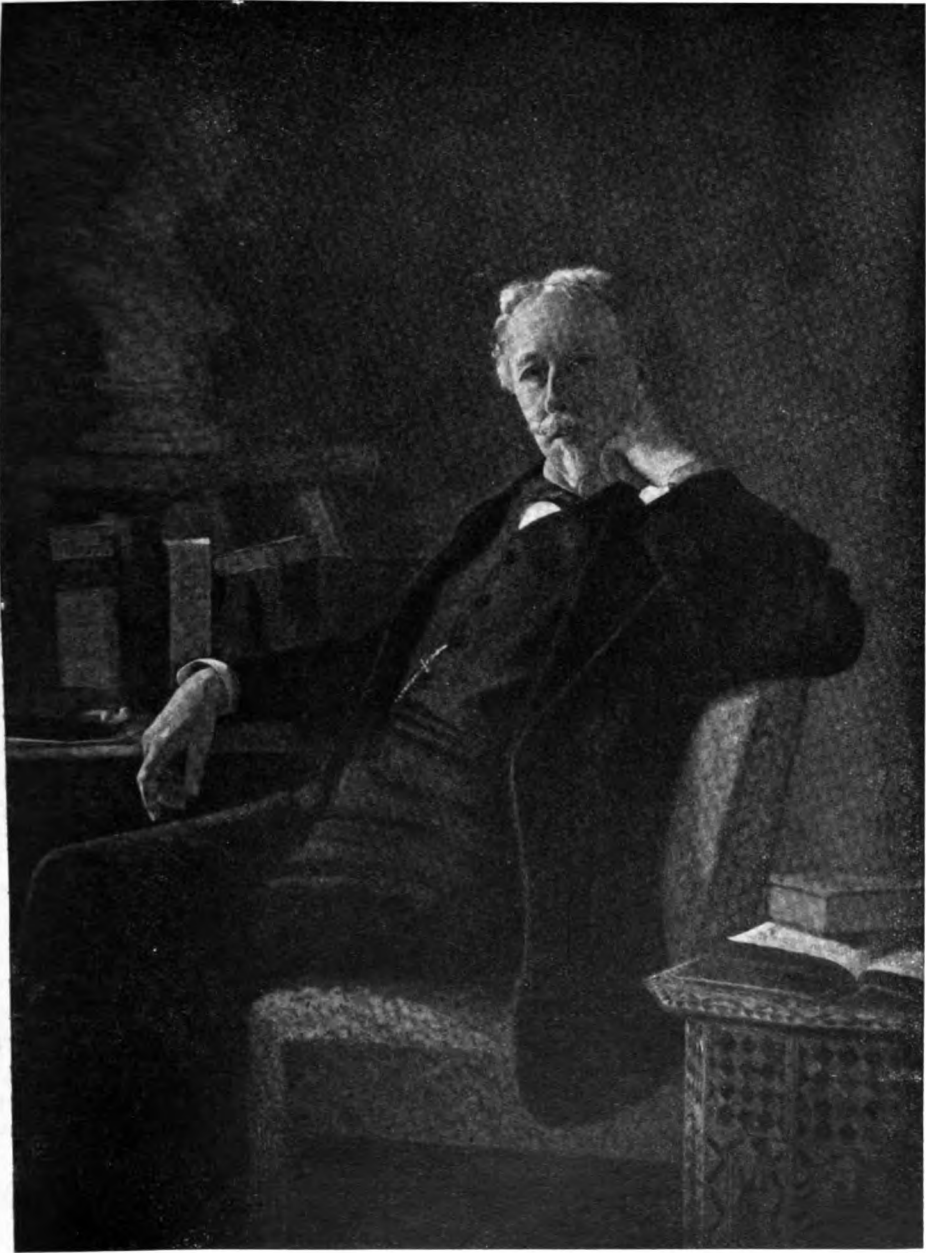
Als Gobineaus großer Biograph und Ausdeuter, Professor Ludwig Schemann, zu seinem hundertsten Geburtstag im Jahre 1916, also im dritten Jahre des großen Krieges gegen Frankreich und England, den zweiten Band seiner Lebensbeschreibung herausgab, schrieb er dazu eine Vorrede, die teilweise derart lebendig aus dieser, unserer Zeit heraus gewachsen zu sein scheint, daß es erlaubt sein mag, ein paar Sätze davon aus diesem längst vergriffenen Buche herauszustellen.

„Die Zukunft mag es lehren, inwieweit Gobineau recht hatte, das was in höherem Sinne sich noch von der Menschheit und für die Menschheit hoffen läßt, an den germanischen Bestandteil als an das Edelblut zu knüpfen. Kein Zweifel, daß er nach den Erfahrungen des Krieges eine Berichtigung und Abgrenzung des letzteren Begriffes hinsichtlich der Engländer und eine noch stärkere Anlehnung an uns vorgenommen haben würde. So aber sollten auch wir uns immer stärker an ihn anlehnen . . . . .“

„. . . . . Dagegen scheint es unerlässlich, dem Menschen Gobineau an dieser Stelle noch ein Wort zu widmen. Ist doch Gobineau nicht nur einer derjenigen, die Ideen in unser Zeitalter hineinwarfen, sondern einer der noch selteneren, die ihm zugleich in ihrem Leben ein höchstes Vorbild hinstellen durften.“

„Vor allem sollten die Deutschen - mindestens die starken Seelen unter ihnen - sich das Wort aus dem „Amadis“ bis in ihren Todeskampf hinein gesagt sein lassen: daß, wo immer Größtes auf dem Spiele steht, die Siegeshoffnungen nicht gewogen noch ermessen werden dürfen, sondern der Glaube alles tun muß; daß es ehrenvoller ist, auf dem Wege nach einem großen Ziele umzusinken, als diesem Ziele gaudernd oder zagend aus dem Wege zu gehen.“

Gobineaus Wahlpruch „Malgré tout“, den Schemann so schön mit „Nicht zerbrechen“ verdeutscht hat, ist ein Wort, das nicht nur dieses großen Mannes eigene Haltung umreißt, sondern zugleich uns wie ein mahnender Zuruf in diese Zeit unseres größten Schicksalskampfes, der mehr als je ein Kampf der Rassen im Letzten und Eigentlichen ist, aus seinem Grabe hervorklingt.



Gräfin de la Tour

Gobineau



Nur der Gott sei gepriesen,  
 der sein Bildnis prägt  
 Ins Herz des Mannes,  
 dessen höchstes Gut  
 Der Ahnen heil'ges Erbe,  
 das im Blut er trägt,  
 Denn alles, was er ist,  
 dankt er dem Blut.

Aus „Amadis“

Rechts:

Die Amadis-Büste, ein Werk des  
 Grafen Gobineau, der in Athen zu  
 dem Entschluß kam, Bildhauer zu  
 werden



„Amadis“, der Schwanengesang  
 Gobineaus, ist ein Hymnus auf  
 „die Blonden, die Lidten“, die  
 der Geschichte die Seele gegeben  
 haben und deren Rückgang die  
 Entadelung der Menschheit be-  
 deuten würde

Links:

„Amor“, eines der ersten bildnerischen Werke  
 des Grafen Gobineau

# Gedanken und Leitsätze aus Gobineaus Werk

## Das Odal

Odal. Dieses Wort schließt die beiden Vorstellungen des Adels und des Besitzes in so enger Vereinigung in sich, daß es sehr schwerfällt, zu ergründen, ob ein Mann Grundbesitzer war, weil er adlig war, oder umgekehrt.

\*

Das Haus des Odals glich auf keinen Fall den schmutzigen, in der Erde vergrabenen Wohnungen, die der Verfasser der „Germania“ mit so großem Behagen und in stoischer Beleuchtung schildert. . . . Die freien Männer, die arischen Krieger, wohnten vornehmer und freier. Wenn man in ihre Behausung eintrat, befand man sich zuerst in einem gewaltigen Hofe, der von verschiedenen, allerlei Arbeiten des bäuerlichen Lebens gewidmeten Bauten: Stallungen, Waschküchen, Schmieden, Werkstätten und Nebengebäuden eingeschlossen war. Im Mittelpunkt erhob sich das Odalsgebäude, das starke, kunstreich bemalte Säulen stützte. Mit vergoldeten Friesen war der Dachrand geschmückt. . . . Man ist überrascht von der Ähnlichkeit dieser prächtigen Wohnungen mit den in der Odyssee beschriebenen Palästen und mit den Königsburgen der Meder und Perser. Alle germanischen Völker beherrschte die mächtige Verwandtschaft der Ideen, die entfernteste Odals untereinander verband, bei ihren stolzen Besitzern den Geist der Absonderung im edelsten Sinne ausglich und ihre Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung vor dem Erlöschen bewahrte. Sie rief ihnen, so sehr sie auch die Umstände verfeinden mochten, beständig ins Gedächtnis zurück, daß sie auf dem gleichen und gemeinsamen Grunde von Anschauungen, religiösen Überzeugungen, Hoffnungen und Ehrbegriffen dachten, fühlten und lebten. So lange es einen Instinkt gab, den man germanisch nennen konnte, tat dieser Hebel der Einheit seine Dienste.

(Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen)

\*

## Gesundes Bauertum - wehrhaftes Volk

Ich erblicke in der maßlosen Abneigung der französischen Landbevölkerung gegen das Soldatentum eine der Hauptursachen der militärischen Mißerfolge des Krieges.

(Aus „Frankreichs Schicksal 1870“)

\*

Ehemals betrank sich der Bauer auch, aber in Wein und Apfelwein, das brachte seinem Grundbesitz keinen Schaden, heute (1870) macht der übermäßig genossene Schnaps ihn nicht mehr vergnügt und redselig, sondern gewalttätig. Die Folge ist Verstumpfung, Tod und die Hinterlassenschaft erblicher Krankheiten. Das ist der Grund der unheimlich schnell zunehmenden Entartung der französischen Land-

bevölkerung, die Herabminderung ihrer Wehrfähigkeit und die Abnahme der Bevölkerungsziffer in Frankreich.

(Aus „Frankreichs Schicksal 1870“)

\*

### Die reine Art

Die Frau war in den Augen der ältesten Arier vor allem die Mutter, die Quelle der Familie, der Rasse, und daher stammte die Verehrung, deren Gegenstand sie war.

\*

Die germanischen Sprachen sind reich an Bezeichnungen der Frau, und alle sind dem Edelsten und Ehrwürdigsten, was es im Himmel und auf Erden gibt, entnommen.

\*

Die Sitten waren im allgemeinen so rein, daß sich in keiner der altgermanischen Mundarten ein Wort findet, das den Begriff der Buhlerin wiedergäbe.

(Versuch über die Ungleichheit der Menschentrassen)

\*

### Die Kraft des Blutes

Das Wort degeneriert, auf ein Volk angewandt, bedeutet, daß dieses Volk nicht mehr den inneren Wert hat, den es ehemals besaß, weil es nicht mehr das nämliche Blut in seinen Adern hat. Seinen Wert haben fortwährende Vermischungen allmählich eingeschränkt.

\*

Wenn ich den handgreiflichen Beweis dafür erbringe, daß die großen Völker im Augenblick ihres Todes nur noch einen ganz schwachen, ganz unwägbaren Teil des Blutes der Stifter, von denen sie geerbt haben, besitzen, so habe ich hinreichend erklärt, wie es zugeht, daß die Zivilisationen enden, weil sie nicht in denselben Händen bleiben.

\*

Ich sage, daß ein Volk niemals sterben würde, wenn es ewig aus denselben nationalen Bestandteilen zusammengesetzt bliebe.

\*

Ein Volk bedarf immer eines Mannes, der seinen Willen begreift, zusammenfaßt, erklärt und dahin lenkt, wo seine Bestimmung liegt.

\*

Nicht der Wille eines Monarchen oder seiner Untertanen verändert das Wesen einer völkischen Gemeinschaft, wohl aber, kraft der gleichen Gesetze eine Verfälschung der Rasse.

(Versuch über die Ungleichheit der Menschentrassen)

## Das 170. Tausend

Erkenntnis, Folgerung und Forderung / Der Schritt in ein neues Zeitalter

**A**uch Bücher machen Geschichte, vorausgesetzt, daß sie so stark an innerem Gehalt und innerer Kraft sind, daß sie dem Volke neue Wege, neues Leben oder eine neue Lebensgestaltung weisen können, und daß sie gelesen werden. Wenn ein Buch - und überdies ein Buch von solch ungeheuerem Ernst wie die „Neuordnung unseres Denkens“ - in einem äußerst knappen Zeitraum eine Auflage von 170 000 Exemplaren erreicht, so beweist diese nicht alltägliche Tatsache, daß es der Zeit notwendig ist, daß es den Suchenden, die wohl immer zugleich auch die Verantwortungsgewillten sind, etwas zu geben hat.

Die „Neuordnung unseres Denkens“ von R. Walther Darré, deren 170. Tausend jetzt aufgelegt werden konnte und mußte, ist das Buch, das der Not der Zeit abhilft und sie überwindet. Die Forschungen und Erfahrungen des Wissenschaftlers und Biologen Darré haben dem Geschichtsphilosophen im neuen und besten Sinne R. Walther Darré die Grundlage einer völkischen Lebensbetrachtung und Lebenserklärung gewonnen, die - auf unsere Zeit angewandt - zu der unerbittlichen Forderung nach einer neuen Ordnung unseres Denkens und Seins führt. Die Erkenntnis der Lebensgesetze unseres Volkes weist dem Volke die Bahnen zur Sicherung seines Lebens.

Die „Neuordnung“ ist zum Buch vom Leben unseres Volkes schlechthin geworden, zum Buche völkischer Daseinsicherung. Ausgehend von Leben und Volk, von den Erkenntnissen, die die wissenschaftliche Forschung von ihnen vermitteln kann, ist sein Ziel wiederum Leben und Volk, besser, völkisches Leben, völkische Zukunft. Da die bisherige Ordnung unseres Lebens, unser Denken, Auffassung der Ehe, Gesittung usw. nicht genügend Gewähr für den Fortbestand des Volkes und seinen Wert zu geben vermögen, erkennt Darré in der von ihm geforderten neuen Ordnung unseres Denkens die einzige Sicherheit für unsere Zukunft.

Der erste Schritt in diese neue Zeit und in das neue Leben ist die Anerkennung, Bejahung und Befolgung unserer rassistischen oder blutsgemäßen Lebensgesetzlichkeit. Aber allem stehen hier Darrés Worte, denen der Wert von biologischen Axiomen zukommt: „V o l k s g e m e i n s c h a f t i s t B l u t s g e m e i n s c h a f t“, „Der einzige und wahre Reichtum unseres Volkes ist sein gutes Blut. Von diesem Kern guten Blutes hängt jetzt auch Deutschlands Zukunft ab“, „Was wir sind und was wir als Volk noch werden können, bestimmt unser Blut“. Diese Erkenntnisse Darrés, die

in allen Schulen, in allen öffentlichen Gebäuden stehen sollten, und so lange und so oft verkündet werden müssen, bis sie alle und ein jeder begriffen haben, zwingen in ihren Folgerungen zu der Forderung nach einer neuen und lebendigen Ahnenbindung, einer Ahnenverantwortung, die sich im Willen zu dem den Ahnen und edlem Blute würdigen Kinde, dem „ahnenverantworteten Kinde“, beweisen muß, zum Zucht- und Auslesegedanken, zu neuer Auffassung der Ehe, zu neuer Gestattung usw. Mit ihr hat R. Walthar Darré, der in diesem Monat Sechsunndvierzigjährige, den ersten Schritt in ein neues Zeitalter, den ersten Schritt zur neuen lebensgesetzlichen Gestaltung unseres Daseins getan. Das geformte und verkündete Wort wirkt weiter kraft der in ihm beschlossenen Wahrheit.

Die neue Ordnung ist keine mechanistische oder materialistische, noch weniger kann sie, die sich an die ewig-göttlichen Gesetze, so wie sie sich im Leben künden, bindet, eine die Welt entgottende sein. Daß sie auch niemals zu einem faulen Fatalismus des Blutes umgedeutet werden kann, dafür leisten Darrés Ausführungen über die Spannweite der Persönlichkeit innerhalb der blutmäßigen Bedingtheit, über die Freiheit des Willens und der Verantwortung, die sich im wohlverstandenen Leistungs-, Auslese- und Zuchtgedanken bekunden, die Gewähr. Wohl aber wird die Neuordnung unseres Denkens zu einer Neuordnung unseres ganzen Seins werden und zwangsläufig werden müssen, zu einer neuen Sehung aller Werte.

Die „Neuordnung unseres Denkens“ ist Weckruf und Losung eines neuen Zeitalters und ist auch schon das erste Morgenrot dieser neuen Epoche. Wir sind gewohnt, die Geschichte der Kulturvölker der Menschheit nach ihren Lebensformen und den sie bestimmenden Gesetzen begrifflich zu ordnen und geistesgeschichtlich zu gliedern. Die Zeit des Humanismus z. B. ist ein Begriff geworden, der eine Vorstellung vom Leben und Denken des Menschen des 15. Jahrhunderts einschließt, des Menschen, der sich zu den Lehren, der Kunst und der Bildung des griechischen und römischen Altertums bekannte und in ihnen das Vorbild aller Erziehung und Lebensausrichtung sah. Das Wort Renaissance läßt jenes lebensfreudige Zeitalter auftauchen, daß das Leben selber, seine Schönheit, den Menschen, das Ich, das Recht der Persönlichkeit, Genuß und Freude, das Schönheitsideal der Antike usw. auf seine Fahnen schrieb und seine Zeit danach gestaltete. Humanismus, Renaissance, Barock, Realismus, Romantik usw. sind für uns Richtungspunkte im geistesgeschichtlichen Sein der Menschheit geworden, die die jeweiligen Gesetze, die der Mensch der jeweiligen Zeit sich gewählt hatte, kennzeichnen.

All diese Strömungen oder Zeitalter haben gewechselt. Das eine hat das andere abgelöst und scheint immer gerade das gefunden zu haben, was die vorherige Zeit vergessen oder unterdrückt hatte. So zieht die Menschheitsgeschichte, nach Lebensformen und Gesetzen tastend, bunt und bewegt an dem schauenden Geiste vorüber.

In ganz anderem und weiterem Sinne ist die Neuordnung unseres Denkens, so wie sie R. Walthar Darré fordert, die zweifellos den Anfang einer neuen Zeit der Geistesgeschichte bedeutet, Beginn eines neuen Zeitalters. Aber dieses Zeitalter wird mehr sein als jene Einschnitte in der Geistesgeschichte, die wir mit den Begriffen Humanismus, Renaissance usw. fassen.

Ein Vergleich mit diesen wechselnden Zeit- und Lebensformen würde diesen ungefähr den Wert von „Stilsformen“ des Daseins zusprechen, während das neue Zeitalter lebensgesetzlichen Denkens eine Überwindung all dieser einseitig betonten und einseitig erhobenen Gesetze bedeutet und als ein Zeitalter zum völkischen Leben schlechthin angesprochen werden muß. Das Zeitalter lebensgesetzlichen Denkens umschließt die Totalität des Seins, während die früheren Zeitalter der Geistesgeschichte Formen des Daseins oder eines Soseins ihrem Wesen nach sind. Das neue Zeitalter ist daher nicht mit den bisher üblichen Maßstäben der Geistesgeschichte zu messen, die bisherigen Abschnitte der Geistesbewegungen sind ihm nicht gleichrangig. Das neue Denken ist zunächst allein auf das Leben und die Lebenshöhe (biologisch verstanden) des Volkes gerichtet, die nur unter Beobachtung gewisser Gesetze gehalten werden kann. Es ist durchaus denkbar, daß innerhalb dieser neuen Lebensordnung im Wechsel der Zeiten verschiedene Lebensformen möglich sind, verschiedenartige gestaltende Kräfte sich durchsetzen können, die jedoch niemals gegen die Lebensgesetzlichkeit des völkischen Seins verstoßen dürfen. Der Unterschied der Weite und des Wesens dieses neuen Zeitalters, das die „Neuordnung unseres Denkens“ einleitet, gegenüber anderen Zeitaltern unserer Geistesgeschichte dürfte damit kurz beleuchtet sein.

Es ist kein Zufall, daß das neue lebensgesetzliche Denken eng gebunden an die Erkenntnisse der Naturwissenschaften ist. Naturwissenschaftliche, biologische Grundgesetze sind sein Ausgangspunkt. Diese Gesetze, unter denen das von Gregor Mendel entdeckte Gesetz der Vererbung das wichtigste ist, hatten jedoch allein noch nicht vermocht, ein neues Denken zu wecken und in ein neues Zeitalter zu führen. Diese geistesgeschichtliche Tat blieb R. Walthar Darré vorbehalten. Er erst gewann die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen eines Mendel usw. dem völkischen Leben und Sein, indem er sie heraus hob aus ihrer Isoliertheit einer nur naturwissenschaftlichen Teilforschung, und sie anwandte auf das gesamte Sein und Leben, indem er ihren Auswirkungen im Laufe der Menschheitsgeschichte prüfend nachging. Er erkannte vorausgehend die Lebensgesetzlichkeit des Volkes und erhob ihre Erfüllung zum ersten Gebot völkischen Seins. Als Erster durchdachte er dieses Gesetz in all seinen Folgerungen und gelangte zu den Forderungen, die die „Neuordnung unseres Denkens“ verkünden. Der Schritt in das neue Zeitalter ist damit getan.

Darrés Gedanken leben und werden Tat. Das 170. Tausend ist ein Zeichen dessen.

Hans Bodenstedt

## Lebensgesetz

Das aber ist Gesetz des Lebens,  
Daß alles, was wir ausgesät,  
Nicht überflüssig, nicht vergebens,  
Denn wie gesät, so wird gemäht.

Saat aber ist der Zukunft dienen,  
Sich nicht erschöpfen in der Zeit,  
Denn wir sind Seelen, nicht Maschinen,  
Wir sind der Keim der Ewigkeit.

Wir müssen wachsen, blüh'n und reifen,  
Bis sich die heil'ge Frucht enthüllt,  
Bis wir am eig'nen Sein begreifen,  
Wie sich des Lebens Sinn erfüllt.

In unsres Schicksals Muttererde  
Schloß uns der Ahnen Glaube ein,  
Doch in uns ist das Stieb und Werde,  
Ist Kärrener oder König sein.

## Könige

Kein Blutstropfen, der nicht seine Wirkung täte. Die Adern zukünftiger Geschlechter nehmen ihn willig auf\*).

Wer aber bei den Königen eintreten will, bei den weitwirkenden Herrscherkräften des Landes, der läßt die Völker der Stuten. Die Deckhengste, die Hauptbeschäler Trakehnens, deren Zeugungskraft und Erbgewalt im Lauf ihres Lebens neue Völker von Söhnen und Töchtern entstammen, sind auch seine vornehmsten, seine königlichsten Gestalten. In ihnen stellt sich Gegenwart und Zukunft der Rasse in einem dar. Der Nimbus dieser Einheit umgibt sie. Der Glanz unwiderstehlicher Erbschaft leuchtet aus ihren Körpern. Der Nimbus ist kein Schein: er ist leiblich. In diesen Einzelgestalten des Inbegriffs von Erbschaft und Vatertum wird er sichtbar. Ihre Namen, gehören sie Lebendigen oder Toten, werden mit Ehrfurcht genannt, wie die von Königen. Ihr Ruhm ist der von Patriarchen und Begründern von Herrscher-geschlechtern.

Hier ist Trakehen. Herrlich, königlich, ungeheurer Kraft und tierischer Majestät bewußt, herrschen die Beschäler, jeder für sich, getrennt von den anderen Königen der anderen Farben, im Sommer in ihren Paddock's und Sommerwohnungen auf dem sanft ansteigenden Hügel. Wie zu einem Tempel führen gepflegte Wege, sorglich geharkt zu feierlichem Empfang, zu dem lustigen, sechseckigen kleinen Lustschloß - oder zu ähnlichen anderen Baulichkeiten -, in denen die anwesenden Hauptbeschäler untergebracht sind. Offen, Tag und Nacht, sind die Türen nach den Paddock's, jedem der Hengste freien Eintritt in sein Gemach und den vor ihm befindlichen Auslauf gewährend. Hohe Tannenhecken umfrieden den Ort ringsum zu noch größerer Stille und Abgeschiedenheit. Kein Hufschlag ist auf den weichen Anmarschwegen hörbar, die gradlinig wie stumme Alleen Mensch und Tier in einen besonderen Tempelbezirk der Ruhe und des Vergessens hineinzuleiten scheinen.

Hier pflegen die Hauptbeschäler ihrer Sommergehen nach der erregenden, Kräfte und Nerven beanspruchenden Jahreszeit ihrer Frühlinge. Hier lernen sie vergessen. Ein in ihr Jahr eingelegtes Mönchtum, fern von den Plätzen des Zuchtbetriebs, dem Umgang mit roßigen Stuten, der Umwerbung, der Unterwerfung, der Begattung, der oft unwillkommenen Pflicht und auch der Liebe, läßt sie erstarken, läßt sie sich ermannen und für eine neue Deckzeit neue Kräfte und neuen Eifer sammeln.

Denn nicht immer in den frühen Monaten des Jahres, während derer ein Hengst den Herden und bevorzugten Gästen aus dem Lande als Beschäler unablässig dienstbar ist, ist ihm eine jede aus dem Volk der Stuten genehm. Sein Adel kennt Unterschiede. Er unterliegt der Liebe wie andere Könige und große Herren. Dann ist sein Harem verwaist. Die Stuten der Herde, die ihm bestimmt sind und zugeführt werden, verachtet er. Er wittert das Geschlecht, seinen Duft, seine Bereitschaft, seine Empfänglichkeit, sein Verlangen nach ihm, für ihn: für den Hengst. Aber sie sind

\*) Aus Rudolf G. Binding: Das Heiligtum der Pferde. Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg.



ihm gleichgültig, diese Braunen, diese Dunklen, diese Schwarzen, diese Alten. Er schaut sie nicht an. Ihn erfüllt ein anderes Bild.

Hat er sich nicht in die junge Schimmelstute verliebt, die Dreifährige, die Unberührte, die Jungfräuliche, die heute am frühen Morgen von dem kleinen Burschen weither dem Gestüt zugeführt wurde? Als er ihr begegnete auf seinem Gang in der Frühe, zitterte sie. Sie zitterte bei seinem Anblick. Die junge Stute zitterte, denn sie war noch nie einem Hengste begegnet - noch nie, seit sie heiß geworden war und reif für Begattung, Liebkozung und Empfängnis - noch nie, soviel sie wußte.

Der Hengst bemerkt wohl ihr Zittern. Aber er bemerkt noch mehr ihre Farbe, ihre Jugend, ihre zaubersche fremde Erscheinung. Er umfaßt sie mit einem Blick. Sein Kopf erhebt sich. Sein Auge glänzt. Die Ohren, die Stirn stellen sich ihr entgegen. Er lacht sie an. Er nimmt sie auf mit allen Sinnen.

Nun zittert auch er nach ihr, Tag und Nacht, der große Hengst. Er sieht nicht die anderen, die nach ihm begehren. Er begehrt die Geliebte.

Die weiße Stute ist fein wie weiße Seide in der Jacke seines Jockeys bei seinem großen Siege, denkt er. Wie süßer Schnee, denkt er. Wie weißer Klee, der durch den Tau haucht, denkt er. Wie eine duftgefüllte weiße Wolke des Himmels, denkt er, der große Hengst von Trafehnen.

Sie ist schön. Sie ist eine Königin. Sie ist eines Königs würdig. Alle Stuten der Welt gelten ihm nichts. Er ist verliebt, und dies ist seine Geliebte.

Er wirft sich auf in seiner Box. Er ist unruhig. Er schläft nicht. Er legt sich nicht. Er frißt nicht den gereichten Hafer, nicht das aufgesteckte Heu. Er riecht mit der Nase hinein. Er stößt es ärgerlich zurück. Er wiehert sehnsüchtig zart. Er wiehert ungeduldig. Er schreit vor Jorn und Liebe. Er verzehrt sich in Aufbäumen, Aufhorchen, Leidenschaft und Begehr.

Glaubt nicht an das Haustier weil es Haus und Hof mit euch teilt.

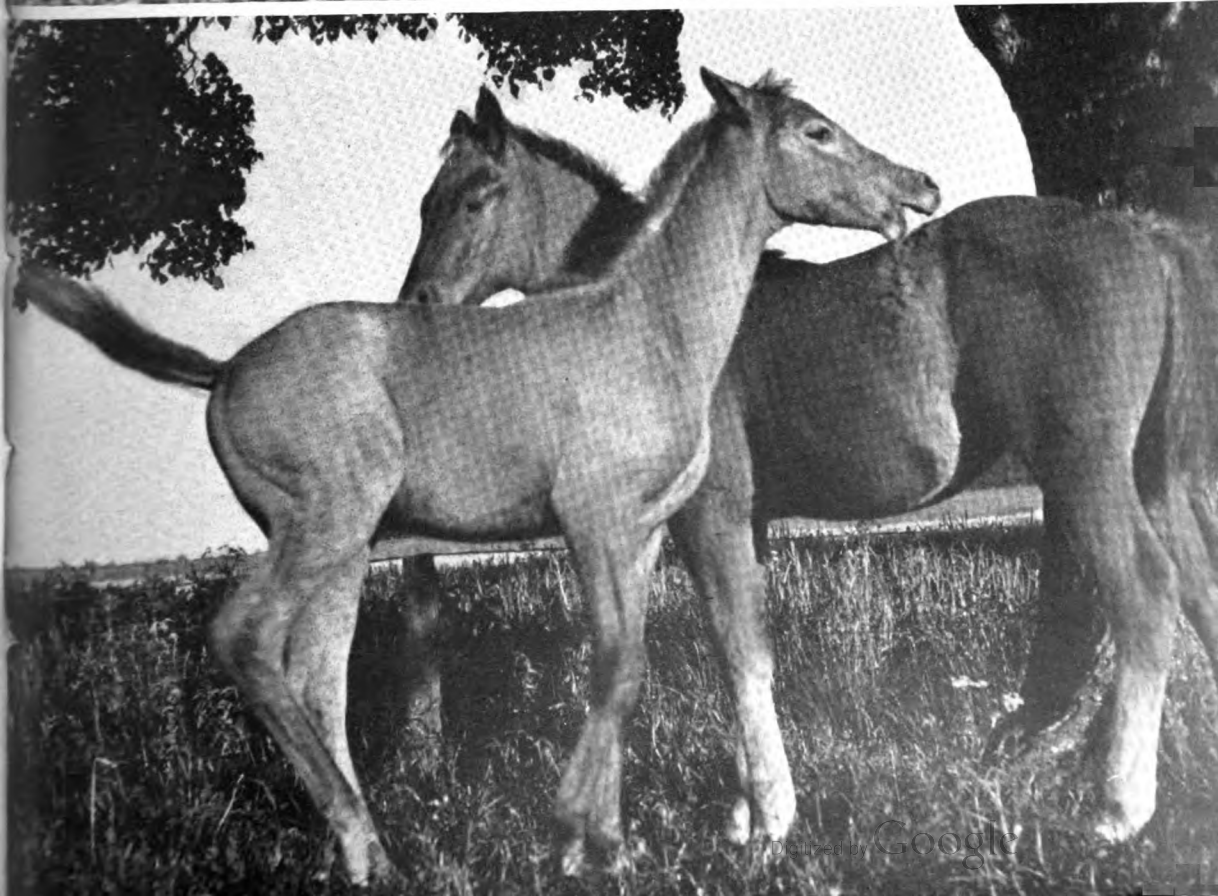
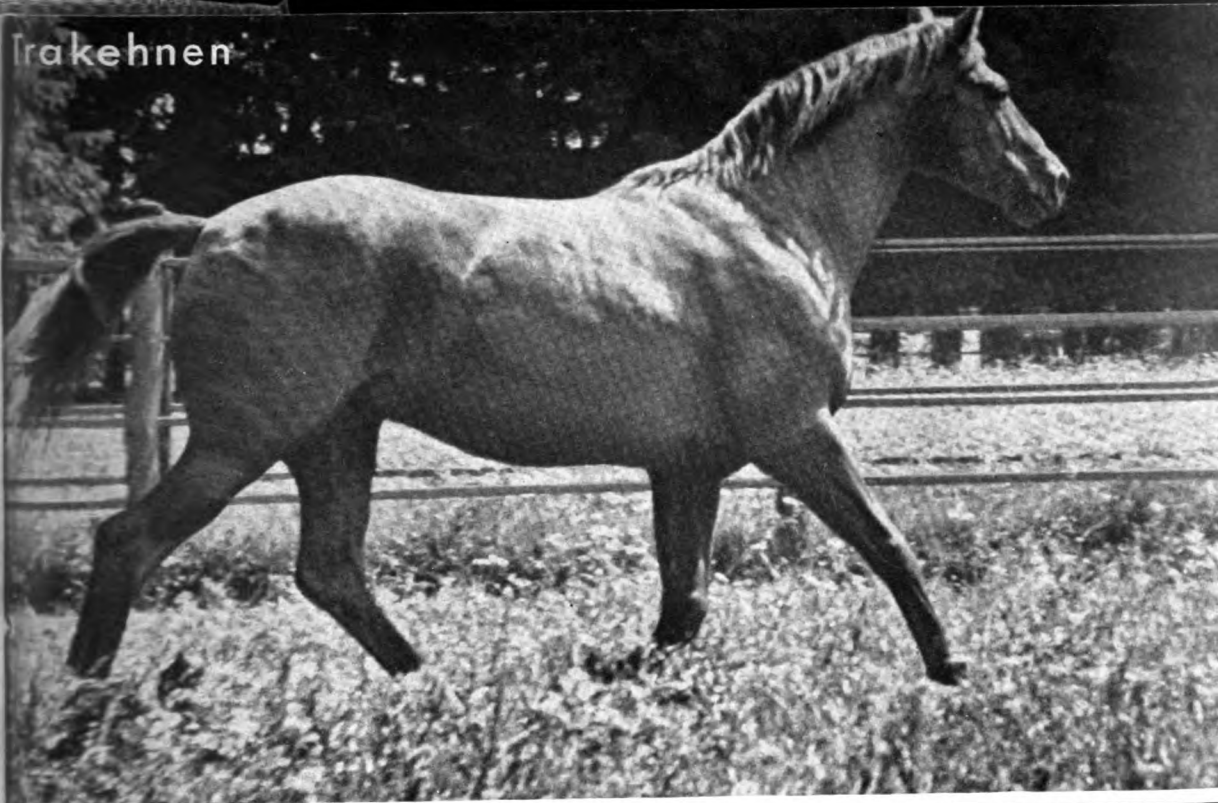
Er reißt die weiße Stute mit sich - starr stehend, zitternd vor Erregung - als ob es Wirklichkeit wäre. Er galoppiert mit ihr in einem weiten Paddock, ganz allein. Er galoppiert mit ihr unter den Sternen des Himmels, weit in andere weite Bereiche. Sie sind sich nahe. Sie sind allein. Er treibt sich zärtlich mit ihr dahin, Seite an Seite, Leib an Leib. Er atmet den Hauch ihrer Nüstern und sie den seinen. Sie stehen. Und die weiße Stute zittert. Sie zittert bei seiner Berührung wie der Spiegel des blinkenden Sees bei der Liebkozung des Windes.

Auch die junge Schimmelstute ist unruhig in der fremden Box, die sie bezogen hat. Aber es ist nicht die Box die sie unruhig macht, es ist die Begegnung mit dem Hengst. Sie frißt nicht, sie legt sich nicht, sie schläft nicht. Heiß und unstet durchweilt sie mit wirren Schritten das ihr angewiesene Gemach von Wand zu Wand. Schweiß dunkelt die Flanken und hinter den kleinen Ohren das zarte Fell. Sie ist krank vor Erwartung.

Der Bursche, der sie brachte, wacht bei ihr. Er nimmt teil an ihrem Fieber. Er besänftigt sie, redet ihr zu. Sie ist heiß. Die Nüstern glühen. Der Bursche öffnet das Fenster über ihr so weit er vermag. Die Nacht strömt herein.

Aber die weiße Stute zittert in Wellen der Erwartung. Sie weiß nicht wie ihr geschieht. Sie vertraut dem Burschen, und manchmal senkt sie die Stirn wie zu Kühlung und Halt herab an die Brust und in das rauhe leinene Hemd des vor ihr stehenden Jungen und hält den sie frauen den Händen eine kleine Weile still.

Trakehnen





Da schreckt sie auf. Sie lauscht in die Ferne. Und fernher vom Hengststall, kaum noch vernehmbar ertönt ein Gewieher. Die Stute wartet. Sie hört den Schrei. Sie hört ihn zweimal. Sie erkennt die Stimme des Hengstes. Er ist es, dem sie begegnete, der sie zittern machte. Sie antwortet. Er soll wissen. Ihr Gewieher ist hell, jung. Er soll sie hören. Ihr Gewieher ist laut, lang, frei, durchdringend, selig.

Der Bursche wacht bei seiner Stute bis zum Morgen. Er wartet auf das Fräulein, die Besitzerin der weißen Stute, die sie tragen darf. Sie hat sich ausbedungen, den Hengstgemahl ihres Lieblingspferdes mit prüfenden Augen kennenzulernen, ehe sie es ihm zur Hochzeit übergibt. Sie hat von dem Anglo-Araber, dem Schimmel, gehört der in Trakehnen den Stuten des Landes zur Verfügung steht. Sie hat ihre Stute über Land mit dem Burschen vorausgesandt. Er erwartet sie.

„Wie steht es?“ fragt sie, die Box betretend, in der der Bursche der Stute den Hals klopfte.

Er antwortet nicht. Seine Hände sind bei dem Pferde, aber er blickt seine Herrin an.

„Geben Sie die Stute dem schwarzen Hengst“, sagt er auf einmal leise.

„Welchem schwarzen?“ fragt sie. „Ich will doch ein Schimmelfohlen haben! Wie kommst du darauf? Ich sende sie doch des Schimmelhengstes wegen.“

„Geben Sie die Stute dem schwarzen Hengst“, sagt der Junge nochmals beharrlich; „- sie wird ein Schimmelfohlen bringen, einen Schwarzschimmel.“

„Und warum willst du daß ich sie dem schwarzen Hengste lasse?“ fragt das Fräulein.

„Weil er der Rechte ist, weil er sie liebt.“

Dies ist das Gespräch des Jungen mit seiner Herrin. Der Schwarzschimmel, das Fohlen ihrer Stute, ist ihr recht. Sie wird sich den schwarzen Hengst ansehen. Sie geht. „Weil er sie liebt“, sagt sie; „er wird zart mit ihr sein.“

So wird die junge Schimmelbraut dem großen Hengste zugeführt, dem schwarzen Hengst von Trakehnen, der nach ihr schrie, der sich um sie verzehrt, der um sie keine andere Stute ansieht.

Der Junge darf sie ihm zuführen. Er hat sich nicht geirrt. Er wußte was er tat, als er dem Fräulein riet.

Zärtlich und behutsam legt der Hengst seinen Hals über ihren Nacken. Er leckt lieblosend ihre Flanke. Er raunt ihr in die Seite mit leisem Schnauben. Er beirraucht sich an ihrem Duft. Er nimmt das feine Ohr lieblosend zwischen Lippen und Zähne. Er beißt es zärtlich. Er legt sanft Nüster an Nüster. Die weiße Stute zittert nicht mehr und doch rieselt es in welligen Schauern über ihren Leib. Sie läßt es geschehen. Die Berührung des Hengstes ist ihr lieb. Er faßt sie zärtlich beim Schopf am Ansatz des Widerrists. Er hält sie. Sie kommt ihm entgegen. Die Hochzeit der Pferde vollzieht sich.

Aber noch manchen Tag verweigert sich der schwarze Hengst allen Stuten der Herde. Er ist wie abwesend. Er bleibt verklebt in die Schimmelstute, in ihre Farbe, ihre Jugend, ihre zauberische Erscheinung. Bis eines Tages - bald, unvermutet - die Stute es ist die sich dem Hengste weigert. Sie schlägt nach ihm, wenn er sich nähert. Sie schlägt ihn ab. Der Samen des Hengstes ist aufgenommen. Das Leben ihres Fohlens hat in ihrem Leib begonnen. -

Hans Heydt

## Die Sonnenblume

Steigend aus dem weißen Kerne  
Wiegt sie sich in schlankem Streben:  
An die hohe Sonnenferne  
Schießt sie auf, sich hinzugeben.  
Lenz und Sommer flieh'n geschwind,  
Blühe, Kind!

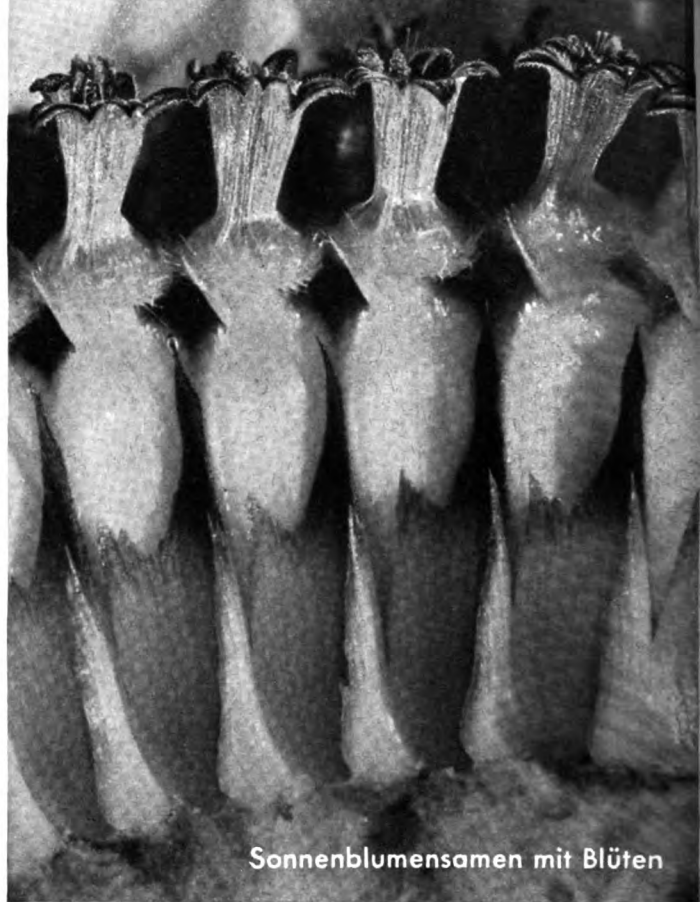
Schwellend breitet sie die Blätter,  
Zögernd öffnet sie die Blüte,  
Und sie trinkt nach Wind und Wetter  
Großen Blicks die warme Güte.  
Kreisend folgt ihr Goldgesicht  
Gottes Licht.

Schon verglüht! Sie muß sich neigen  
Ihrer Last von tausend Kernen.  
Abwärts blickt und sinnt ihr Schweigen:  
Erde soll sie wieder lernen.  
Muttergrund für Keim um Keim  
Sinkt sie heim.

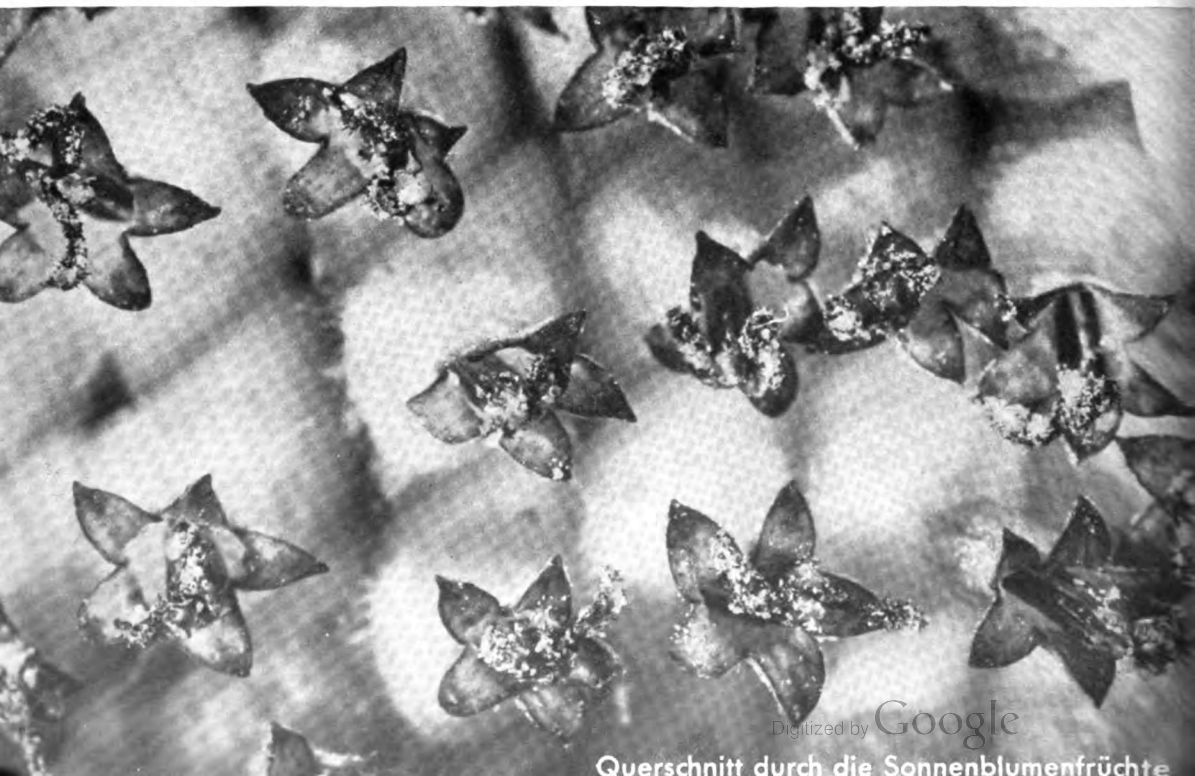




Keim der Sonnenblume



Sonnenblumensamen mit Blüten



Querschnitt durch die Sonnenblumenfrüchte

# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

Der Monat Mai brachte einmal den Schlußakt der Kämpfe in Griechenland. Nachdem bereits am 20. April im Zuge des Angriffs deutscher Verbände in die Flanken der griechischen Nordarmee es zu örtlichen Waffenstreckungen gekommen war, kapitulierte am 22. April die griechische Epirus-Armee zum Teil, am 23. April die gesamte von italienischen Truppen im Norden, deutschen Truppen im Osten abgeschnittene griechische Makedonien- und Epirus-Armee. Der Versuch der Engländer, die Landenge von Theben zu verteidigen, wurde durch einen Vorstoß deutscher Panzerverbände, die auf die Insel Euböa hinüberzogen, diese durchzuführen und im Rücken der Engländer wieder auftauchten, rasch unmöglich gemacht. Am 27. April wurde Athen besetzt, am 1. April war bereits der Widerstand auf dem Peloponnes zusammengebrochen, wo die englischen Truppen nach vergeblichem Versuch, Widerstand in der Linie Argos-Pyrgos zu leisten, auf das Meer zurückgeflüchtet waren. Am 1. Mai stand kein Engländer mehr auf dem griechischen Festlande.

Schon am 2. Mai bildete sich in Athen eine neue Regierung unter dem Oberbefehlshaber der bisherigen Epirus-Armee, General Tsolakoglou. Dieser erklärte in einem Aufruf: „Nach der Besetzung Athens durch die Deutschen, nach der Flucht der Engländer, und nachdem der König das Land verlassen hat, kann keine Rede mehr von einer Fortsetzung des Krieges sein.“

Während die gefangenen griechischen Soldaten vom Führer entlassen wurden, konsolidierte sich diese neue griechische Regierung rasch.

Die deutsche Armee ging nun, den geopolitischen Trittschritten der Ägäischen Inseln folgend, auf diese hinüber, besetzte nacheinander Thasos und Samothrace - beide Inseln

wurden dann im Laufe des Mai bulgarischen Truppen überlassen, so daß Bulgarien damit die beiden der thrakischen Küste vorgelagerten Inseln bekam -, ferner die Kykladen, auch Psara, Lemnos und Chios, arbeiteten sich immer näher an die italienischen Positionen des Dodekanes heran.

Die Engländer hatten samt dem geflüchteten griechischen König sich auf der Sperrinsel Kreta festgesetzt, entschlossen, dieses wichtige Schild von der Küste Ägyptens zu sichern. Sie bauten Kreta planmäßig zu einer Riesen-Seefestung aus.

Die deutsche Luftwaffe ging zum Angriff vor und erlämpfte erst einmal die Luftherrschaft über dem kretischen Kampfraum. Hier entwickelte sich gegen diese riesige Seefestung ein ganz schwerer Kampf; noch am 21. Mai prahlte Churchill, gelandete deutsche Abteilungen seien auf Kreta völlig vernichtet. Am 24. Mai gab das Deutsche Oberkommando der Wehrmacht bekannt, daß der Westen Kretas bereits fest erobert sei. Von höchster Bedeutung aber wurde die schwere Niederlage der britischen Flotte vor Kreta. Diese Flotte hatte die Aufgabe, jede Landung zu verhindern. Die britische Mittelmeerflotte hat verzweifelt kämpfend den Versuch gemacht, die deutsche Festsetzung auf Kreta zu verhindern - sie verlor dabei 11 Kreuzer, 8 Zerstörer, 1 U-Boot, 5 Schnellbote und wurde doch vertrieben. Ein böses Omen auch für andere Inseln! Hatte „News Chronicle“ noch am 28. Mai geschrieben: „Weder strategisch noch politisch kann Großbritannien sich den Verlust dieser Mittelmeerinsel leisten“, so war doch schon zur gleichen Zeit die Hauptstadt von Kreta, Rania, von deutschen Truppen erobert worden. Gleichzeitig landeten italienische Truppen ebenfalls auf Kreta, so daß die Engländer nunmehr zwischen zwei Feuer gekommen sind. Die große und wichtige



Insel ist für England praktisch verloren. Das heißt aber, daß die Küste Syriens und Palästinas, erst recht das nördlich an der Grenze Kleinasiens vorgeschobene Zypern, unmitttelbar gefährdet sind, daß vor allem aber die letzte Verteidigungsstellung Englands vor der Küste von Ägypten gefallen ist.

Dort setzt sich der Kampf fort. Es handelte sich im wesentlichen im Mai um zwei Positionen: Tobruk und Sollum.

Tobruk, von den Italienern einst als Festung mit großem Gesichts angelegt, sehr weiträumig ausgebaut, wurde von den Engländern, während ihre Hauptmacht auf Ägypten zurückwich, von starken Truppen, einer Flak, die der von London entspricht, und mehreren ihrer besten Artillerieregimenter besetzt und leistete zähen Widerstand, zumal die Seeverbindung für die Engländer im ganzen Mai offen stand. Am 20. April war der deutsch-italienische Ring um Tobruk geschlossen; nach einem vergeblichen Versuch der Engländer, durch einen Vorstoß auf Bardia die deutsch-italienischen Truppen zu zersprengen, mindestens abzuführen, hat dann die große Festung am 23. und 26. April, am 3., 5. und 13. Mai heftige Ausfälle gemacht, ohne sich der Umklammerung entziehen zu können.

Bei Sollum brachte der Ausgang des Mai am 29. einen erheblichen italienischen Erfolg durch die Erstürmung des Passes von Hal-farya, den ersten größeren Einbruch in die englische Position.

Von Westen wie von Norden nähert sich so der Kampf Ägypten selber.

Dort leisten König Faruk und sein Ministerium immer noch dem englischen Drängen Widerstand und wehren sich dagegen, für England in den Krieg hineingerissen zu werden. In besonders übler Weise hat der Sohn von Roosevelt, Jimmy Roosevelt, sich hierbei aufgeführt. Er übergab eine Sonderbotschaft seines Vaters an den König. Bei einem Bankett, das ihm gegeben wurde, hielt er dann eine Ansprache, in der er den anwesenden ägyptischen Ministerpräsidenten vor die Frage stellte: „Entweder Teilnahme Ägyptens am Kriege oder Verlust der Sympathien der USA.“ Der Eindruck dieser Drohung war derartig peinlich, daß an der Tafel längere

Zeit bestürztes Stillschweigen herrschte. Ohne auf die Ansprache zu erwidern, stand der ägyptische Ministerpräsident auf und verließ die Tafel mit der Bitte um Entschuldigung wegen unauffschiebbarer Arbeiten.

### Staatsrechtliche Formgebung Kroatiens

Im Rahmen der Neuordnung des Südost- raumes hat nunmehr auch Kroatien seine staatsrechtliche Formgebung gefunden. Am 17. Mai wurde gemeldet, daß unter der Führung des Vojvoda Ante Pavelic eine kroatische Delegation nach Rom gefahren sei, um den italienischen König zu bitten, einen Prinzen aus dem Hause Savoyen zu bezeichnen, der die kroatische Königskrone tragen sollte. Am 19. Mai benannte Kaiser und König Viktor Emanuel III. in Rom seinen Neffen, den Herzog von Spoleto, als König von Kroatien. Dieser nahm den Namen Tomislav II. an.

Während zwischen Deutschland und Kroatien schon am 13. Mai die Grenze neu festgelegt war, wurde zwischen Italien und Kroatien durch Abkommen vom 19. Mai eine Grenze vereinbart, bei der Italien einmal Susak in unmittelbarer Ergänzung seines Gebietes von Fiume erhielt; dann bekam Kroatien bis kurz vor Prevlaca einen Zugang zur See mit der Insel Pago; darauf bekam Italien wiederum von Zara bis Spalato einen Brückenkopf. Von dort folgt dann wieder ein zweiter, etwas größerer Küstenzugang Kroatiens zwischen Spalato, das ebenfalls italienisch wird. Sämtliche Inseln mit Ausnahme von Braga, Pago und Lesina kommen ebenfalls in italienische Hand. Als brauchbaren Hafen hat das neue Kroatien Ragusa. In einem militärischen Abkommen wurde vorgesehen, daß Kroatien keine Kriegsflotte unterhalten und die Küste der Adria nicht besetzen darf; Italien hat das Recht, bestimmte Eisenbahnen auf kroatischem Boden zu benutzen, die Fiume mit seinen beiden Brückenköpfen verbinden; Kroatien verpflichtet sich außerdem, keine internationalen Verpflichtungen auf sich zu nehmen, die nicht mit dem Geist der mit Italien abgeschlossenen Verträge in Einklang stehen. Italien hat damit praktisch die völlige Verfügung über

die Adria erlangt, denn die entmachteten Zugänge des neuen kroatischen Staates zu diesem Meer sind politisch kaum von großer Bedeutung. Im einstigen Montenegro ist eine italienische Zivilverwaltung geschaffen, ebenso in Laibach und im südslowenischen Gebiet.

### Die Umstellung in Frankreich

In Frankreich hat sich eine sehr interessante politische Umstellung vollzogen. Am 13. Mai hatte Admiral Darlan, der Vertrauensmann und designierte Nachfolger des Marschall Pétain, eine lange Unterhaltung mit dem Führer in Gegenwart des Reichsaußenministers.

„Frankreich wird den Frieden haben, den es sich selbst verdient“, diese Formulierung steht über der heutigen französischen Politik. Kaum, daß sich so die Möglichkeiten einer engeren deutsch-französischen Zusammenarbeit abzeichneten, ließ Roosevelt in Vichy einen Protest abgeben; „United Press“ drohte offen:

Sollte tatsächlich Frankreich am Aufbau des neuen Europa mit-helfen, dann würde USA. folgende Maßnahmen treffen:

1. Besetzung von Martinique und Guadeloupe,
2. Angriff auf Dakar,
3. kanadische Truppen würden die beiden französischen Inseln im südlichen Stillen Ozean übernehmen,
4. britische Truppen würden in die französischen Kolonien in Indien einmarschieren,
5. wurde darauf hingewiesen, daß sich ebendort in Martinique ein guter Teil der Goldreserven der Bank von Frankreich befände, der dann Amerika in die Hand fallen würde.

Alle französischen Schiffe in amerikanischen Häfen wurden von amerikanischen Soldaten besetzt, die Regierung in Vichy protestierte heftig gegen das amerikanische Verfahren; im Mai 1940, als Frankreich von England im Stich gelassen

worden war, habe USA. den Appell Frankreichs nicht beachtet. Heute habe Frankreich das gute Recht, mit seinem Besieger die Grundlagen einer gemeinsamen Neuorganisation Europas ins Auge zu fassen. Mit Recht betont die französische Presse, daß es gerade den USA. sehr schlecht anstände, sich zum Richter über Frankreich aufzuwerfen, nachdem der Hilferuf Frankreichs seinerzeit von USA. kaum beachtet worden sei.

### „Hood“ und „Bismarck“

Zur See erfolgten im Mai zwei heftige Kämpfe; am 24. Mai stieß ein deutscher Flottenverband unter Führung von Admiral Lütjens auf englische schwere Seestreitkräfte in der Nähe von Island; dabei wurde der große britische Panzerkreuzer „Hood“ vernichtet. Andererseits erlag das in diesen Kämpfen schwer havarierte deutsche Schlachtschiff „Bismarck“ den Angriffen kombinierter



Monroe, der Schöpfer der Monroe-Doktrin („Amerika den Amerikanern“) will „Dafel Sam“ davon zurückhalten, seine Hände am europäischen Krieg zu verbrennen

„Chicago Daily Tribune“ (1940)

englischer Kriegsschiffe nach heldenhaftem Kampf auf der Höhe von Brest.

### Japan und die USA.

In USA. hat Roosevelt, um den deprimierenden Eindruck der englischen Mißerfolge zu verwaschen, zuerst seine Hezer Hull und Knox Reden halten lassen, dann eine neue Plauderei am Kamin von sich gegeben. Inhaltlich hat er nichts Neues gebracht. Bedeutend ist, daß Japan sofort geantwortet hat. So hat der Sprecher des Marineministeriums, Kapitän Hiralde, mit dünnen Worten erklärt, daß jede aktive Kriegsteilnahme der USA. das sofortige Eingreifen Japans zur Folge haben wird. Wie Japan denkt, zeigt ein Artikel von Professor Mitsuo Mayebara in der bekannten Monatschrift „Kaijo“, in dem es heißt:

„Ob Amerika in den gegenwärtigen Krieg eintreten wird oder nicht, ist wohl nur eine

Frage der Zeit. In diesem Falle wird Japan auf Grund des Artikel III des Dreierpattes gemeinsam mit Deutschland und Italien gegen Amerika kämpfen; ebenso umgekehrt. In jedem Fall wird Amerika die Gesamtheit der Achsenmächte zum Gegner haben.

Ist Amerika bereit, England unbegrenzte Hilfe zu leisten und seine Kriegsmaterialtransporte durch amerikanische Kriegsschiffe nach Europa zu geleiten, dann wird Amerika in den Krieg verwickelt. Amerika kann aber auch noch aus zwei weiteren Gründen in den Krieg eintreten.

Japan ist im Begriff, die „ostasiatische Zone gemeinsamer Wohlfahrt“ aufzubauen. Die Inselgruppen des West- und Südpazifik gehören nicht nur aus politischen, sondern vor allem aus geographischen Gründen hier mit hinein. Amerika fühlt sich aber durch diese Politik bedroht, diese Inseln liefern wichtige Rohstoffe und sind zugleich von größter seestrategischer Bedeutung.“

HANS MERKEL

## Weltwirtschaft

Die Notwendigkeit sparsamer Raumauswertung zwingt uns, die Umschauen krasser zusammenzufassen und die Betrachtungen über die Weltwirtschaft und die Landwirtschaft in der Welt durch kurze Übersichten zu ersetzen. Die Schriftleitung

### Aufrüstung in USA.

Die wirtschaftlichen Kräfte Europas sind durch den Krieg gebunden. Die Achsenmächte und Großbritannien haben alle Kraft auf die Kriegsführung konzentriert. Darüber hinaus ordnet sich das befreite Europa neu. Alle Erzeugungs- und Austauschmöglichkeiten müssen genutzt werden, um ein Höchstmaß an Leistung und Wohlfahrt zu gewährleisten. Infolge dieser Bindung und Selbstbesinnung ist der wirtschaftliche Einfluß Europas auf die übrige Welt herabgemindert. Dies führt zu einer Ausweitung der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten stehen in einer

Aufrüstung. Der Umfang dieser Aufrüstung und ihrer Auswirkung auf das Volkseinkommen ergibt sich aus folgenden Zahlen (in Milliarden Dollar):

	Volks- einkommen	industrielle Rüstungs- ausgaben	andere Rüstungs- ausgaben
1940 . . .	75	3,2	1,2
1941 . . .	95	13,6	4,0

Dazu treten die Bemühungen, sich auf wichtigen Märkten an die Stelle Englands zu setzen oder die Beziehungen zu Ländern zu verstärken, die bisher unter englischem Einfluß standen.

**Die Verflechtung mit Kanada**

Dies gilt insbesondere im Verhältnis zu Kanada. Auch dort hat sich die Aufrüstung und im Zusammenhang damit der Kohlenbedarf verstärkt. Diese Bedarfssteigerung wirkte zurück auf die Kohlenausfuhr der Vereinigten Staaten. Die Kohlenausfuhr der Vereinigten Staaten betrug (in Millionen Tonnen):

	insgesamt	davon nach Kanada
1938 . . . . .	9,48	8,67
1939 . . . . .	10,5	9,0
1940 . . . . .	14,9	12,3

Auf dem Gebiet der Wehrwirtschaft findet nunmehr eine enge Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern statt. Es wurden Ausschüsse auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiet gebildet. Ihr Ziel soll sein, die „gemeinsamen Hilfsquellen zur Unterstützung Großbritanniens beschleunigt zu mobilisieren“. Dabei wird allerdings in Washington zugegeben, daß diese Zusammenarbeit zwar im Hinblick auf den Krieg eingeleitet wurde, im Endergebnis aber doch einer erhöhten wirtschaftlichen Verflechtung beider Länder dienen soll.

Ende März wurde zwischen beiden Ländern ein Abkommen über die Schiffbarmachung des St. Lorenz-Stromes abgeschlossen. Das Gebiet der großen Stromschnellen soll kanalisiert und mit Kraftstromanlagen versehen werden. Die Gesamtkosten werden auf rund 270 Millionen Dollar geschätzt, von denen die Vereinigten Staaten 77 vH übernehmen werden. Ziel ist, das gesamt-nordamerikanische Industriegebiet des mittleren Westens mit Hilfe eines billigen Seewegs an den Weltmarkt anzuschließen. Kanada beabsichtigt, eine neue elektrometallurgische Industrie (besonders Aluminium) aufzubauen.

**Kapitalanlagen im Orient**

Die Kämpfe im östlichen Mittelmeerbecken geben Veranlassung, kurz auf die nunmehr gefährdeten Kapitalanlagen Englands im

vorderen Orient hinzuweisen. Nach den vorliegenden Schätzungen betragen sie (in Millionen Pfund Sterling):

in Ägypten . . .	70-80
Türkei . . . . .	65-70 (hiervon stammen aus politischen Krediten der letzten Jahre 59)
Palästina . . .	20
Iran . . . . .	22
Irak . . . . .	13-15

Man kommt so schätzungswise auf eine Summe von rund 200 Millionen Pfund Sterling. Wenn diese Summe auch im Verhältnis zu den sonstigen Anlagen im Empire nicht sehr gewaltig ist, so diente sie doch der Untermauerung des britischen Einflusses in diesen Ländern. Sie richtete sich hier nach der finanziellen Aufnahmefähigkeit, der Rohstoffergiebigkeit und dem strategischen Wert der einzelnen Gebiete.

**Verlagerungen am Fasermarkt**

Die wichtigsten Verbrauchsländer sind von den Faserstoffen Baumwolle und Wolle abgeschnitten. Mindestens ist der Bezug sehr gehemmt. Dies hat zu einer verstärkten Ausweitung der Erzeugung von Kunstseide und Zellwolle geführt. So betrug die Welterzeugung in 1000 t:

	an Kunstseide	und Zellwolle	an Kunstseide	an Zellwolle
	insgesamt			
1932 . . . . .	253	243	10	
1935 . . . . .	490	426	64	
1937 . . . . .	825	544	281	
1940 . . . . .	1134	522	612	

Die Zellwollerzeugung hat damit erstmals die Erzeugung an Kunstseide überschritten. Besonders steil war der Erzeugungsanstieg in Deutschland. In Deutschland betrug die Erzeugung in 1000 t:

	von Kunstseide	von Zellwolle
1932 . . . . .	28	2
1940 . . . . .	80	250

## Die Landwirtschaft in der Welt

### Neue agrarpolitische Maßnahmen in Bulgarien

Das Fortschreiten der europäischen Neuordnung macht nach Erklärungen des bulgarischen Landwirtschaftsministers die Aufstellung eines neuen Fünfjahresplanes erforderlich. Zur Ausarbeitung des Planes, der allen Anforderungen des bulgarischen Bodens entsprechen und eine einheitliche, planmäßige landwirtschaftliche Arbeit ermöglichen soll, ist eine Kommission gebildet worden. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Prüfung aller Möglichkeiten einer Erweiterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche sowie die Bodengewinnung, naturgemäß auch die Anpassung der bulgarischen landwirtschaftlichen Erzeugung an die europäischen Bedürfnisse, soweit eine Ausfuhr in Frage kommt.

### Die landwirtschaftliche Bedeutung der Südsteiermark

Die Südsteiermark einschließlich Südkärnten sind nach Auflösung des früheren jugoslawischen Staates ins Reich zurückgekehrt. Die in Frage kommenden Gebiete haben ungefähr 600 000 Einwohner. Ein mildes, warmes Klima bestimmt den Charakter der landwirtschaftlichen Nutzung. 40 bis 45 vH der Gesamtfläche entfallen auf wertvolle Waldungen, etwa 50 vH auf landwirtschaftliche Nutzfläche. Angebaut werden Weizen, Mais, Hafer, Roggen, Kartoffeln und Futterpflanzen. Mit 20 000 bis 25 000 ha Weingärten ist die Untersteiermark eines der größten Weinanbaugebiete des Reiches. Weiter schätzt man 3 Millionen Obstbäume (Apfel, Birnen, Zwetschgen, Aprikosen und Pfirsiche) sowie 200 000 bis 250 000 Nuß- und Edelkastanienbäume. Die Viehzucht, Rinder und Schweine, ist verhältnismäßig gut entwickelt (nach „Wirtschafts-Ring“, 1941/21).

### Niederland voedeft zich zelf!

„Die Niederlande ernähren sich selbst“, das ist die Parole der Niederländischen Er-

nährungs-schlacht, zu deren „General“ jetzt der frühere Landwirtschaftsminister Dr. Posthuma ernannt worden ist. Die Bemühungen erstrecken sich auf die Steigerung der Kartoffelernte, die Erhöhung der Getreideerzeugung und die planmäßige Kultivierung des Weidelandes. Schon heute steht fest, daß die holländischen Bemühungen Ausichten auf große Erfolge eröffnen. Vor kurzem berechnete die „Deutsche Zeitung in den Niederlanden“, daß das holländische Weideland erst zwei Drittel des Optimums erreiche. Die Milch-, Butter- und Käseerzeugung kann also noch erheblich gesteigert werden, obwohl die Niederlande auf diesem Gebiete - verglichen mit anderen europäischen Ländern - bereits sehr hohe Leistungen aufzuweisen haben. Ein Betrieb beispielsweise gewann nach dem alten Weidesystem 35 000 Liter Milch, nach Umstellung auf eine moderne Weidenutzung 50 000 Liter. Sachleute halten eine Steigerung der holländischen Milch- und Fetterzeugung um 50 vH für möglich. Das würde einem Landgewinn von 600 000 ha gleichkommen. Im Wege der Neulandgewinnung soll innerhalb weniger Jahre die landwirtschaftliche Nutzfläche um 1,3 Millionen Hektar zu vergrößern sein, was mehr als 50 vH des derzeit zur Verfügung stehenden Bodens bedeuten würde. (Nach „Die deutsche Volkswirtschaft“, 1941/16.)

Eine ausgezeichnete Übersicht vermittelt eine Artikelserie der „Kölnischen Zeitung“, 1941 - 258/9, 264, 276.

### Der Mittelmeer-Raum in der europäischen Agrarwirtschaft

Zu den Anrainern des Mittelmeeres sind zu rechnen: Italien, das ehemalige Jugoslawien, Griechenland, Bulgarien, Türkei, Syrien, Ägypten, Tunesien, Marokko, Spanien (teilweise Frankreich), das jedoch bei den folgenden Zahlen nicht mitberücksichtigt ist.

Ein Vergleich dieses Raumes mit derjenigen Europas zeigt seine große Bedeutung:

	Europäische Erzeugung (1000 Tonnen)	Anteil des Mittelmeer-Raumes (1000 Tonnen)
Getreide . . . . .	45 000	25 000
Mais . . . . .	20 000	18 000
Rübenzucker . . . . .	7 000	2 300
Weintrauben . . . . .	17 500	11 000
Orangen u. Zitronen	1 700	2 300
Bohnen (getrocknet)	1 000	8 000
Olivcn . . . . .	3 800	3 700
Seide . . . . .	48	27
Baumwolle . . . . .	1 000	700
Tabak . . . . .	290	240
Wolle . . . . .	226	120

Man muß bei Betrachtung dieser Zahlen bedenken, daß die landwirtschaftliche Erzeugung dieses Gebietes durch geeignete Maßnahmen noch wesentlich gesteigert werden könnte. Eine britische Vorherrschaft in diesem Raum ist auf die Dauer also auch vom agraren Standpunkte aus untragbar für Europa. (Nach „Die Sächsische Wirtschaft“, 1941/22.)

#### Französischer Zehnjahresplan

Frankreich betreibt den Aufbau seiner Wirtschaft nach einem neuen Zehnjahresplan, in welchem - so erklärte kürzlich der Beauftragte für die nationale Aufrüstung, Lehideux - der Landwirtschaft besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, für die Frankreich durch sein Klima vorbestimmt sei. Vorgesehen sind größere Arbeiten, darunter Trockenlegungen und Maßnahmen zur Nutzbarmachung der Crau, Vendée und Sologne, ferner Ent- und Bewässerungsanlagen in der Pariser Gegend, Förderung des Anbaues von Erbslingsgemüsen und Früchten, Schaffung von Genossenschaften zur Konservenherstellung, Anbau von Soja und Pflanzen für die Textilerzeugung.

Ein neues Gesetz schafft günstigere Voraussetzungen für die bisher sehr im argen liegende Flurbereinigung. Die zu bereini-

gende Fläche ist mit mindestens 9 Millionen Hektar anzunehmen. Man beabsichtigt, mit der Flurbereinigung eine Auflockerung der Dörfer zu verbinden. In jeder Gemeinde, in der eine Notwendigkeit für die Flurbereinigung besteht, kann künftig vom Präfekten des Departements die Bildung eines örtlichen Ausschusses verfügt werden. Die Initiative liegt also nicht mehr bei den Bauern und Landwirten, sondern bei einer Regierungsstelle. Die Ausschüsse müssen Gutachten über die Bereinigung abgeben, während die Ausführung der Zusammenlegung von dem Präfekten verfügt wird.

#### Erbhöfe in der Slowakei

Nach „Südost-Economist“ (1941/11) richtet die slowakische Regierung ihr besonderes Augenmerk auf eine neue Form des Kleinbesitzes, die Erbhöfe. „Diese Art des Besitzes ist nicht nur für Bauern, sondern auch für die Ansässigmachung von geeigneten landwirtschaftlichen Arbeitern vorgesehen. Kredite für diese Betriebe sollen unter solchen Bedingungen eingeräumt werden, daß der neue Besitzer durch fleißige Arbeit nicht nur sich und seine Familie halten, sondern auch die Amortisationszahlungen leisten kann. Ein Erbhof darf ohne behördliche Bewilligung weder belastet noch verkauft noch im Erbgang aufgeteilt werden, sondern geht an den ältesten Sohn oder den Schwiegersohn über, der sich ausschließlich der Landwirtschaft widmet. Für Erbhöfe wird eine Höchstgrenze von 15 ha festgestellt.“ Es ist erfreulich, daß auch in diesem Punkte das deutsche Beispiel Nachahmung findet.

#### Landwirtschaftliche Intensivierungsréserven in der Sowjetunion

Die Sowjetunion bemüht sich seit einiger Zeit besonders um eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung. Daß in ihrem Staatsgebiet noch erhebliche Erzeugungsréserven vorhanden sein müssen, ergibt ein Vergleich zwischen den Hektarerträgen in der Ukraine, einem besonders fruchtbaren Gebiet, und dem Reich:

	Ukraine (1939)	Reich (1932-1937)		Ukraine (1939)	Reich (1932-1937)
	Doppelzentner			Doppelzentner	
Winterroggen . . .	11,5	17,5	Hafer . . . . .	12,3	19,9
Winterweizen . . .	15,9	22,3	Mais . . . . .	15,7	31,7
Sommerweizen . .	10,3	21,1	Zuckerrüben . . . .	144	296,8
Gerste . . . . .	15,2	24,9/19,8	Kartoffeln . . . . .	72	161,2

Bei diesen Zahlen ist zu berücksichtigen, daß die russischen nicht die Nettoernte, sondern die Bruttoernte (Schätzung auf dem Halm) an-

gibt, so daß zur Vergleichbarkeit mit den Ziffern für das Reich eine Minderung um die Ernteverluste berücksichtigt werden müßte.

WALTER HORN

## Kulturpolitische Umschau

### Lob des bäuerlichen Lebens in der Kunst

Eine Jubiläums-Ausstellung, die der Verein Berliner Künstler zur hundertjährigen Wiederkehr seiner Gründung veranstaltet, erinnert uns daran, daß das Lebensvorbild des Bauern durch bodenverbundene Künstler auch dem Stadtgebundenen Menschen nahegebracht werden soll, damit der Städter sich heute wieder daran erinnert, daß seine Vorfahren einst Bauern waren. Der Verein Berliner Künstler hat sich in seiner wechselvollen Geschichte immer um die gesunde landwirtschaftsgebundene Kunst bemüht und der Entwurzelung des Kunstschaffens durch Pflege einer heimatgebundenen Ackerkultur entgegen gewirkt. Viele seiner Mitglieder stammen vom Lande. Auch Franz Krüger, der bedeutende Maler Alt-Berlins zur Biedermeierzeit, wuchs als Landkind auf. Diese schöpferische Bindung zum Land und zur lebensrechten Bauernmalerei gibt manchem Werk der Jubiläums-Ausstellung einen besonderen Wert, so dem durch eine eindrucksvolle Komposition ausgezeichneten Bauernbild Georg Ehmsigs, den Frauenbildnissen eines Eichhorst und Dörries, den Landschaften eines Rath, Jülich oder Heidingfeld.

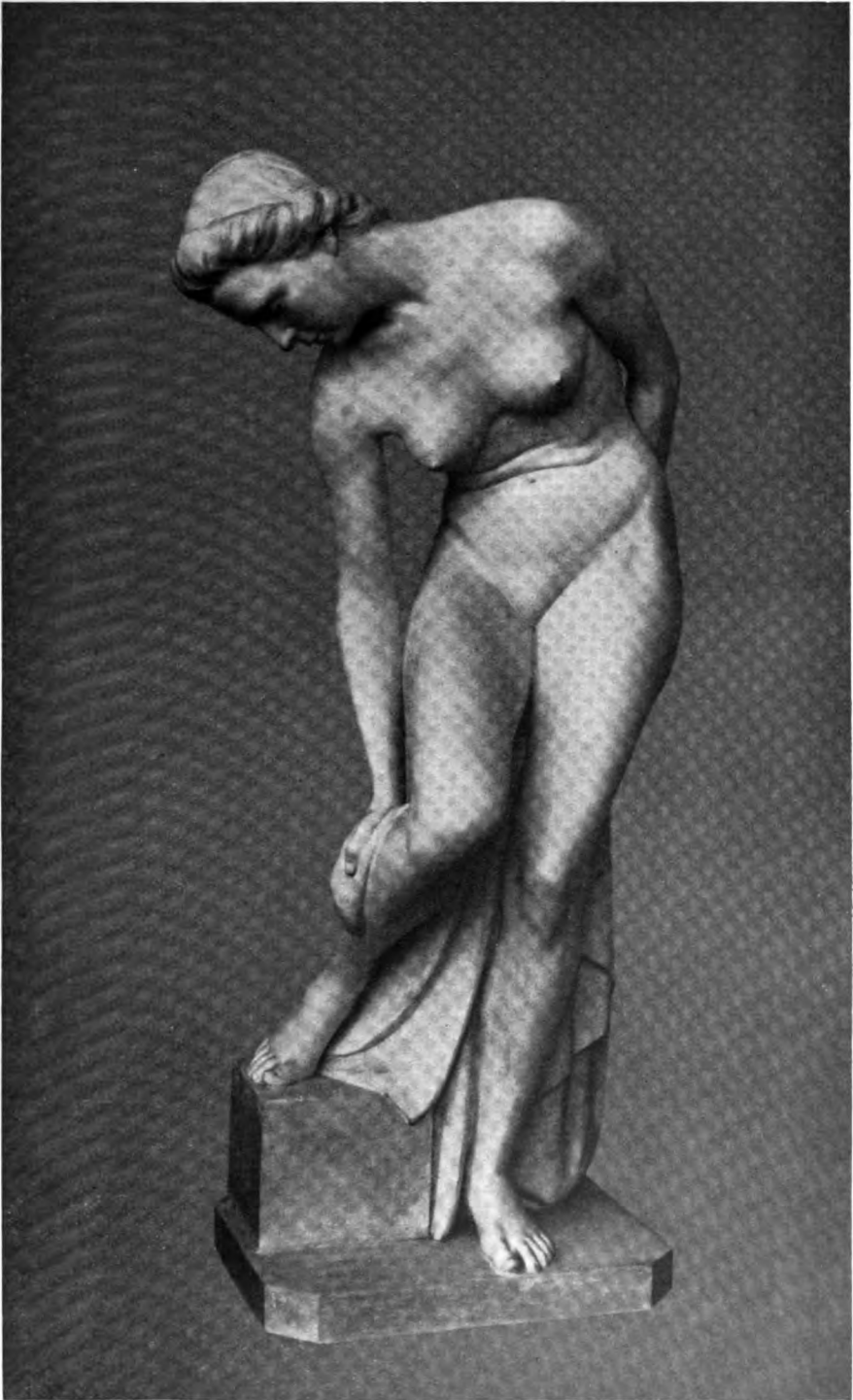
Auch das plastische Schaffen der im Kulturraum der Reichshauptstadt lebenden Künstler ist mit Werken von Heinrich Miß-

feldt, Richard Scheibe, Paul Bronisch, Fritz Köll, Georg Kolbe, Anton Grauel, Walter Hauschild, Fritz Bernuth und anderen reich vertreten.

Die führenden Bildhauer verleihen mit Beispielen ihres graphischen Schaffens der Jubiläums-Ausstellung im Graphischen Kabinett besonderen Reiz. Bildstudien von Klimsch, Kolbe, Scheibe, Grauel, Wolff und Waldschmidt zeugen für den ausgeprägten Körperförmigen und die hohe handwerkliche Facht des Bildhauers, der durch die graphische Studie die Formen seines plastischen Schaffens klärt.

### Flämische Kunst der Gegenwart

Die Kunst Flanderns ist germanisches und bäuerliches Erbe. So vielfältig auch fremdvölkische Einflüsse in die fruchtbare Landschaft zwischen Maas, Schelde und Yser einzudringen versuchten, immer hat sie das flämische Volksbewußtsein kraftvoll abgewehrt, mit kriegerischen und geistig-schöpferischen Waffen. Seitdem flämische Bauern vor fünf Jahrhunderten in der Sporenschlacht von Kortrijk die Ritterheere des Westens zurückzuschlugen, hat das flämische Volk um sein germanisches Bluterbe kämpfen müssen. Dieser Freiheitskampf ist von dem zähen Bauernvolk niederdeutschen Stammes bis in unsere Tage fortgeführt worden und erhält



Heinrich Hübner

Im Sommer

(Aus der Jubiläums-Ausstellung des Vereins Berliner Künstler)





## Pflügen

Ausschnitt aus dem Gemälde von Julius Paul Funghanns, dem bäuerlichen Maler, dem aus Anlaß der Vollendung des 65. Lebensjahres vom Führer die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde

heute in der Neuordnung Europas seine geschichtliche Bestätigung. Von dem flämischen Kunstschaffen gilt das Wort des Dichters Wias Moens, daß die flämische Kunst die geistige Lebensäußerung eines germanischen Volkes sei, das seit mehr als drei Jahrhunderten immer wieder um die notwendigsten Bedingungen zu arteigenem Sein und Tun in die Bresche springen mußte. In der Vergangenheit hat die flämische Kunst weit hin in den germanischen Raum gewirkt, Anregungen aus vielen deutschen Landschaften empfangen und zurückgegeben und das künstlerische Leben Deutschlands befruchtet.

Flandern hat in den Bildnissen der Brüder van Eyck, in dem Genie eines Rubens, in den kraftvollen Werken der flämischen Bauern- und Landschaftsmaler sein niederdeutsches Herz und sein erdhafte Lebensgefühl offenbart. Die Bauwunder von Gent, Brügge und Antwerpen gehören zum Erbe des gemeingermanischen Raumes wie die hellstichtige Kunst Rembrandts. Auch heute beherrscht ein nordischer und bäuerlicher Grundzug das flandrische Kunstschaffen, obwohl die nahe Vergangenheit das flämische Volk und seine Kunst gewaltsam westlichen Einflüssen unterwerfen wollte.

Die Ausstellung „Flämische Kunst der Gegenwart“ in der Berliner Kunsthalle gab einen sorgsam ausgewählten Querschnitt junger Kräfte, die die flämische Kunst der Gegenwart bestimmen.

### Goethe-Medaille

#### für Professor Julius Paul Junghanns

Der Führer hat dem Maler Professor Julius Paul Junghanns in Düsseldorf zur Vollendung seines 65. Lebensjahres in Würdigung seiner Verdienste auf dem Gebiete der Tiermalerei die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Julius Paul Junghanns, ein Schüler des verstorbenen Altmeisters Heinrich von Jügel, ist selbst längst in die Reihe der richtungweisenden Künstler unserer Zeit gerückt. Er ist der fruchtbarste unter den lebenden deutschen Tiermalern, dabei von einer zuchtvollen Selbstbeschränkung und Werktreue, die an die großen Vorbilder der altholländischen

realistischen Tierbilder gemahnt. Seit dem Jahre 1937 nehmen seine monumentalen Gemälde alljährlich mit Recht einen bevorzugten Platz in der großen Ausstellung im Münchener Haus der Kunst ein. Sie sind nicht nur Dokumente einer Wiederbesinnung der Kunst auf ihre deutschen Charakterwerte, sondern auch Zeugnisse eines Künstlers, der um die Einheit von Form und Idee ringt. Es geht Junghanns nicht nur um die naturgetreue und lebensechte Wiedergabe des Haustieres in seiner bäuerlichen Lebenswelt. Der Künstler hebt Mensch, Tier und Landschaft aus der zufälligen Gebundenheit in eine höhere sinnbildliche Wirklichkeit, die uns Kraft, Mühe und Glück der naturnahen Arbeit verdeutlicht.

Tiermaler haben ihre Lieblingsmotive. Wie Paulus Potter immer wieder Kühe und Heinrich von Jügel mit Vorliebe Schafe malte, so hat Junghanns auf seine Pferde studien ein Höchstmaß an Liebe und Sorgfalt verwandt. Schon in seiner Geburtsstadt Wien hat der Künstler aus einer zum Land drängenden Sehnsucht Tierstudien betrieben, sie in seinen Lehrfahren in Dresden und München vertieft und als Lehrer an der Düsseldorfer Akademie in stiller, unbeirrter Arbeit vorangetrieben. Die bäuerlichen Landschaften am Niederrhein, in der Eifel und im Hessischen gaben seiner Malweise die charaktervolle Eigenart. Mit den Jahren fand Junghanns zu einer ausgeprägten und eigenwilligen Form des künstlerischen Sehens, wobei sein Schaffen mehr und mehr bäuerliche Motive sucht.

Durch schlichte Steigerung des Ausdrucks erhebt Junghanns die Kraft und den stillen Frieden des Landlebens zum Sinnbild des naturnahen Daseins. Manche Motive hat der Künstler immer wieder von neuem gestaltend durchdrungen, auch darin seinem Lehremester Jügel ähnlich, so das Bild des Hütetjungen mit der grasenden Herde und die kraftvolle Gruppe einer ländlichen Arbeitssuhr. In diesen Bildern wird die dem Volk dienstbare Wirklichkeit unserer Zeit zum schlichten Symbol gesteigert. Sie künden vom Arbeitsdienst des Bauern und seiner Geschöpfe und mahnen uns zur Pflicht.

# DIE BUCHWACHT

## Der Hausfreund seines Volkes

Zum 125. Geburtstag Gustav Freytags

„Im Boden des Vaterlandes wurzelt jedes ihrer Werke; so treu und liebevoll hat keiner der lebenden Dichter die in allem Wandel der Zeiten unverwüßliche Kraft des deutschen Gemüts geschildert. Nehmen Sie aus Freundesmund den Dank eines jüngerer Geschlechtes, das wieder gelernt hat, an sich und sein Volk zu glauben.“

Mit diesen warmen Worten beschließt Heinrich von Treitschke seine Widmung der zweiten Auflage der Historischen und politischen Aufsätze, die er Gustav Freytag zu dessen siebenzigstem Geburtstag (am 13. Juli 1886) zueignete. Bei anderer Gelegenheit hat Treitschke diese Wesensschilderung Freytags ergänzt, indem er neben dem Dichter und Historiker den Publizisten feierte, „der vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preußens Geschichte sich erfüllten.“ Sein innerstes Wesen aber hat Freytag selbst am besten geschildert, als er sich entschloß, sein Mandat zum Norddeutschen Reichstag bereits nach der ersten Session niederzulegen. „Ich habe für mein Volk“, so schrieb Freytag damals, „eine andere Aufgabe zu erfüllen. Ich bin in einer Zeit, die in energischer, aber einseitiger Kraftentfaltung begriffen ist, einer der wenigen Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes. . . Dies Frühjahr war ein großer Wendepunkt in meinem Leben, so schön und loßend lag die große Wirklichkeit vor mir wie selten vor einem Menschen. Aber ich bin fertig. Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei. . .“

Diese Selbstbescheidung Freytags entsprang keinem müden Verzicht, sondern der Selbstbesinnung auf die ihm eigentümliche Begabung, die er stets als Berufung empfunden hat. Dichtung und Geschichtsschreibung waren für Freytag keine Zufluchtsstätte ruhebedürftiger Beschaulichkeit und romantischer Gefühlseligkeit, sondern Werkzeug politischer Bildung und Zukunftsgestaltung. Der ein-

seitigen Kraftentfaltung des deutschen Volkes um das Werden und den Ausbau des zweiten Reiches wollte Freytag, der die daraus sich ergebenden Gefahren hellständig voraussah, durch seine Dichtung und Geschichtsschreibung neue ergänzende und bereichernde Kraftströme zuführen. Sein Wirken blieb daher stets gegenwartsnahe, auch wenn er sich der fernen Vergangenheit seines Volkes zuwandte. „Es ist das Recht der Lebenden“, so betont Freytag zum Beschluß der zweiten Auflage seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, „alle Vergangenheit nach dem Bedürfnis und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Angeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unserer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufte Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das werdende. Darum liebt ein Volk, welches sich seiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken, weil es in ihr die geworfene Saat seines blühenden Halmensfeldes erkennt, und darum schwankt unsicher der Geschichtsschreiber eines Volkes, dem seine Gegenwart verkümmert ist, denn Liebe und Haß sind ihm zufällig, und sein Urteil über den Wert des Geschehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich.“

Diese Gegenwartsbezogenheit, die Freytag von der deutschen Geschichtsschreibung fordert, ist ihm das sicherste und unentbehrliche Mittel, die ewigen Lebensgesetze seines Volkes zu erkennen. Aufgabe der Geschichtsschreibung ist es nach seiner Überzeugung, „Eigentümliches der Kultur und des Gemüts in seinem Werden, Wirken, Vergehen ähnlich zu beobachten, wie wir gesellschaftliche Wandlung an Baum und Blüte begreifen.“ „Es rührt und stimmt heiter,“ so bekennt Freytag, „wenn wir in der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt.“

Ein Dichter und Geschichtsschreiber, der so wie Freytag dem ewigen Herzschlag seines

Volkes gelauscht hat, kann nicht veralten, so sehr auch Einzelheiten seines Werkes von dem Stand der zeitgenössischen Forschung abhängig sein werden. Einen schönen Beweis für die ewige Jugend solcher dem Leben des Volkes abgelaufter Werke ist die Auswahl aus den „Bildern deutscher Vergangenheit“, die Hans Bodenstedt in den „Büchern der Ahnenlese“ zusammengestellt hat. Er hat der Auswahl den Titel „Deutscher Bauernspiegel“ gegeben<sup>\*)</sup>. Er durfte das tun; denn Freytag kommt in seinem fünfbändigen Werke immer wieder auf das deutsche Bauerntum zu sprechen und entwirft ein in den wesentlichen Zügen so wahres Bild, daß dieses wohl verdient, einmal in gesonderter Zusammenstellung festgehalten zu werden. Freytag hat damit den Beweis geliefert, daß er wirklich Zugang zum innersten Wesen des deutschen Volkes gefunden hatte; denn eine deutsche Geschichtsschreibung, die dem Wesen und Wirken des deutschen Bauerntums nicht gerecht wird, ist verurteilt, Bruchstück zu bleiben, weil sie von der sichtsalsbestimmenden Lebensgesetzmäßigkeit des deutschen Volkes nichts weiß. Freytag beweist ein tiefes Wissen um die von deutscher Bauernart bestimmten ewigen Lebensgesetze des deutschen Volkes. Rückblickend betont er immer wieder, „daß die ganze Kraft des Volkes in der Masse der freien Landbewohner lag.“ In die Zukunft weisend erinnert er daran, „daß von je der Bauernstand die große Quelle war, aus welcher neue Familienkraft in die Junfstuben und die Arbeitszimmer der Gelehrten aufstieg.“ Deshalb liegt für ihn „die letzte Grundlage für das Gedeihen der Völker in der einfachen Tätigkeit des Landmannes, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist und Körper, Anstrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selbst reguliert werden“, und warnend fügt er hinzu: „Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesamte Volk. Der Untergang der freien Landarbeiter hat mehr als einmal die politische Existenz der Staaten untergraben.“

<sup>\*)</sup> Gustav Freytag, „Deutscher Bauernspiegel“. Ahnenlese-Verlag, Württemberg 1 RM.

So war Gustav Freytag, der bescheidene Hausfreund seines Volkes, gleichzeitig auch ein ehrlüchlicher Bauernfreund. Ja, an seiner Bauernfreundschaft erweist sich die Echtheit seiner Volksfreundschaft mit besonderer Deutlichkeit. Zwar ist die eine ohne die andere nicht denkbar; aber zu Freytags Lebenszeit drohte diese Selbstverständlichkeit sehr zum Schaden des deutschen Volkes immer mehr in Vergessenheit zu geraten, und so ist auch diese Seite seines Wirkens von seiner Zeit kaum gewürdigt worden. Um so mehr ist es eine Dankspflicht, des Bauernfreundes Freytag zu gedenken.

\*

Erich Keyser: „Geschichte des deutschen Weichsellandes“. 2. vermehrte Auflage. Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1940. 200 Seiten. Preis kart. 4 RM, geb. 5 RM.

Als die erste Auflage dieses Buches (besprochen im Dezemberheft 1939) erschien, sprachen bereits die deutschen Waffen, um die Forderungen geltend zu machen, die dieses Buch begründen sollte. Seitdem hat die Bildung des neuen Reichsgaues seine landschaftlich und volklich begründete Einheit auch zu einer staatlichen erhoben. Die Bedeutung des Buches wird dadurch nur erhöht. Mit Recht betont der Verfasser, daß die Geschichtsschreibung die hohe Aufgabe habe, „dazu beizutragen, daß die deutschen Bewohner des Weichsellandes von dem Bewußtsein ihrer in Jahrhunderten gewordenen und im Werk ihrer Vorfahren verwurzelten Gemeinschaft erfüllt werden und das gesamte deutsche Volk sich seines uralten Anteils an der kulturellen Erschließung und politischen Ordnung des Weichsellandes erinnert.“ Die Erweiterung des Buches beschränkt sich nicht nur auf eine Schilderung der politischen und militärischen Ereignisse in dem letzten entscheidenden Abschnitt des Kampfes um die Weichsel. Zur Ergänzung und Veranschaulichung der Darstellung sind auch einige gut gelungene Karten und zum Teil bisher noch nicht veröffentlichte Abbildungen hinzugefügt worden. Die Auswertung des Buches wurde durch ein Namen- und Sachverzeichnis erleichtert.

Günther Pacyna

„Die deutsche Glocke“. Volksbuch der deutschen Heimat. Zweiter Jahresband. Herausgegeben von Hans Reyhing und Christian Janssen. Gauverlag Bayerische Ostmark, Bayreuth, 1941. 192 Seiten. Gebd. 3,50 RM.

„Wie können wir dich fassen - Deutschland, du bist so groß!“ Das ist die Losung, unter der dieser von deutscher Heimat in Wort und Bild zeugende Band steht. Mit aller Eindringlichkeit lassen uns die Herausgeber das großdeutsche Vaterland und in ihm gerade die durch unser Heer befreiten Gebiete in Ost und West zum Erlebnis werden. Es ist aber kein Zeitbuch, sondern ein Buch der ewigen Deutschtum geworden, und dafür darf man nur danken. Alle die tiefen Werte unseres Volkstums, unserer Seele, unserer Landschaft und Kunst werden erschürft, und nicht zuletzt ist es die Scholle, das Bauerntum, denen diese Bekenntnisse geweiht sind. „Strahlend die Herzen sich heben, wenn in der schlummern- den Flur leise das kommende Leben wächst aus versunkener Spur.“ Die „Deutsche Glocke“ läutet mit reinem Klingen die „Weltenwende der Herzen“ ein.

\*

„Deutsche Dichtung im Osten“. Herausgegeben vom Reichsamt Deutsches Volksbildungswerk, ausgewählt von August Friedrich Velmede. Verlag Hermann Hillger, Berlin-Grünwald. 64 S.

Es ist ein einziger großer Klang, der vom Gestade der Ostsee bis hin zu den Bergen der Sudeten aufrauscht, das Lied des Kampfes und der Treue. Die deutschen Dichter des Ostens singen und sagen, und ihr Wort ist mehr als Kunst, es ist Waffe geworden

und bleibt Waffe in dem völkischen Kampf, den unser Geschlecht um die alte germanische Scholle im Osten führt. „Doch in den Helmen lebt ewigen Volkes Gestalt.“ Was Ader und Blut geprägt, ward Schicksal und fand hier seine Ründung! Franz Lüdtke

Es lesen ferner bei uns ein:

Dr. Robert Ley: „Haltet den Sieg“. Verlag der Deutschen Arbeitsfront GmbH, Berlin, 1941. 37 Seiten. Preis kartoniert 0,10 RM.

„Forschungen zur Judenfrage“, Band V/VI (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands). 333 Seiten, mit einer Kartenbeilage. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1941. Preis in Leinen: 21,50 RM (Band V), 20 RM (Band VI).

Paul Anton Keller: „Die Garbe fällt“. NS.-Gauverlag Steiermark, Graz, 1940. 306 Seiten. Preis geb. 5,50 RM.

Hermann Schwarz: „Ewigkeit“. Verlag Junfer & Dünnhaupt, Berlin, 1941. 128 Seiten. Preis br. 3,40 RM.

Haefs: „Besiedlung der Züidersee“. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin, 1941. 113 Seiten. Preis br. 4,50 RM.

„Der deutsche Findh“ - drei Bände - (in Kassette). Deutscher Volksverlag G. m. b. H., München, 1941. 98, 88, 211 Seiten. Preis geb. 5,50 RM.

Wilhelm Pinder: „Wesenszüge deutscher Kunst“. E. A. Seemann Verlag, Leipzig, 1940. 96 Seiten, Preis geb. 1,80 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf  
Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 50, Ansbacher Straße 37; Fernruf 24 81 77. Verlag: Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäckerstraße 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsdruckhand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin R 4, Lintchenstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM, vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postämter und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

---

Für unverlangt eingekamte Manuskripte keine Gewähr!

Die  
**kurze**  
**Wachstumszeit**  
der Zwischenfrüchte bedingt  
**reichliche**  
**Nährstoffversorgung**

als Voraussetzung für die  
volle Ausnutzung günstiger  
Witterungsperioden

---

Die Zwischenfrüchte sind, wie  
alle Futterpflanzen, starke  
Kalizehrer

**BULLDOG**  
**Ueberwachung**  
Ersatzteile-Lager

**LANZ**

Kundendienststelle:  
.....  
.....

*Seit  
15 Jahren*

besteht die LANZ-Bulldog-Ueberwachung. Sie wurde seinerzeit ins Leben gerufen, um die sprichwörtliche Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit des LANZ-Bulldog, die er dank seiner überlegenen Konstruktion und erstklassigen Ausführung besitzt, auf möglichst lange Zeit zu erhalten. Die Vorteile der Bulldog-Ueberwachung sind sehr bald erkannt worden. Die Zahl der Abonnenten ist ständig gestiegen und wächst weiter. Von Jahr zu Jahr wurde die LANZ-Bulldog-Ueberwachung ausgebaut und schlagkräftiger gemacht. Sie dient dem Bauern und der deutschen Volkswirtschaft, denn sie erhält das Arbeitsvermögen hochwertiger Maschinen.

**LANZ**  
*Bulldog-Überwachung*

B./ 2020 C

8. 183

# Wald

*Asy Lib*

THE LIBRARY OF THE

JAN 8 1947

UNIVERSITY OF ILLINOIS



## Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21

Digitized by Google Postvertrieb



# Wdwl Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré  
Hauptschriftleiter Hermann Reischle

## Inhalt

Heft 8 · 10. Jahrgang · August 1941

An eine Bäuerin. Von Josefa Berens-Totenohl . . .	559	Das Erneuerungsbad des finnischen Menschen. Von Curt Strohmeier .	601
Innere Versteppung. Von A. E. Johann	561	Die Gralsburg im Osten. Von Franz Lüdtké . . . . .	606
Land und Stadt in der deutschen Volks- ordnung. Von Günther Pacyna . .	567	Zucht und Sitte. Von -dt. und Kurt Weiß, Kreisbildungsbeauftragter der NSD. . . . .	608
Tannenberg. Gedicht von Erich Neujahr	580	Die Umschau . . . . .	610
Die Sendung des Bauerntums auf dem Balkan. Von Janko Janeff . .	581	Die Buchwacht . . . . .	618
Das bolschewistische Agrarsystem. Von O. Prof. Dr. Dr. Michael Achmeteli	593		

Bildnachweise: Das Titelbild „Marienburg“ entnahmen wir einer Aufnahme von H. v. Piepen-Mauritius. Die Bilder zu dem Aufsatz von Janko Janeff stellte der Verfasser zur Verfügung, zum Aufsatz „Das Erneuerungsbad des finnischen Menschen“ lieferten Angelita von Braun und Curt Strohmeier. Die Aufnahmen, auch das Bild aus der Frauenporthschule stammen von Angelita von Braun. Die Bilder vom Vornatich im Osten wurden aufgenommen von P.K. Manthey-Atlantic, P.K. Augustin-Weltbild und von P.K. Seke-Weltbild, das Bild Willi Birgels wurde dem Ufa-Film „... reitet für Deutschland“ entnommen.



**Blut und Boden Verlag G.m.b.H.**  
Reichsbauernstadt Goslar, Bäckerstraße 22

**W**er sich wie wir zum  
Staatsgedanken von Blut und Boden bekennt,  
kann nicht gleichgültig  
am deutschen Osten vorübergehen,  
daher wollen wir in der heutigen Stunde erkennen,  
wie unmittelbar jedes deutsche Gebiet  
das Schicksal dieses Landes angeht,  
und wir wollen uns geloben  
als ein heiliges Vermächtnis  
des geeinten deutschen Bauerntums,  
unbeirrt und zäh auf den Wegen weiterzuwandeln,  
die ein Heinrich der Löwe,  
die großen Führer des Deutschritterordens,  
die Hohenzollern  
und letzten Endes auch unser Führer  
uns gewiesen haben.<sup>LR</sup>

R. Walthar Darré  
(In der Marienburg · Juli 1935)



Wolfgang Hilleich

Bauerin

Beilage zu „Odal“

Digitized by Google

## An eine Bäuerin

Bl . . . . ., den 22. Juni 1941.

Meine liebe Frau R.!

Auf Ihren letzten Brief habe ich Ihnen nicht sogleich antworten können, obschon es gerade in diesem Falle nötig gewesen wäre. Nun kommt meine Antwort in eine Stunde, die uns alle wieder tief anpackt, und Ihre Worte im Brief, auf die ich ohnehin zurückgekommen wäre, stehen auf einmal vor mir, als würden sie laut an mein Ohr gesprochen. Eben hat der Lautsprecher die Proklamation des Führers zu uns gebracht. Der Krieg im Osten hat begonnen. Die Schicksalsfrage, die lange an der Ostgrenze bestand, fordert jetzt die Antwort. Unser tapferes Heer, an der Spitze unser Führer, wird sie geben.

Ihr Mann, liebe Frau R., ist dabei. Da höre ich Ihre Worte, die Worte in Ihrem letzten Brief: „Man kann es keiner Frau verdenken, und erst recht keiner Bäuerin in der Zeit der größten Arbeit auf dem Felde, wenn sie den Mann gern wieder zurück hätte“, und das andere: „Die Entfernungen werden immer größer!“

Mit beiden Sätzen haben Sie recht, liebe Frau, und gewiß wird kein Mensch Ihnen wegen dieser Worte einen Vorwurf machen können. Tausende von Frauen und Müttern denken mit Ihnen so. Nur klang in Ihrem Brief ein Unterton mit, den ich in Ihren früheren Briefen niemals hörte. Ohne daß Sie es wußten, hatten sie selber eine schwache Stunde, als Sie mir schrieben, und vielleicht haben Sie mir gegenüber Ihre Kummernis sich vom Herzen reden wollen. Schwache Stunden hat jeder Mensch, und keiner ist immer stark. Nur dürfen diese Stunden nicht die Herrschaft über uns bekommen, weil sie dann unser Leben und unser Werk zerstören. Man muß gegen sie angehen und kann es auch. Das beste Mittel ist, den Blick von sich weg auf große Dinge zu richten, und in Ihrem Falle ist das wahrhaftig nicht schwer. Ihr Mann steht ja mitten in diesen großen Dingen, und - ohne daß Sie selber es vielleicht wissen - auch Sie sind mit Ihrer Arbeit, Ihren täglichen Sorgen und Pflichten ein wichtiger Teil des großen Geschehens der gegenwärtigen Zeit. Wir kämpfen unseren Freiheitskampf für das Leben unseres Volkes. Wir alle wissen ja noch, wie unser Leben bis 1933 war. Schlimmer würde es werden, wenn dieser Kampf nicht gewonnen würde. Was nützte uns allen die Heimkehr unserer Männer ohne den endgültigen Sieg? Würden die Männer überhaupt ohne ihn heimkehren wollen? Sie wissen noch um die Heimkehr im November 1918 und denken daran voller Bitternis.

Sie, liebe Frau, sind Bäuerin. Auf Ihnen lastet der Hof. Für den Mann müssen Sie ihn in dieser Zeit führen. Das ist gewiß schwer, weil mancherlei Dinge jetzt schwieriger zu erledigen sind als zu anderer Zeit. Daß dennoch die Frucht wächst und reift, gereicht Ihnen zu um so größerer Ehre. Hätten Sie sonst je in Ihrem Leben Gelegenheit gehabt, sich so vor den Augen Ihres Mannes zu bewähren wie in dieser Zeit? Wenn er auf Urlaub gekommen ist, und wenn er dann die Felder gesehen hat, wenn er das Vieh gut gepflegt gefunden hat, und wenn er seine An-

erkenntnis ausgesprochen hat, diese stolze Stunde würde sonst nie in Ihrem Leben gestanden haben. Nun geht sie mit Ihnen und hilft Ihnen weiter, läßt Sie nicht geringer sein, als es Ihr Mann unter den Waffen ist. Es ist zu allen Zeiten das Werk germanischer Frauen gewesen, daß sie stark neben ihren Männern standen in Kampf und Frieden. Die Berichtler und Erzähler aus alter Zeit haben uns die Namen vieler Frauen aufgezeichnet, die Namen von Bäuerinnen, von echten Frauen, die von ihren Männern den Kampf forderten, wenn anders die Ehre verlehrt worden wäre oder wenn ihr Besitz in Gefahr war.

Was aber früher für den Hof und die Sippe galt, das gilt heute für die große Gemeinschaft des Volkes. Ja, wir spüren und erleben, daß die größere Gemeinsamkeit, die unseres Kontinents, im Werden ist. Um sie sind unsere Männer ausgezogen. Wann wäre je stolzere Zeit gewesen? Daß sie hart ist und Opfer fordert, ist die Voraussetzung für das Gelingen. Es kann nur durch die gebrachten Opfer verdient werden.

Diese aber waren in diesem Kriege, verglichen mit denen im Weltkriege, gering. Wer Opfer an Arbeit und Leistung bringen muß - und wer muß das nicht? - wird nicht klagen, sondern seinen Teil freudig leisten. Was sind sie für uns in der Heimat, verglichen mit den Leistungen unserer Männer? Wer aber das andere Opfer bringen muß, das des Lebens oder des Lebens eines geliebten Menschen, der erst hat das Recht, vom Opfer zu sprechen, und diesem Menschen nahen wir uns in Ehrfurcht. Wir wagen es nicht, ihm Worte zu sagen zu dem Tod des Mannes, des Sohnes oder zu einem geliebten Menschen, der von feindlicher Fliegerbombe gefallen. Um ihre Stirnen tragen sie den Glanz der Ewigkeit, denn es gibt keinen Tod, aus dem solcher Segen für kommende Zeiten erwächst, wie der Heldentod im Kampf für das Volk und seine Erde.

Selbstverständlich wünschen wir alle, daß unsere Männer und Söhne gesund wiederkehren. Sie sollen leben und ihr Werk weiter leiten im kommenden Frieden. Sie sollen heimkehren in den Kreis unserer Liebe und unseres Lebens. Freuen Sie sich, daß Ihr Mann Ihnen noch gesund schreibt, und verlangen Sie ruhig, daß er bald wieder zu Ihnen heimkehrt! Aber tun Sie es nicht mit müdem Herzen, sondern vertrauensvoll und in starker Bereitschaft. Dann wird eine Kraft in Ihnen wirken, die in Ihre Briefe an den Mann hineinströmt, ohne daß Sie es wissen, und diese Kraft wird Ihren Mann stärken auf seinen schweren Wegen, die er gehen muß und, wie Sie mir einmal schrieben, auch gehen will. Seien Sie nicht kleiner als er! Ihre Kinder werden später von Vater und Mutter sagen, daß sie tapfer gewesen sind. Das wird durch Ihre Sippe hindurch berichtet werden von Mund zu Mund. Wir leben unter einem großen Führer, der viel fordern darf und muß. Was würde geschehen, wenn wir uns ihm versagten?

Ich grüße Sie in treuer Verbundenheit.

Heil Hitler!

Joseph Berens - Totenohl

## Innere Versteppung

Wir haben uns mit Recht daran gewöhnt, von einer Sünde am Blut zu sprechen. Aber wiegt nicht die Sünde am Boden genau so schwer? Wo das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Blute weilt wird, setzt früher oder später der Abstieg ein - sei es nun, daß er sich in einem Verfall der Kultur, einem Zerbröckeln politischer Macht, einem Verfägen der Ideale, des schöpferischen Geistes, der ethischen Bindungen oder in all diesem zusammen ausdrückt. Mit der Würde und Verehrung des Blutes ist Unwiederbringliches verlorengegangen. Gleiches gilt in übertragenem Sinne auch für den Boden: wo er einmal ausgelaugt, ausgewittert, davongeflogen oder abgospült ist, da holt ihn keine späte Einsicht, kein Wunsch, es besser zu machen, mehr zurück. Ein Boden, der einmal versteppte oder zu Karst und Wüste wurde, bleibt endgültig vernichtet wie der in der „sand-bowl“ des amerikanischen Westens, der nach Süden vordringenden Sahara oder in den Distrikten der „soil-erosion“ im Staate Victoria und New South Wales, Australien, oder in der Südafrikanischen Union. Kein Mensch, kein Volk, kein Wirtschaftssystem versündigt sich ungestraft an der alten, treuen Mutter Erde. Sie schlägt früher oder später furchtbar zurück und enterbt die ungetreuen und lieblosen Söhne.

In den letzten vier, fünf Jahrzehnten hat der kapitalistische Raubbau am Boden mehr fruchtbares Ackerland oder blühende Wildnis in trostlose Wüstensteppe verwandelt, als in Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden vordem geschehen ist. Wenn die kommenden Geschlechter in weltgeschichtlichem Rückblick unsere Gegenwart und nahe Vergangenheit betrachten werden, so wird das kapitalistische Zeitalter eine entsetzliche und wahrscheinlich nie wiedergutzumachende Schuld vor dem Urteilsstuhl der Nachwelt verantworten müssen, die Schuld, für viele Millionen von Spätergeborenen das tägliche Brot sinnlos und achtlos vorweg vernichtet zu haben. Es geschah, um für wenige Jahrzehnte oder auch nur Jahre Geld gegen Brot einzutauschen, denn Geld war zum obersten Wert und Wertmaßstab geworden. Aber von Geld können die Völker und Menschen nicht leben, es sei denn, sie werden auf die Dauer abhängig von anderen, die über das Brot verfügen.

Die kapitalistisch-industriell betriebene Landwirtschaft hat den Boden zur Ware gemacht, die man kauft und aufbraucht und wegwirft, wenn sie abgenutzt ist. Der Ackerbau wurde betrieben, wie man Bergbau betreibt: man nimmt nur immer und nimmt, ohne je etwas wiederzugeben; nur hohle, leere, langsam einstürzende Stollen und unfruchtbare, tote, unbeschreiblich häßliche Abraumhalden bleiben übrig. Das Musterbeispiel für solchen gierigen Raubbau an den Schätzen der Erde bildet die Goldminenstadt Johannesburg am Witwatersrand in der Südafrikanischen

Union, die ihre prozigen Wolkenkratzer ebenso wie ihre schmutzigen Elendsquartiere des schwarzen und weißen Minenproletariats in einer Wüstenei von unbeschreiblich häßlichen, völlig sterilen Schutthügeln ausgebreitet hat; Gebirge von vergifteter, ausgepreßter Erde bleiben als letzter, ungeheuer überwiegender ABERREST der Goldgewinnung übrig, vollkommen unfruchtbar; kein Halmchen will auf ihnen wachsen; man muß sie Quadratmeter für Quadratmeter mit weit hergeholter Grasnarbe verkleiden, wenn man den giftigen Gesteinsstaub, der bei Wind die Luft mit einem gelbgrauen Nebel erfüllt, festhalten will. Hunderttausende und Millionen von Schwarzen werden zum Dienst in diesen Minen gepreßt; man holt sie von ihren Maniok- oder Hirseäckern fort, reißt sie aus ihren angestammten Sippen- und Stammesverbänden heraus, läßt die zurückbleibenden Dörfer im Urwald oder auf den Savannen verkommen, verlockt und verdirbt die simplen, primitiven Burschen mit europäischem Plunder und billigen Vergnügungen und wundert sich, wenn aus den anfänglich willigen und leicht lenkbaren Kindern der afrikanischen Wälder und Weiten eine wüste Horde anspruchsvoller, bössartiger, verdorbener Lumpen wird, menschlicher Staub, genau so vergiftet wie der von beißenden Laugen zerfressene Abraum der Minen. Die Männer sowohl, denen diese Minen gehören, die jüdischen und englischen Händler, die mit den Aktien dieser Unternehmungen spekulieren, und all das Volk, das daran hängt, wie auch die elenden, in bunte Lumpen gekleideten, für ihre alte, einfache Welt unbrauchbar gewordenen Neger, sie alle leiden an einer seelisch-geistigen Erkrankung, die man „innere Versteppung“ nennen kann.

Die Sinnlosigkeit des Raubbaues an Erde und Menschen wird vollkommen, wenn man sich weiter überlegt, daß jenes Gold, das mit soviel Mühe, soviel Verschwendung menschlicher Arbeitskraft und menschlichen Scharffinns aus der Erde herausgeholt wurde, nur den Zweck hat, in Stahlkisten verpackt nach Amerika geschafft zu werden, um dort wieder in die Tiefe der Erde, diesmal die Stahlkeller der Banken oder die Gewölbe von Fort Knox in Texas, zu verschwinden, bewacht von Männern mit Maschinenpistolen und Tränengasbomben. Kein Mensch hat etwas davon, keiner bekommt es zu sehen, es geschieht nichts damit, es liegt nur da in irgendeinem kalten, dunklen Tresor; es ist eine Fiktion, ein Als-ob, das vollendete Symbol eines sich selbst ad absurdum führenden Zeitalters, des kapitalistischen, in dem Profite gemacht wurden, um damit weitere Profite machen zu können, in dem der Mensch, der Boden, ja ganze Völker zu einer bloßen, toten Sache entwürdigt wurden, deren einziger Zweck es ist, verschachert oder „genutzt“ zu werden.

Dem Lande in der Mitte des alten und doch noch urkräftigen Europa, von dem schon so oft im Laufe der Geschichte weltbewegende neue Gedanken ausgingen, gebührt das Verdienst, die lebensbedrohende Gefahr des Raubbaues am Boden, an den

Schätzen der Erde, an der menschlichen Arbeitskraft und der Menschlichkeit überhaupt erkannt zu haben. Es ist nun zu einem gewaltigen Kampfe angetreten, um der Ehre und der Würde des Blutes, des Bodens und wahrhafter Menschlichkeit wieder zu dem Recht zu verhelfen, das ihnen bewahrt bleiben muß, wenn nicht das Leben überhaupt zugrunde gehen soll. Dieser Kampf richtet sich sinnvoll gegen Kapitalismus nicht minder als gegen Bolschewismus, denn beide Systeme zeigen lediglich verschiedene Seiten derselben Sache: eines geist- und lebenstötenden Materialismus.



Vor lauter dringend notwendigen Studien der fruchtbaren praktischen Folgen der Bodenerosion, der Versteppung, die riesige Bezirke des amerikanischen und kanadischen Westens von der mehrfachen Größe Deutschlands, weite Teile Südostraliens, zahlreiche Gegenden Afrikas und Indiens, Gebiete in Turkestan und sogar auch einige, glücklicherweise im Verhältnis zu den eben genannten winzige Landstriche Deutschlands bedroht (vgl. den Aufsatz „Die Heckenlandschaft“ von Alwin Seifert im Maiheft d. J. dieser Zeitschrift), - ja vor lauter sachlichen Untersuchungen der ursächlichen Zusammenhänge der Bodenauswitterung sind wir noch kaum dazu gekommen, uns klarzumachen, daß sich der Raubbau am Boden auch noch auf eine andere, allerdings sehr viel schwerer faßbare und kontrollierbare Weise rächt, an den Seelen der Menschen nämlich, die sich notgedrungen oder freiwillig zu ihm hergeben. Man kann in der Tat von einer Art „innerer Versteppung“ sprechen, obgleich damit zunächst nichts weiter gegeben ist als ein Bild, das noch der gründlichen Nachprüfung des Psychologen und Soziologen bedarf. Im Rahmen eines solchen Aufsatzes kann der Tatbestand nur locker skizziert werden.

Es läge nahe, diese „innere Versteppung“ mit dem Begriff „Verstädterung“ gleichzusetzen, einer Verstädterung, die den Menschen erfaßt, ohne daß er das Land verläßt. Die Stadt kommt sozusagen zu ihm aufs Land hinaus und saugt ihn leer. Günther hat das im Kapitel XVI seines Buches „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ für deutsche Verhältnisse ausgezeichnet dargestellt. In unserem Falle handelt es sich jedoch um mehr, um eine Erscheinung, die in alten Ländern wie etwa Deutschland, Italien oder Japan überhaupt nicht studiert werden kann, sondern in reiner Form nur in „jungen“ Ländern, d. h. solchen mit noch mehr oder weniger starkem Kolonialcharakter auftritt, in denen es keine „Bauern“, sondern nur „Farmer“ gibt. Das mag daran liegen, daß es in alten Ländern - abgesehen von ein paar Riesengroßstädten - kaum völlig „verstädterte Städte“ gibt. Städte etwa wie Würzburg oder Bamberg, Stralsund oder Münster, selbst noch München oder Breslau enthalten viel Urtümliches, Gewachsenes; viele ihrer Menschen leben zwar längst nicht mehr im äußeren Stil bäuerlichen Daseins, wohl aber im inneren; in Treue und Würde verrichten sie ihren Beruf, nicht um des Lohnes, sondern um der Sache willen.



Es mag sogar behauptet werden, daß in weiten Kreisen der deutschen städtischen Bevölkerung sich eine tiefe Sehnsucht nach bäuerlichem Dasein und bäuerlicher Lebenshaltung regt, daß viele „Städter“ die Sterilität einer nur-städtischen Existenz durchschaut haben und nach der blühenden Erde keineswegs nur als „Touristen“ oder „Sommerfrischler“, sondern mit echtem Durst zurückverlangen, während umgekehrt auf dem Lande städtisches Erwerbssdenken und eine naive Überschätzung städtischen Lebens noch weiter verbreitet ist, als es auf den ersten Blick scheinen will. Die Menschen der heutigen Städte, deren Vorfahren ja zum allergrößten Teil zum Lande gehörten, haben vielfach die aufgeputzte Dürftigkeit städtischen Wesens durchschaut, bevor sie noch ihr bäuerliches Erbe ganz verloren; nun sehnen sie sich danach zurück wie nach einem verlorenen Paradies. Diese Sehnsucht wird die beste Hilfe in dem Kampf sein, einen möglichst großen Teil unseres Volkes wieder zu bäuerlicher Grundhaltung zurückzuführen. Dringt statt dessen die Stadt weiter in die bäuerlichen Bezirke ein, wie sie das bis 1933 getan hat und vielleicht - verlangsamt und heimlicher zwar - auch noch heute tut, so wird der große Kreuzzug, den das deutsche Volk augenblicklich nicht nur zur Rettung Europas, sondern vor allen Dingen zur Rettung der Ehrfurcht vor dem Leben der Menschen und Völker, der wahren Menschenwürde, mit einem Wort zur Rettung echter Kultur führt, auf die Dauer doch vergeblich geführt sein, denn Kulturen und Völker dauern nur da, wo die Erde als das verehrt und gepflegt wird, was sie ist: als die große, ewige Mutter allen Lebens.



Für die „jungen“ Länder gilt all dies nicht, etwa für die USA, Kanada oder Australien, in anderem Sinne auch für weite Teile der bolschewistischen Union mit ihren gewaltsam zusammengeschlagenen Kolchosen und Sowchosen, in denen nicht nur der Boden, sondern auch die Menschen versteppt werden.

Der Verfasser hat die Geisteshaltung, die hier gemeint ist, insbesondere bei Weizenfarmern des US.-amerikanischen und kanadischen Westens und Südostaustralien, bei Obstzüchtern in Britisch-Columbien und Kalifornien und bei Schafzüchtern in Nord- und Nordostaustralien und in Südafrika feststellen können. Sie erschöpft sich nicht in jenem oft erwähnten „rechenhaften Denken“, jener auf den bloßen Gelderwerb gerichteten Sinnesart, die mit einer völligen Verständnis- und Achtlosigkeit gegenüber dem Boden gepaart ist. Dies wären Erscheinungen, die unter den Begriff Verstädtung fielen; hier träte das Wort übrigens uneingeschränkt zu, denn die Städte dort sind mit wenigen Ausnahmen völlig „verstädterte Städte“ (eine solche Ausnahme wäre z. B. Quebec, der alte, städtische Mittelpunkt jenes einzigen echten, starken und gesunden Bauerntums, das es heute noch in Nordamerika gibt, des französisch-kanadischen; ähnliches gilt auch für das Städtchen Lunenburg in Neuschottland [südlich von Halifax], den Mittelpunkt des ältesten deutschen, noch kaum städtisch angekränkelten Bauerntums in Kanada).

Die Mehrzahl der Menschen, die aus den alten Ländern über die Meere wanderten, taten dies aus dem Wunsche, drückender politischer, religiöser, vorwiegend aber wirtschaftlicher Enge zu entgehen und schnell zu Besitz zu gelangen; zunächst vielleicht in der Form des Landbesizes, denn normalerweise begann der Aufstieg des Einwanderers auf dem Lande. Der Boden erwies sich aber oft als zu fremdartig, zu feindlich, zu wenig zum Bleiben einladend; man gewann keine innere Beziehung zu ihm; es fiel dem Einwanderer leicht, ihn lediglich als Objekt, als bloßes Mittel zum Zwecke des Geldverdienens zu betrachten; und man verdiente zunächst viel Geld damit; wo das begonnen hat, da will man mehr verdienen; geschah auch das, so gingen die Menschen in die Städte oder gründeten überhaupt erst Städte, denn der Boden hielt sie nicht; er war nur ein Spekulationsobjekt, das man nicht nur einmal, sondern oft im Leben verkaufte, wenn damit ein Geschäft zu machen war. In der Wirklichkeit gab und gibt es natürlich mancherlei Abwandlungen und Abstufungen dieser Vermarktung des Bodens. Es läßt sich aber mit einiger Berechtigung die paradoxe These aussprechen, daß die Verstädterung in den überseeischen Kolonialländern weißer Rasse auf dem Lande eher da war, als die Städte selbst, oder daß sie in Stadt und Land gleichzeitig aufwuchs, weil ihre Wurzel, das ausschließliche Streben nach materiellem Gewinn, in beiden Bereichen gleichmäßig guten Nährboden fand.

Aber ebenso wie mit der Zeit die Böden versteppten, so versteppten allmählich auch die Herzen und Seelen der Menschen, die diese Böden erpfeften, wobei es verständlicherweise gleich ist, ob sie in Städten oder auf dem Lande wohnen, denn einen Unterschied in der Geisteshaltung gibt es ohnehin nicht. Die Menschen werden auf eine höchst sonderbare Weise reaktionsmüde; sie springen nur noch auf starke, grelle Reize an; für die feineren, schwebenden Regungen des menschlichen Herzens werden sie unempfindlich. Zuweilen kann man von einer regelrechten Instinktblindheit sprechen. Ihr gesamtes Trieb- und Seelenleben macht den Eindruck einer eigentümlichen Leere und Ausgehöhltheit. Sie verfallen leicht einer peinlichen Primitivität, die hier nicht etwa die Rückkehr zu gesünderem, naturnäherem Verhalten bedeutet, sondern vielmehr auf eine bloße Verplumpung und Verrohung, eine jämmerliche Verarmung hinausläuft. Sie werden außerstande, sich zu unterhalten oder an ihren Feiertagen zu beschäftigen. Sie bedürfen dazu des äußeren Anstoßes; in ihrem Inneren sind sie dürre geworden; außer der mechanistisch versimpelten Arbeit, die jährlich soundso viel Dollar „abwerfen“ muß, sonst „lohnt“ sie sich nicht, hält sie nichts im Gang; alles muß künstlich von außen an sie herangetragen werden, sei es durch Magazine, den Klub, die Loge (mit möglichst viel primitiv-kindischem Nummenschanz als Surrogat für echtes Geheimnis des Lebendigen, für echte Romantik) oder auch die „church“, denn im Mittelwesten oder in Westkanada ist es allein noch die „Kirche“, in Hunderte von Sekten aufgespalten, die den dürre gewordenen Seelen mit ihrem einerseits vergrößerten, andererseits verarmten Triebleben wenigstens noch eine

Ahnung von einer Welt verlehrt, die außer- und oberhalb des bloßen Gewinnstrebens gelegen ist. Die höchsten Güter eines solchen Daseins werden durch das immer größere Auto, das immer teurere Radio, durch immer mehr Eiskrem und immer bessere Eischränke symbolisiert, die nicht mehr Mittel, sondern Zweck geworden sind, nach deren Umfang und Preis der moralische Wert des Menschen gemessen wird, weil ein anderer Maßstab einfach nicht mehr begriffen wird. Die Leute können eigentlich nur noch zählen; was sie nicht zählen können, interessiert sie weder, noch können sie es wesentlich erfassen. Was von reicherer Seelischer Vergangenheit übrigblieb, ist lediglich ein dumpfes Unbehagen, eine Unrast, die das bloße zweck- und ziellose Autofahren in unabsehbaren Ketten durch eine nie betrachtete, reizlose Landschaft zu einer ebenso dumpfen Erleichterung macht. „Let's do something!“ - „Let's get going!“ ist das uramerikanische Stichwort für jede Zusammenkunft, jede „Erholung“. Irgend etwas tun, meinetwegen Stunden- und tagelang auf einem schmalen Brett auf einer Stange hocken, oder 48 Stunden lang tanzen, das alles sind nur die letzten verzweifelten Mittel, das ungeheure, tödliche Dröhnen der inneren Leere dieser versteppten Seelen zu übertäuben; nur nicht nachdenken! Von hier aus versteht man auch, warum eine Welt wie das neue Deutschland solchen Menschen vollkommen unverständlich erscheinen muß; sie muß Haß erwecken: den Haß von Menschen, die ihre Seele für das Linsengericht eines Bankkontos verkauften, gegen solche, die sich auf die tiefsten Quellen des menschlichen Daseins wiederbesonnen haben: auf Ehre und Treue, Opfer und Hingabe, auf Dienst, Heldentum und wahre Menschlichkeit.

So kann unter „innerer Versteppung“ der seelische Endzustand des Verstädtierungsprozesses verstanden werden, der genau wie die Versteppung des Bodens nicht mehr rückgängig zu machen ist, wenn eine gewisse äußerste Grenze überschritten wurde. Wirtschaftssysteme oder Zivilisationen, die diesen Endzustand erreicht haben, sind auf die Dauer nicht mehr lebensfähig. Die Entwicklung neigt sich immer stärker der Hybris zu. Die sich zunächst ständig steigenden Wirkungen des Erwerbsdenkens ü b e r steigern sich schließlich, heben sich auf und schlagen nach einer Periode des Überganges und der Verwirrung in das wirtschaftliche, politische und menschliche Chaos um. So geschah es in früheren Zeitaltern, so geschieht es heute am englischen Weltreich (und auch in der Sowjetunion), und so wird es morgen in den USA. geschehen.

Mit dem Schwinden der Achtung vor dem Bauerntum beginnt der Abstieg; er setzt sich fort im hemmungslosen Wuchern der Städte, in ihren fortschreitenden Wirkungen auf das Land, in der Zerstörung der Wälder und Fluren, und mündet schließlich in die Versteppung der menschlichen Seelen und Herzen. In der Tat: Unter solchen Gesichtspunkten betrachtet, ist der Kampf, den wir führen, ein solcher gegen den Verrat an allen irdischen und allen hohen Dingen, die das Leben erst im tiefsten Sinne lebenswert machen.

## Land und Stadt in der deutschen Volksordnung

„Der nationalsozialistische Blutgedanke ist berufen, die Gemeinsamkeit zwischen Stadt und Land wiederherzustellen und die aufgerissene Kluft zwischen Stadt und Land, welche aus materiellen Gesichtspunkten entstanden ist, zu überbrücken.“

R. Walther Darré.

Es ist die ewige Aufgabe des deutschen Bauertums, den Blutsquell des deutschen Volkes zu bilden. Daher ist die Wiederherstellung eines gesunden Verhältnisses zwischen Land und Stadt eine Lebensfrage des deutschen Volkes, denn die Erfüllung der lebensgesetzlichen Aufgabe des Bauertums als des Jungbrunnens der Nation ist nur dann möglich, wenn die städtische Bevölkerungsschicht, die der vom Lande ausgehende Blutsstrom durchdringen und ständig neu beleben soll, nicht zu groß ist. Wie groß der städtische Volksteil sein darf, hängt nicht nur von der Zahl des Landvolkes, sondern auch von der Lebenskraft des Landvolkes ab. Der städtische Volksteil ist daher um seiner Selbsterhaltung willen darauf angewiesen, daß das Landvolk stark und gesund bleibt. Diese Feststellung darf nicht zu dem Fehlschluß verleiten, daß also die Stadt dem Landvolk Hilfeleistung leisten müsse. Solche Hilfeleistung sind nur Krücken, durch die noch kein Lahmer gesund geworden ist. Einem Bauertum, das sich nicht mehr aus sich selbst heraus helfen kann, ist nicht mehr zu helfen. Jedesmal, wenn sich der Gedanke der städtischen Fürsorge für das Bauertum in einem Volke breitzumachen pflegte, hatte dieses Volk - das lehrt die Geschichte an zahlreichen Beispielen - bereits einen Grad der Verstädtterung erreicht, der den unentrinnbaren Volkstod drohend ankündigte. Trotz-



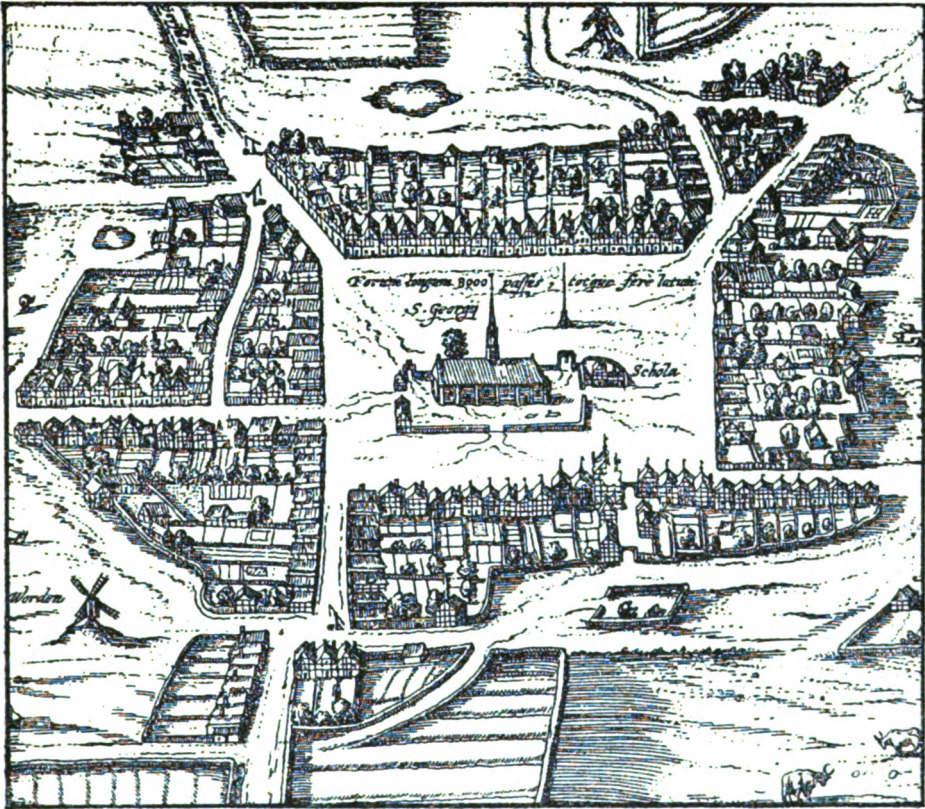
Wetzer an der Oder im sebzehnten Jahrhundert

dem enthält die Erkenntnis, daß das städtische Sein von der Stärke und Gesundheit des Landvolkes abhängt, eine Forderung an den städtischen Volksteil, über die dieser sich noch nie ungestraft hinweggesetzt hat: Der Städter darf keine Lebensformen entwickeln, die in ihrer unvermeidlichen Rückwirkung auf das Landvolf entartend, d. h. lebenszerstörend wirken. Ländliche und städtische Lebensart dürfen sich nicht in einer Weise auseinanderentwickeln, daß sie unvereinbare Widersprüche werden, d. h. der Städter muß, eingedenk der verpflichtenden Tatsache, daß das Lebensgesetz seiner bäuerlichen Ahnen auch sein Lebensgesetz ist und bleibt, auch in der Stadt ein bäuerlicher Mensch bleiben und seiner bäuerlichen Herkunft gemäß sein Leben gestalten.

Diese Forderung erscheint heute bereits vielen Städtern, aber auch vielen Bauern als lebensfremde Romantik; denn im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts haben auch die deutschen Städte teilweise eine Entwicklung genommen, die dafür zu sprechen scheint, daß im Land- und Stadtleben sich zwei wesensfremde feindliche Lebensprinzipien gegenüberstehen, die nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Diese Entwicklung wird zudem von vielen Städtern als ein unveräußerlicher Fortschritt empfunden, der so eng mit dem eigenen Sein verknüpft ist, daß seine Preisgabe einer Selbstaufgabe gleichkommt. Ja, man darf nicht verkennen, daß dieser Aberglaube sogar in einem Teil des Landvolkes bereits Fuß gefaßt hat. Diesem Teil des Landvolkes ist die städtische Sonderform des Lebens, die sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelt hat, zum Richtbild der eigenen Lebensgestaltung oder der eigenen Lebenswünsche geworden. Diese verdeckte Form der Landflucht ist um so gefährlicher, als sie den Krebschaden einer irrefeleiteten Verstädterung in das Landvolf selbst hineinträgt und die bäuerliche Lebenskraft von innen heraus aushöhlt. Nicht nur der Städter, der in der Entfernung und Entfremdung seines Lebens vom Lande einen Fortschritt sieht, auch der Landmann, der in der im 19. Jahrhundert sich entwickelnden Sonderform des städtischen Lebens ein Vorbild erblickt, wird in der Forderung nach Unterordnung auch der Stadt unter das bäuerliche Lebensgesetz des deutschen Volkes den Ausdruck geistiger Rückschrittlichkeit sehen, deren Forderungen ihm schon deswegen unerfüllbar erscheinen, weil sie für ihn nicht wünschenswert sind.

### **Verschiedengesetzlichkeit eine Naturnotwendigkeit?**

Dieser Einstellung ist die neuzeitliche Geschichtsschreibung, die auch in diesem Punkte nicht verleugnen kann, daß sie ein Kind ihrer Zeit ist, weitgehend zu Hilfe gekommen. Sie hat vielfach die These von der naturgegebenen Verschiedengesetzlichkeit des Land- und Stadtlebens zum Dogma erhoben. Am schärfsten haben dieses Dogma gerade diejenigen Geschichtsschreiber vertreten, die - an sich durchaus richtig - in der rasch zunehmenden Verstädterung des deutschen Volkes die größte Gefahr der neuzeitlichen Entwicklung sahen. Ihnen verdanken wir ein noch heute wertvolles kritisches Rüstzeug. Wege zur Lösung des Widerstreits aber vermochten sie in der scheinbaren Ausweglosigkeit der Lage, die sie vorfanden, nicht zu weisen. So griffen sie zu dem Dogma der Unvereinbarkeit des Land- und Stadtlebens als der ihnen verbleibenden schärfsten Abwehrwaffe gegen eine



Die Schleswig-Holsteinsche Landstadt Heide im Jahre 1580

als schädlich erkannte Entwicklung. - Dagegen war die Entgegenstellung Land - Stadt bei den Geschichtsschreibern, die in der Verstädterung ein Zeichen menschlichen Fortschritts sahen, äußerlich vielfach weniger ausgeprägt; denn durch die Konstruktion einer fortschrittlichen Entwicklung vom Lande zur Stadt wurde die Entgegenstellung Land - Stadt übertüncht. Es wurde eine Scheinbrücke konstruiert, die erlaubte, den Teil des Landvolkes, der der Scholle und sich selbst treu blieb, also die Brücke nicht betrat und sozusagen auf dem jenseitigen Ufer blieb, als Restbestand einer absterbenden Vergangenheit hinzustellen. Gerade diese Scheinkonstruktion aber zeigt deutlich, daß auch die fortschrittsgläubige Geschichtsdarstellung im Grunde genommen von der Unvereinbarkeit ländlicher und städtischer Lebensart ausgeht, nur daß sie im Gegensatz zu der ersten Richtung die Aufgabe der bäuerlichen Lebensform empfiehlt.

Ein auch nur flüchtiger Streifzug durch die deutschen Städte der Gegenwart zeigt uns aber, daß die grellen Farben, mit denen der Gegensatz Land - Stadt von

den einen und den andern ausgemalt wird, einer extremen Entwicklung entnommen sind, die keineswegs als kennzeichnend für alle deutschen Städte gelten kann. Die Gebilde, die wir mit Stadt zu bezeichnen pflegen, weisen so mannigfaltige Wesensunterschiede auf, daß die Berechtigung ihrer Zusammenfassung unter einer einheitlichen Bezeichnung als recht fragwürdig erscheint. Es ist daher auch kennzeichnend, daß die meisten wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit der Stadt beschäftigen, auf eine klare Begriffsbestimmung überhaupt verzichten. Die Stadt ist für sie eine scheinbar so selbstverständliche Gegebenheit, daß deren Wesensbestimmung überflüssig erscheint. Der Mannigfaltigkeit der Stadttypen wird aber ein solches Verfahren nur zu wenig gerecht. Es ist daher lebensfremd und insbesondere für eine Klarstellung des Land-Stadt-Verhältnisses unbrauchbar.

Dieser Mannigfaltigkeit der Stadttypen wird auch die übliche Einteilung der Städte nach ihrer Bevölkerungszahl in Klein-, Mittel- und Großstädte nur bedingt gerecht. So unentbehrlich diese Einteilung als statistisches Behelfsmittel ist, so hat sie doch für die Bestimmung der verschiedenen Wesensart der Städte nur zweit-rangige Bedeutung. Das wird sehr schnell klar, wenn man einmal eine Anzahl Städte gleicher Größe miteinander vergleicht. Ausschlaggebend für die Wesensunterschiede der Städte sind weniger ihre verschiedenen großen Bevölkerungszahlen als vielmehr die sehr verschiedenartigen Funktionen, die die einzelnen Städte innerhalb mehr oder minder großer Teilräume Deutschlands zu erfüllen haben. Dem entspricht es auch, daß der geschichtliche Werdegang der deutschen Städte sehr verschiedenartig ist.

### Der geschichtliche Werdegang der deutschen Städte

Im Großen gesehen lassen sich ihrer Entstehungsgeschichte nach zwei Städtegruppen deutlich unterscheiden. Die eine verdankt ihre Entstehung einem Bestreben, das sich bei der Bildung großer politischer Lebensräume stets beobachten läßt: dem Bestreben nach räumlicher Aufgliederung mit der damit verbundenen Notwendigkeit zur Schaffung fester Stütz- und Mittelpunkte verwaltungsmäßiger, wehrpolitischer und schließlich auch wirtschaftspolitischer Natur. In Zeiten ruhiger politischer Entwicklung vollzieht sich dieser Vorgang mit wuchshafter Langsamkeit. So ist es kennzeichnend, daß sich über die Entstehungszeit vieler Städte trotz sorgfältiger Sondermaßnahmen nichts Bestimmtes aussagen läßt. In Zeiten großer politischer Kraftanstrengungen dagegen wird vielfach gerade die Städtebildung zum Ausdruck des sich regenden politischen Willens. Heinrichs I. wehrpolitische Maßnahmen zur Abwehr der Ungarn-Einfälle sind ein kennzeichnendes Beispiel solcher Zeiten der Städtegründungen.

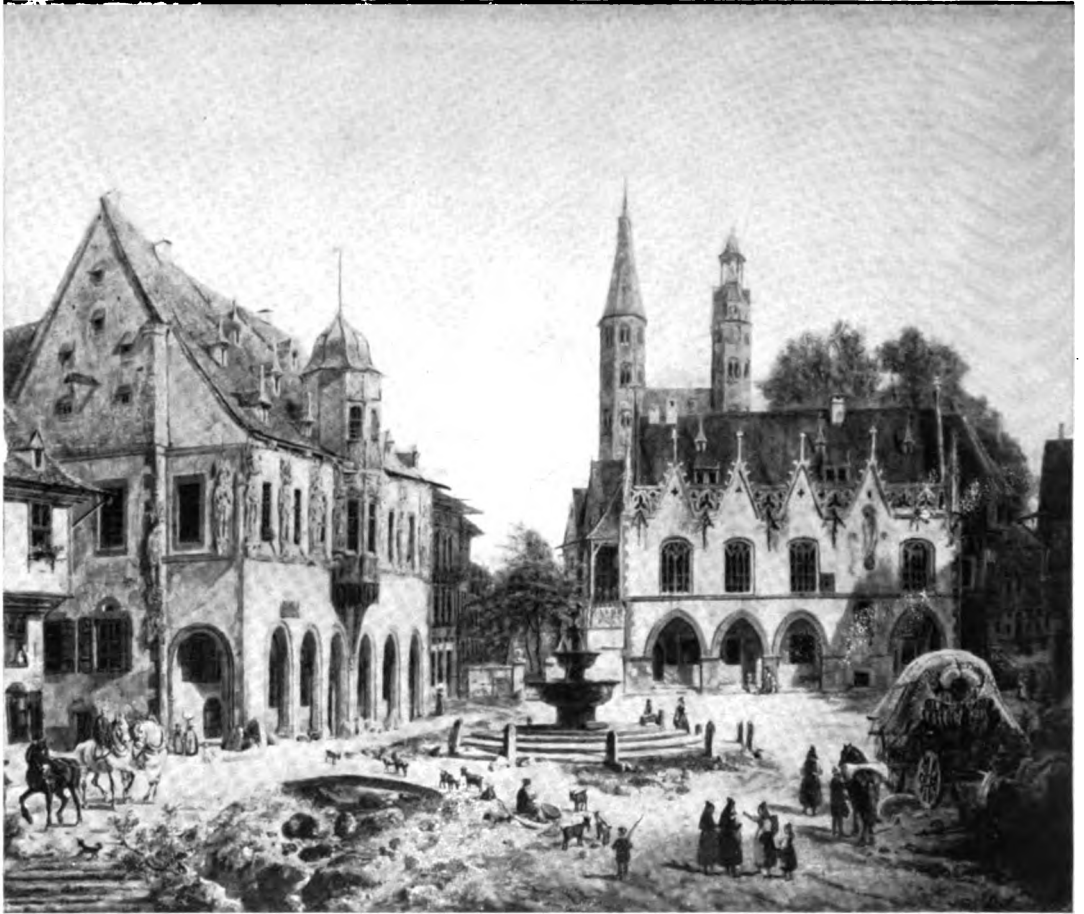
Die Städte der zweiten Gruppe gründen sich nicht auf volks- und raumpolitischen Notwendigkeiten, sondern sind die Stützpunkte eines volksfremden Herrschaftssystems, das regelmäßig auf der Ausbeutung des flachen Landes beruht. Auf diese Art von Städten stießen die Germanen, als sie in das Römische Reich einbrachen. Ihre Abneigung gegen diese Städte ist daher nur zu verständlich. In Deutschland haben sich ähnliche Stadtformen kennzeichnenderweise nur in den Zeiten ansatzweise entwickeln können, in denen die Kräfte des Bauerntums dar-



**Goslar vom Steinberg aus (1860)**

Nach einer Zeichnung von W. Ripe. Gestochen von A. Schüle





**Der Marktplatz von Goslar im Jahre 1833**

**Nach einem Gemälde von Domenico Quaglio**

**(Beilage zu „Odal“)**

niederlagen und zum Ausbeuteobjekt geworden waren. Solche Städte waren etwa die von den großen Grundherrschaften des Mittelalters auf der Höhe ihrer Macht gegründeten Städte. Die großen Grundherrschaften verfügten über eine Anhäufung von Grundrenten, die angesichts der beschränkten Ausfuhrmöglichkeiten nur verwertbar waren, wenn sie zur Bildung von Gefolgschaften ausgenutzt wurden, die sich, ohne selbst produktive Arbeit leisten zu müssen, ausschließlich dem Dienst ihres Herrn widmeten. An diese Dienstmannschaft, die den Kern der Stadtbevölkerung bildete, schloß sich sehr bald eine Handwerkererschicht, deren Arbeit der Bedarfsbefriedigung dieser Dienstmänner diente, die ja, wirtschaftlich gesehen, reine Verbraucher waren. Auch die Handwerker dieser grundherrschaftlichen Städte hingen also in ihrer Existenz von der Grundrentenanhäufung in den Händen weniger großer Grundherrschaften ab. Kennzeichnend für diese auf der Zinsleistung des Bauerntums beruhenden Stadtformen sind vor allem die kirchlichen Stadtgründungen mit ihrer so überaus zahlreichen Klerikerschaft. Doch haben sich diese Stadtformen nur kurze Zeit rein entwickeln können; denn mit dem Sieg der nach Selbständigkeit strebenden Bürgerschaft wandelte sich das Verhältnis dieser Städte zu dem umliegenden Lande schon dadurch, daß die Bürgerschaft naturgemäß bestrebt sein mußte, ihre rechtliche Unabhängigkeit auch wirtschaftlich zu unterbauen. Das war so lange nicht möglich, als sie für ihren Lebensunterhalt darauf angewiesen war, durch ihre Arbeit einen Anteil an den grundherrschaftlichen Renten zu gewinnen. Die Bürgerschaft mußte also versuchen, für ihre Arbeitserzeugnisse ein unmittelbares und echtes Austauschverhältnis mit der ländlichen Umgebung herzustellen.

Im weiteren Verlauf der deutschen Geschichte lassen sich Ansätze zur Ausbildung von Städten, die ohne echte Gegenleistung von den Erträgen der ländlichen Arbeitsleistung lebten, in den Residenzstädten besonders der kleinen, zu politischer Bedeutungslosigkeit verurteilten Landesfürsten beobachten, die vielfach ihren Daseinszweck nur darin sahen, ihre vom Lande bezogenen Steuereinkünfte mit ihrem Hofstaat möglichst vernünftig zu verzehren. Daß sich in solchen Städten auch sehr leicht eine landfremde Geisteshaltung entwickelte, bedarf keiner näheren Begründung. Die Zerreißung Deutschlands in eine Anzahl kleiner und kleinster, oft zudem noch sehr zersplitterter Landesfürstentümer hat außerdem die Entwicklung einer natürlichen Raumordnung mit einem gesunden Land-Stadt-Verhältnis sehr behindert und teilweise verhindert. Im Großen gesehen aber herrschten doch in Deutschland die Städte vor, deren Existenz auf einer echten Zusammenarbeit zwischen Land und Stadt beruhte. Ein grundlegender Wandel in diesem Verhältnis trat erst ein, als der Kapitalismus in Deutschland seine Herrschaft antrat.

Mit seiner Entwicklung aufs engste verbunden war ein unverkennbarer Zug zur Ausbildung von Stadtformen, die besonders ihren wirtschaftlichen Wirkungsbereich auf immer größere Räume auszudehnen bestrebt waren. Das hatte zur Folge, daß eine kleine Zahl von Städten, in denen sich die industrielle und händlerische Betätigung immer stärker massierte, in scharfem Konkurrenzkampf gegeneinander die große Mehrzahl der anderen Städte ihrer bisher ausgeübten Funktionen beraubte und in eine Abseitsstellung drängte, die diese zu einem langsamen Dahinsiechen im Schatten der aufgeblähten Nebenbuhlerinnen verurteilte.

Für das Land-Stadt-Verhältnis hat diese Entwicklung eine einschneidende Bedeutung gehabt. Unmittelbare Beziehungen von Mensch zu Mensch sind nur in verhältnismäßig eng begrenzten Räumen denkbar. Je mehr sich Gewerbe, Industrie und Handel in wenigen Städten zusammenballten und das wirtschaftliche Leben der anderen Städte gelähmt wurde, um so größer wurde nicht nur räumlich, sondern auch menschlich der Abstand zwischen Land und Stadt. Mit diesem wachsenden Abstand verlieren Land und Landvolk immer stärker ihren wesensprägenden Einfluß auf die Stadt. Die damit verbundene Entfremdung zwischen Land und Stadt fördert in den Städten die Entwicklung eines landabgewandten eigengesetzlichen Lebens, das, seiner ländlichen Bindungen immer mehr entkleidet, nun rascher und rascher den uniformen Charakter annimmt, den man heute als typisch städtisch empfindet. Freilich sind die Städte, die einst den natürlichen Mittelpunkt ihrer näheren ländlichen Umgebung bildeten, im Zuge dieser Entwicklung nicht vom Erdboden verschwunden. Sie existieren noch wie vor; aber sie sind funktionslos geworden oder zumindest nur noch auf die Ausübung von Nebenfunktionen beschränkt. Sie verlieren damit immer stärker ihren Daseinsinn, der am besten durch die Bezeichnung „Landstadt“ gekennzeichnet wird.

#### Grundstürzender Wandel der Landstädte

Um sich den grundstürzenden Wandel zu verdeutlichen, den die weitgehende Aufsaugung des gewerblichen Lebens der Landstädte durch die immer stärker sich zusammenballenden Industrie- und Handelszentren bewirkte, muß man einmal den wirtschaftlichen Aufbau einer solchen Landstadt vor 50 Jahren mit dem von heute vergleichen. Eine große Reihe von Handwerken und Kleinindustrien, die vor 50 Jahren noch als fester Bestandteil zum Bilde einer Landstadt gehörten, sind heute völlig verschwunden oder im Absterben begriffen, sind zur bloßen Reparaturwerkstätte geworden oder haben sich in Filialbetriebe (vielfach nur Handelsniederlassungen) großstädtischer Industriefirmen verwandelt. Die Landstädte werden immer mehr aus Produktionsstätten zu Zwischenhandelsstationen und Reparaturstätten, d. h. sie verlieren immer mehr ihre frühere Bedeutung für die ländliche Bedarfsdeckung, und zwar auf allen Gebieten, ob es sich nun um Kleidung oder Schuhwerk, Möbel, Haus- oder Wirtschaftsgeräte handelt. Sogar ein großer Teil der landwirtschaftlichen Verarbeitungsbetriebe ist vom Zuge dieser Entwicklung ergriffen worden. Der Kranz von Mühlen, der für das Bild so vieler Landstädte kennzeichnend war, ist verschwunden oder besteht nur noch aus traurigen Ruinen. Das Brauereigewerbe in den Landstädten ist zusammengebrochen oder bedeutungslos geworden. Die Leinen- und Tuchweberei erlag und mit ihr der Flachsanbau und die bäuerliche Schafhaltung. Bei näherem Zusehen lassen sich diese Beispiele noch erheblich vermehren.

Mit dem Wandel des wirtschaftlichen Aufbaus der Landstädte hat sich zwangsläufig ein ebenso einschneidender Wandel des sozialen Aufbaus der Landstädte vollzogen. Die Zahl der selbständigen Existenzen ist außerordentlich zusammengeschumpft, und die Möglichkeit, solche zu gründen, wird immer geringer. Denjenigen aber, denen es gelungen ist, noch ihre Selbständigkeit zu behaupten, haben

diese mit einem starken Absinken ihrer Lebenshaltung erkaufen müssen. Vielfach handelt es sich dabei um alte Leute, die die Möglichkeit oder die Kraft zu einer Umstellung nicht mehr besaßen. Mit ihrem Tode werden auch diese Werkstätten veröden; denn die alternden Meister haben seit langem weder Gesellen noch Lehrlinge. Aber selbst, wenn sie wirtschaftlich in der Lage wären, Gesellen und Lehrlinge zu beschäftigen, würden sie es in den seltensten Fällen können; denn es fehlt selbst dem so zusammengeschrumpften landstädtischen Handwerk in erschreckendem Ausmaße an dem unentbehrlichen Nachwuchs. Das ist allerdings nicht verwunderlich. In jedem gesunden jungen Keim lebt der natürliche Drang, etwas Ordentliches zu lernen, schöpferisch sich zu betätigen, im Leben vorwärtszukommen. Ein Handwerk, dessen Betätigung nur noch in Flickwerk besteht, bietet diesem Bestreben keine Befriedigungsmöglichkeit. Mit dieser Feststellung ist nichts gegen die Leistungsfähigkeit des bestehenden landstädtischen Handwerks an sich gesagt. Aber, man muß sich darüber klar sein: Wo die Möglichkeit zu schöpferischer Wertarbeit fehlt, muß auf die Dauer auch die Fähigkeit zu schöpferischer Wertarbeit verkümmern. In dieser traurigen Lage befindet sich heute ein großer, immer noch wachsender Teil des landstädtischen Handwerks. Dieses hat damit seine frühere, so starke Anziehungskraft auf den Nachwuchs und gerade die aktivsten Kräfte des Nachwuchses eingebüßt.

Mit dem Schwund und Wandel des landstädtischen Gewerbes vollzieht sich gleichzeitig eine gefährliche Auflockerung der Bodenständigkeit, die für die landstädtische Bevölkerung früher kennzeichnend war. Je mehr sich die Landstädte aus selbständigen Produktionsstätten zu Zwischenhandelsstationen, Filialbetrieben und Reparaturstätten umbilden, um so größer wird der Anteil einer beweglichen Bevölkerungsschicht, die in ihrer landstädtischen Betätigung nur den Ausgangspunkt sieht, um von dort sozusagen zu den Quellen des Wirtschaftslebens in den Industrie- und Handelszentren vorzustoßen. Damit aber wendet sich ein immer größerer Teil der landstädtischen Bevölkerung, trotz ihres landnahen Lebens, äußerlich und innerlich immer stärker vom Lande ab, d. h. aber auch von den Lebensgesetzen, die das Wesen der Landstädte geprägt hat. Im Zuge dieser Entwicklung verwandeln sich die Landstädte mehr und mehr in jene merkwürdigen Zwittergebilde, die immer entstehen, wenn innere Anlage und erstrebtes Vorbild miteinander im Widerstreit stehen. Sie büßen ihr echtes Wesen ein, um den Charakter einer verhinderten Großstadt anzunehmen. Am greifbarsten zeigt sich dieser Wandel an der Verödung landstädtischer Geselligkeit durch Nachahmung des großstädtischen Amüsierbetriebes. Diese Entwicklung hat naturgemäß den Zug in die Großstadt noch außerordentlich verstärkt.

### **Einfluß der landstädtischen Verkümmerng auf das Bauerntum**

Daß die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Verwandlung der Landstadt für die Gestaltang des Verhältnisses des Landvolkes zur Landstadt einschneidende Bedeutung hat, bedarf nach dem soeben Ausgeführten keiner besonderen Betonung mehr; denn es hat sich bereits deutlich gezeigt, daß diese Verwandlung im Kerne auf einer vollkommenen Veränderung der Funktionen beruht, die bisher die Landstadt innerhalb eines bestimmten ländlichen Lebensraumes ausübte. So darf ich mich auf

die Frage beschränken: Welche Folgen hat dieser landstädtische Funktionswandel für die Lebensgestaltung des deutschen Landvolkes, insbesondere des deutschen Bauerntums?

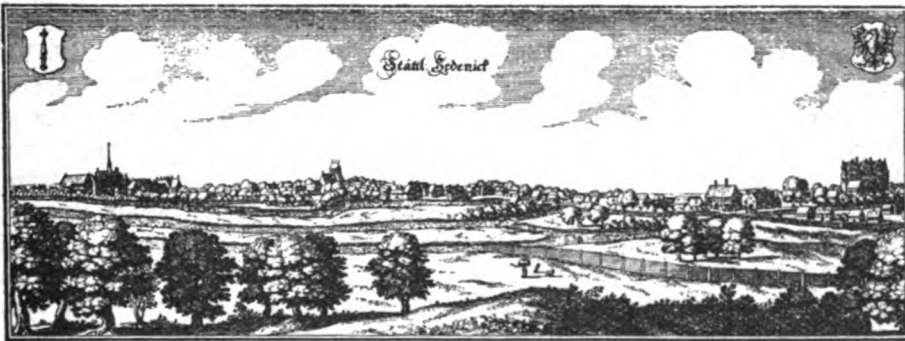
Auf den ersten Blick scheint sich für das Landvolk durch den Funktionswandel der Landstadt nur wenig zu ändern. Dem Bauern - so werden viele geneigt sein zu sagen - kann es ja eigentlich ziemlich gleichgültig sein, ob er seinen Bedarf an Waren bei einem Handwerker und Kleinfabrikanten oder bei einem Kaufmann als Mittelsmann der großstädtischen Industrie deckt. Die Hauptsache ist ja wohl für den Bauern, daß er die benötigten Bedarfsartikel gut und - so fügt man mit gleichem Zungenschlag hinzu - vor allem billig erhält, und es finden sich dann stets fixe Rechner, die dem Bauern auf Heller und Pfennig ausrechnen, wieviel billiger er unter den veränderten Verhältnissen fährt. Es sei zunächst einmal unterstellt, daß diese Rechnung stimme und daß der Volksmund, der billig und schlecht in einem Atemzuge zu nennen pflegt, Unrecht habe. Bei näherer Prüfung stellt sich sehr schnell heraus, daß diese rein rechnerische Betrachtung entscheidende Punkte, die für das bäuerliche Verhältnis zum landstädtischen Handwerker wesentlich waren, völlig außer acht läßt.

Das landstädtische Handwerk verdankt seine Entstehung einer Arbeitsteilung zwischen Land und Stadt, die volkswirtschaftlich zweifellos notwendig war; aber diese Arbeitsteilung stand stets unter dem Zeichen einer engen Zusammenarbeit. Diese bestand nicht nur darin, daß der Bauer einen großen Teil der zu verarbeitenden Rohstoffe selbst lieferte und so einen unmittelbaren Einfluß auf die Güte der bestellten Erzeugnisse hatte, sondern vor allem auch in der Möglichkeit, den Gesamtvorgang der Erzeugung seinen Wünschen und Bedürfnissen gemäß ständig zu beeinflussen. Das heißt, die Erzeugung des landstädtischen Gewerbes wurde von deutscher Bauernart unmittelbar geformt und geprägt. Es wäre sehr lockend, dieser Zusammenarbeit bei den verschiedenen Handwerken einmal in ihren Einzelheiten nachzugehen. Es würde sich dann erst so recht deutlich zeigen, wie stark der gestaltende Einfluß des deutschen Bauerntums gewesen ist.

Mit der allmählichen Verlagerung des Gewerbes in die großstädtischen Industriezentren und dessen immer stärkeren Zusammenballung in Großunternehmen wurde diese Beeinflussungsmöglichkeit der gewerblichen Erzeugung durch das Bauerntum zerstückt, nicht nur, weil die Zerreißung der räumlichen Zusammenhänge eine solche Beeinflussung weitgehend unmöglich machte, sondern vor allem auch, weil die Erzeugungsbedingungen der gewerblichen Großbetriebe, deren Existenz mit der Möglichkeit der Serien- und Massenherstellung stand und fiel, eine solche Beeinflussung ausschloß. Gewiß bleibt dem bäuerlichen Käufer noch immer die Möglichkeit der Auswahl unter den ihm angebotenen Waren; aber selbst wenn man ganz davon absteht, daß einzelne Großindustriezweige ihre immer stärker werdende Monopolstellung zeitweise dazu ausnutzten, ihre überständigen Waren in die Läden der Landstädte abzuschleppen, so muß man feststellen, daß die dem Landvolk verbleibende Auswahl außerordentlich beschränkt war, daß vor allem die angebotenen Waren - in des Ausdruckes wortwörtlicher Bedeutung - aus einer anderen Welt stammten, landfremden Lebensbedürfnissen und -bedingungen entsprungen waren.

Hand in Hand mit diesem Wesenswandel der gewerblichen Erzeugung, ging in der Form eines wahrhaften Reklametrommelfeuers eine geistige Offensive zur Eroberung des Landes. Dem großindustriellen Bedürfnis nach sich ständig rasch erneuerndem Massenabsatz stand ja die bäuerliche Wesensart, in Geschlechtern zu denken, unvereinbar gegenüber; denn diese Denkart äußerte sich in sehr bestimmten Ansprüchen an Güte und Dauerhaftigkeit der begehrten Bedarfsgegenstände und in einer geschmacklichen Grundhaltung, die allen rasch wechselnden modischen Extravaganzen abhold war. Gegen diese beiden Äußerungen bäuerlicher Wesensart vor allem, konnte die für den schnell sich wiederholenden Massenabsatz werbende Reklame mit allen Mitteln ihrer beweglichen Dialektik Sturm. Es handelte sich also im Grunde genommen darum, auf das Landvolf jene artfremde Gesinnung zu übertragen, die der Schnellebigkeit des aus seinen natürlichen Bindungen herausgerissenen Einzel-Ichs des Großstädtlers entsprang. Mit anderen Worten: die Bedarfsdeckung des Landvolkes sollte sich nicht mehr nach den Lebensgesetzen des Landvolkes vollziehen, sondern sich dem großindustriellen Produktionsprozeß und den daraus sich ergebenden Massenabsatzbedürfnissen unterordnen. Es ist schwer zu entscheiden, ob die durch Zerstörung des landstädtischen Gewerbes geschaffene Zwangslage oder die Aberredungskunst der modernen Reklame die größeren Erfolge für sich zu buchen gehabt hat. Eins ist jedenfalls sicher, daß nur durch das Zusammenwirken beider die so weitgehende Unterwerfung des Landvolkes unter das Diktat der großindustriellen Absatzbedürfnisse möglich war.

Den großindustriellen Expansionsbestrebungen ist schließlich noch ein dritter Bundesgenosse zu Hilfe gekommen, der zunächst gar nicht wie ein solcher aussieht: die seit Jahrzehnten sich verschärfende Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit, die in ihrem tiefstem Grunde ja auch der Ausdruck einer Entwicklung ist, durch die die landwirtschaftliche Arbeit der Herrschaft bäuerlicher Lebensgesetzlichkeit entzogen wurde. Dieser Entwicklung im einzelnen nachzugeben, ist in diesem Zusammenhang nicht möglich. Nur auf einen Punkt muß kurz hingewiesen werden: Die Schwächung der wirtschaftlichen Leistungskraft der Landstädte hat zwangsläufig zu einer gefährlichen Schrumpfung gerade der Märkte geführt, die der



Teltow an der Havel im Jahre 1650

natürlichen Vielseitigkeit des gesunden Bauernbetriebes die günstigsten Absatzmöglichkeiten boten, hat ganze Produktionszweige völlig gelähmt, und das Bauerntum in wachsendem Ausmaß von der vermittelnden Tätigkeit des Zwischenhandels abhängig gemacht. Die zum Dauerzustand gewordene Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit aber verlieh der mit der Parole der Billigkeit arbeitenden Reklame eine sehr verführerische Kraft. Diese so sehr gepriesene Billigkeit war zwar in sehr vielen Fällen eine Täuschung, sofern man die Preise der Waren in Beziehung zu der Güte und Haltbarkeit der Waren setzte; aber bei schmalem Geldbeutel und fehlender Möglichkeit, Ersparnisse zu machen, schaltet die schlechtere, aber weniger kostende Ware in der Regel die bessere, aber mehr kostende Ware beim Wettbewerb aus. Selbstverständlich muß man beim Erwerb der schlechteren Ware mit dem Zwang einer schnelleren Neubeschaffung rechnen, so daß also von einer Ersparnis keine Rede sein kann und in Wirklichkeit die billigere Ware oft die teure ist; doch verteuert sich auf diese Weise die Ausgabe und ist leichter tragbar (oder wird doch als leichter tragbar empfunden).

Die Unterbewertung der landwirtschaftlichen Arbeit hat so dazu beigetragen, den Bauern zu einer sehr unbäuerlichen Rechnungsweise zu verführen, und die geschilderte Abhängigkeit des Landvolkes noch wesentlich verschärft; denn der Sieg jener trügerischen Billigkeit über den Grundsatz der Güte und Dauerhaftigkeit hat entscheidend dazu beigetragen, das landstädtische Handwerk wettbewerbsunfähig zu machen. Der Strukturwandel der Landstadt bedeutete also fast völlige Ausschaltung des bäuerlichen Einflusses auf die Gestaltung der gewerblichen Erzeugung. Gleichzeitig verloren damit die ländlichen Teilkreise ihre natürlichen Mittelpunkte. Dadurch aber war die ländliche Raumgliederung ihres Sinnes beraubt und in ihrem Bestande bedroht. An dieser Tatsache änderte auch der Umstand, daß die Landstädte der Sitz vieler Behörden blieben, nicht allzu viel, zumal die Behördenorganisation keineswegs nach einheitlichen landschaftlichen Gesichtspunkten aufgebaut war.

Erst jetzt ging der Abwandernde dem Lande wirklich verloren; denn unter den veränderten Verhältnissen gab es für den Abwandernden kaum noch eine Möglichkeit, seine bäuerliche Art schaffend zu betätigen. Seine Arbeit war wesensfremden Gesetzen unterworfen, die dem Abwandernden eine Entfaltung gerade seiner besten Kräfte nicht gestatteten. Da aber für den bäuerlichen Menschen Arbeit innerster Wesensausdruck ist, so verfiel der Abwandernde entweder einer lähmenden Zwiespältigkeit, die zu einer Trennung seiner Arbeit von seinem sonstigen „Privat“-leben führte. Die Arbeit wurde für ihn zu einer Ware, deren Verkauf ihm gestatten sollte, wenigstens in der Freizeit seinen wahren Neigungen nachzugehen. Oder aber der Abwandernde kniete sich mit der ihm eigenen bäuerlichen Zähigkeit in die ihm fremde Arbeitswelt hinein, gab sich ihr mit Haut und Haar hin, und je mehr die Fremdheit der neuen Welt ihm innerlich widerstrebte, um so stärker war meist auch die Verbissenheit seines Bemühens, sie sich dennoch zu eigen zu machen. So führte bei vielen Abwandernden - es waren meistens die äußerlich Erfolgreichsten -



Feuer in Oldenburg (1721)

gerade ein Grundzug ihres bäuerlichen Wesens zu einer so völligen Selbstaufgabe ihres bäuerlichen Wesens, daß dieses, zu einem Winkeldasein verurteilt, bald abstarb.

Diese Entartung des in die Stadt abgewanderten bäuerlichen Menschen bedeutete nicht nur für das Land, das dadurch seine geborenen Mittelsmänner zwischen Land und Stadt verlor, sondern auch für die Stadt einen schweren Verlust, der sich freilich nicht in Geld ausdrücken läßt und daher von vielen als für gering geachtet wurde. Die Blüte deutschen Bürgertums im hohen Mittelalter war einst deutscher Bauernart entsprossen. Die in den Städten entwickelte Wirtschaftsordnung war eine naturgemäße Fortbildung der bäuerlichen Wirtschaftsordnung, getragen von der gleichen Lebensauffassung, belebt durch die gleiche Arbeitseinstellung, beseelt durch die gleichen Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit. So waren die bäuerliche und die städtische Lebensordnung Ausdruck der schöpferischen Kraft des gleichen Blutes.

#### Die Preisgabe der deutschen Lebensgemeinschaft

Der während des 19. Jahrhunderts im Bürgertum sich siegreich entfaltende Geist des Kapitalismus, dessen Hochburgen die rasch anwachsenden Handels- und Industriezentren wurden, war dagegen nicht nur dem Bauern, sondern auch deutscher Art schlechthin feindlich. Kennzeichnend für die Artfremdheit des Kapitalismus sind seine Geburtshelfer und Paten. Der Sieg des Bourgeois in der französischen Revolution war Ausdruck einer radikalen Entordnung des französischen Volkes, dessen germanisch bestimmte Oberschicht durch diese Revolution in Land und Stadt restlos beseitigt wurde. Das gefeierte Vorbild des englischen Liberalismus war in Wirklichkeit von jüdischem Geist geprägt oder verfälscht. So hielt mit dem Kapitalismus gleichzeitig auch der aus dem Ghetto entlassene Jude in Deutschland seinen öffentlichen Einzug. (Daß er schon vorher durch so manche Hintertür seinen heimlichen Eingang zu finden gewußt hatte, darf allerdings nicht übersehen werden.) Der von ihm gewählte Augenblick war für seine schmarotzerischen Bestrebungen denkbar günstig. Zweifellos war die damalige Lebens- und Wirtschaftsordnung



nicht mehr imstande, den jungen mündig gewordenen Kräften, die sich überall im deutschen Volke regten, die notwendigen Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Ihre Starrheit wirkte oft geradezu lebensfeindlich. Die deutsche Erneuerungsbewegung aber mußte sehr bald ihre gesamte Kraft auf den Befreiungskampf gegen Napoleons Gewaltherrschaft ausrichten. Nach dem Siege aber wurde sie um dessen Früchte betrogen.

So war ein Teil der Enttäuschten mehr denn je geneigt, in der Fremde sein Vorbild zu suchen, und ließ sich verleiten, in dem Juden einen willkommenen Bundesgenossen zu sehen. Litt dieser nicht scheinbar unter der gleichen Bedrückung? So sah man nicht, daß nicht einmal ein gemeinsamer Gegner gegeben war; denn der Jude trieb wie immer ein gerissenes Doppelspiel und verstand es, sich die Machthaber der Zeit ebenso wie die liberale Opposition zu verpflichten. Die jüdische Bundesgenossenschaft aber, die immer mehr zu einer Beherrschung durch den Juden führte, hatte für die liberale Bewegung die verhängnisvolle Folge, daß diese immer unfähiger wurde, aus eigenem, d. h. aus deutschem Geist heraus an dem deutschen Erneuerungswerk mitzuwirken. (Die Ansätze dazu wurden mit jüdischer Hilfe nicht nur unterdrückt, sondern auch geflissentlich totgeschwiegen, so daß sich heute ein sehr unvollständiges Bild des deutschen Liberalismus bietet.) So war der Sieg des Liberalismus gleichzeitig ein Sieg des Judentums, der um so vollständiger war, als er sorgfältig getarnt wurde.

Diese Tatsache ist die gefährlichste Quelle der Entfremdung zwischen Land und Stadt gewesen. Jüdischer Händlergeist versuchte mit wachsendem Erfolg die an sich lebensnotwendige Industrialisierung Deutschlands in eine Richtung abzu- drängen, für die nicht die volkswirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten, sondern der erzielbare höchste Profit bestimmend war. Die vorstehenden Ausführungen haben lediglich eine Folge dieser Entwicklung gezeigt: die Zerstörung der Funktionen der Landstädte und ihre Auswirkung auf das Bauerntum. Nughnießer dieser Entwicklung waren scheinbar die großstädtischen Handels- und Industriezentren, und so versuchte man, diese Entwicklung als ein Naturgesetz menschlichen Fortschritts hinzustellen. In Wirklichkeit hat gerade diese von jüdischem Händlergeist so eifrig geförderte Entwicklung zu einer verderblichen Fehlentwicklung auch der deutschen Großindustrie geführt, die schließlich in dem Arbeitsloseneind von Millionen deutscher Industriearbeiter offen zutage trat.

Ganz abgesehen davon, daß die Ausrichtung von Industrie und Handel auf die sogenannte Weltwirtschaft nichts anderes als der Versuch war, die deutsche Wirtschaft von dem Herrschaftssystem Englands abhängig zu machen, das seit langem zu einer Hochburg des internationalen Judentums geworden war, bedeutete diese weltwirtschaftliche Ausrichtung eine immer stärkere Zerstörung des innerdeutschen Wirtschaftskreislaufes, dessen volkswirtschaftliche Funktion mit Recht oft mit dem Blutkreislauf im menschlichen Körper verglichen worden ist. Die falsche weltwirtschaftliche Ausrichtung entfremdete die deutsche Großindustrie immer mehr ihren volkswirtschaftlichen Aufgaben und drohte ihr damit ihre natürliche Grundlage zu entziehen.

### Die Lebensgesetzlichkeit des Bauertums Grundlage der Neuordnung

Der Sieg des Nationalsozialismus bedeutete in dieser Beziehung die Wiederverankerung der Großindustrie in der deutschen Volkswirtschaft. Daraus ergab sich naturnotwendig die Wiederinbeziehung der Großindustrie zu den Lebensnotwendigkeiten des Landvolkes. Bei dieser Entwicklung hat die nationalsozialistische Marktordnung bahnbrechend gewirkt. Sie ist der beste Beweis dafür, daß in Gegenwart und Zukunft die Lebensgesetzlichkeit des Bauertums der deutsche Weg zu einer gesunden Volksordnung ist. Der Schöpfer der Marktordnung, R. Walther Darré, ging bei seinem Werke von der Erkenntnis aus, daß die durch die Marktordnung eingeleitete und gewährleistete innere Wirtschaftsordnung die unerläßliche Voraussetzung für die notwendige Neuordnung der Beziehungen Deutschlands zu den anderen Volkswirtschaften sei, und in der Tat ist die Marktordnung zum Tragspfeiler dieser sich anbahnenden Neuordnung geworden, deren Sicherheit und Stärke in einem dauerhaften und gerechten Gleichgewicht von Leistung und Gegenleistung besteht. So ist die Marktordnung gleichzeitig der beste Beweis dafür, daß Deutschlands innere Ordnung der wichtigste Faktor der europäischen Neuordnung ist, die Europa für immer von den Ausbeutemethoden des englischen Welt herrschaftssystems und der Bedrohung durch den Bolschewismus und damit auch von der Auswucherung durch das internationale Judentum befreien wird.

Bei dem notwendigen weiteren Ausbau der innerdeutschen Ordnung wird die Wiederbelebung der lebensgesetzlichen Funktionen der Landstädte in zeitgemäßer Form eine wichtige Rolle spielen; denn - das kann hier zunächst nur angedeutet werden - sie ist ein entscheidender Faktor der Totalmobilmachung deutscher Volkskraft im Dienste der künftigen Aufgaben. Die Wiederbelebung der landstädtischen Funktionen ist daher auch weder großindustrie- noch großstadtföndlich. Sie ist ein Gebot der durch die kapitalistische Fehlentwicklung der Vergangenheit notwendig gewordenen Neugliederung des deutschen Lebensraumes, um allen Gliedern des deutschen Volkes natürliche Entfaltungsmöglichkeiten zu sichern. Sie dient einer Zielsetzung, die alle Deutschen vereint, einem in allen seinen Gliedern starken und gesunden deutschen Volk.



Marktszene in einer Landstadt Ende des 18. Jahrhunderts

Nach einem Kupfer von Daniel Chodowiecki

Erich Neufahr

## Tannenberg

Du schweigst, Land —  
Und das ist dein Schrei.  
Geburtenschwer sind deine Acker.  
Keinen Schweiß trankst du,  
Der nicht rot von Blut.  
Und keine Nacht ist,  
Da nicht deine Männer —  
Die dunkle Wunde des Sterbens  
An den Sternen —  
Die Gräfte sprengen  
Und zum Acker gehen,  
Den alten Pflug in weißen,  
Werkentwöhnten Händen führen,  
Suche um Suche  
Im fahlen Nachtlidt  
Bis an die Grenze,  
Da ihr Schwert ruht —  
Bis wir kommen.

## Die Gralsburg im Osten

Große Wolken ziehen über den Himmel, graue Wolken, dunkle Wolken. Dann heult der Sturm auf, die Wellen der Nogat schlagen kurz, hart, wie klirrend an die Ufer. Nach dem Stürmen aber leuchtet die Sonne, Segel blähen sich auf dem Strom, der zur Ostsee eilt, die Sensen, die Pflüge singen das uralte Lied des schaffenden Lebens.

Tage gehen dahin, Nächte, Sommer und Winter, die Gestirne in Höhen wandern ihre Pfade - unter ihnen aber ragt die Burg am Strom, wuchtet empor, trotz den Wettern, hebt sich als ein Riesenmal nordischen Geistes und deutscher Kraft in Grau oder Blau, in Dunkel oder Licht, in den Ring der Jahrhunderte.

Bastion im Osten! Marienburg!

Wer hat sie erfunden, erbaut? Wer ließ ihre Räume und Wölbungen, die Hallen und Höfe, Mauern und Wehrgänge, Türme und Zinnen wachsen?

Ritter? Hochmeister? Künstler? Werkleute?

Oder: das deutsche Volk?

Kann dieser Bau an der Nogat von einem, vielleicht von mehreren oder selbst vielen gewollt und gewirkt sein? Oder ist es nicht so, daß er Gestalt gewann und Wirklichkeit wurde aus der unsterblichen Seele einer ganzen Nation?

Das war von Anbeginn bis heute so: daß hinter den Welken des Ostens sich ein Fremdes aufreckte, fremde Gewalt, aus Wüste, Steppe und Sumpf - Asien wider das Abendland. Namen? Das Böse, das Gottwidrige, die Pest hat viele Namen. Von Hunnen bis Bolschewiken, ein und ein halbes Jahrtausend, immer andere Namen und immer der gleiche Ungeist des Zerstörerischen, des Chaotischen, das aufsteht gegen den Geist der Ordnung, des Schöpferischen, gegen das ewige bauerliche Gesetz, das Gesetz des Bauens, des Lebens.

Dorthin, wo der würgende Atem der Wüste zuerst die Acker Europas trifft, sengend und versengend, dorthin hat Gott den deutschen Menschen gestellt, das deutsche Volk. An die Grenze. In den Kampf. Ein Volk des Kampfes und der Grenze sollten wir sein; so wollte es unser Schicksal. Und wir wurden es.

Aus unserem Blut gewannen wir den Willen zum Widerstand; unsere Leiber wurden der Wall gegen Osten, unsere Seelen trugen in sich das Bild einer göttlichen Welt, und unsere Schwerter blinkten wie unsere Pflüge im Sonnenlicht des Nordens. Nordisch war unser Boden, nordisch unser Blut, unser Herz, unsere Welt. Wir spürten und erfuhren Aufgabe und Sendung - zum Osten hin.

Im Wall gegen Osten ist die Burg an der Nogat eine Bastion.

Aber mehr als das: Sie ist Sinnbild geworden. Lichtsehnsucht und Glaube, Gralsritterschaft und Kämpfertum, Güte und ordnender Sinn - das alles ward lebendig in den Steinen der Marienburg. Sie sind nicht tot, diese Steine! Sie sprechen, sie zeugen von deutscher Unsterblichkeit.

Im Ringen um den Osten erwuchs der Staat der deutschen Ritter, mit ihm die Marienburg. Wehrbau und Staatsbau zugleich, Festung und Residenz, Herberge der Reissigen und fürstlicher Palaß, in dem die Gesandten und Diplomaten der Welt ein- und ausgingen. Die Kunst mittelalterlicher Architekten, Maler und Bildhauer vereinte sich, den Riesenbau zu vollenden, in dessen Räumen das Epos der Landschaft erklang. Daneben dröhnten die Hämmer der Waffenschmiede, zischte das glühende Erz in die Formen der Geschützrohre, saßen sorgsame Rechner in den Kontoren und walteten über den Einkünften eines Landes, dessen Reichtum der deutsche Bauer erschloß. Der Staat des Ritterordens war zur Großmacht gereift, zu einer Gewalt, die dem Willen zur Zerstörung die Kraft des Aufbaues entgegenstellte. Dafür lebten, schafften und starben die Menschen dieses Raumes; dafür opferten der Bauer, der Bürger, der Ritter - sie standen in Mühe und Verzicht, in Krieg und Not: sie standen an der Grenze. Aber ihnen aber leuchtete der Glanz der Marienburg wie ein Schimmer aus der Welt der ewigen Werte, und wenn sie im Polen- und Litauerkampf ihr Blut in die Furchen der Heimat sichern ließen, dann sah ihr brechendes Auge von der Bastion des Ostens das schwarz-weiße Banner wehen, über ihren Tod hinaus.

Das Reich der Deutschen zersplitterte. Als Asien von neuem die würgende Faust ausstreckte, stand in entscheidender Stunde der Orden allein. Da zerbrach sein Staat, Polen wurde Herr über Weichsel, Nogat, Marienburg.

Doch das Blut der Ostlandgeschlechter und der Geist, aus dem ihr Wall, ihre Burg erwachsen war, blieb lebendig. Ein Erbe war geworden, es konnte nicht vergehen. Preußens Soldaten nahmen die schwarz-weißen Fahnen auf, der große Krieg befreite das geschändete Land, rettete die verratene Bastion aus polnischer Schmach. Wo Asien triumphieren wollte, siegte der Norden.

Noch einmal zogen die grauen, die dunklen Wolken über den Himmel des Ostens, segten die Stürme, zerschlugen die Wogen asiatischer Flut den deutschen Deich. Ostland in Not! Deutschland in Not! Soll das Reich sterben, das Blut verderben? Soll Polen Herr sein - und jenseits Polens die lauerrnde Gier, der mordende Haß des Bolschewiken? Soll der Ungeist des Kreml die Welt vernichten - oder soll der Geist regieren, der die Marienburg schuf? Es gab nur diese Wahl: Wüste oder Bauernland, Gott oder Satan, Frage Ahasvers oder Antlitz des nordischen Menschen. Eine dritte Möglichkeit gab es nicht.

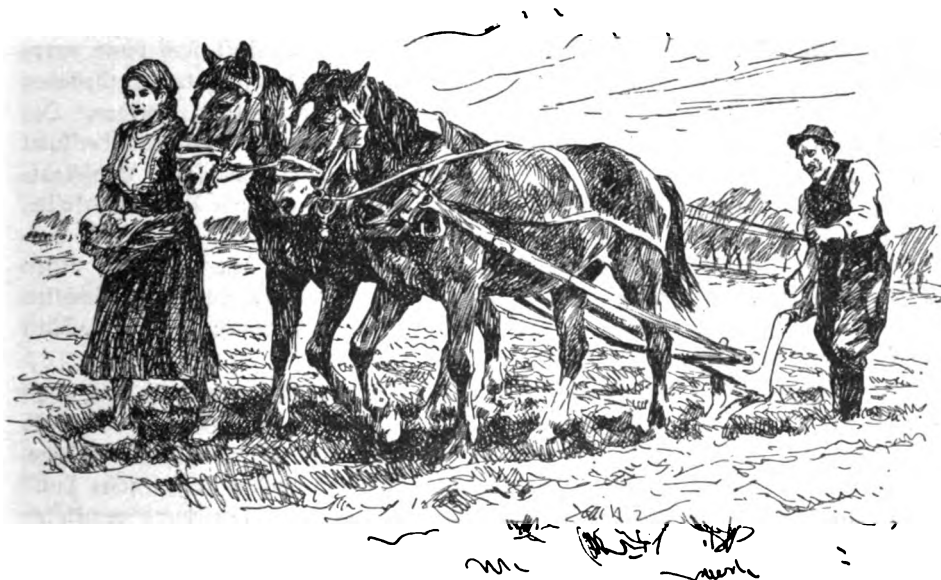
In dieser Stunde erhob der Führer das Banner des Lichts, des Lebens. In dieser Schicksalsstunde nicht nur des Ostens des Reiches, Europas, sondern der ganzen Menschheit ging an tausend und aber tausend Masten das Hafentkrenz hoch. Auch über der Gralsburg an der Nogat, wo deutsche Bauern die Hände zum Eid erhoben und deutscher Jugend Augen gläubig in den Morgen blickten. Großdeutschland erstand, ein Volk marschierte, zum Wall gegen Asien ward unser Heer. Polen zerfiel, es zerfällt der Kreml. Deutscher Geist und deutscher Pflug werden die Welt gestalten, unsterblich gleich der Bastion im Osten!

JANKO JANEFF

## Die Sendung des Bauertums auf dem Balkan

### I.

Im Ringen um die Erneuerung der europäischen Kultur ist die Idee des Bauertums eine der tiefsten weltanschaulichen Gedanken, die unsere revolutionäre Gegenwart hervorgebracht hat. Solche Ideen tauchen nur dann auf, wenn der Mensch von dem Fluch der Zersetzung der urbedingten Lebensmächtigkeit ertastet wird, wenn Sitte und Brauch vergehen und wenn der Anruf des Schicksals nicht mehr vernommen wird. Die Revolution des Jahrhunderts ist nicht mehr politisch bedingt. Die Wandlung ist umfassend und sie geht auf Kräfte zurück, die das quelleigene Gesicht jeder Kultur bilden, auf Gleichnisse, die einst - als Europa noch jung und „barbarisch“ war - die schlichte, naturerfüllte Daseinsgestaltung der Völker in Verbindung mit den Urelementen des Lebendigen kennzeichneten. Die Gegenwart kämpft im Grunde für die Wiedererweckung dieser Kräfte, der Ordnung, die dem Menschen von Natur aus und durch den Willen der Götter gegeben ist.



Alfred Roloff

Bulgarischer Bauer hinter dem Pflug

Im Sinne dieser Beschwörung urchümlicher Mächte ist das Bauerntum die eigentliche und überzeitliche Idee des Volkes, die in Zeiten der bloßen Verstandeskultur und des faulen, geschichts- und geistfremden Bürgertums nur soziologisch und nicht mythologisch, nur agrarpolitisch und nicht weltanschaulich, nur ethnographisch und nicht revolutionär aufgefaßt und gewertet wurde. Wer sich heute auf das Bäuerliche besinnt, denkt an den bereits verschütteten Urgrund unseres menschlichen Daseins, an den Born, dem alles Gesunde und Starke entspringt, wie es immer bis jetzt gewesen ist, wenn der Geist ermüdet und der Adel ausstirbt, wenn die „Wissenschaft“, der „Fortschritt“, die „Religion“, die Großstadt das Antlitz des Menschen und sein Wert formen.

In seinem Grundbestand ist Europa bäuerlich. Der erste europäische Mensch war Bauer; die indogermanische Schicksalsfreude, die zuerst Europas Sendung bedingte, blühte in der Seele der Bauern. Das Urhandwerk, als die erste Formgestaltung des europäischen Geistes, war Ausdruck altbäuerlicher Empfindung, und wir wissen heute, daß die Auflösung dieses Grundbestandes Europas erst mit der Aberfremdung und Verflachung der wuchsechten Lebenswirklichkeit des Bauerntums begann, die aus den vorderasiatischen Wüsten über Byzanz nach Westen und Norden einbrach.

Von diesem Verhängnis wurde zuerst das osteuropäische Bauerntum, das balkanische Durchgangsland erfaßt. Im Norden Europas vollzog sich dieser Prozeß später.

Erst über das östliche Mittelmeer drang die Verödung des abendländischen Weltbildes ein, über Byzanz, das erste Weltreich der neuen Zeit, den Mittelpunkt der modernen, überwölklichen, rassengemischten Zivilisation, deren Gesicht händlerisch bedingt war. Der internationale Gedanke und das Weltgeschäft sind keine europäische Erfindung. Die Großstadt und das Kapital entstanden jenseits den Gestaden des östlichen Mittelmeers, von wo sie nach dem Abendlande verpflanzt wurden. Der Bauer starb aus, als die alte griechische Welt von spätjüdischen Lehren überflutet wurde und als das Christentum die Sehnsucht der morgenländischen Großstadtmassen, die ohne Boden und Heimat geblieben waren, durch die neue Religion erfüllte.

Der Balkan fiel zuerst diesem Verhängnis zum Opfer. Sein Kriegertum verschwand, wie seine Götter und seine Bauernführer, erst mit dem Sieg des ersten großen christlichen Imperiums, des Weltreiches am Bosphorus, das seine Schatten über alle jungen, barbarischen, für Ehre und Freiheit kämpfenden Völker zwischen der Donau und der Ägäis warf.

Die Geschichte dieses Zusammenbruchs des südöstlichen Bauerntums ist noch nicht geschrieben. Die überlieferte Geschichtswissenschaft hat dieses gewaltige Ereignis nicht gesehen. Was sie sah und was sie beschrieb, sind äußere Zusammenhänge, Perioden der „Wanderung“ der Völker oder den Ausbruch „wilder kriegerischer Lust“ gegen die „göttliche“ Sendung der byzantinischen, von der Vorsehung erwählten „Nation“, die in Wahrheit keine Nation, sondern ein Völkergemisch von Negern und verjudeten Hellenen und afrikanischen Söldnern war, unter denen sich auch - als weltgeschichtliche Ironie - Krieger und Bauern mit wallendem Haar befanden,

die von den skandinavischen Ländern gekommen waren und deren größte Freude war, die südlichen Patrizier auf die Straßen Konstantinopels zu belächeln und sie sogar zu prügeln.

Erst im Südosten begann die Tragödie des bäuerlichen Europas. Hier zuerst ging der naturfrohe Mensch unter. Die Grundkräfte des Arieriums des Erdteils erloschen zuerst unter dem Schatten der goldgekuppelten Kirchen von Byzanz, das das indogermanische Glaubensgesetz zu vernichten drohte.

Um das 9. Jahrhundert wurden die Völker des balkanischen Grenzraumes müde. Ihr Welttroß war gebrochen. Ihre Führer begannen zu wanken zwischen Rom und dem ersten christlichen Imperium. Sie warfen ihre barbarische Rüstung ab, zogen den purpurnen Mantel des christlichen Weltherrschers an, ahmten seine Hoffitten nach, beneideten ihn um seinen Reichtum, um seine Marmorpaläste und Gärten mit Springbrunnen aus Alabaster und Onyx. Umsonst kämpften manche noch urwüchsig und welttroßig gebliebenen, von kriegerischer Dämonie getragenen Balkanfürsten für



Alfred Roloff

Hier im Kila-Gebirge



die Aufrechterhaltung der Aberglaubungen der Ahnen. Der Bauer wurde Mönch. Auf seinen Feldern wurden Klöster errichtet, die Kirche befestigte sich durch Brand und Mord. Die Seele des Bauern wurde getrübt, er verließ seinen Acker und sein Werk und wurde Priester und Glaubensstreiter um Dinge, die ihm fremd sind, genau so wie die nordischen Wikinger Händler wurden und durch die Wüsten des Orients nach dem Heiligen Grab wanderten, byzantinische Kirchenlieder singend, als sie von demselben Geist der Zersetzung erfaßt wurden.

Die Sekte des Bogomilentums, der „Gottesfreunde“ - die erste über-völkisch-kommunistische Bewegung in Europa -, entstand in Bulgarien, getragen von dem Erben eines einst erdgebundenen und von kosmischen Mächten durchdrungenen kriegerischen Bauerntums, der nun, verführt von jenseitigen Vorstellungen und getrieben von dem Haß gegen das völkische Reich und gegen jede politische Macht, gegen das Gesetz der Sitte, gegen Ehe und Besitz, seine Sendung völlig preisgab. Nichts anderes hat dieses echt balkanische, eigenständige Bauerntum so tief erschüttert und entmächtigt wie die Sekte der „Gottesfreunde“, deren Anhänger, losgelöst von Natur, willenlos und weltverneinend, mit blassen, blutlosen Gesichtern, den Lebenswillen und die Widerstandskraft des Bulgarentums brachen.

Als der Bauer schwach wurde, war der Boden für jede fremde Eroberung freigemacht. Das große bulgarische Reich, geschaffen von Jar Simeon, brach nicht unter dem Druck des byzantinischen Imperiums zusammen, sondern weil es innerlich erschöpft war, weil seine Blutsubstanz sich im Auflösen befand, weil sein Träger, das Bauerntum, den Mythos der Ahnen verleugnete. Ohne Zucht und Sitte, reichsfeindlich, ergab es sich dem Ansturm des asiatischen Osmanentums, das, getragen von Macht Hunger und Eroberungslust, den bereits innerlich zerrütteten Balkan überschwemmte und verwüstete. Als die Türken einbrachen, hatten sie keinen Feind mehr gefunden; nur die Bergstämme, bei denen noch der alte Glaube lebendig war, haben sich blutig gewehrt. Die Türken fanden vor sich bereits aufgelöste, von Predigt und Dogma verwirrte, schicksalsmüde Völker. Nur dem Untergang des balkanischen Bauerntums ist der Sieg des Türkentums zu verdanken - eine Tatsache, die bis jetzt in keinem Geschichtswerk erwähnt ist.

Zwar blieb der balkanische Mensch auch unter dem türkischen Joch Bauer, aber ihm fehlte die freie Wuchskraft und das Bewußtsein, Herr zu sein; denn erst dieses Bewußtsein bindet den Bauern an Sein und Schöpfung. Mit der Vernichtung des bäuerlichen Herrentums verschwand die Freude, Bauer zu sein, und damit auch das Bild des freien Reiches, in dem erst der Bauer seine Sendung erfüllt.

Die Freiheit weicht und erhält das Bauerntum. Ohne sie bleibt die Ehrfurcht vor Natur und Boden nur ein Seufzen der gebrochenen Sehnsucht, das in den balkanischen Volksliedern zum einzigen Trost des Stammes wurde. Der Bauer des Balkans sang, statt zu kämpfen. Dies war seine einzige mögliche Befreiung und Erlösung. Der Bauer, der gleichzeitig Hirt war, blieb einsam, versunken in der Welt der alten Sagen, eingewiegt von der großen Melodie seiner noch urheidnisch atmenden Seele. Seine Lieder sind das Erhabenste und Tiefste, was der Balkan je geschaffen hat. Diese



Bulgarischer Bauer



Danubäuerin



Südbulgarin



Bäuerin aus der Gegend von Sawok

# Die bäuerliche Wehr Bulgariens



Aus den Söhnen des bulgarischen Landvolks rekrutieren sich die Leibgarde, die Marine und Kapellenkorps.

Bauernlieder waren es, die Herder und Goethe veranlaßten, den Balkan zu bewundern und an seine Zukunft in der Geschichte der Menschheit, in Verbindung mit dem Aufbruch des nordischen Geistes, zu glauben. Später, viel später, wurde der Bauer des Balkans Heilbrunn. Auf dem Galgen des Sultans starb er als Apostel und Märtyrer der Freiheit.

## II.

Nicht nur in seiner schicksalshaften Bedeutung für die Aufrechterhaltung der indogermanischen Linie der Weltgeschichte und der Ursprungskräfte des Lebens, sondern auch in seinem Wesen blieb das balkanische Landvolk von der gesamten Geschichts- und Kulturwissenschaft des Abendlandes gänzlich unerkannt. Das Abendland erinnerte sich an die balkanischen Bauernvölker nur im Zusammenhang mit der Interessenpolitik der Großstaaten, die diesen Raum nicht nur einmal zum Ausgangspunkt großer Gefahren und Gegensätze, zum „Brandherd des Ostens“ gemacht haben. Die westliche Wissenschaft hatte keine Beziehungen zu den eigentlichen Wesensbereichen des balkanischen Volkstums, und wenn englische Lords oder französische Zivilisationsträger nach den Balkanstädten zogen, so taten sie es auf dieselbe Art und mit demselben Gefühl für Barmherzigkeit und Nächstenliebe, mit dem ihre Missionare zu den wilden Stämmen auf entlegensten Ozeaninseln gingen, um Licht und Rettung der Wilden zu bringen. In keinem Buch des Westens findet sich irgendwelche Ahnung der schöpferischen Kraft und der Landschaft des balkanischen Bauerntums, und selbst die deutsche Völkerkunde des liberalistischen Jahrhunderts hatte sich meistens für die bunten Trachten und die „Blutrache“, für die „kultur-fremden“ Bräuche und Sitten der Bewohner der Berge zwischen dem Adriatischen und Schwarzen Meer interessiert, wie sie sich auch für die Ohrringe und den Gesang der Kongoneger interessierte.

Erst deutsche Romantiker, Dichter der Sehnsucht nach ursprünglicher Lebens- und Kulturgestaltung, haben den Balkan als bäuerliche Welt und Landschaft erkannt. In ihm sahen sie die Welt des Bäuerlichen schlechthin, in der sich der müde und vom Wissen und Zweifeln zerrissene Mensch des Abendlandes erfrischen und verjüngen kann. Für den Tiroler Jakob Philipp Fallmerayer - den ersten Europäer, der den Balkan als Herders Schüler bereifte - war der Balkan gerade in seiner von der Wissenschaft und der Zivilisation des Abendlandes noch nicht zerrütteten Seele ein Reich der Erlösung, der Wiederbestimmung auf völkische Lebensmächte. Seine Reiseberichte aus den südöstlichen Orten sind bis heute nicht nur ihrem Stil nach unübertroffen. Mit Recht kann man ihn den Gründer der deutschen Südostromantik nennen, die der Sehnsucht nach dem bereits in Westeuropa untergegangenen bäuerlich-naturnahen Leben entsprang und die leider bis jetzt noch nicht erforscht ist.

Die erste wirkliche Verbindung zwischen dem deutschen und balkanischen Geist stand also im Zeichen der Andacht vor dem Ewigbäuerlichen, dem Urgrund der Völker. Nicht Politik und Wissenschaft war es, was zuerst den deutschen mit dem

balkanischen Menschen verband, sondern die Empfindung, daß die Erneuerung der Menschheit und der Sinn der Kultur in der Befahrung des Ursprungshaften, von der Sünde des Verstandes noch nicht Betrübten, Enträtselten und Entadelten zu suchen sind. Aus Hunger nach dem Bäuerlichen wandte sich der deutsche Mensch nach den Ländern der noch völlig von den Minarets des Orients überschatteten Balkanhalbinsel, und es war dieselbe Macht, die auch Hölderlins Seele nach der Mündung der Donau hinzog - den „Strom der germanischen Sehnsucht“, wie er sie nennt; durstig nach Schlichtheit und göttergebundener Weltordnung, schaute Hölderlin in seinen letzten Lebenstagen auch Mazedonien und Thrazien. In B a c h o f e n lebte dieselbe Ursehnsucht, die, im Zuge nach urmütterlichen Schöpfungsmächten, auch die Gestade des Schwarzen Meeres streichelte, den Balkanrand, wo ein altbäuerlicher Lebenskult lebendig war.

### III.

Erst die deutsche Revolution und vor allem die Ideen R. Walther Darrés - die tiefsten Ideen über bäuerliche Daseinsbefahrung und Kulturgestaltung, die bis jetzt in einem Europa umfassenden weltanschaulichen Sinne hervorgebracht worden sind, haben den Weg zu den Urquellen auch des südöstlichen Bauernbereiches endgültig freigemacht. Diese Ideen bilden heute die einzige wesensgerechte Grundlage auch für die geistige Wiedergeburt der balkanischen Bauernvölker, die lange Zeit von Modewirkungen und dem Glanz des Künstlichen verführt waren. Die Bedeutung des balkanischen Bauerntums in seiner rassistisch bedingten Wirklichkeit sowie in seiner geschichtlichen Schöpferkraft können durch die für die Revolution der Gegenwart so entscheidende Lehre Darrés von der ewigen Verwachsenheit des Menschen mit seinem Boden und seiner kosmischen Eingliederung in die Dynamik des Lebendigen richtig verstanden werden. Nicht nur die Sendung des nordischen Geistes, sondern auch diese des bis heute in seiner Erdgebundenheit und seiner Welthaltung indogermanisch gebliebenen Balkantums kann dadurch begründet und gerechtfertigt werden. Ebenso für die lebendige Neufassung und die Erweckung der bis jetzt dunkel geahnten und schlafenden Energien des südöstlichen Landvolkes sowie für seine praktische Organisation und die gesetzliche Regelung seiner Rechte und Pflichten, seines erblichen Eigentums und seiner Arbeit können die Gedanken R. Walther Darrés, besonders für das neue Bulgarien, von entscheidender Wirkung sein.

Vor allem muß festgestellt werden, daß das Balkanbauerntum nichts mit der östlich-mittelmeerischen und vorderasiatischen Welt gemeinsam hat. Alle Versuche der orthodoxen Kirchenpolitik und der überlieferten Historie, den Balkan in den Kulturkreis des Orients einzugliedern, sind nur Bestrebungen gewesen, die in dem System der morgenländischen Glaubenslehre und Weltherrschaftsidee der östlichen Mystik verankert sind. Ohne Zweifel hat der balkanische Bauer, besonders die Dorf-

bewohner und selbst die Landschaft auf den östlichen Mittelmeergestaden, vieles Unbäuerliche und Wesenlose, was nicht nur in der Sprache zum Ausdruck kommt. Über im Grunde genommen, ist das Landvolk, vor allem dieses des mittleren Balkans, das von dunklen, sagenumwitterten Gebirgen umringt ist, diesseitig, herb und artbedingt in allem, was Ausdruck seines Glaubens ist.

Man kann das balkanische Bauerntum *thrazisch* nennen. Thrazien ist seine mythische Heimat, seine Bindung an ewige Naturmächte; hier reifen die Ähren, mit denen sich einst seine Götter schmückten und die Urwächter seines Schwertes. Hier, in Thrazien, geschah das erste und größte Wunder des balkanischen Kriegerbauerntums: seine Taufe in die Geheimnisse des Lebens und die Befähigung seiner dunklen Seele. In seinem Gesang, in seinen Reigenrhythmen und altheiligen Feuertänzen lebt das *dionysische Mysterium* des Urthrazischen; der Kult des Weins drückt am tiefsten seine Bindung an das Leben aus. Es ist die Weihe der schöpferischen Natur, Segen der Ernte. In dem Lied der Schnitterinnen und in der trotzigen Diesseitigkeit des herrischen, sinnlich-gewaltigen Bauern, dessen alltägliches Werk, Gewandung, Pflug und Sichel heidnische Sinnbilder sind, zittert und fürchtet kein Herz. Es ist der Gesang der offenen, die Sonne anbetenden, von ihr durchdrungenen Seele, die mit dem vorderasiatischen Psalm und der Liturgie des östlichen Priestertums nichts gemeinsam hat. Sonne und Wein sind ewige Kräfte und Bilder. In unzähligen Liedern wird die Sonne gepriesen, den lichtatmenden Wanderer durch den Himmel Thraziens, der oft seine Wiege über die Dörfer niederläßt, um sich das schönste Mädchen zu rauben. Die Sonne entführt die irdische Schönheit, um zusammen mit ihr über die Welt zu strahlen. Das ist das erhabenste Bild des balkanischen Bauerntums, das die heidnische Seele vor allem des bulgarischen Volkstums kennzeichnet: die Vermählung zwischen Göttlichem und Bäuerlichem, zwischen Ewigkeit und Volk, zwischen Licht und Blut.

Ich sage deshalb, daß die ursprüngliche bäuerliche Welt des Balkans nicht vorderasiatisch ist, wie dies bis jetzt immer wieder behauptet wurde. Vielmehr ist diese Welt *nordisch* umweht, obwohl ihr die Ruhe des Nordens fehlt. Es klingt wie eine Offenbarung, wenn Goethe, ergriffen von dem Klang und dem Rhythmus der balkanischen Volkslieder, schrieb, daß diese Lieder als „*deutsches Eigentum*“ angesehen werden können.

Vielleicht ist diese Verwandtschaft zwischen dem balkanischen und nordischen Lied nicht nur Folge und Ausdruck einer geschichtlichen Tatsache, nämlich der Begegnung der in die Geschichte der Welt auftretenden nordisch-germanischen Kampfverbände mit den balkanischen Stämmen in der Zeit der „Völkerwanderung“, die nichts anderes war als eine große Auslehnung der Bauernvölker gegen den aus den vorderasiatischen Wüsten eindringenden neuen Gott, der die Weltgefüge des indo-germanischen Kriegerntums und Bauerntums zu erschüttern drohte.



Alfred Roloff

Weinlese

#### IV.

Die Sendung des Bauertums auf dem Balkan ist von dieser seiner Ursprungsartung bedingt. Sie ist nicht nur politisch oder nur wirtschaftlich aufzufassen. Sendungsbewußtsein ist Ausdruck der artgeprägten Weltstellung, Gebot des Geistes gewordenen Blutes. In dieser Richtung muß viel, sehr viel getan werden, damit der Balkan wirklich in die Bewegung der revolutionären, das Abendland verfügenden Völker eintritt und die Aufgabe erfüllen zu können, die ihm von der Vorsehung gestellt ist.

Not tut vor allem eine weltanschaulich begründete Bauernpolitik, die bis jetzt in allen Balkanländern von zufälligen Parteileuten geleitet wurde, ohne jeden Zusammenhang mit dem Wesen und den Bedürfnissen des Landvolkes. Die balkanische Bauernpolitik ist bis heute zu sehr an überkommene, im Zeitalter des wirtschaftlichen Liberalismus erfundene Begriffe gebunden, wie es z. B. noch heute in Bulgarien - dem reinsten und gesundesten Bauernland des Südostens - der Fall ist, wo der bürokratische Formalismus und die oft ganz ideenlose, sich in gelegentlichen Gesetzesentwürfen und Parlamentsvorschlägen erschöpfende Agrarpolitik die wirkliche Erneuerung des bäuerlichen Geistes des Volkes und die Siche-

zung seines Bestandes hindern. Bulgarien, das eigentliche Balkanland, ist ein Beispiel der verhängnisvollen Einwirkung der westlichen Zivilisation und der Verfräbterung, die infolge der geistigen und politischen Beschränktheit der früheren, stets von den Weststaaten gewollten und unterstützten Parteiregierungen für die Zukunft der Nation gefahrdrohend wurden.

Erst vor kurzem wandte sich der bulgarische Staat dem Dorfe zu. Es wurde ein „Plan für die kulturelle und wirtschaftliche Hebung des Dorfes“ ausgearbeitet, Vorträge, Abendkurse und Herausgabe besonderer Schriften für das Dorf vorgesehen, die Einführung des Rundfunks in den Dorfschulen und Lesehallen empfohlen und Vorschläge für die Förderung des Volksliedes und die Verbesserung der Hygiene im Dorfe gemacht. Laut dieses Planes sollen in jedem Dorf auch Sommerspielplätze für die Kinder der mit der Feldarbeit beschäftigten Eltern eröffnet werden, Sängerguppen gegründet, Grammophonplatten angefertigt, auf welchen ausgewählte Volkslieder wiedergegeben werden, billige Anfertigung von Geweben, Trachten und Zieraten gefordert, Wanderausstellungen geschaffen, in welchen muster-gültig eingerichtete Bauernhäuser und Bauernhöfe gezeigt werden; Wanderkinos und Theatergruppen sollen die Bauern aufklären und „moralisch erzieherische Stücke“ vorführen.

In diesem Zusammenhang ist noch das bulgarische Rassegesetz („Gesetz über den Schutz der Nation“) - das erste Rassegesetz auf dem Balkan - zu erwähnen, das vor kurzem bereits durchgeführt wurde. Auf Grund dieses Gesetzes, das keinesfalls vollständig ist, gelten als Personen jüdischer Abstammung jene, von denen mindestens ein Elternteil jüdisch ist. Als solche gelten jedoch nicht jene, die aus Mischehen, die im Augenblicke des Inkrafttretens dieses Gesetzes zwischen einer zum Christentum übergetretenen Person jüdischer Abstammung und einer Person bulgarischer Abstammung bestehen, geboren sind oder geboren werden, und welche das Christentum als ihre erste Religion angenommen haben oder annehmen werden. Juden können nicht bulgarische Staatsbürger werden, sie dürfen keine staatlichen, kommunalen oder sonstigen Ämter der öffentlichen Macht bekleiden, auch nicht Ämter in privatrechtlichen Organisationen, es sei denn in rein jüdischen Organisationen, welche keine öffentlich-rechtlichen Vorrechte genießen oder von den öffentlichen Behörden materiell unterstützt werden. Juden können sich nicht vom Heeresdienst loskaufen, sondern sie müssen ihrer Dienstpflicht genügen, doch werden sie nur als „Arbeitsoldaten“ in besonderen Arbeitsgruppen zusammengefaßt. Juden können nicht mit Personen bulgarischer Abstammung eine Ehe eingehen oder außereheliche Beziehungen unterhalten. Juden dürfen kein Dienstpersonal bulgarischer Abstammung halten; ferner dürfen sie nicht Eigentümer und Aktionäre in Unterrichtsanstalten, Theatern, Verlagsanstalten, Vergnügungslokalen, Gaststätten, Erzeugung und Handel mit Waffen sein; sie dürfen ebenso nicht beeidete Buchschaverständige, Zollvermittler und Kommissionäre sein, Handel mit staatlichen oder vom Staate garantierten Wertpapieren sowie mit Edelmetallen Handel treiben. Sie können auch nicht Eigentümer oder Leiter von Apotheken, Drogerien und Sanitäts-



geschäften sein, sowie Mitglieder in Verwaltungs- und Aufsichtsräten, privaten Kreditinstituten und Banken.

Das sind die ersten wichtigsten Maßnahmen, die in Bulgarien für die kulturelle Hebung des Dorfes und den Schutz der Reinheit des Blutes getroffen sind. Wie aus ihren Grundbestimmungen zu ersehen ist, handelt es sich dabei nicht um eine umfassende und biologisch gegründete Volkspolitik. Immerhin sind diese Maßnahmen ein Beweis, daß auch in Bulgarien das deutsche rassenpolitische Denken sowie die deutsche Bauernpolitik den Anstoß zur ersten Rassengesetzgebung und zu Versuchen für die Erhaltung und den Schutz des Dorfes gegeben haben, die in ihrer weiteren Gestaltung von größter Bedeutung für die Zukunft Bulgariens sein werden, wenn man vor Augen hat, daß der bisherige fremde Zivilisationseinfluß, die Modewirkungen seiner wurzellosen Gesellschaftsformen ein Verhängnis für das bäuerlich bedingte bulgarische Volkstum sind. Es ist zu hoffen, daß dieses erste vereinzelte Rassegesetz bald eine tiefgreifende Erweiterung im Zusammenhang mit der aus dem großen Schicksalserleben der Gegenwart entstandenen neuen Weltanschauung der Zukunft finden wird.

Eine solche Durchsetzung entscheidender Maßnahmen setzt allerdings die Lösung von Problemen voraus, die erst den Bestand des Landvolkes sichern müssen. Es gibt nirgends so viel landlose Bauern, wie gerade auf dem Balkan. In Bulgarien, ohne die neuen Gebiete, gibt es gegenwärtig eine Million landwirtschaftliche Betriebe, von denen 500 000 weniger als 35 Dekar umfassen - eine furchtbare Tatsache, wenn man bedenkt, daß 35 Dekar den Mindestbesitz für die fast erbärmliche Ernährung einer bäuerlichen Familie darstellen. Es müssen noch 10 Millionen Dekar zur Verfügung dieser Betriebe gestellt werden, was durch Trockenlegung von Sümpfen, durch Bewässerung des anbaufähigen Bodens, durch Ausnutzung abgestorbener Waldungen und Verbesserung von öden Gebieten und anderen Maßnahmen erreicht werden könnte. Dies gilt auch für die zurückgekehrte Dobrudscha, die durchaus ein Bauernland ist. (Die Dobrudscha hat 350 000 Einwohner, davon wohnen nur etwa 61 000 in den Städten, von denen die größte, Dobritsch, 28 000 Einwohner hat.)

## V.

Das sind nur einige notwendige Voraussetzungen für die Verwirklichung des Gedankens des Bauerntums auf dem Balkan als der revolutionären Idee unseres Jahrhunderts. Die Durchsetzung dieser Idee auf dem Balkan, vor allem in dem absolut bäuerlichen, industriefremden, mit dem Kult des Adlers verbundenen Bulgarien, ist von einer Politik abhängig, die nicht mehr auf der Aberlieferung der westlichen Zivilisation und der Regierungen seiner nur großstädtisch, „modern“ und starr denkenden Schichten beruht.

Vor allem auf dem Balkan muß die Politik des Volkes von Bauernöhnen getragen und bestimmt werden und nicht mehr von den Nachahmern der Formen des westlichen Lebens, die alle bisherigen Krisen und Zusammenbrüche hervorriefen und

die heute nichts anderes darstellen als die lächerlichen Figuren eines mißverstandenen, operettenhaften Führertums. Denn nur die Bauern sind auf dem Balkan wirkliche nationale Männer, und nur sie können dort Führer der Geschichte ihrer Völker sein. Solche Führer konnten bis jetzt in keinem südöstlichen Land wirken. Führerlos und der Krisenpolitik des Liberalismus überlassen, blieb der Bauer nur als ein rückständiger und für die nationale Berufung unwichtiger Landbebauer und Knecht bestehen, wie er bis jetzt von den Regierungen nach französischem Muster und von der künstlich gebildeten balkanischen Intelligenz betrachtet wurde. Wenn das Abendland seine Tradition des Intellektualismus und der Rassenstumpfheit weiter aufrechterhalten hätte, wenn der deutsche Durchbruch nicht geschehen wäre, dann müßte man das völlige Absterben des balkanischen Landvolkes erwarten, wie dies bereits in manchen Gebieten des früheren jugoslawischen Staates der Fall ist, der sich berufen fühlte, den westlichen Kultur- und Nationgedanken auf dem Balkan durchzusetzen. Dieser Staat bedeutete eine Gefahr für die Sendung des balkanischen Bauertums. In den größten mazedonischen Städten, besonders in Skopje, ist heute die Jugend, die dem Dorfe entstammt, fast verdorben: die serbische Assimilationspolitik bediente sich aller Laster der westlichen Großstadt, des Negertanzes, der Prostitution, des Raufes des westlichen Nachtlebens, um die ursprüngliche bulgarisch-mazedonische Jugend zu entarten und sie für jede nationale Besinnung und jeden nationalen Kampf unfähig zu machen. Auch in den eigenen serbischen Dörfern und den kleineren Städten war die großstädtische gewerbmäßige Unzucht etwas Selbstverständliches. -

Nun ruft die Zeit zu gewaltigen Umwälzungen. Auch die Seele des Balkans ist von dieser Zeit erschüttert. Im Zeichen der weltgeschichtlichen Wendung, in der wir stehen, tritt allmählich auch dieses Urbauernland Europas in seine Sendung ein, vorgezeichnet durch die deutsche Revolution und vorbereitet durch den unänderlichen Zusammenbruch der alten politischen und geistigen Formen. Vieles von dem, was bis jetzt fremd und auferlegt war und den Wurzelgrund der völkischen Sittenordnung zu zerlegen drohte, befindet sich im Kampf mit einem rein indogermanischen und rassebewußten Geiste, der der Tiefe der noch nicht verdorbenen Bauernseele entspringt und von der Ahnung seines eigenen Schicksalsweges erfaßt ist. Die Bauern sind unsterblich. Die Staaten vergehen, das Landvolk bleibt. Es ist die eigentliche Kraft des Volkes, die wie alles, was in der Schöpfung und dem Gesetze der Götter wurzelt, nie erlischt. Aus den Trümmern der Vergangenheit und der Gegenwart wird das große Bauernreich des Balkans erstehen, innigst verbunden mit dem Lebensraum Mitteleuropas, der von nun an nur eine geographische, nicht aber eine geistesgeschichtliche und schicksalsbedingte Grenze sein wird.

Die Zeit ist nicht fern, da der Balkan, beruhend auf seinem seit mehr als zwei Jahrtausenden überlieferten Vermächtnis der Ahnen, in die neue Geschichte eingehen wird, um für viele Jahrhunderte das zu bleiben, was er war, nachdem end-

lich, wie in unserer Gegenwart, eine erstarrte und blutzerstörende Scheinwelt, nämlich das späte Römische Reich und das späte Byzanz, versank: Grundlage für neue Reichsgestaltung und Läuterung des weltmütigen Geistes.

In diesem Sinne wird das balkanische Bauerntum sein Dasein mit diesem des mitteleuropäischen Lebensraumes verbinden, und zwar im Zeichen der eigenen Bestimmung in der Geschichte und der Sicherung des Bestandes der eigenen selbstbewußten Volkstümer. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Mitteleuropa und dem Balkan, der durch die Umgestaltung des europäischen Weltbildes und des geschichtlich wirkenden Raumes nicht mehr nur ein östlich-mittelmeeresches Grenzland und ein „Ballast“ des Abendlandes ist, sondern der ein Grundbestandteil des neuen, bäuerlich gesicherten Europas sein wird, - sind nur Ausdruck äußerer Verbundenheit. Das Entscheidende ist die Gemeinsamkeit des neuen geschichtlichen Werdens, aus der die größte Lebenseinheit der Völker des Erdteils gebildet wird, nämlich die b ä u e r l i c h e Front vom Norden über die Donau bis zum A g ä i s c h e n Meer.



## Das bolschewistische Agrarsystem

Dem Marxismus-Kommunismus gelang es, in Rußland durch jahrzehntelange, groß angelegte Bauernfängerei einen Teil der von den reaktionären, unsozialen, politisch kurzfristigen Kreisen des zaristischen Regimes enttäuschten und im Stich gelassenen Landvolks, und insbesondere die landarmen und verelendeten Bauern, für seine politischen Ziele zu gewinnen. Die systematische, lügenhafte und niedrige Aufhekung und die mit schamlosen Mitteln betriebene Wühlarbeit einerseits und die großzügigen, verführerischen, das Paradies auf Erden verheißenden Versprechungen andererseits lockten diese Bauern in den Bannkreis des Kommunismus.

Als dann der Bolschewismus nach der Eroberung der Macht die Bauern schon in die Ketten seines Terrorapparates gelegt hatte, enthüllte sich sogleich das wahre Gesicht des jüdischen Kommunismus. Der gesamte Grund und Boden, die gesamten Naturkräfte usw. wurden zum Eigentum des Staates erklärt, also nicht nur den Grundbesitzern, sondern auch den Bauern das Land enteignet; die Haushalte der Gutsbesitzer und einigermaßen wohlhabenden Bauern wurden ausgeplündert. Es wurde eine Neuverteilung des Landes im Sinne der Gleichmacherei vorgenommen. Die Bauern durften das nun dem Staate gehörende Land lediglich bebauen, d. h. man hat ihnen nur das sogenannte Nutzungsrecht an diesem Land zugestanden. Aus dem auf den Dörfern vorhandenen und aus den Städten zugezogenen arbeitsscheuen Gesindel organisierte man „Komitees der Dorfarmut“; diesen wurden die Bauernschaft und der Landbesitz des Dorfes unterstellt. Diesem Gesindel waren besonders die anständigen und fleißigen Bauern zu Mord, Raub und Plünderung ausgeliefert. Auf dem Lande entstand ein wahres Chaos. Als Folge davon schrumpfte die landwirtschaftliche Erzeugung rasch zusammen. Da die Bauern sich weigerten, die selbst auf dem Lande knapp gewordenen Lebensmittel dem Staate abzuliefern, schickte die Sowjetregierung „bewaffnete Abteilungen“ in die Dörfer, die diese mit Hilfe rücksichtsloser Terrormaßnahmen ausraubten. Aufruhr und weitere Einschränkung der landwirtschaftlichen Erzeugung waren die Folge. 1921 wurden einige Gebiete von ungünstiger Witterung betroffen, die bei normalen Verhältnissen zu keiner so großen, folgenschweren Missernte geführt hätte. Aber das unglaubliche Durcheinander auf dem Lande, wobei die Bauern infolge rücksichtsloser Ausplünderung durch die Bolschewisten über wenig Saatgut verfügten und die Bestellung erst verspätet durchführen konnten, hat zu einer Hungerkatastrophe in einem Ausmaße, wie sie die Menschheit

\*) Unter dem Namen Dr. K. Michael habe ich zwei Abhandlungen über: „Die Agrarpolitik der Sowjetunion und deren Ergebnisse“ und „Bauern unterm Sowjetstern“ veröffentlicht, die das Agrarsystem des Bolschewismus und die durch dieses herbeigeführten Zustände untersuchen. Unter dem gleichen Namen sind meine Arbeiten über die Industrie der Sowjetunion und andere Fragen erschienen.

noch nicht erlebt hatte, geführt. In einigen Gegenden wurden sogar Leichen gekocht und gegessen. Man hat Menschen überfallen, umgebracht und verzehrt. Es sind sogar Fälle vorgekommen, wo man Kinder umbrachte. Viele Millionen Menschen fielen damals dem Hungertode zum Opfer. Die unbeschreibliche Verelendung, die auch in den Städten herrschende Hungersnot, die Bauernunruhen und Arbeiterstreiks und besonders der Aufstand der Kronstädter Matrosen zwangen den Bolschewismus zu einem vorläufigen taktischen Rückzug.

So wurde die Neue Ökonomische Politik eingeleitet. An Stelle einer willkürlichen, gewaltsamen Eintreibung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurde eine genau begrenzte, der Leistungsfähigkeit der Bauernwirtschaft angepasste Naturalabgabe als Steuer eingeführt. Aber den übrigen Teil ihrer Erzeugnisse durften die Bauern nach Belieben verfügen und sie in dem in beschränktem Maße wieder zugelassenen Marktverkehr verkaufen. Sie durften sogar, wenn auch nur unter bestimmten, verknäuelerten Bedingungen, einzelne Lohnempfänger beschäftigen.

Durch diese dem Bauern gewährten Erleichterungen entfalteten sich die in der Bauernschaft schlummernden produktiven Kräfte. Die Landwirtschaft erholte sich erstaunlich schnell, und bald waren alle Arten von landwirtschaftlichen Produkten nicht nur für den eigenen Bedarf im Überfluß vorhanden, sondern konnten in beträchtlichen Mengen auch ausgeführt werden. Dies war das Ergebnis des Zurückweichens des jüdischen Bolschewismus vor dem Lande.

Aber die Kommunistische Partei konnte der Wiedergesundung und Erstartung der Bauernschaft nicht lange zusehen. Einerseits gewann die Bauernschaft eine materielle Überlegenheit über die wirtschaftlich und machtpolitisch bolschewisierten Städte, was nicht ohne politische Bedeutung bleiben konnte; andererseits brauchte der bolschewistische Staat die auf dem Lande inzwischen erarbeiteten Werte für die Erhaltung seiner verstaatlichten, Ansummen vergeudenden Industrie. Auch für die Vorbereitung der Weltrevolution waren große Mittel erforderlich. Die im alten Rußland jahrhundertlang angesammelten Milliardenwerte waren schon verschlungen oder von den aus allen Richtungen zugelaufenen Juden für sich auf die Seite geschafft. Mit der Aufstellung des ersten Fünfjahresplans, d. h. also mit der Einleitung der Industrialisierung, vor allem eines ungeheuren Ausbaues der Kriegsindustrie, stieg der Bedarf des bolschewistischen Staates an Mitteln rapid. Die Bauernschaft und ihre Produktionsleistung wurden als Hauptfinanzierungsquelle für dieses Experiment eingespant. Es wurde eine zielbewusste Verlagerung der den inzwischen „reich“ gewordenen Bauern gehörenden Werte vom Dorf in die Stadt eingeleitet; man erhöhte die vorhandenen Steuern und Abgaben, führte neue ein, schraubte die Preise der staatlichen Industrie noch mehr hinauf u. dgl. Um der rücksichtslosen Ausbeutung so weit als möglich entgehen zu können, ging die Bauernschaft sowohl in der landwirtschaftlichen als auch in der gewerblichen Erzeugung zur Selbstversorgung über. Die Landwirtschaft begann sich zu einem Naturalwirtschaftssystem zurückzuentwickeln, wie es vor Jahrhunderten einmal bestanden hatte.

Dies hatte zur Folge, daß der bolschewistische Staat Anfang 1929 Lebensmittelarten einfuhrte, zu einer Zeit, da er im Zuge der Industrialisierung eine viel größere Menge an landwirtschaftlichen Erzeugnissen für die wachsenden Städte, für die Industrie und für die Ausfuhr benötigte als früher. Die sich wieder zeigende Schrumpfung der landwirtschaftlichen Produktion und die damit verbundenen Gefahren beunruhigten die bolschewistischen Machthaber stark. Wieder erhielt - ähnlich wie 1921 - das Agrarproblem größte politische Tragweite. Es liegt im Wesen des jüdischen, international-kosmopolitischen Bolschewismus, daß er die Volkstumsinteressen seinen machtpolitischen Zielen rücksichtslos unterordnet. Die kommunistische Parteileitung beschloß daher, die Bauernschaft mit Gewaltmaßnahmen zu erhöhter Arbeitsleistung und damit zur Produktionssteigerung auf kollektivistischer Grundlage zu zwingen. Damit setzte ein neuer Entwicklungsabschnitt ein, nämlich die Periode der Zwangskollektivierung.

Die Zwangskollektivierung wurde durch eine Rede Stalins vom Dezember 1929 auf einer „Konferenz der marxistischen Agrarpolitiker“ eingeleitet. Dieser Dämon des Weltjudentums erklärte dabei u. a. folgendes: „Gegenwärtig verfügen wir über eine ausreichende materielle Grundlage, um dem Kulakentum einen Schlag zu versetzen, seinen Widerstand zu brechen, es als Klasse zu liquidieren und seine Produktion durch die Produktion der Sowchose und Kolchose zu ersetzen. Deshalb sind wir in der letzten Zeit von der Politik der Einschränkung der ausbeuterischen Tendenzen des Kulakentums zu der Politik der Liquidierung des Kulakentums als Klasse übergegangen. Es ist lächerlich und sinnlos, sich jetzt über die Entkulakisierung zu verbreiten. Ist der Kopf ab, weint man den Haaren nicht nach. Nicht weniger lächerlich erscheint die andere Frage: Kann man den Kulaken in den Kolchos hineinlassen? Selbstverständlich darf man ihn nicht hineinlassen. Man darf es nicht, weil er ein geschworener Feind der Kolchosbewegung ist.“

Die Kommunistische Partei war somit entschlossen, die sogenannten Kulaken, d. h. Millionen der leistungs- und produktionsfähigsten Bauern, zu liquidieren oder, mit anderen Worten, auszuplündern und auszurotten. In dem Beschluß über die Zwangskollektivierung hieß es u. a.: „Das beschlagnahmte Vermögen der Kulakwirtschaften ist mit Ausnahme desjenigen Teils, der zur Tilgung der Verpflichtungen der Kulaken gegenüber staatlichen und genossenschaftlichen Organen verwendet wird, dem unteilbaren Fonds der Kolchose als Beitrag der besitzlosen Bauern und Landarbeiter, die in den Kolchos eintreten, zu übergeben.“

Aber noch bevor Stalin seine berühmte Rede hielt, war der GPU und dem kommunistischen Parteiapparat schon in einem geheimen Befehl der Auftrag erteilt worden, durch die „Liquidierung des Kulakentums“ die Zwangskollektivierung einzuleiten. Diese wurde von drei Juden, Raganowitsch, Baumann und Jagoda nämlich, getragen und durchgeführt; ihnen zur Seite stand als Vertreter des Staatsapparates der Volkskommissar für die Landwirtschaft, der Jude Jakowlew-Epstein. Die vielen anderen Juden, die überall auf dem Lande verstreut tätig waren, sorgten

voll Eifer für die Vernichtung von Millionen von Bauernfamilien und deren Wirtschaften. Dabei offenbarte sich die Mitleidlosigkeit des jüdischen Vorgehens; vor allem das Ghettosjudentum ließ hierbei seinem Haß und seiner Rachsucht gegen den arischen Menschen in brutalster Weise freien Lauf.

Auch die deutschen bäuerlichen Kolonisten fanden während der Zwangskollektivierung kein Erbarmen. Da sie infolge ihres Könnens, unermüdlischen Fleißes und des hohen Kulturniveaus im Vergleich zur übrigen Bauernschaft überwiegend der wohlhabenden Schicht angehörten und daher in der Mehrzahl als Kulaken qualifiziert wurden, war ihr Schicksal besonders tragisch. Zehntausende unschuldiger deutscher Bauern sind der GPU zum Opfer gefallen. Unzählige deutsche Bauern sind in den nördlichen Gebieten der Sowjetunion zugrunde gegangen, wo sie unter den unmenschlichsten Lebensbedingungen als Sträflinge der GPU, vor allem als Holzfäller, Zwangsarbeit verrichten mußten.

Welches Massenblutbad der jüdische Bolschewismus durch die Zwangskollektivierung angerichtet hat, geht daraus hervor, daß in einem kurzen Zeitraum, in der Hauptsache im Jahre 1929/1930, über 5 Millionen Bauernwirtschaften vernichtet wurden. Rechnet man durchschnittlich 5 Köpfe auf eine Bauernfamilie, so hat der jüdische Marxismus-Kommunismus, diese Pest des 20. Jahrhunderts, rund 25 Millionen rassistisch wertvoller Menschenleben entweder einfach physisch ausgerottet oder dem Tode geweiht, indem er sie zur Sklavenarbeit nach den nördlichen Gebieten verbannte oder durch Vertreibung von der Scholle ihrer Existenz beraubte und damit der Hungersnot auslieferte. In welcher bestialisch-viehischer, schauderhafter Weise diese Vernichtung durchgeführt wurde, geht aus den in meinen beiden vorgenannten Abhandlungen veröffentlichten authentischen Dokumenten hervor.

Es ist für die naturwidrige, krämerisch-spekulative, völkische und produktive Kräfte unterminierende Mentalität des jüdischen Bolschewismus charakteristisch, daß er gerade die fleißigsten, tüchtigsten, erfahrensten und zur Leitung eines landwirtschaftlichen Betriebes fähigsten Bauern ausrottete, d. h. auch die rassistisch wertvollsten Menschen, die von jedem nicht von Juden beherrschtem Staate besonders eifrig unterstützt und gefördert werden.

Die so entstandenen „Kolkhoze“ sind nicht genossenschaftliche Bildungen irgendwelcher Art, wie das von probolschewistischer Seite bewußt irreführend darzustellen versucht wurde, sondern sind als staatliche Zwangsanstalten zu betrachten. Jede Selbständigkeit wurde dem Bauern genommen, sein Familienleben zerstört, bei den Kindern durch systematische Aufhebung die niedrigsten Instinkte geweckt u. dgl.

Die wirtschaftliche Lage der in den Kolkhosen zusammengepferchten Bauernschaft verschlechterte sich soweit, daß sie es außerordentlich schwer hatte, auch nur ihr nacktes Leben zu erhalten. Der Bauer spürte bei jeder bolschewistischen Maßnahme, daß das kommunistische Regime ihn nur als Arbeitstier betrachtete.

Es entstand auf dem Lande, außerhalb und innerhalb der Kolkhoze, allmählich ein großer, aufgeschwemmter und schwerfälliger bürokratischer Verwaltungsapparat, der

nur die verstaatlichte landwirtschaftliche Produktion zu leiten hatte; ihm fehlten u. a. die Fachkräfte, und er wurde, betriebswirtschaftlich betrachtet, immer weniger arbeits- und leistungsfähig. Trotz der scharfen Maßnahmen, die sich nicht allein gegen die Bauern, sondern oft auch gegen die eigenen ländlichen Funktionäre richteten, gelang es dem Bolschewismus nicht, die Zusammenschumpfung der landwirtschaftlichen Produktion aufzuhalten. Denn die überwiegend unzufriedene Bauernschaft leistete passive Resistenz und übte Sabotage, die nicht selten aktive Form annahm.

Die Ernte von 1932 war noch ungünstiger als die schlechte Ernte von 1931. Dem Lande drohte eine Hungersnot von großem Ausmaße. Die Bauern wußten schon aus Erfahrung, daß die Sowjetregierung den Löwenanteil der Ernte wegnehmen und ihnen für die Ernährung vollkommen unzulängliche Getreidemengen zurücklassen werde. Deshalb versuchten sie trotz der staatlichen Aufsicht noch vor der Ernte oder bei ihrer Einbringung, während des Dreschens oder nach der Einlagerung, aus den Speichern etwas für sich beiseite zu bringen, um sich vor dem Verhungern zu retten; ferner schlachteten sie insgeheim das Vieh der Kolchose ab oder ließen es krepieren, um dadurch zu Fleisch zu gelangen u. a. m.

Sabotage und Entwendungen solcher Art nahmen immer größere Ausmaße an, worauf die Sowjetregierung durch das drakonische Gesetz vom 7. August 1932 über die Bauernschaft das Standrecht verhängte. Dieses Gesetz, welches bis zuletzt den Haupthebel des bolschewistischen Agrarsystems bildete, kennt nur die Todesstrafe bei Konfiskation des gesamten Vermögens; bei mildernden Umständen konnte die Todesstrafe durch 10 Jahre Gefängnis ersetzt werden. Außerdem belegte das Gesetz jede gegen das Kolchosystem gerichtete Handlung mit 5 bis 10 Jahren Haft in Konzentrationslagern. Dabei war jegliche Amnestiemöglichkeit von vornherein ausgeschlossen. Wurde ein „Verbrecher“, d. h. ein Bauer oder eine Bäuerin, der „Sabotage“ von landwirtschaftlichen Arbeiten oder „schädlingshafter“ Arbeit beim Pflügen und Säen, „absichtlicher Beschädigung“ von Traktoren oder „Vernichtung von Pferden“, „betrügerischer Rechnungsführung“ oder des „Raubes“ von Staatseigentum, wie „Raub“ von Saatgut, von für das Vieh zurückgelegten Futtermitteln (der Bolschewismus bewertete das Leben des Viehs höher als das eines Menschen!) usw. überführt, so wurde er nach dem Gesetz vom 7. August 1932 bestraft.

Ein unmenschlicher Terrorfeldzug gegen die in Kolchose zusammengewungenen Bauernsklaven wurde so eingeleitet. Für seine Durchführung wurde auf Initiative des berüchtigten Juden Raganowitsch auf dem Lande ein mächtiger Terrorapparat, die sogenannten Politischen Abteilungen („Politotdel“), eine Art ländliche GPU, geschaffen, der direkt der Kommunistischen Parteileitung unterstellt war. Die maßgebenden Funktionäre, die alte Kommunisten sein mußten, waren in der Regel entweder Juden oder pathologische, absichtlich aus anderen Volkstümern ausgesuchte Typen. Wieder war die Bauernschaft dem blutig-bestialischen Wüten der jüdischen Bolschewisten ausgeliefert, denen Hunderttausende von Bauern, darunter auch Bäuerinnen, zum Opfer fielen.



Die Hauptaufgabe der Politotdels bestand darin, die Kolchose nach ihrer Säuberung von „feindlichen“ Elementen zur Einhaltung der Produktionspläne und damit Erhöhung der landwirtschaftlichen Erzeugung zu zwingen.

Aber trotz der rigorosen Maßnahmen konnte das gesteckte Ziel nicht erreicht werden; vielmehr ging die landwirtschaftliche Produktion immer mehr zurück. Die Ursachen dieser Erscheinung habe ich in den erwähnten Abhandlungen in gründlicher Untersuchung auseinandergesetzt. Hier sei nur einiges angedeutet.

Die Verstaatlichung fast der gesamten landwirtschaftlichen, naturgebundenen Produktion hat zu einem großen Durcheinander und unbefreiblichen Mißständen auf dem Lande geführt. Die Viehbestände schrumpften zusammen, die für die Bestellung notwendige tierische Zugkraft ging zurück. Die mit ungeheurem Aufwand betriebene Abermechanisierung der Landwirtschaft zeigte einen außerordentlich geringen Leistungseffekt, die Felder verunkrauteten u. a. m. Das Schwerwiegendste aber war, daß die Bauernschaft unwillig und nur gezwungenermaßen an die Arbeit ging; ihr fiel es leicht, die Arbeit, vor allem in qualitativer Hinsicht, zu sabotieren, da sie von bolschewistischen Funktionären kontrolliert wurde, die über keine genügenden Sachkenntnisse verfügten. Der schwerfällige landwirtschaftliche Verwaltungsapparat, der unbewußt oft mehr zerstörte als aufbaute, war nicht nur seiner Aufgabe nicht gewachsen, sondern es lag in der Natur der Dinge selbst, daß er den in seiner Mannigfaltigkeit komplizierten landwirtschaftlichen Produktionsprozeß stur und schematisch in die zentralistisch von Moskau aus als unumstößlich vorgeschriebenen Produktionspläne nicht hineinzwingen konnte. Nicht nur jede Entfaltungsmöglichkeit und eigene Initiative der Bauern, sondern auch die Kolchosbetriebe wurden gehemmt. Der schwer bewegliche Verwaltungsapparat war oft nicht imstande, sich rechtzeitig an die Witterungsgestaltung anzupassen; so kam es, daß man die Bestellungen zu früh oder spät durchführte; die Ernteeinbringung wurde erst nach Anweisung von oben verspätet oder zu früh eingeleitet, sie dehnte sich zu lange aus, wodurch kolossale Verluste entstanden u. dgl.

Es lag im bolschewistischen Agrarsystem, daß selbst bei der günstigsten Witterung unter den auf dem Lande herrschenden Zuständen keine normale landwirtschaftliche Produktion gesichert und nicht einmal eine Mittelernte erzielt werden konnte. Bei den von der Sowjetregierung offiziell ausgewiesenen Ernten handelt es sich um sogenannte „biologische“ Ernten, d. h. um zu rohe, stark nach oben abgerundete Schätzungen; eingehende Untersuchungen zeigten, daß die faktisch erzielten Ernten annähernd um ein Drittel niedriger lagen als von der Sowjetregierung angegeben wurde. Und so tobte zwischen dem kommunistischen Regime und den Bauern ein unaufhörlicher, erbitterter Kampf um die mageren Ernten. Was der bolschewistische Staat dem Bauern zur Erhaltung seiner nackten Existenz nicht freiwillig gab oder überließ, suchte sich dieser insgeheim anzueignen. Trotz des Gesetzes vom 7. August 1932 und des starken Ausbaus des ländlichen Terrorapparates (Politotdels) nahm die Entwendung landwirtschaftlicher Erzeugnisse angesichts der drohenden Hungersnot noch größere Ausmaße an. Dem Bolschewismus blieb nichts anderes übrig, als

eine Art Belagerungszustand über die Felder, Scheunen, Speicher usw. zu verhängen; es wurde eine systematische Bewachung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse organisiert. Überall wurden Wächter, z. T. berittene, aufgestellt, auf den Feldern Wachtürme errichtet, beim Einfahren, Dreschen, Schobern, Speichern, beim Transport zu den Schutzstellen, bei den Schutzstellen und Elevatoren, selbst in den Obstgärten, Ställen usw. ein Wachdienst eingerichtet. Da die zuverlässigen Erwachsenen für die Bewachung nicht mehr ausreichten, wurden außer Jungkommunisten und -kommunistinnen sogar Kinder für diese Zwecke eingespannt. Die Bauernkinder wurden in das große Heer der in den Städten mobilisierten, in kommunistischen Verbänden zusammengeschlossenen Kindermassen eingegliedert. Die Polittotdels stellen aus den aufgehehten Kindern kleine Gruppen zusammen, die unter die Leitung von Jungkommunisten gestellt wurden. Diesen Kindergruppen gab man den Namen „Leichte Kavallerie“. Überall wurden die Wachposten der Leichten Kavallerie aufgestellt; die Kinder drangen überall ein und übten Aufgaben als Wächter und Denunzianten aus. Die ländliche GPU hezte unter Drohungen die Kinder mit einer solchen Skrupellosigkeit auf, daß diese sogar ihre eigenen Eltern anzeigten. Die Initiative zu dem massenweisen Einspannen der Kinder für die obengenannten Zwecke ging von dem Ghettojuden A. Steingart aus, der die Leichte Kavallerie damals leitete.

Der Kampf um das tägliche Brot hat im Winter 1932/33 die erbittertsten und schärfsten Formen angenommen. Im September 1933 wurde den sogenannten Staatsanwälten, den maßgebenden Funktionären der ländlichen GPU, folgender Befehl gegeben: „Ich beauftrage alle Staatsanwälte, die schnellste Untersuchung eines jeden Falles, wo Getreide verdorben, gestohlen oder schlecht aufbewahrt wird, auf das entschiedenste zu sichern und gegen die Schuldigen ausnahmslos das Gesetz vom 7. August 1932 anzuwenden.“

Durch diesen Befehl wurde auf dem Lande ein Terror eingeleitet, der ein wahres Blutbad anrichtete. Ein authentischer Bericht veranschaulicht dies deutlich: „Überall auf den Feldern sind Aussichtstürme aufgebaut, auf denen städtische, mit Gewehren bewaffnete Kommunisten stehen, die berechtigt sind, auf jeden Bauern zu schießen, der Getreide stiehlt. Überall auf dem Lande sind außerordentliche Gerichte eingeführt, die letztinstanzlich die Todesstrafe verhängen dürfen, die unverzüglich vollstreckt wird. Früher gab es noch eine Einspruchsmöglichkeit gegen den Mißbrauch der Todesstrafe, indem nämlich diese Gerichte ihr Todesurteil nach Moskau melden mußten, damit Moskau die Möglichkeit hatte, die Vollstreckung dieser Urteile gegebenenfalls einzustellen. Auch dies ist jetzt aufgehoben. Es ist charakteristisch, wie diese Aufhebung begründet wurde: „Die Einspruchsmöglichkeit ist weggefallen, da die Telegramme mit den Todesurteilen das Telegraphennetz außerordentlich überlasten. Es kamen nach Moskau täglich viele Tausende solcher Telegramme. Wie hoch muß die Zahl der Telegramme über Todesurteile sein, wenn sie das Telegraphennetz wesentlich belastet? Aber nicht allein die Todesstrafe ist der Schrecken des Dorfes. Ich habe in Moskau Zugereiste aus der Ukraine gesehen.“

Sie erzählten buchstäblich schaudererregende Dinge davon, was in den kleinen provinzialstädtischen Gefängnissen, vor allem in den Dorfgefängnissen, vor sich geht. Die Gefangenen werden nicht ernährt; die Verwandten sollen dafür sorgen. Wenn die Verwandten nichts bringen können, müssen die Menschen tatsächlich vor Hunger sterben. Deshalb ist die Verhaftung im Dorfe, sogar wegen eines ganz kleinen Vergehens, u. U. tatsächlich der Todesstrafe gleichzustellen."

Selbst solche Maßnahmen schrecken die Bauern nicht ganz ab, ihre Sabotage fortzusetzen und das Getreide zu entwenden. Sie können auch nicht anders handeln: käme der Bauer nicht auf diesem Wege zu Getreidevorräten, so müßte er verhungern. Das Endergebnis - Hinrichtung oder Hungertod - war dasselbe. Beim Entwenden hat er immerhin noch die Aussicht, nicht erwischt zu werden.

Die katastrophale Hungersnot vom Jahre 1932/33 und die anschließende außenpolitische Entwicklung hat den Bolschewismus veranlaßt, der Bauernschaft in ihren privatwirtschaftlichen Bestrebungen etwas entgegenzukommen, allerdings ohne das Kolchosystem selbst anzutasten. Diese Tendenz war schon im Jahre 1934 festzustellen, als der inzwischen morsch gewordene Politotdelapparat in den kommunistischen Parteiapparat zurückgegliedert wurde. Anfang 1935 sind dann den Kolchosbauern zwei Konzessionen gemacht worden. Erstens wurde die beschränkte Anzahl Vieh, die sie in ihrer Eigenwirtschaft halten durften, erhöht, und zweitens wurde ihnen ein Stück Gartenland zur persönlichen Nutzung überlassen; in beiden Fällen geschah die Regelung nicht einheitlich, die Stückzahl für die Viehhaltung wie auch die Größe des Gartenlandes wurde nach Produktionsgebieten gestaffelt. Wenn seit dem Winter 1934/35 auf dem Lande die Ernährungslage sich gegenüber der vorausgegangenen Zeit etwas gebessert hat, die Viehbestände zugenommen haben, so war dies in erster Linie auf diese Erleichterungen, auf die Entfaltung und produktive Leistung dieser Eigenwirtschaften der Kolchosbauern zurückzuführen.

Selbst in der Sowjetunion wurden damals Stimmen laut, daß die dortige Bauernschaft die relative Verbesserung ihrer Lage dem Führer zu verdanken habe. Bis zum Erstarken des nationalsozialistischen Deutschlands gab es keine Macht in der Welt, die dem Bolschewismus gefährlich werden konnte. Wenn manchmal liberalistisch-demokratische Kräfte mit den Bolschewisten sogar in laute Meinungsstreitigkeiten gerieten, so waren diese Auseinandersetzungen mehr oder weniger familiärer Natur; in Moskau wußte man, daß die geistigen Väter des Bolschewismus ihren natürlichen Sprößling nicht aufgeben würden, wenn er ihnen auch manchmal Irrwege zu gehen schien; die jüdisch-freimaurerischen Kräfte, in deren Händen die Fäden nach beiden Richtungen liegen, hätten gegebenenfalls entstandene taktische Differenzen leicht überbrückt. Den Kampf gegen den „Faschismus“ dagegen, d. h. gegen das nationalsozialistische Deutschland, betrachtete der Bolschewismus von Anfang an als Lebensaufgabe. Für diesen Kampf mußte er sich vor allem die Bauernschaft als Kanonenfutter sichern. Die obengenannten Erleichterungen wurden vom Bolschewismus im Sinne dieser Zielsetzung vorgenommen. Zu spät!

## Das Erneuerungsbad des finnischen Menschen

Während der Olympischen Spiele in Berlin ist in Deutschland eine breitere Öffentlichkeit zum erstenmal auf die Sauna aufmerksam geworden. Man baute damals in das Olympische Dorf eine solche Sauna, um den finnischen Gästen alles das zu geben, was sie aus ihrer Heimat gewöhnt waren. Ob sie einwandfrei arbeitete, ist mir nicht bekannt, offenbar wird sie heute nicht mehr benutzt. Indes bin ich seitdem auf verschiedene Saunas in Deutschland gestoßen und habe auch in verschiedenen gebadet, doch entspricht nur eine mir bekannte den über die Sauna bestehenden Grundsätzen und verschafft den Genuß, den man vom Saunabad erwarten kann. Wahrscheinlich liegt die Seltenheit der Sauna in Deutschland und ebenso wahrscheinlich liegen die Mängel der meisten nichtfinnischen Saunas an dem Umstand, daß es einwandfrei richtige Grundsätze über die Sauna nicht gibt, daß überhaupt die wissenschaftliche Forschung über dies seltsamste Bad der Welt sozusagen noch in den Säuglingsschuhen steckt. Auch die Literatur gibt über die Sauna herzlich wenig Auskunft, und es ist notwendig, um das Problem der Sauna zu ergründen, in allen Teilen Finnlands nicht nur Sauna zu baden, sondern auch Anlage, Einrichtung, Technik und Wirkung des Bades zu studieren. Dennoch sind die hier mitgeteilten Ergebnisse solcher weitgehender Untersuchungen nur Teil eines gewaltigen Komplexes, den die Ärzte vollenden müssen. Aber es ist interessant, daß eines der wichtigsten Untersuchungsergebnisse über die Sauna in der Deutschen medizinischen Wochenschrift bekannt wurde.

Was ist überhaupt eine Sauna? Wo stammt sie her? Wie ist sie angelegt? Wie wird sie in Betrieb gesetzt? Was ist das Ergebnis des Bades? So viel Fragen, so viel Rätsel! Immerhin sind die meisten entschleiert.

Die Sauna ist, mit einem gesagt, das Erneuerungsbad des finnischen Menschen. Sie ist so alt wie das finnische Volk, und es ist weder ihr Alter noch ihre Entstehung festzustellen. Das finnische Volk ist ein sehr reinliches Volk. Man hätte es nun im fernen Süden leicht, der Reinlichkeit zu dienen, weil das freie Wasser täglich so viel Wärme hat, daß man darin baden kann. Die sechzigtausend Seen Finnlands sind aber mindestens in der Hälfte des Jahres zugefroren. Die große Stube des finnischen Bauernhauses gibt auch kaum die Möglichkeit, mit gewärmtem Wasser ausreichend zu baden, wenn etwa Vater, Mutter, viele Kinder und das Gesinde Anspruch darauf erheben. Die Sauna hat sich für diesen Zustand als praktisch erwiesen: die ganze Familie des Bauern kann zugleich in der Sauna baden und tut es in vielen Landschaften Finnlands auch noch. Daneben hatte aber wohl die Sauna von Anfang an eine mystische Bedeutung, die zum größten Teil bis auf den heutigen Tag erhalten ist, und gewisse Bräuche werden auch jetzt noch in der Sauna geübt. So ist es zum Beispiel selbstverständlich, daß in der Sauna keine

abfällige oder lobende Bemerkung über andere Badende gemacht wird. Die Sauna muß vollkommen rein von allen erotischen oder etwa gar minderwertigen Gedanken sein, zumal die Sauna nicht nur Erneuerungsbad, sondern beispielsweise auch Gebärstube ist. Fast alle Sinnen über Vierzig sind in der Sauna geboren. Es versteht sich daher auch von selbst, daß die Sauna nicht für profane Zwecke benutzt wird. Es wird nicht in der Sauna gebacken, nicht gekocht, nicht gebraten und nicht gewaschen. Hat das auf der einen Seite den praktischen Zweck, daß die Sauna keine häßlichen Gerüche annimmt, so bricht auf der anderen Seite immer wieder der absolute Wunsch durch, die Sauna mit ihrem Raum und ihrem Zweck allein der reinen Körperlichkeit geradezu kultisch dienstbar zu machen. Es versteht sich von selbst, daß sich besonders gegen dieses Streben in Finnland die katholische Kirche während der kurzen Zeit ihres dortigen Regiments wandte. Aber ebenso wie sie in Wirklichkeit niemals in diesem nordischen Lande für die Dauer Fuß fassen konnte, so erreichte sie damit auch das Gegenteil. Ein Volk nämlich, das im Laufe seiner Geschichte so viel Blutopfer bringen mußte, hatte es auch nötig, sich des reinen Körpers ohne alle Hintergedanken zu freuen und eine Stätte für diesen so schwer kämpfenden Körper von seiner ersten Stunde an zu finden. Man kann die Sauna in diesem althergebrachten Sinne als eine Art Weihstätte für den Körper und seine Reinheit bezeichnen, denn der Mensch, der nicht nur auf dem Schlachtfelde sondern täglich gegen die herbe nordische Natur kämpfen muß, hat auch das Recht, zu wissen, daß solches mit ätherischen Gedanken nicht gut geht, sondern nur mit einer gesunden Saust und mit einem gesunden Körper. Die Sauna treibt ihm zweimal wöchentlich das Blut wieder in alle Poren, der Körper lebt auf, ja er freut sich seines Lebens, er schöpft vollkommen neue Kräfte - man erkennt über profanen und mythischen Zweck hinaus, daß die Sauna einer der ersten Tempel ästhetischer Körperkultur gewesen ist.

Eine Sauna wird schlechtthin als ein Dampfbad bezeichnet. Das Gegenteil ist richtig. Die Sauna ist eher ein Heißluftbad. Darin liegt nämlich der Fehler fast aller Saunas in Deutschland, Schweden und Norwegen: sie arbeiten mit Wasserdampf und erzielen damit keineswegs die erwünschte Wirkung sondern eher zuweilen die unerwünschte der Beklemmung, des Schwindels und der Atemnot. Die Sauna muß das Gefühl der Befreiung auslösen, der Erholung, der Kräftigung. Sie zwingt daher den Körper, diese Erholung selbst vorzunehmen.

Dieser Vorgang tritt auf bestimmte Art ein. Zuvor die Anlage der Sauna zu erklären, erübrigt sich teilweise, weil es offenbar so viel verschiedene Saunas in Finnland gibt, als überhaupt Saunas stehen. Im allgemeinen aber ist die Sauna aus Holz. Steingebaute Saunas haben sich nicht bewährt. Das ganze Saunahaus, das gewöhnlich an einem See, an einem Fluß, immer jedenfalls etwas abgesetzt vom Haus des Bauern oder Villenbesizers steht, ist aus behauenen Balken mit einem Schindel-, Schilf- oder Ziegeldach und isoliertem Dachboden. Zuweilen ist das Dach auch flach. Einige Bauern haben zwei Saunas: eine Sommer sauna am Wasser und eine Winter sauna am Hofe. Auch der Komfort ist verschieden: neben Saunas mit Liege-, Dusch- und Garderobenräumen gibt es in der Mehrheit Saunas, die nur aus einem eigentlichem Baderaum bestehen. Sehen wir von den sogenannten



In der Sauna

Der radiumhaltige finnische Granit wird während des Bades zur Steigerung der Wirkung mit Wasser übergossen  
Unten: Auch im Winter bleibt die Sauna badefertig / Aufnahmen aus dem Innern der Sauna: Angelika von Braun





Badehaus eines finnischen Bauernhofes (Sauna)  
Unten: In der Sauna



Volksaunas ab, die wir gewöhnlich in den Städten und Marktflecken Finnlands finden, so erkennen wir zwei besonders interessante Saunatypen: eine mit offenem Feuer und frei abziehendem Rauch und eine mit gedecktem Feuer, gedeckten Steinen und einer Esse. Welcher von beiden Saunas der Vorzug zu geben ist, daß ist außerordentlich schwer deswegen zu sagen, weil offenbar das Bad in der Rauchsauna erfolgreicher ist, während die „geschlossene“ Sauna praktischer und leichter zu säubern ist. In der Mehrheit trifft man heute die Sauna mit einer Esse. Indes empfinde ich das Bad in der dunkel gebräunten Rauchsauna persönlich als so besonders angenehm, weil diesen Badestuben niemals ein Körpergeruch anhaftet und weil der feine Rauchgeruch sich der Haut mittelst und dem Körper einen außerordentlich herben und gesunden Duft gibt. Der fachmännische Bauer gibt in dieser Sauna dem Holz eine Handvoll Wacholder hinzu. Ubrigens ist es möglich, in solch einer Sauna Wurst zu räuchern, ohne daß sie den Geruch des Bades annimmt. Einige Rauch-Badestuben in Finnland stehen auch nur noch zu dem Zwecke, die Wurst zu räuchern und werden als Badestuben nicht mehr benutzt. Daher werden auch die Fachmänner, die solche Saunas heizen können, immer seltener. Da auch mit der Neuanlage solcher Saunas kaum mehr zu rechnen ist, wenn nicht besondere Umstände, etwa der Mangel an anderem Baumaterial, dazu zwingen, können wir uns für unsere Unterfuchung der Sauna mit einer Esse zuwenden.

Sie hat zumeist einen kleinen Vorraum, seltener Liegeraum oder Garderobe. Der Ofen steht im allgemeinen in der Nähe der Tür und steht meist einem Ofen nicht ganz unähnlich, in dem wir hier in Deutschland Kartoffeln für das Vieh dämpfen, jedoch ist der Deckel spitz und geht in eine Esse über. An der Vorderseite läßt der Deckel nach dem Anheizen eine große Öffnung frei, aus der die Hitze der Steine herauskommt, die zuweilen durch einen Wasserguß noch gefördert wird. Der Ofen besteht aus einer Feuerstatt und einer Steinschicht darüber. Die Steine sind Granit. Sie haben etwa die Größe von Rindertöpfen und sind in dieser Form unbehauen eingebracht. Offenbar eignet sich ausschließlich der finnische Granit zum Saunabad. Ja, man spricht sogar von ganz bestimmten Stellen des eiszeitlich-finnischen Moränenfeldes, die allein den richtigen Stein haben. In der Tat weist vor einigen Jahren die schon genannte Deutsche medizinische Wochenschrift nach, daß den Steinen zahlloser finnischer Saunas Radiumgehalt eigen ist, daß also offenbar die Heilwirkung und die vorbeugende Wirkung des Saunabades wesentlich tiefere Gründe hat, als gemeinniglich mit Dampf und Birkenreis angenommen wird.

Die Wände der Sauna sind mit Brettern verputzt. Ihre ganze Einrichtung besteht aus einem gut gehobelten Fußboden, aus drei breiten Stufen, von denen die oberste gewöhnlich ein Haltegitter hat, das bei Geburten besonders der Kreißenden zugute kommt, aus einem Wasserbottich und einigen frischen oder getrockneten Birkenbesen. Zuweilen sind auch Dusche und Waschbank vorhanden. Das Fenster ist meist klein und tief und läßt ein seltsames gedämpftes Licht herein, das irgendwie feierlich stimmt. Manchmal ist die Gelegenheit, die Sauna durchzulüften, nicht genügend bedacht. Indes sind bäuerliche Saunas durchweg ausgezeichnet, ob sie nun nobel oder sehr primitiv sind, weil der Bauer auch Holzfachmann und „Lüftungsfachmann“ ist, was im Norden nicht nur für die Sauna von besonderer Wichtigkeit sein dürfte.



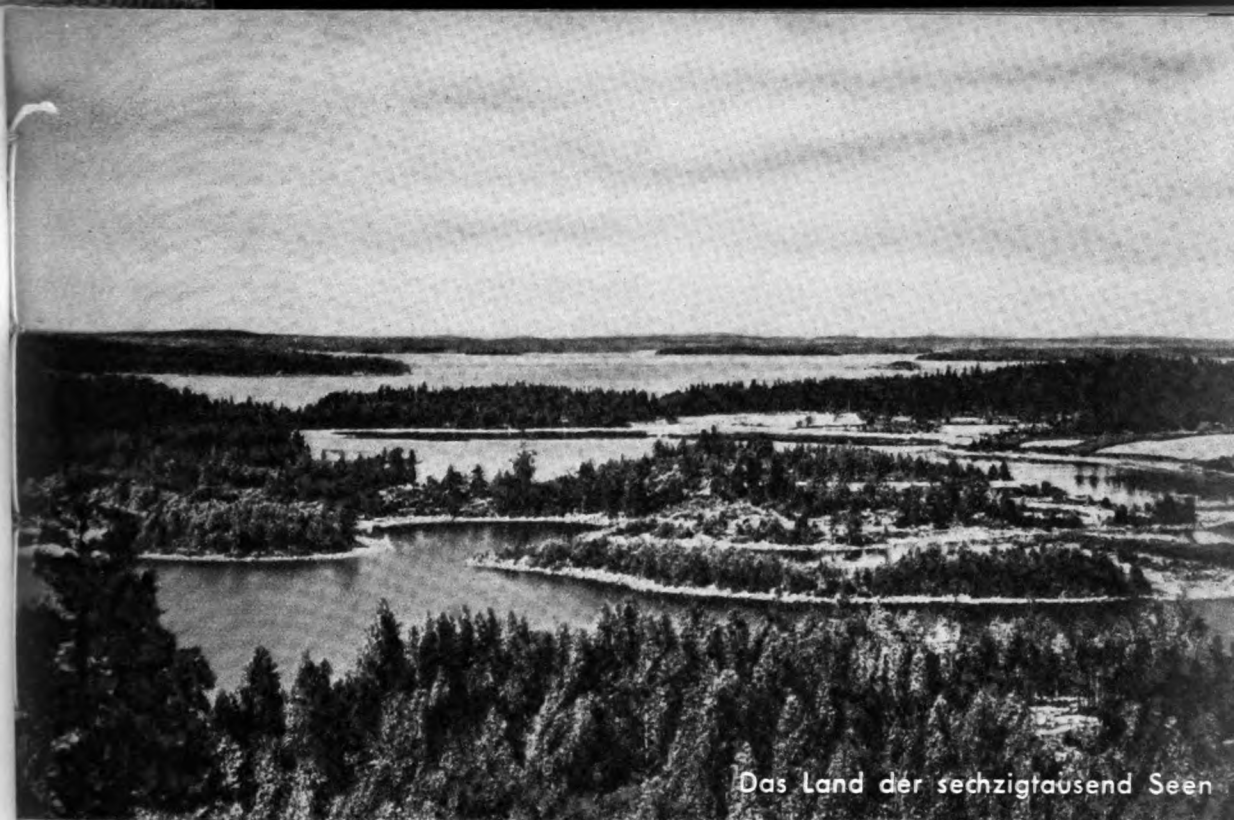
Das Bad geht nun so vor sich, daß der Ofen angeheizt und einige Stunden in eine Höllenglut versetzt wird. Man bevorzugt das Eschenholz zum Heizen, weil es aber selten ist, wird meist Birke oder Kiefer genommen. Das Anheizen dauert verschieden lange, je nachdem wie groß die Badestube ist oder wieviel Personen zu baden beabsichtigen. Abriens sind Saunas unter 15 qm Grundfläche sehr selten. Normalerweise ist die Sauna zwischen 20 und 40 qm groß. Nach der Zahl der Badenden zu urteilen, kommen etwa 6-8 qm auf eine badende Person.

Wenn die Steine zur Gluthitze gebracht worden sind, wird das Feuer langsam kleiner und verlöscht schließlich ganz. Es ist wichtig, daß keinerlei Oxydgase im Baderaum zurückbleiben. Daher wird auch vor dem Baden erst kurz gelüftet.

Nun ist die Sauna badebereit. Ihre Temperatur schwankt zwischen 60 und 100° und sinkt entsprechend der Anreicherung mit Feuchtigkeit. Bei ausgesprochen trockener Luft, die für das Saunabad zweifellos notwendig ist, merkt der Körper kaum die außerordentlich hohe Badetemperatur, die gelegentlich 100° sogar überschreitet, ähnlich wie man bei der besonders trockenen und stillen Luft Lapplands dort Kältegrade von -40° wenig empfindet. Bei solchen klimatischen Voraussetzungen verträgt ein Saunagewöhnter Körper, der nach dem Bade im Schnee abgerieben wird, nicht selten Temperaturunterschiede von 80° und mehr, indessen sollte man diesen Brauch nordischen Bärennaturen überlassen. Temperaturunterschiede von 70° habe ich indessen schon mehrfach selbst ohne Schaden ertragen.

Der Vorgang ist nun, kurz geschildert, so, daß die Steine eine außerordentliche Hitze ausstrahlen. Diese Ausstrahlung wird noch durch das gelegentliche Hinzugießen von Wasser gefördert. Das gut getrocknete und gelüftete Holz der Sauna saugt einen Teil der Feuchtigkeit auf. Man gewöhnt sich an die herrschende Hitze, legt sich auf die Stufen der Sauna - die oberste hat die höchste Temperatur - und fängt allmählich an zu schwitzen. Würde die Luft stark mit Wasser angereichert sein, so würde man übrigens wenig schwitzen: das, was wir in solchen Bädern als Schwitzen bezeichnen, ist oft nicht mehr als der sich niederschlagende Wasserdampf. Der relative Feuchtigkeitsgehalt der Luft wird am angenehmsten ertragen, wenn er nicht über 30 vH ist. Die Luft in der Sauna ist absolut klar und niemals eine Waschlüchlenluft. Man muß nämlich den Feuchtigkeitsgehalt auch in Beziehung zu den Wärmegraden setzen, weil der Prozentsatz in verschiedenen Wärmegraden auch verschiedene Höhen erreicht.

Wenn der Badende sich an Temperatur und Umgebung gewöhnt hat, nimmt er den Birkenbesen, taucht ihn in einen Eimer Wasser und beginnt sich schlagend mit dem Reissig zu massieren. Hierdurch wird eine außerordentliche Durchblutung der Haut erreicht und die Transpiration steigt noch mehr. Dabei schwitzt nicht nur die Haut, sondern auch in einem unvorstellbaren Umfange die Lunge. Von 1000 g Wasser, das der Körper während des Bades abgibt, scheidet die Lunge etwa ein Drittel selbst aus. Offenbar findet also auch, laienhaft gesagt, eine erhebliche „Reinigung von innen“ statt. Das Bad dauert in dieser Form etwa 10 bis 15 Minuten. Die Feuchtigkeitsabgabe des Körpers beträgt bis zu 1500 g, liegt aber bei wiederholtem Baden gewöhnlich unter 1000 g. Der Körper wird nun abgewaschen, auch abgeduscht. Einige Männer haben, wie schon erwähnt, ein solches Wohlbefinden nach dem Bade,



Das Land der sechzigtausend Seen



Finnische Bauweise



In einer Frauensportschule  
am Ufer eines finnischen Sees

daß sie sich im Schnee wälzen; im Sommer schwimmt man gewöhnlich 2 bis 3 Minuten im nahen See. Nach diesem kühlen Bade soll man sich frottieren und wenigstens eine halbe Stunde hinlegen. Der Körper hat nämlich seine Tätigkeit noch nicht beendet, sondern schwitzt meist durch die weitgeöffneten Hautporen noch erheblich nach. Das Wohlbefinden nach einem solchen richtig durchgeführten Bade ist unbeschreiblich und anhaltend. Es ist aber falsch, was so leicht geschieht, angestachelt durch dies Wohlbefinden, Alkohol zu trinken. Er berauscht nach dem Bade noch viel schneller als sonst. Aber es ist angenehm, danach zu tanzen, und man erlebt oft auf abendlichen Tanzfesten, daß der finnische Mensch aus der Sauna zu solch einem Fest oder abendlichen Tänzchen den Geruch des Wacholders und der Birke mitgebracht hat.

Es muß schließlich noch gesagt werden, daß auch die Art, zu baden, verschieden ist. Man geht mehrfach 10 bis 15 Minuten in die Sauna, man steigert oder senkt die relative Feuchtigkeit der Luft, man meldet das kalte Bad nach der Sauna oder man sucht es: Jeder stellt das Bad so ab, wie es seinem Körper am meisten behagt, und diese Möglichkeiten sind ausreichend gegeben. Man muß also die Sauna und ihre Eigenarten auch studiert haben, bevor man sie benutzt. Herzkranke und Menschen mit hohem Blutdruck vertragen die Sauna nicht immer, obwohl auch hier die Sauna, richtig angewandt, mindestens vorbeugende Wirkung hat. In Finnland jedenfalls sucht auch der Kranke in der Sauna Heilung und findet sie in vielen Fällen.

Kein wissenschaftliche Daten über die Heilwirkung der Sauna oder über ihre Wirkung überhaupt lassen sich noch nicht angeben, außer jenen, die sich aus der einzig dastehenden Eigenart dieses Badens erklären. Daß diese Wirkungen aber da sind, beweist schon der Umstand, daß trotz zunehmender, ja vorbildlicher, Hygiene und Sauberkeit, trotz des Vorhandenseins zahlloser Warmbadeeinrichtungen doch das ganze finnische Volk unerschütterlich an der Sauna festhält und sich mit Genuß diesem Bade hingibt. Es weicht keineswegs der modernen Zeit, es ist im Gegenteil beliebter als je. Man wird feststellen können, daß in Finnland trotzdem der Gesundheitszustand des Volkes nicht überall beispielhaft oder gleichmäßig ist. Indessen ist diese Tatsache auf Erscheinungen zurückzuführen, deren Heilung man von der Sauna nicht einfach erwarten kann, denn die Sonnenarmut im Winter, der Mangel an jenen Vitaminen im Norden, die im so knappen Gemüse oder in teuren Südkrüchten enthalten sind, die große Stube, die im Winter fast hermetisch gegen die Außenwitterung verschlossen und verklebt wird, führen Krankheitserscheinungen herbei, die man nur im bescheidenen Maße in der Sauna beseitigen kann. Im Gegenteil scheint nämlich Luft und richtige Ernährung eine wichtige Voraussetzung für die Wirkung der Sauna zu sein!

Jedenfalls ist es ohne Zweifel sehr schade, daß dieses außerordentlich gesunde und einzigartige Bad, das förmlich eine vollkommene Erneuerung des menschlichen Körpers bewirkt, nicht in Deutschland näher bekannt und vorhanden ist und vielfach und vor allem richtig gebraucht wird. Denn so wenig der finnische Brauch um die Sauna ein Ausfuhrartikel ist, so sehr könnten reinliche und lebensfrohe Völker an diesem wunderbaren Bade teilhaben!

# ~ ZUCHT UND SITTE ~

## Der bauerliche Mensch

### Ein Gespräch

**Der Städter:** Ich wohne in der Stadt und muß in ihr wohnen, denn mein Beruf zwingt mich dazu. Du aber bist ein bauerlicher Mensch. Daß wir Gegensätze sind und immer bleiben werden, wird also schon durch die Umwelt bestimmt, in der wir zu leben gezwungen sind. Oder bist du anderer Meinung?

**Der Bauer:** Du machst zwei Begriffe zu Gegensätzen, die keine sind. Ein Stadtmensch und ein Landmensch, das könnte man allenfalls zur Unterscheidung anführen. Aber ebensowenig wie soldatisch und nichtuniformiert Gegensätze sind, so sind auch Stadtmensch - das heißt der in der Stadt lebende - und der bauerliche Mensch keine.

**Der Städter:** Auf deine Beweisführung bin ich neugierig. Trennen uns denn nicht - noch viel mehr als unsere Umwelt - die Berufe? Du bist Bauer und ich bin - - -

**Der Bauer:** Schriftsteller, Buchhalter, Fabrikarbeiter, Glasermeister oder sonst irgend etwas. Lieber Freund, das ist es ja gerade, was deinen Vergleich hinkend macht, denn das, was du meinst, ist Landmann, aber ein Landmann braucht noch lange kein Bauer und auch kein bauerlicher Mensch zu sein, ebensowenig wie jeder zum Heeresdienst eingezogene junge Mann ein soldatischer Mensch sein wird. Sowohl „soldatisch“ wie „bauerlich“ sind keine Standes- oder Berufsbezeichnungen, sondern Bezeichnungen für die Lebensgesetze auf der Grundlage ganz bestimmter ererbter und erworbener Charaktereigenschaften.

**Der Städter:** Du willst also damit sagen, daß auch wir Menschen in der Stadt bauerlich sein können?

**Der Bauer:** Ich gehe noch viele Schritte weiter. Für mich steht es fest, daß jeder wahrhaft deutsche Mensch bauerlich, das heißt blutsgebunden und bodenverwurzelt ist, ebenso wie jeder wahrhaft Deutsche soldatisch, das heißt in seinem inneren Wesen geordnet, klar in seiner Zielsetzung, verantwortungsbewußt und tatensüchtig ist.

**Der Städter:** Bauerlich ist also - wie sagtest du doch - die Summe der Eigenschaften, die mit der Summe derjenigen Eigenschaften, die der Begriff soldatisch enthält, das Charakterbild des deutschen Menschen zeichnen.

**Der Bauer:** So ist es! Denn das deutsche Volk ist in seinem Ursprung ein rein bauerliches Volk, das beweist seine Geschichte. Selbst nach dem größten Niederbruch ist sein Bauertum der Blutsquell und sein Soldatentum der Kraftstrom seines Wiederaufbaues gewesen. Traditionengebunden - besser gesagt: ahnengläubig hat es immer wieder zu seinem Ursprung zurückgefunden und lebensgesetzlich - also der Natur unterworfen - die schlechte Saat von der guten getrennt und durch Auslese, Reinzucht und Hochzucht ernteträchtig gestaltet. Stehst du, das alles ist bauerlich: ahnengläubig sein, sich seines Ursprungs besinnen und diejenigen zu ehren, die alle Worte dieses Ursprungs erhielten und den Entkeln sicherten. Und das ist bauerlich, daß man die Zucht als Folgerung aus der Erkenntnis des Wissens von der Vererbung, also den von Darré geschaffenen Begriff des ahnen-

verantworteten Kindes ebenfalls zum Lebensgesetz erhebt. Und dieser bäuerliche Mensch, ganz gleich, ob die Stadt oder das Land seine Umwelt ist, wird im Bauerntum seine Heimat empfinden. Er wird diese Heimat heilig halten als Ursprung und Verheißung. Er wird

den Begriff Bauer schützen vor jedem Versuch, ihn zu verfälschen, denn er ist ein adeliger Begriff, nicht im landläufigen Sinne des Wortes, sondern im Sinne eines Neuadels aus Blut und Boden, so wie Darré ihn fordert.

- dt

## „Neuordnung unseres Denkens“ auch im Erbrecht

Die biologische Ewigwerdung unseres Volkes ist gesichert, insofern die Erkenntnisse des Reichsleiters Darré, wie er sie auch zuletzt in seiner „Neuordnung unseres Denkens“\*) niedergelegt hat, unerschütterlicher Richtpunkt im Denken und Handeln unseres Volkes werden. Wenn ich weiß, daß das Blut, d. h. die Erbmasse, unseres Volkes einziger Reichtum ist und daß von der Erhaltung des gesunden Kerns dieses Blutes die Zukunft unseres Volkes abhängt, dann muß ich mich mit Darré zum ahnenverantworteten Kinde bekennen und wünschen, daß dieses Kind und seine Mutter uneingeschränkt geschützt wird, so wie der Führer es sagte: Wer wirklich daran geht, das Leben von Mutter und Kind zu schützen, ist der Erfüller allen heldischen Kampfes.

Dieser Schutz des ahnenverantworteten Kindes muß auch durch unsere Rechtsordnung gesichert sein. Das bedeutet, daß beispielsweise der Vater oder Großvater eines ahnenverantworteten Kindes nicht willkürlich über überkommenes wie gewonnenes Gut testamentarisch verfügen kann, sondern daß er es einzusetzen hat zum Wohle des Kindes und damit zum Wohle der Familie und unseres Volkes. Ein Erblasser, der seine ahnenverantworteten erzeugten Kinder und Kindeskinde, noch dazu zugunsten von „Maitressen“ (Es gibt in der deutschen Sprache kein Wort, das den Gedankeninhalt dieser Bezeichnung ersetzt) - wie es kürzlich vorgekommen - testamentarisch benachteiligt, verletzt hiermit als Generationsträger und Ahnherr die Treuepflicht, die er gegenüber seinem eigenen Blut und Volk hat. Eine solche testa-

mentarische Verfügung muß nichtig sein. Sie ist auch nach dem 1938 erlassenen Testamentsgesetz nichtig, „soweit sie in einer gesundem Volksempfinden gröblich widersprechenden Weise gegen die Rückfichten verstößt, die ein verantwortungsbewußter Erblasser gegen Familie und Volksgemeinschaft zu nehmen hat“.

Inwieweit widerspricht nun eine testamentarische Verfügung gröblich gesundem Volksempfinden, die das eigene Blut zugunsten kinderloser „Maitressen“ ausschaltet?

Gesundes Volksempfinden verlangt den absoluten Schutz von Mutter und Kind, damit unser Volk ewig werde. Auch die materiellen Güter müssen dem Kinde zu seiner, seiner Kinder und Kindeskinde Erziehung erhalten werden. Denn die Aufwendungen, die für die Erziehung der Kinder gemacht werden, sind die größte und geistigste Form einer Anlage. Insofern also ein Erblasser erhebliche Werte seines Gutes seinem Blut testamentarisch entzieht und es seinen kinderlosen „Maitressen“ vermacht, verletzt er gröblich gesundes Volksempfinden; denn unser Volk will leben, es kann aber nur leben, wenn seine biologisch wertvollen Kinder leben und stark werden. Darum muß das in der Familie vorhandene Gut durch alle Generationen hindurch immer wieder für die Erziehung der Kinder erhalten und eingesetzt werden.

Das gesunde Empfinden unseres Volkes verlangt, daß ein Erblasser sein Gut dem eigenen Blut erhält. Gesundes Volksempfinden entspricht dem Kernwort des Führers über die Erfüllung allen heldischen Kampfes, die dann gegeben ist, wenn Mutter und Kind tatsächlich uneingeschränkt geschützt werden.

Kurt Weiß

\*) R. Waltherr Darré: „Neuordnung unseres Denkens“. Goslar (1940). Verlag Blut und Boden. Gebunden 2,50 RM.

# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

Zu Beginn des Juni stand mit der Eroberung von Kreta das letzte Ereignis des großen Südostfeldzuges. Innerhalb von 12 Tagen gelang es in außerordentlich schweren Kämpfen die gesamte Insel zu erobern, den Feind trotz schwieriger Gelände- verhältnisse und zähen Widerstandes aus allen Stellungen zu werfen und zur regel- losen Flucht zu zwingen.

Nach dem Verlust von Kreta hat man in England so getan, als habe es sich um eine nur wenig bedeutende Position gehandelt.

Dann folgte eine ziemlich lange Pause, wie ja überhaupt im Unterschied zum Weltkrieg der jetzige Krieg einen Wechsel ruckartiger Entscheidungskämpfe mit auffällig langen Pausen zeigt. Die Frage erhob sich, wo nun die neue Entscheidung fallen werde.

Sie wurde beantwortet durch die Erklärung des Führers vom 22. Juni. Ein schon lange schwebendes Problem brach in hellen Flammen auf: der Gegensatz zwischen dem bolschewistischen Sowjetstaat und Groß- deutschland.

### Das Doppelspiel der Sowjetunion

Als im August 1939 der Nichtangriffs- und Konsultativ-Pakt zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion geschlossen wurde, bestand zwischen beiden Ländern noch das aggressive Polen, dessen Expansionsdrang ja mehrfach in der Geschichte seit dem Tage Heinrichs II. und der Großfürsten von Kiew Deutschland und Rußland zu einer gemeinsamen Politik veranlaßt hat. Ob sich eine solche Politik durchführen ließ, hing wesentlich davon ab, ob die Machthaber im Kreml gewillt waren, das August-Abkommen von 1939 loyal zu halten.

### Die Sowjetisierung der Baltischen Staaten

Die Sowjets begannen zuerst mit Bei- standsverträgen vom 29. September 1939 mit Estland, vom 5. Oktober 1939 mit Lett- land - beide ließen sich noch in den Rahmen der zwischen Berlin und Moskau verein- barten Interessenabgrenzung einordnen. Etwas anderes war es schon mit dem Bei- standsabkommen mit Litauen vom 9. Ok- tober 1939. - Es war der erste Schritt vom Wege, denn von Litauen sollten nach dem Einvernehmen der beiden Großmächte die Sowjets ihre Finger lassen. Schon damals tauchte die Befürchtung auf, daß die Be- setzung militärischer Stützpunkte der An- fang der Bolschewisierung dieser Gebiete sein werde. Molotow wies am 31. Oktober 1939 in seiner Rede vor dem Obersten Sowjet dies ausdrücklich von sich. Im Frühjahr 1940 aber, als das deutsche Heer im Westen be- schäftigt war und den Sowjets nach ihrem wirklich nicht sehr strahlenden Erfolg über Finnland offenbar der Mut gewachsen war, begannen auf einmal: „Verstimmungen“ gegenüber Lettland und Estland, dann wur- den „absolut notwendige Minimalforde- rungen“ gestellt, Massen von Sowjettruppen rückten in Estland, Lettland und Litauen ein, am 27. Juli 1940 mußte in diesen Staaten unter Druck und Terror eine „Einheitsliste des Verbandes des werktätigen Volkes“ ge- wählt werden, und die neu zusammengesetzten Parlamente beschloßen weisungsgemäß den Eintritt dieser Staaten in die Sowjet-Union. Sofort begannen dort auch Maßnahmen der Kollektivierung der Landwirtschaft und der Zerstörung der bisherigen Wirtschaftsord- nung. Das war ein krasser Verstoß gegen die Grundlagen des Zusammenlebens zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjet-Union. Zugleich zeigte sich, daß die Sowjets den mit Finnland geschlossenen Frieden nicht ehr- lich einhalten wollten, sondern vielmehr durch die Gründung revolutionärer Gruppen und die Unterwühlung Finnlands eine Annektion Finnlands vorbereiten.

### Der Vorstoß in den Donau-Raum

Noch schlimmer war der Vorstoß in den Donau-Raum. Hier wurde am 26. Juni 1940 dem rumänischen Gesandten in Moskau die Forderung auf Rückgliederung Bessarabiens und der Nord-Bukowina vorgelegt. Bessarabien ist ein altes rumänisches Land, das stets zum Fürstentum Moldau gehört hat; mit recht schlechten Gründen hatte Rußland 1879 auf dem Berliner Kongreß Bessarabien an sich gebracht, übrigens bis zum Weltkrieg die Sonderstellung dieser Provinz stets anerkannt. Die Rückgliederung dieses Landes an Rumänien war eine der wenigen vernünftigen Maßnahmen der Friedensverträge nach dem Weltkrieg. Die nördliche Bukowina hat überhaupt niemals in ihrer Geschichte zu einem russischen Staatswesen gehört. Die Sowjettruppen rückten dann sofort ein, unter allgemeiner Verzweiflung der Bevölkerung, die Hals über Kopf floh. Das Deutsche Reich hatte um des lieben Friedens willen Rumänien geraten, diese Gebiete ohne Kampf abzutreten. Es hatte wirklich eine außerordentlich große Geduld gezeigt. Als im November 1940 Molotow nach Berlin kam, mußte sich die Sowjetunion entscheiden: Wollte sie nunmehr mit den wahrhaft reichlichen Gewinnen, die sie gemacht hatte, sich zufriedengeben oder wollte sie weiter im Osten drücken und erpressen. Molotow stellte vier bezeichnende Fragen an den Führer: Er verlangte freie Hand in Finnland, Ungültigkeit der deutschen Garantie für Rumänien im Falle eines Sowjetangriffes auf Rumänien, den Einmarsch roter Truppen nach Bulgarien, wobei er gütigst den König nicht abzusetzen erklären wollte, und die Einräumung besetzter Positionen am Bosphorus und an den Dardanellen, also faktisch die Auslieferung von Konstantinopel. Dabei ließ sich erkennen, daß die bolschewistische Propaganda bereits noch weiter ging und schon den nächsten Abschnitt, das Generalgouvernement, Ungarn und Jugoslawien, bearbeitete. Es ist klar, daß keinerlei russische Rechte oder Ansprüche auf die Gebiete bestehen oder bestanden, die

Molotow forderte, daß es sich es hier vielmehr um einen geradezu brutalen Imperialismus handelte, der, weit über jeden russischen Raum vorstößend, den Bolschewismus nunmehr mit militärischen Mitteln überfern aufzwingen wollte, die ihn wie die Pest verabscheuen. Vom deutschen Standpunkt war es selbstverständlich undenkbar, das unglückliche Finnland, das uns vertrauende Rumänien, den alten Freund Bulgarien oder die Türkei, die Wächterin an den Meerengen, dem Bolschewismus auszuliefern, diese für uns selbst wichtigen Gebiete einem Staatswesen zu überlassen, das offenbar unerfättlich und aufs neue von seiner weltrevolutionären Idee zu immer neuen grausamen Eroberungen getrieben war. Der Führer lehnte so die Forderung Molotows ab.

### Das Ende der Rasgeierpolitik

Seitdem gingen die Sowjets zur offenen Bekämpfung der deutschen Diplomatie über. Sie versuchten in Ankara zusammen mit Eden die Türkei zum Kampf gegen Deutschland zu bringen. In Bukarest organisierten die Sowjets mit Hilfe irreführender rumänischer Legionäre den Putsch von Horia Sima, in Belgrad drängten sie zum Kampf gegen Deutschland und fanden sich eng mit Oberst Donovan, dem Brandstifter Roosevelts, und der englischen Diplomatie zusammen. Zugleich häuften sich die Sowjettruppen an der deutschen Grenze, wurde die Agitation gegen das Deutsche Reich immer schärfer aktiviert, und als in Belgrad die Regierung Zvetkovic dem Dreimächtepakt beitrug, war es nicht nur England, sondern auch vor allem die Sowjetunion, die zum Kampfe drängte, den Sturz der Regierung herbeiführte und den Putschgeneral Simovic und seine von England gesteuerte Kolonne ans Ruder brachte. Diese Brandstifter wurden dann sofort mit einem Freundschaftsvertrage der Sowjetunion belohnt. Die Serben sind nicht nur von London, sondern auch von Moskau in den Kampf getrieben worden. Ihnen wurden auch russische Waffen zugesagt.

Dieselbe realpolitische Erwägung, die im August 1939 zum Abschluß des Nichtangriffspaktes geführt hatte, konnte sich jetzt der



Tatsache nicht verschließen, daß die Sowjetunion in der loyalsten Weise gegen Geist und Buchstaben der mit ihr geschlossenen Verträge fortgesetzt verließ und weiter zu verstoßen gewillt war, daß sie im Einvernehmen mit England an der Verlängerung des Krieges arbeitete, entschlossen war, im geeigneten Augenblick, der offenbar schon recht nahe war, Deutschland zu überfallen und auf den Trümmern eines ausgebluteten Europas den Weltbolschewismus aufzurichten wollte. Wenn unser Kampf überhaupt einen Sinn haben sollte, so mußte diese Aasgeierpolitik verhindert werden. Das ging aber, da ja offenbar der Erpressung kein Ende war, nur, indem Deutschland mutig sich der drohenden Gefahr von Osten entgegenwarf. In seinem Aufruf an das deutsche Volk vom 22. Juni 1941 erklärte so der Führer: „Die Aufgabe der Front vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer ist nicht mehr der Schutz der einzelnen Länder, sondern die Sicherung Europas und damit die Rettung aller.“ Wie ein Gespenst hatte die Drohung der Sowjets über dem Erdteil gehangen, und es war erhebend, wie nun im Augenblick, da das Deutsche Reich das Schwert zog, eine ganze Anzahl anderer Völker an seine Seite trat. Zuerst der treue Bundesgenosse Italien, das ein Expeditionskorps an die Sowjetfront sendet, dann zogen Rumänien, die Slowakei, Finnland und Ungarn das Schwert zur gemeinsamen Bekämpfung der bolschewistischen Weltgefahr. Selbst Schweden gestattete den Durchmarsch einer deutschen Division von Norwegen nach Finnland. In Dänemark wird ein Freikorps aufgestellt. Norwegische Einheiten marschieren in der Standarte Nordland. Die junge Wehrmacht Kroatiens schließt sich an, in Holland und Belgien melden sich Freiwillige. Besonders rührend ist die Begeisterung Spaniens, das furchtbar unter dem roten Terror gelitten hat; 50 000 spanische Freiwillige haben sich bisher für diesen Kampf gemeldet. Kaum erholt von den Wunden des Bürgerkrieges, stellt diese ritterliche und große Nation sich an fernster Front aufs neue zum Kampf.

### In den Aufmarsch der Sowjets hinein

Zwischen dem 1. September 1939 und dem 1. Mai 1941 hatten die Sowjets ihre Truppen an der Westgrenze von 44 auf 181 Schützendivisionen und von 3 auf 40 motorisierte und Panzerbrigaden gesteigert. Ihr Aufmarsch in 4 Armeen war so gut wie abgeschlossen. Diese ungeheure Masse wurde von der deutschen Wehrmacht angegriffen. Schon am ersten Tage, dem 22. Juni, errang die deutsche Luftwaffe die Luftherrschaft im Osten, durchstieß das deutsche Heer die starken Grenzfestigungen. Am 23. Juni wurde Grodno nach furchtbaren Kämpfen genommen, die Festung Brest-Litowsk erobert, Wilna und Kowno besetzt. Bis zum 26. Juni war Danaburg erreicht und besetzt, die Düna überschritten. Im Raume zwischen Bialystok und Minsk wurden zwei Sowjetarmeen in schwerem Ringen eingeschlossen. Die Sowjettruppen fochten mit wilder Zähigkeit, Sturheit und mit jener dumpfen altrussischen Standhaftigkeit, die den Russen in allen Kriegen zu einem gefährlichen Gegner gemacht haben.

Ihre starke Ausrüstung mit Panzern und Flugwaffen erwies sich materialmäßig den deutschen Waffen nicht gleichwertig, gegenüber der drausgängerischen Kampfkraft des besser geschulten deutschen Soldaten vermochten die Sowjetmassen sich nicht durchzusetzen, so daß bis zur Beendigung der ersten Woche die deutschen Truppen bereits auf dem halben Wege nach Moskau standen und die eingeschlossenen Sowjetarmeen unter furchtbaren Verlusten zusammenbrachen.

### Die Verbündeten des Bolschewismus

Englands heimliches Einvernehmen mit dem Bolschewismus wurde nun offenbar; Churchill erklärte am 22. Juni die Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen und machte darauf aufmerksam, daß er schon lange die Zusammenarbeit mit Stalin gesucht habe. Sein Botschafter, Sir Stafford Cripps, habe Stalin ein persönliches Schreiben von ihm gebracht und ihn vor Deutschland gewarnt.



#### Der gute Appetit

Die türkische Zeitschrift „Dik“ kennzeichnete bereits im Jahre 1910 die beiden gefährlichen Weltfeinde, den englischen Imperialismus und den kommunistischen Imperialismus, in dieser treffenden Karikatur

In den Vereinigten Staaten ist Jakes, der bisherige Innenminister, zum Petroleumdiktator ernannt worden, damit ist die rein staatswirtschaftliche New-Deal-Gruppe des Präsidenten gestärkt, eine der Schlüsselindustrien unter Staatskontrolle gestellt worden. Der stille Weg zum Bolschewismus wird also von Roosevelt zäh fortgesetzt.

In Südamerika hat die Aufnahme des Kampfes gegen den Bolschewismus durch Deutschland und Italien zu einer deutlichen Absehung der öffentlichen Meinung von Roosevelt geführt. Die Völker spüren eben alle, daß es sich bei der Auseinandersetzung zwischen Deutschland und den Sowjets um mehr als nur einen Kampf zwischen Staaten handelt, daß vielmehr es sich hier um eine allgemeine Menschheitsangelegenheit handelt, daß ein Staatswesen beseitigt werden muß, das unablässig die anderen Völker mit revolutionärer Forderung und gewaltsamem Überfall bedroht, mit dem beim besten Willen Frieden und Vertrag nicht möglich ist.

Die Eröffnung des Kampfes gegen die sowjetische Bedrohung ganz Europas hat allgemein das Bild sehr stark gewandelt. - Auch Staaten, die bis dahin Deutschland gegenüber ablehnend oder zurückhaltend waren, erkennen jetzt die hohe Bedeutung der Politik des Führers für ganz Europa an.

HANS MERKEL

## Weltwirtschaft

Die weltgeschichtliche Auseinandersetzung des Großdeutschen Reiches mit dem Bolschewismus hat begonnen. Dies ist das wichtigste Ereignis, das der Monat Juni auch für das Gebiet der Weltwirtschaft gebracht hat. Die Folgen der hier beginnenden Umwälzung sind noch gar nicht abzusehen. Deshalb können hier auch nur einige Gesichtspunkte gebracht werden.

Bis zum Weltkrieg war Rußland ein Agrarland. Diesen Charakter hat es auch heute noch nicht verloren. Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches versuchte der Bolschewismus, die kommunistische Wirtschaftsform und im Zusammenhang damit eine überstürzte Industrialisierung durchzuführen. In großen Fünfjahresplänen (gegenwärtig läuft der dritte) sollten die Bodenschätze erschlossen, die wichtigsten Wirtschaftszweige ausgebaut, die Abhängigkeit von der Einfuhr ausländischer, industrieller Erzeugnisse beseitigt werden. Gewiß sind hier bestimmte Erfolge zu verzeichnen. Die bolschewistische Propaganda hat sich aber hier wie auch sonst in einem Rausch von Zahlen gefallen. Dies war besonders deutlich zu erkennen auf der Pariser Weltausstellung 1937, wo der deutsche und der russische Bau wohl den stärksten inneren Gegensatz bildeten, den man sich denken konnte.

#### Die Finanzierung der Weltrevolution

Erzeugungsziffern sagen für sich allein noch nicht viel. Es kommt darauf an, ob die Leistungssteigerung dem schaffenden Volksgenossen zugute kommt und seine Lebenshaltung hebt, ob die Mehrerzeugung wiederum produktiv eingesetzt wird und ob die durch solche Maßnahmen eingeleitete Wandlung der Wirtschaft dem Volkscharakter entspricht, den Entwicklungsnotwendigkeiten des Landes und der allgemeinen Wohlfahrt dient. Nur unter diesen einschränkenden Voraussetzungen können die russischen Zahlen mit den westeuropäischen verglichen werden.

Die Wandlungen im russischen Wirtschaftsaufbau werden deutlich, wenn die

wichtigsten Erzeugungszahlen der Jahre 1913 und 1938 miteinander verglichen werden. So stieg die Erzeugung (in Millionen Tonnen):

	1913	1938
Steinkohlen . . . . .	26	113
Erdöl . . . . .	9,2	32,5
Eisenerz . . . . .	9,2	26,5
Roh Eisen . . . . .	4,2	14,7
Rohstahl . . . . .	4,4	18,1
elektr. Strom (i. Millionen kWh) . . . . .	1,95	39,6

Diese stürmische Entwicklung läßt sich mit keiner anderen vergleichen. Der Industriebau in Großbritannien, Deutschland und Belgien ging in hoch zivilisierten Ländern vor sich. Der Aufbau in den Vereinigten Staaten erfolgte unter starkem persönlichen Einsatz von wagemutigen Männern germanischer Abkunft. Er stand aber auch unter den zersetzenden Einflüssen des spekulativen Kapitals und südischer Finanzmänner. In Japan war die Industrialisierung Mittel, um sich in die Reihe der Großmächte emporzuarbeiten und um den außerordentlich starken Bevölkerungsdruck auf beschränktem Raum irgendwie zu meistern. Im weiträumigen Rußland dagegen handelte es sich für die bolschewistischen Machthaber darum, den Marxismus Leninscher Prägung durchzuführen, die ungeheuren Bodenschätze und die Arbeitskraft des russischen Volkes auszunutzen und womöglich auf diese Weise die Weltrevolution zu finanzieren.

Richtig ist wohl, daß die gewerbliche Erzeugung Rußlands 1913 in der Welt an fünfter Stelle, 1938 dagegen an dritter Stelle stand, und zwar hinter den Vereinigten Staaten und Deutschland. Richtig ist auch, daß Rußlands Anteil an der gewerblichen Welterzeugung im gleichen Zeitraum von 4 vH auf 11,5 vH stieg. Aber dieses Wachstum war unausgeglichen und von einer Insumme von wirtschaftlichen und sozialen Störungen begleitet. Vor allen Dingen fehlte es an der notwendigen Tatkraft, diesen Wirtschaftsumbau zu meistern.

Unter den großen Rohstoffländern der Erde steht Rußland an vierter Stelle. In der Erdölförderung folgt es den Vereinigten Staaten an zweiter Stelle, wenn auch mit einem er-

heblichen Abstand. In der Energieerzeugung steht Rußland nach den Vereinigten Staaten und Deutschland an dritter Stelle. Das gleiche gilt für die Erzeugung von Eisen und Stahl. Dabei nimmt Rußland in der für die Stahlerzeugung besonders wichtigen Manganerzförderung eine überragende Stellung ein. Nur wird damit zu rechnen sein, daß in Zukunft nicht mehr die Vereinigten Staaten die Hauptabnehmer dieses Erzes sein werden.

### Der Außenhandel der Sowjetunion

Der Außenhandel der Sowjetunion unterlag großen Schwankungen. 1930/31 war ein Höchstmaß des Außenhandels erreicht. Er sank während der Krise auf der Einfuhrseite auf ein Fünftel, auf der Ausfuhrseite auf etwa ein Drittel. Vor dem deutsch-russischen Abkommen vom 19. August 1939 waren die kapitalistischen Länder des Westens die wichtigsten Handelspartner des bolschewistischen Rußland. So betrug 1938 (in Millionen Rubel

	die Einfuhr aus	die Ausfuhr nach
Vereinigte Staaten, Großbritannien, Niederlande und Belgien samt Kolonien usw. dagegen Deutschland .	489,1 71,8	597,5 90,5.

von 17. 1938



So las man es vor Tisch  
Die „Pravda“ bebt gegen die Ausbeutungspolitik der U.S.A. 50 vH der Ernte für die Pacht, 40 vH für die Steuer geht auf den Säcken

Wichtigstes Ausfuhrgut waren Holz und Holzzeugnisse, Weizen, Rauchwaren und Erdöl. Die größten Einfuhrposten waren Maschinen, insbesondere Werkzeugmaschinen sowie Nichtisenmetalle.

Innerhalb des gesamten russischen Raumes kommt der Wirtschaft der Ukraine eine besonders wichtige Rolle zu. Die damit zusammenhängenden Fragen sollen demnächst behandelt werden.

WALTHER H. HEBERT

## Die Landwirtschaft in der Welt

Der Kampf gegen den verräterischen Bolschewismus nähert die europäischen Völker einander mehr, als alle Beredsamkeit und Überzeugungskunst vermocht hätten. Nicht nur, daß alle Völker die allen geltende jüdisch-bolschewistische Bedrohung erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus zu seglicher Abwehr bereit sind, es erwächst jetzt ein neues Gemeinschaftsgefühl, das sichlich auch befruchtend auf die Lösung der vielen Aufgaben ausstrahlt, die aus der Perspektive der britischen Blockade gestellt sind. London und Moskau Arm in Arm zu sehen, die angeblichen Verteidiger demokratischer Freiheit im Bunde mit den brutalsten Diktatoren und Menschenschlächtern, die die Welt bisher erlebt hat, dieses Erlebnis war für Europa notwendig, um den wahren Verlauf der Fronten dieses Krieges zu erkennen.

### Günstige Entwicklung der europäischen Selbstversorgung

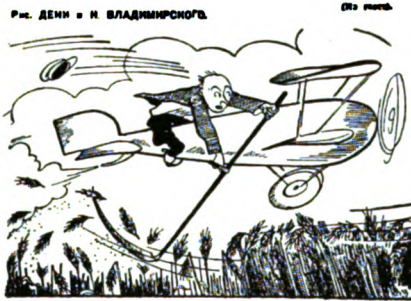
Aus dieser Blickrichtung gewinnt das Problem der europäischen Selbstversorgung selbst für diejenigen Völker Europas, die die Entwicklung bisher mit einiger Zurückhaltung verfolgt haben, unmittelbare politische Bedeutung. Man beginnt die Notwendigkeit einer europäischen Selbstversorgung zu erkennen, was naturgemäß allen diesbezüglichen Bestrebungen zugute kommen muß. Es reißt die erste europäische Blockadeernte heran! Ihr Stand und ihre Aussichten werden im allgemeinen nicht ungünstig beurteilt. Die Wei-



In dieser Karikatur gethelt die „Bramba“ die Sowjet-Methode der Ernte

zenanbaufläche übersteigt sämtliche in Europa bisher bekannten Rekordziffern. Neben dem Anbau von Brotgetreide ist der Hackfruchtanbau ausgedehnt worden, bei gleichzeitiger Einschränkung der Viehwirtschaft. Der europäische Mensch beginnt sich vom kostspieligen Umweg über den Tiermagen, soweit erforderlich, loszusagen. Gleichzeitig werden in diesem Jahre erste Intensivierungsbemühungen Erfolge zeitigen. Damit reifen naturgemäß noch nicht alle Blüentreäume der europäischen Selbstversorgung, aber man kommt diesem Ziel doch bereits in einer Weise näher, die unmittelbare Bedrohungen aus einer weiteren Abschnürung überseeischer Zufuhren ausschließt. Europa wird sich noch eine Weile einzuschränken haben, aber es wird aus eigener Kraft und zum Nutzen des europäischen Bauerntums aus fremder Umklammerung herauswachsen.

Bemerkenswert sind die europäischen Anstrengungen, die Lücke in der Futtermittelversorgung zu schließen. Hier war bekanntlich die Abhängigkeit Europas von anderen Kontinenten besonders groß. Es gibt kaum ein Mittel der Intensivierung der Futtermittelgewinnung, das heute nicht in den verschiedenen europäischen Ländern angewandt würde. Die deutsche Vorarbeit auf diesem Gebiete wird anerkannt und mit Nutzen angewandt. Wo die Möglichkeit gegeben ist, wird der Zwischenfruchtanbau gefördert. Daneben kommen die verschiedenen Methoden der Futterflage, der Futtertrocknung usw. zur Anwendung. Rationelle Ausnutzung der vorhandenen Weiden, Verbesserung der Weiden und Neugewinnung von



In grenzenlosem Dilettantismus propagierte die „Pravda“ die Ausaat durch Flugzeuge, aus denen man 100 bis 300 ha in wenigen Stunden besäen könne. Nach dem Fehlschlag des Experiments verpönte dieselbe Zeitung ihre eigene Propaganda, die kostbares Saatgut einer Bahndee opferte, in der billigen Zeichnung „Ernte aus dem Flugzeug“

Weideland werden ebenso erstrebt, wie eine raffische Vereinigung des Viehstapels selbst. Daneben gewinnt die Ausnutzung der Futtergewinnung aus der Fischerei und aus der Holzverarbeitung (Futterzellulose) wachsende Bedeutung, namentlich in den nordischen Ländern, während im Südosten die Ausdehnung des Anbaus von Ölpflanzen zugleich auch die Voraussetzungen für eine Verbreiterung der Futtermittelgrundlagen liefert.

## Aus einzelnen Teilen Europas

### Der Norden

Dänemark wird im Rahmen der europäischen Neuordnung seine Stelle als landwirtschaftlicher Großlieferant des Reiches und anderer europäischer Länder aufrecht erhalten können, wobei mit bedeutend stabileren Verhältnissen als früher zu rechnen ist.

Aus Norwegen werden energische Pläne einer Erweiterung der Viehweiden gemeldet. Zu den bisher vorhandenen 47 000 ha werden weitere 215 000 ha für erforderlich gehalten, die aus Wäldern und Obfländereien gewonnen werden sollen. 185 Millionen Arbeitsstunden und 250 Millionen Kronen Kosten wurden veranschlagt. Die Möglichkeiten der Urbarmachung sind in Norwegen offenbar noch sehr ausgiebig.

Interessant sind folgende schwedische Zahlen. Das Land führte vor diesem Kriege jährlich 300 Millionen Futtermittelleinheiten

ein bei einer eigenen Ernte von jährlich normalerweise 3 Milliarden Futtermittelleinheiten. Die eigene Produktion braucht also nur um jährlich 10 vH gesteigert zu werden, um volle Auslandsunabhängigkeit auf diesem Gebiet zu erlangen.

### Aus dem Westen

In Holland wird bekanntlich eine nährstoffsichere Organisation aufgebaut. Dr. J. Müllenbusch schreibt in der „Landware“ hierüber u. a.: „Mit der Errichtung einer Marktorganisation nach Art der deutschen Marktverbände ist ein wichtiger Ausbau der ernährungswirtschaftlichen Organisation der Niederlande im Rahmen der neuen agrarpolitischen Aufgaben des Landes erfolgt. Gleichzeitig ist damit, nachdem auch in Belgien vor einiger Zeit eine ähnliche Marktordnung geschaffen worden ist, eine weitere organisatorische Angleichung der beiden alten Niederlande an die ernährungswirtschaftliche Organisation des Reiches durchgeführt, die für die Zusammenarbeit dieser erzeugungs- und absatzmäßig aufeinander angewiesenen Nachbarländer von wesentlicher Bedeutung ist.“

Der Landwirtschaftskongress der spanischen Galangefyndikate wurde Ende Juni nach dreiwöchiger Arbeit beendet. Die Veröffentlichung neuer Landwirtschaftsgesetze, unter anderem über die landwirtschaftlichen Pachtverträge und eine neue Arbeitsregelung in der Landwirtschaft, weiter über Siedlungsarbeiten, landwirtschaftliche Kredite usw. wurde angekündigt.

### Aus dem Südosten

Kroatien steht naturgemäß vor einer Fülle zu lösender Aufgaben. Es gilt, nicht nur den verwaltungsmäßigen Unterbau künftiger agrarpolitischer Maßnahmen zu schaffen, sondern zugleich drängende agrarpolitische Aufgaben zu lösen. Unter diesen steht die „Neulandgewinnung“ durch Meliorations- und Regulierungsarbeiten in zahlreichen Überschwemmungsgebieten offensichtlich im Vordergrund. Auch mit einem Siedlungsaustausch befaßt man sich, Entlastung der dichtbesiedelten zugunsten der dünnbesiedelten Landesteile. Die neue „Gemeinschaft für den Verkehr mit Vieh und Vieherzeugnissen“, die



Vormarsch im Osten  
Reifende Ernte





Willy Birgel auf Harro in  
... »reitet für Deutschland«

unter der Aufsicht des Volkswirtschaftsministeriums steht, bedeutet den ersten Schritt auf dem Weg zu einer näherständischen Organisation.

WALTER HORN

## Kulturpolitische Umschau

Der Ufa-Film „... reitet für Deutschland“ gibt ein gutes Beispiel, wie die Erinnerung an Gestalten und Ereignisse der nahen Vergangenheit ohne dramaturgische Konstruktionen wachgehalten werden kann. Hier sollte dem beispielhaften Reiterleben des Freiherrn von Langen ein Denkmal gesetzt werden. Aber es wurde nicht nur ein fruchtbarer Stoff gewonnen, lebensrechte Charaktere konnten für eine tragfähige und spannende Handlung eingesetzt werden, und vom persönlichen Schicksal führte ohne Zwang eine Brücke ins Allgemeingültige.

Der Reiteroffizier Freiherr von Langen - im Film ein Rittmeister von Brenden, den Willy Birgel charaktervoll und mit einer soldatisch straffen Vornehmheit spielt - kam schwer verletzt aus dem Weltkrieg zurück, nach dem Urteil der Ärzte für den Rest seines Lebens an den Rollstuhl gefesselt. Langen war bis zu seiner Verwundung nicht nur ein Reiter aus Begabung und Leidenschaft, sondern auch ein ernsthafter Pferdezüchter und -kennner, eine Kämpfernatur von guter Rasse, die aus dem natürlichen Instinkt des Blutes sich das Pferd edler Zucht als den besten und treuesten Gefährten erwählt hatte. Die Sorge um seine geliebten Pferde ließ dem gelähmten Langen keine Ruhe. Durch jahrelanges mühsames Aßen lernte er wieder das Sehen, zuerst an Krücken, dann am Stod. Eine wunderbare Fügung schenkte ihm das Pferd, mit dem er später als Turnierreiter einen märchenhaften Aufstieg zu Sieg und Ruhm nahm. Als struppigen und abgezehrten Karrengaul fand Langen das abgemusterte Kriegspferd Hanto auf einem pommerischen Gut und erkannte in dem verwahrlosten und entkräfteten Tier ein ostpreußisches Pferd aus edelster Zucht. Langen kauft den Veteran für eine gering-

fähige Summe, und nun vollbringt seine zähe Kämpfernatur eine Leistung ohne Beispiel: er zwingt seinen kranken Körper auf den Pferde Rücken und lernt noch einmal reiten. Die beiden Kriegsveteranen wachsen zu einer Leistungsgemeinschaft zusammen, wie sie die Geschichte des Pferdesports bisher nicht kannte. Langen gesundet, und der vierzehnjährige ehemalige Karrengaul gewinnt als Springpferd unter der Führung seines Meisters die ganze zähe Kraft seiner guten ostpreußischen Rasse zurück und vollbringt wahre Wunder an Leistung. Als erster deutscher Reiter nach dem Weltkriege tritt Langen auf ausländischen Turnieren zum Kampf an, siegt in Malmö und in der feindlich-ablehnenden Atmosphäre Genfs, gewinnt die große Dressurprüfung der Olympiade 1928 und sticht im Jahre 1934 beim Distanzritt in Döberitz den Reitertod.

Langens Aufstieg zu Kampf und Sieg war ein Heldenleben, und der Film - Spielleitung Arthur Maria Rabenalt - ist der Gestalt und Leistung dieses unvergeßlichen Reiters in würdiger Form gerecht geworden. Neben den Menschen tritt das Pferd als ein Gefährte des gleichen Schicksals, und die Kräfte der Landschaft tragen und stärken beide. Die Szenen vom Rückzug der deutschen Reitertruppen im Osten Ende 1918 - der Film verlegt in diese Zeit die erste abenteuerliche Begegnung zwischen dem Rittmeister und dem Pferd Hanto - haben im Widerspiel mit der weiten schwermütigen Landschaft die Stimmung der Ballade. Aber den Koppeln Pommerns, auf denen sich Pferde edler Zucht tummeln, spannt sich der glückhafte Himmel, den Binding besungen hat. Auch in der lebensrechten Charakterisierung der landfeindlichen Schieber und Spekulanten jener Jahre überzeugt der Film. Sein Höhepunkt ist der herrliche harte Reiterkampf, den Brenden in Genf bestreift, und hier rückt der zweite „Hauptdarsteller“, der vierbeinige Kriegskamerad und Kampfgefährte des Rittmeisters, ein wundervoller Apfelschimmel, ganz in den Vordergrund. Dieses Pferd verkörpert den Leistungswillen der edlen Rasse in vollendeter Form und bestätigt den Spruch des Dichters, daß Reiten nicht ein Handwerk, sondern eine Kunst ist.



# DIE BUCHWACHT

## Sowjet-Spiegel

Die weiten Flächen Osteuropas sind stets nur dann ein Glied der europäischen Ordnung gewesen, wenn die staatenbildende Kraft des Germanentums die Völkerschaften Osteuropas zu fester Abwehr gegen die Nomadenstürme aus Innerasien zusammenschloß. Aus sich selbst heraus haben diese Völkerschaften nie die Kraft zur Selbstbehauptung entwickeln können, so daß Osteuropa immer wieder das große Sammel- und Staubecken zu werden drohte, aus dem sich die innerasiatischen Nomadenmassen in wilder Springflut nach Mitteleuropa ergossen. Auch Rußland verdankt seine Einbeziehung in den europäischen Kulturkreis der Aufbauleistung der ihm immer wieder zufließenden germanisch-deutschen Volkskraft, deren Anteil an der russischen Geschichte leider noch keine ausreichende Gesamtdarstellung gefunden hat.

### Einbruch des Tatarentums in Osteuropa

So groß dieser Anteil ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß gerade in Rußland germanisch-deutsche Volkskraft nie unbeschränkt zur Entfaltung kommen konnte. Während in den blutigen Schlachten an der Newa (1240) und bei Pleskau (1242) der aus Wikingerblood stammende Großfürst Alexander von Susdal die Vorstöße des Deutschen Ordens abwehrt, brechen gleichzeitig aus Innerasien die Tataren ein und überschwemmen bald das ganze Land. Fast 250 Jahre sollte ihre Herrschaft dauern. Das Großfürstentum Moskau, das später der Mittelpunkt des russischen Staates werden sollte, wird zu ihrer stärksten europäischen Bastion, und noch heute trägt die einstige Jarenresidenz, das Musterbild einer nomadischen Zwingsburg, den tatarischen Namen „Kreml“.

Die mit dieser Fremdherrschaft verbundene Durchdringung des Russentums mit mongolischem Blut hat zu einer inneren Zwi-spältigkeit geführt, die durch ein unvermitteltes Neben- und Gegeneinander der widersprechendsten Eigenschaften gekennzeichnet wird. Dieses innere Chaos haben scharf-

blickende Russen, die den Mut zu rück-sichtsloser Ehrlichkeit fanden, stets als gefährliche Entartung ihres Volkes empfunden. Für Dostojewski beispielsweise bedeutet die Tarenherrschaft ein „Bespeien des russischen Antlitzes“, durch das die Empfindung für Würde und Ehre vernichtet worden sei.

Durch diese Vermischung mit tatarisch-nomadischem Blut wurde den deutschen Aufbaukräften in Rußland stets das denkbar schwerste Hindernis entgegengestellt: eine weitgehende innere Unwilligkeit und Unfähigkeit des Russentums zu ehrlicher Zusammenarbeit. Diese blutsbedingte Fremdheit ging so weit, daß die deutsche Leistung immer wieder statt Dank und Anerkennung einen blinden Haß erntete, der sich nur zu oft in sinnloser Zerstörung des mühselig Aufgebauten giefel.

### Kampf um den Ostseeraum

Für das Schicksal Osteuropas ist es von entscheidender Bedeutung gewesen, daß es dem Großfürstentum Moskau, in dem das tatarische Element besonders stark war, gelang, seinen Herrschaftsbereich mehr und mehr auszudehnen; denn mit dem Moskowitzertum trat das innerasiatische Nomadentum, wenn auch vielfach hinter europäisierter Fassade, einen neuen Siegeszug durch Osteuropa an und unterwarf sich ein Volk nach dem andern. Ein für das Schicksal Europas besonders wichtiger Frontabschnitt in diesem Kampfe bildete das Ostseegebiet.

In Band 4 der Goslarer Volksbücherei gibt Dr. Rudolf Bemann unter dem Titel „Rußland greift nach der Ostsee“<sup>1)</sup> einen großlinigen Überblick über die moskowitzischen, auf das Ostseegebiet gerichteten Ausdehnungsbestrebungen, die er mit Recht auf die nomadische Sucht zurückführt, fremde Kulturleistungen auszubeuten. In knapper, einprägsamer Form schildert er, wie auf diese Weise im Ostseeraum der schärfste Gegensatz aufeinanderprallt, den die Weltgeschichte kennt, der Gegensatz zwischen nor-

<sup>1)</sup> „Rußland greift nach der Ostsee“. Verlag Blut und Boden, Reichsbauernstadt Goslar 1939, geb. und bebildert 2,50 RM.

dischem Bauerntum und asiatischem Nomadentum.

Nachdrücklich wendet er sich gegen eine oft vertretene mechanistische Auslegung raumpolitischer Gesetzmäßigkeit, die in den moskowitzischen Vorstößen an die Ostseeküsten lediglich den naturgegebenen Ausfluß des jedem binnenländischen Staatsgebilde innewohnenden Dranges zum Meere erblickt. Dagegen spricht schon die Unfähigkeit des Moskowiterraates, die schließlich errungene Stellung an der Ostsee durch eigene Aufbauleistungen zu rechtfertigen. Stets hat das Rückgrat des sogenannten russischen Ostseehandels die deutsche Kaufmannschaft gebildet, die auch unter der moskowitzischen Fremdherrschaft den alten Hansegeist bewahrte.

### Moskau bedroht Mitteleuropa

Vor allem aber war, wie Bemmann überzeugend nachweist, der moskowitzische Vorstoß in das Baltikum stets nur als Teilaktion einer Machtpolitik gedacht, die die moskowitzische Herrschaft bis tief nach Mitteleuropa ausdehnen sollte und die ihre Hand nicht nur nach der preußischen, pommerischen und mecklenburgischen Küste, sondern sogar bis nach Holstein ausstreckte. Nur der rasche Aufstieg Brandenburg-Preußens zur Großmacht hat dieser drohenden Gefahr Einhalt geboten; aber sie war nur gebannt, nicht beseitigt.

Im Panslawismus moskowitzischer Prägung lebte sie erneut wieder auf. Sein Deutschenhaß war eine der stärksten Triebkräfte, die zum Weltkrieg 1914/18 führten. Nur der Sieg von Tannenberg hat die moskowitzischen Machthaber daran gehindert, das panslawistische Vergewaltigungsprogramm in die Tat umzusetzen und die ostpreussische Bevölkerung in Massen nach Sibirien abzutransportieren, um so Raum zu schaffen für die Kolonnen der russischen Bauern, die Ostpreußen für immer russifizieren sollten.

### Moskowitzischer

#### Imperialismus und Bolschewismus

Der Bolschewismus hat zwar Geist und Formen des moskowitzischen Herrschaftssystems gewandelt, nicht aber seine Ziele. Bolschewismus und Judentum sind von vornherein

eine untrennbare Einheit gewesen. Allerdings haben es die jüdischen Drahtzieher des Bolschewismus trotz der von ihnen mit so begreiflichem Eifer verkündeten Gleichwertigkeit aller Menschenrassen zunächst kennzeichnenderweise für zweckmäßig gehalten, sich „russisch“ zu tarnen oder unsichtbar im Hintergrunde zu bleiben, damit ihre Welt-herrschaftspläne nicht doch noch durchschaut würden; denn besonders in den ländlichen Grundschichten der slawischen Völkerschaften im bolschewistischen Machtbereich lebte stets ein leicht geweckter Abwehrinstinkt gegen die Ausbeutungsversuche durch das Judentum.

Einen bis ins einzelne gehenden Überblick über die immer stärkere Durchdringung und schließlich völlige Beherrschung des bolschewistischen Machtapparates durch das Judentum bietet die vorwiegend auf amtliche Sowjetquellen sich stützende Schrift von Dr. Rudolf Kommoß „Juden hinter Stalin“<sup>2)</sup>. Das sorgfältig gesammelte Tatsachenmaterial dieser Schrift zeigt uns, wie es die Juden in der Sowjetunion verstanden haben, den gesamten Lebensbereich aller der zahlreichen Völkerschaften, die in das Zwangssystem der Sowjetunion hineingepreßt worden sind, mit einem engmaschigen Netz zu überspannen, das dem Juden erlaubt, jeden Aufbaumungsversuch gegen ihre raffinierten Ausbeutungsmethoden mit blutiger Gewalt niederzuhalten.

### Judentum gegen Bauerntum

Die Bolschewisten und ihre jüdischen Drahtzieher haben es einst verstanden, den Landhunger der großen Masse der Landbevölkerung in Rußland für ihre Umsturzpläne auszunutzen, und diese Taktik war es vor allem, die ihnen zum Siege über die weißen Generale verhalf. Nach dem Siege aber offenbarte sich sehr bald der jüdische und damit bauernfeindliche Grundcharakter des Bolschewismus.

In einem Vorwort zu der Flugchrift von Otto Keil „Der Bauer in der Sowjet-

<sup>2)</sup> Dr. Rudolf Kommoß „Juden hinter Stalin“, Ribefungen-Verlag, Berlin 1938, Preis broschiert 4,50 RM, gebunden 5,50 RM.

union<sup>3)</sup> betont daher R. Walther Darré: „Der Weg des Judentums über die Welt ist gekennzeichnet durch die Leichensteine eines von ihm gequälten, untergegangenen Bauentums... Das Schicksal der Landbevölkerung in der UdSSR. ist daher kein zufälliger Irrtum einiger bolschewistischer Dummköpfe oder unfähiger Bonzen der Sowjets, sondern das Schicksal der Landbevölkerung in der Sowjetunion ist nur ein weiterer kennzeichnender Meilenstein und Leichenstein auf dem Wege des Judentums zur Herrschaft über die Welt.“

Unter diesem Gesichtspunkt lese man auch noch einmal die sorgfältige Darstellung des bolschewistischen Agrarsystems „Bauern unterm Sowjetstern“ von Prof. Dr. R. Michael<sup>4)</sup>, und der bolschewistische Wahnsinn enthüllt sich als Methode, eine Methode, die nur abgrundtiefer Haß, die nur der Jude gegen das Bauertum ersinnen konnte.

#### Die Leiden der Landbevölkerung

Eines der erschütterndsten Zeugnisse für das unfähige Elend gerade der Landbevölkerung in der Sowjetunion ist der zweibändige Erlebnisbericht „Die Verlorenen“ von Iwan Solonewitsch<sup>5)</sup>, dem es 1934 gelang, aus dem „Sowjetparadies“ zu entfliehen. „Von der Heh jagd auf die Intelligenz“ - so betont Solonewitsch - „schreibt fast die gesamte Weltpresse, aber welche Kleinigkeit ist das, wie geringfügig ist diese Intelligenzhegel Nicht die ehemaligen Gutsbesitzer, Fabrikanten und Professoren tragen die fürchterlichsten ‚Revolutionskosten‘ - sie trägt der Bauer. Er, dieser Bauer, kriecht zu Millionen und Zehnmillionen vor Hunger, Typhus, Zwangsarbeitslagern, Kollektivisation, er kriecht an dem Gesetz über das ‚heilige sozialistische Eigentum‘, an allen größeren und kleineren Bauprojekten der

Sowjetunion, an all diesen Stalinschen Cheopspyramiden, die auf seinen, den Knochen des Bauern, gebaut werden... Die Lage der Intelligenz? Ein Quark ist die Lage der Intelligenz im Vergleich mit diesem Ozean von buchstäblich unermesslichen Leiden dieser Millionen von auf das aller schlimmste geprüften Bauern.“

Ein nicht minder eindrucksvolles Zeugnis, wenn auch ganz anderer Art, ist die von W. Andrejew zusammengestellte Sammlung von Selbstbekenntnissen der Sowjetpresse „Hier spricht Rußland!“<sup>6)</sup> Es handelt sich dabei im wesentlichen um zwei sehr verschiedenen Beweggründen entspringenden Gruppen von Selbstbekenntnissen. Bei der ersten Gruppe ist es Selbstlob, das zur Selbstenthüllung führt, so wenn die Taten der durch Gesetz zum „Ernteschutz“ gebildeten „Leichten Kavallerie“ gepriesen wurden, die aus Banden Halbwüchsiger bestanden, die die Aufgabe hatten, den Kampf gegen die „Getreidediebe“, d. h. gegen die verhungern den Bauern zu führen.

#### Die Sündenböcke der jüdischen Machthaber

Die andere Gruppe von Selbstzeugnissen haben Nاولinge gelegentlich als Beweis sowjetischer Pressefreiheit mißverstanden; denn aus diesen Stimmen spricht eine an Schärfe kaum überbietbare Kritik an der Mißwirtschaft in der Sowjetunion. In Wirklichkeit handelt es sich bei diesen Pressezeugnissen um die Mobilmachung eines teils gutgläubigen, meistens bestochenen Denunziantentums, das angesichts des offensichtlichen völligen Versagens des Sowjetsystems die notwendigen Sündenböcke herausstellen muß, um die Aufmerksamkeit von den wahren Schuldigen abzulenken.

Trotzdem ist der Zeugniswert dieser Pressestimmen nicht gering; denn die darin enthaltenen Zustandsschilderungen übertreiben schon deswegen nicht, weil sie stets erst dann zugelassen wurden, wenn die kritisierte Katastrophe gar zu offenkundig war, um noch weiter durch die üblichen „Erfolgsberichte“

<sup>3)</sup> „Der Bauer in der Sowjetunion“, Heft 3 der von Georg Leibbrandt herausgegebenen Schriftenreihe „Bolschewismus“, Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 1938.

<sup>4)</sup> Professor Dr. R. Michael, „Bauern unterm Sowjetstern“, Verlag Blut und Boden, Reichsbauernschaft Goslar, Reich behilbert. Broschiert Preis 2,85 RM.

<sup>5)</sup> Iwan Solonewitsch „Die Verlorenen“, Essener Verlagsanstalt 1937. Broschiert Preis 4,50 RM, gebunden 5,80 RM.

<sup>6)</sup> W. Andrejew: „Hier spricht Rußland“, Universitäts-Verlag von R. Kosde, Leipzig 1936. Broschiert Preis 2,90 RM.

vertuscht werden zu können. Das Bild, das die Zusammenstellung Andrejew von der Mißwirtschaft in der Sowjetunion auf schlechthin allen Lebensgebieten entrollt, ist für deutschen Ordnungssinn so wenig vorstellbar, das man geneigt wäre, es für ein Phantasiegebilde zu halten, wenn es eben nicht ein sorgfältigst zusammengetragenes Mosaik von Selbstzeugnissen wäre. Auch in dieser Gesamtschau erscheint die Landbevölkerung der Sowjetunion als der am Schwersten getroffene Bevölkerungssteil, dessen Angehörige man zu Millionen und Abermillionen der Vernichtung preisgegeben hat.

#### Untersuchung des nationalen Selbstständigkeitsdranges

Neben dem Landhunger der großen Masse der Landbevölkerung verstand es der Bolschewismus, im entscheidenden Stadium des Kampfes um die Macht den nationalen Selbstständigkeitsdrang der Völkerschaften des moskowitzischen Imperiums teils zu neutralisieren, teils sogar zunächst für sich einzuspannen, um ihn später um so brutaler zu untersuchen. Auch in dieser Beziehung hat der Bolschewismus die moskowitzische Zielsetzung der gewaltsamen Unterdrückung aller völkischen Selbstständigkeitsbestrebungen im russischen Reich getreulich übernommen, wenn sich auch die Methoden gewandelt haben. Die Untersuchung jedes nationalen Selbstständigkeitsdranges war oberstes Herrschaftsprinzip des moskowitzischen Jarentums. Es wurde, panslawistisch getarnt, von den demokratischen Parteien in Rußland in dem Augenblick, wo sie ans Ruder kamen, in vielfach verschärfter Form übernommen, obwohl diese die nationalen Selbstständigkeitsbestrebungen der Völkerschaften im russischen Reich im Kampf um die Macht gern als Sturmbock gegen den zaristischen Absolutismus benutzt hatte. Heuchlerische Taktik war es auch, wenn die jüdisch-bolschewistischen Weltrevolutionäre die Befreiung der unterdrückten Völker auf ihre Fahne schrieben. Nach dem Siege des Bolschewismus zeigte sich sofort die jüdische Verstandnislosigkeit und Feindseligkeit gegen jede Forderung des völkischen Eigenlebens.

Eine kurze, zur schnellen Unterrichtung gut geeignete Übersicht über „Die Völker der

Sowjetunion“ gibt Dr. Gerhard von Mendel<sup>7)</sup>. Die von der Sowjetistischen Akademie der Wissenschaften ausgearbeitete Völkerliste der Sowjetunion enthält 169 verschiedene Völkerschaften und Stämme, deren Zahl in der Volkszählung von 1937 auf 185 gesteigert wurde. Mit Recht jedoch betont von Mendel, daß diese Reichhaltigkeit kein Zeugnis für die weitgehende Duldung und Anerkennung nationaler Gruppen in der Sowjetunion sei, sondern lediglich ein Zeichen für das Bestreben der künstlichen nationalen Aufspaltung zum Zwecke besserer Beherrschung jedes einzelnen Teiles. So werden beispielsweise die Finnen, die in der Sowjetunion leben, in fünf verschiedene Gruppen aufgespalten. Kennzeichnend für die Aufspaltungsmethoden ist die Tatsache, daß sich in dieser Liste 52 Volkspplitter von unter 1000 Menschen befinden und 141 Volkgruppen unter 100 000 Angehörige zählen. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß diese Volkspplitter zu einem wirklichen Eigenleben unfähig sind, doch ist gerade diese Unfähigkeit den bolschewistisch-jüdischen Machthabern eine willkommene Waffe, um die natürlichen Rechte der lebensstarken Volkgruppen - außer den Russen zählten 1937 9 Volkgruppen über 1 Million Menschen - unter der verlogenen Parole des gleichen Rechtes für alle bis zur Bedeutungslosigkeit zu beschneiden.

Diese lebensstarken Volkgruppen haben den bolschewistisch-jüdischen Gleichmachersbestrebungen zum Teil erbitterten Widerstand entgegengekehrt. Von den bolschewistisch-jüdischen Machthabern wurde aber jeder Versuch, ein völkisches Eigenleben zu behaupten, als gegenrevolutionärer Umtrieb niedergeknüttelt, wobei auch die Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei die Verfechter eines völkischen Eigenlebens vor dem Zugriff der bolschewistisch-jüdischen Machthaber nicht schützte. In diesem Kampfe wurde wiederum die Landbevölkerung am härtesten getroffen; denn sie war in Brauchtum und Sitte stets das Rückgrat artgemäßen Eigenlebens der

<sup>7)</sup> „Die Völker der Sowjetunion“ von Dr. Gerhard von Mendel. Rudolf Schneider Verlag, Reichenau/Ga. 1937. Broschiert Preis 1,80 RM.

Völkerschaften im russischen Reich gewesen. Mit besonderer Schärfe haben die Völkerschaften im baltischen Raum die völkischen Befreiungsmethoden der bolschewistisch-südlischen Machthaber zu kosten bekommen; denn hier sollte in kürzester Frist nachgeholt werden, wozu man im übrigen Machtbereich der Sowjetunion Jahre Zeit gehabt hatte.

Diese Tatsachen beweisen, daß der Gegenstand des nationalsozialistischen Deutschlands gegen die bolschewistisch-südlischen Vergewaltigungsabsichten nicht nur in eigener Sache geführt wird, sondern ein Lebensgebot aller freiheitsliebenden europäischen Völker ist; denn ein dauerhafter Friede, eine gerechte Ordnung, eine ehrliche Zusammenarbeit der europäischen Völker ist nur in einem vom Bolschewismus bereinigten Europa denkbar.

Günther Pacyna

**Niederdeutschland. Landschaft und Volkstum.** Von Erich Reklaff und Wilhelm Pefler. 112 Seiten, 52 farbige Aufnahmen. Verlag Knorr & Hirth, München. Leinen 7,80 RM.

Die Landschaften Niederdeutschlands und die Menschen in ihnen treten uns in dem Buch „Niederdeutschland, Landschaft und Volkstum“ zum ersten Male farblich entgegen. Der Fotograf Erich Reklaff vermittelt starke Eindrücke von allem, was niederdeutsches Gepräge hat, durch seine gut gelungenen Farbaufnahmen, die von Dr. Pefler, dem Leiter des Niedersächsischen Volkstumsmuseums in Hannover mit Sachkenntnis und Liebe erläutert werden. Hier stellt sich die Farbenfotografie überzeugend in den Dienst der Volkstumskunde. Liselotte Lukat

Erich Heinz Reimesch: „Hochzeit in Siebenbürgen“. Gauverlag Bayerische Ostmark, 1941. 342 Seiten. Preis geb. 6 RM.

Eine spannende, flüssig geschriebene Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Schon damals stand das Deutschtum Siebenbürgens in hartem, selbstbewusstem Kampfe mit dem fremden Volkstum seiner Umgebung, dem es an Leistung, Fleiß und Wohlstand weit überlegen war. Die Gestalt des Königsrichters ist prächtig gezeichnet.

Es liefern ferner bei uns ein:

Dr. R. O. Bäcker/R. Lucaß: „Der Kräutergarten“. Nordland Verlag GmbH, Berlin, 1940. 348 Seiten. Preis geb. 12 RM.

Franz Röser: „Kind und Gemeinschaft“. Konrad Triltsch Verlag, Würzburg, 1940. 302 Seiten. Preis br. 9 RM.

Dr. Rosa Gastl: „Die Veränderungen der Dauersiedlungen in den höheren Lagen des bayerischen Allgäus“, Band 36 der Forschungen zur deutschen Landeskunde. Verlag G. Hirzel, Leipzig, 1941. 126 Seiten. Preis kart. 6 RM.

Elfriede Kristel: „Bauernlage und Bauernnot in der Grafschaft Leinungen“. Verlag Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Kaiserslautern, 1941. 153 Seiten.

„Der Forschungsdienst“. Organ der deutschen Landwirtschaftswissenschaft. Verlag J. Neumann, Neudamm, 1941. Erscheint monatlich. Preis vierteljährlich 9 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Willmersdorf

Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 50, Ansbacher Straße 37; Fernruf 24 81 77. Verlag: Blum und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäckerstraße 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Vintenzstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Verkaufspreis: Jedes Heft 1,25 RM, vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Beleggeld. Belegungen durch alle Buchhandlungen, Postanrainen und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

# Eine gute Kassenernte

entzieht dem Boden die  
doppelte Kaliummenge  
wie eine gute  
Weizenernte

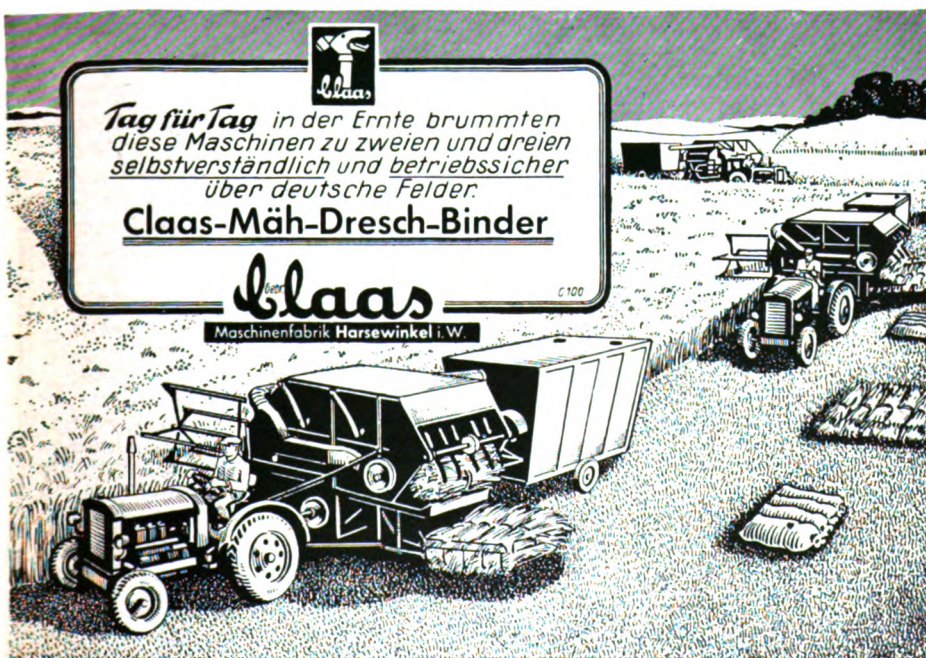


*Tag für Tag* in der Ernte brummen  
diese Maschinen zu zweien und dreien  
*selbstverständlich und betriebssicher*  
über deutsche Felder.

**Claas-Mäh-Dresch-Binder**

**claas**

Maschinenfabrik Harsewinkel i. W.



Soeben ist erschienen:

# Landvolk im Werden

*Material zum ländlichen Aufbau in den Ostgebieten und zur Gestaltung des dörflichen Lebens*

In Gemeinschaft mit Georg Blohm, Walter Christaller, Luise Essig, Herbert Frank, Heinz Hamann, Werner Junge, Friedrich Kann, Artur von Machul, Herbert Morgen, Josef Müller, J. O. Plaßmann, L. W. Ries, Hans Joachim Schacht, Josef Umlauf, Arnold Zelle, Wilhelm Zoch

von Konrad Meyer

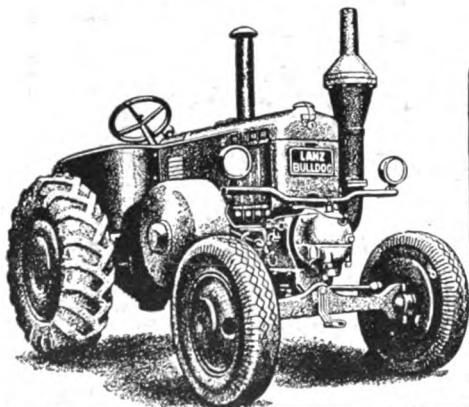
Die durch den Sieg unserer Waffen erkämpfte Raumerweiterung des Reiches, die Umsiedlung von mehr als einer halben Million deutscher Menschen aus den bisherigen Vorpostenstellungen des Deutschtums in die neuen Ostgebiete und nicht zuletzt die mehr und mehr zu einer grundsätzlichen Lösung drängenden Agrarprobleme des Altreichs haben die Siedlungspolitik und die Fragen der Erneuerung des Landvolkes in ein ganz neues Licht gerückt. Denn bei dem Aufbau der neuen Ostgebiete, der zugleich eine Auflockerung des Volksgefüges im Altbestand des Reiches und damit zusammenhängend einen Umbau der ländlichen Verfassung in wichtigen Territorien des Altreichs zur Folge haben wird, — bei diesem Aufbau werden gerade Landvolk und Bauerntum im Vordergrund stehen. Sie werden als die entscheidenden Träger und Mittel für die Festigung und Mehrung deutschen Volkstums ihre hohe politische Funktion erfüllen und ihre Bewährungsprobe bestehen müssen. — Von diesem ländlichen Aufbau- und Umbauwerk, seinen Gegebenheiten, Zielsetzungen und Erfordernissen handelt dieses Buch. Es ist das Ergebnis mehrjähriger forschungs- und planungsmäßiger Beschäftigung mit diesem ganzen Fragenkomplex; zugleich ist es der Niederschlag einer durch die gleiche Sorge um das Landvolkschicksal verbundenen Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft von Kameraden der Wissenschaft, Planung und Praxis. (Aus dem Abschnitt: „Zur Einführung“)

376 Seiten Text · 7 Bildseiten · 10 z. T. mehrfarbige Tafeln · Zahlreiche Kartenskizzen und Schaubilder · Preis gebunden 12 RM

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

DEUTSCHE LANDBUCHHANDLUNG / BERLIN SW 11

Der **SCHLEPPER** von *Veltrup*



Der Schlepper ist die Maschine des Bauern, an die hinsichtlich Dauerhaftigkeit, Verwendbarkeit und Wirtschaftlichkeit die weitestgehenden Ansprüche gestellt werden. Diese Tatsache ist bestimmend für Aufbau und Herstellung eines Schleppers und die notwendige Wirksamkeit des Kundendienstes. Wenn das Urteil der Praxis im In- und Auslande den LANZ-Bulldog zum meistgekauften deutschen Schlepper machen konnte, weil er sich überall und unter allen Betriebsbedingungen bewährt, so ist das ein eindeutiger Beweis für das Können und Wollen seiner Gestalter, das Beste zu liefern, dem Fortschritt zu dienen.

B. 20063

**LANZ** Bulldog

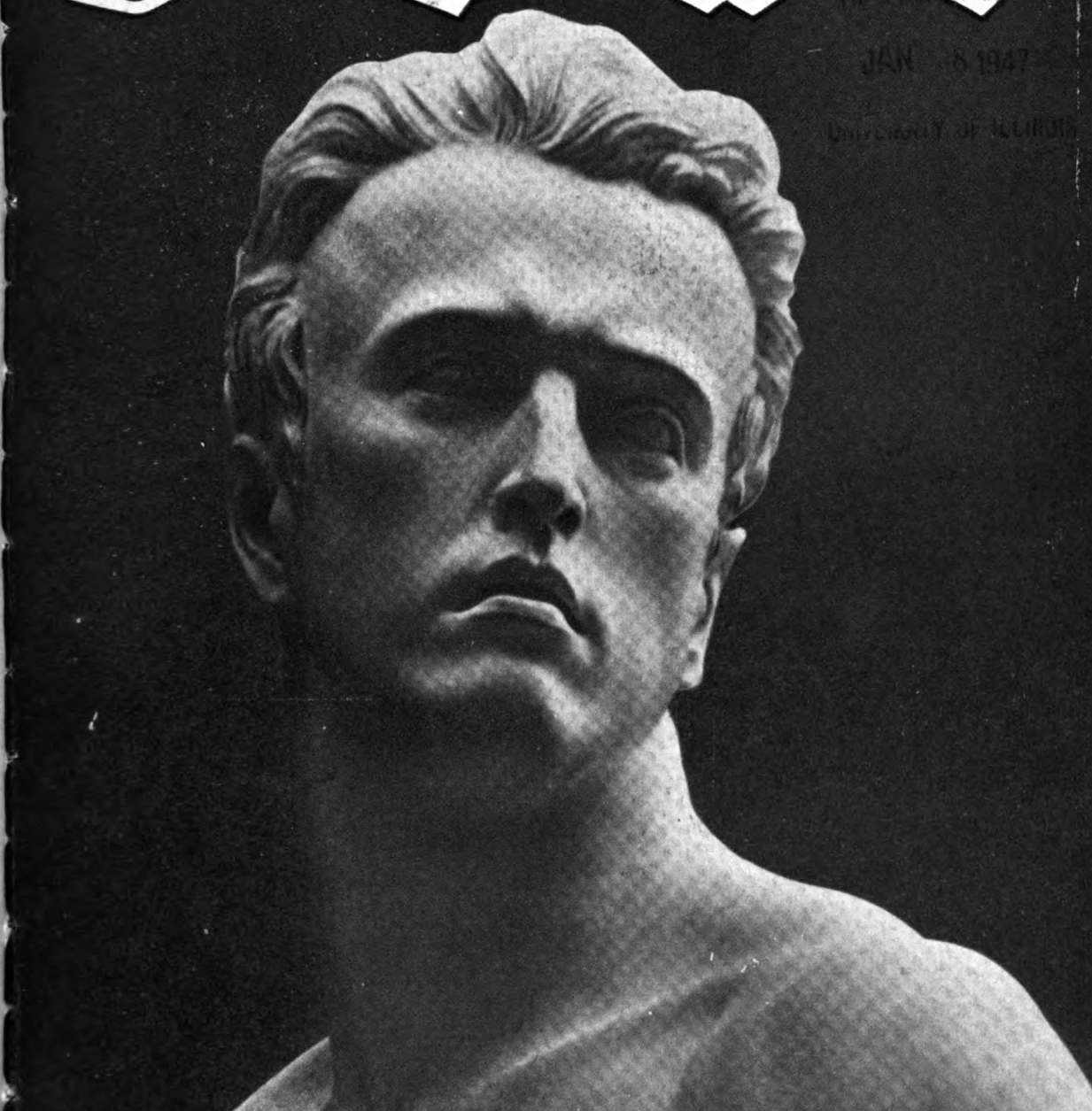
38 10  
07

W

*Journal*

W d a l

THE FAMILY OF THE  
JAN 8 1947  
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21  
September 1941

Postvertrieb  
Berlin

Digitized by Google



# WdM Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré  
Hauptschriftleiter Hermann Reischle

## Inhalt

Heft 9 · 10. Jahrgang · September 1941

Bauernstum: Fundament der Wehrmacht. Von Oberstleutnant Professor Dr. Kurt Hesse, Dozent für Wehrwirtschaft an der Universität Berlin . . . . .	623	Von Dschengis-Chan bis Stalin. Von Ernst Schaper, z. Z. Leutnant im Felde . . . . .	651
Der deutsche Kampf. Gedicht von Franz Lüdtke . . . . .	636	Der Prediger des Lebendigen. Von Professor Dr. med. Ernst Bastanier . . . . .	661
Sozialer Aufstieg und Blutspflege. Von Dr. Wilhelm Kinkel . . . . .	637	„die natur ist der weisheit vol“. Aus den Werken des Paracelsus . . . . .	664
Das Bauernhaus als lebendige Bauaufgabe. Von Professor Dr. Paul Schulke-Naumburg . . . . .	645	Treue zum Blut erhält ein Volk. Von Kriegsberichterstatter Hermann Bernick . . . . .	665
Bauernspruch. Gedicht von Erich Neujahr . . . . .	650	Die Handvoll Erde! Eine Erinnerung. Von Karl Weise . . . . .	671
		Spruch von Dietrich Eckart . . . . .	673
		Die Umschau . . . . .	674
		Die Buchwacht . . . . .	683

**Bildnachweis:** Das Titelbild ist eine Wiedergabe des Kopfes der Plastik „Verufung“ von Arno Breker aus der Großen Deutschen Kunstausstellung München 1941. Aufnahme: Erika Schmauß-Bavaria. Die anderen Bilder aus der Großen Deutschen Kunstausstellung sind Aufnahmen von Presse-Hoffmann, Presse-Bildzentrale und Erika Schmauß-Bavaria. Die Zeichnungen des Bauernjungen stammen von Wilhelm Hebrüß; die Skizzen zu den Aufsätzen von Ernst Schaper und Hermann Bernick zeichnete Karl Hähle. Die Abbildung des Kreml ist eine Aufnahme des Archivs Handtke-Berlin nach einem zeitgenössischen Stich, und die Bilder zu dem Aufsatz „Das Bauernhaus . . .“ stellte der Verfasser zur Verfügung.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.  
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22

**D**er Glaube an die Zukunft,  
der uns alle erfüllt,  
beruht vor allem darauf, daß wir wissen,  
wie sehr wir uns  
auf unsere Frauen und Mütter  
verlassen können.  
Sie schenken unserem Volk  
in den Kindern  
die Blüte der Jugend  
und geben ihm damit die Berechtigung,  
seinen Platz an der Sonne  
zu fordern.<sup>LR</sup>

R. Walther Darré



Bernd Hartmann-Wiedenbrück

LMG-Schütze

(Holzplastik aus der Großen Deutschen Kunstausstellung 1941)

## Bauerntum: Fundament der Wehrmacht

Wir geben im nachstehenden einen Auszug aus einer größeren, für eine Buchausgabe bestimmte, im Verlag „Blut und Boden“ erscheinende Arbeit des Dozenten für Wehrwirtschaft an der Universität Berlin, Oberleutnant Professor Dr. Kurt Hesse, zu einem Thema, das wehrpolitisch von entscheidender Bedeutung für das deutsche Volk ist.

Die Paladine des zweiten Kaiserreiches, Bismarck und Moltke, sahen im Bauerntum das Rückgrat der Armee; Bismarck hat die grundlegende Feststellung gemacht: „Der Bauer ist der Kern unserer Armee, der auch in Not und Drang aushält, denn er ist mit dem Lande verwachsen und hat schon aus Selbsterhaltungstrieb ein Interesse an der Erhaltung ... Ohne Bauernstand kein Staat, keine Armee.“ - Daß nur ein starkes Bauerntum die Grundlage schlagkräftigen Soldatentums und nationaler Wehrhaftigkeit zu bilden vermag, beweist ein Blick in die Geschichte der Welt. Aus diesem Gesichtswinkel heraus wollen wir die wechselnden Beziehungen des deutschen bzw. des germanischen Bauerntums zum Soldatentum im Laufe der letzten zwei Jahrtausende einer knappen Würdigung unterziehen, und zwar in der Form, daß - nach einem kurzen geschichtlichen Überblick über die Frühzeit - am Beispiel der brandenburgisch-preussischen Heeresgeschichte im Norden Großdeutschlands und an der „Österreichischen Militärgrenze“ im Südosten aufgezeigt wird, wie die anfänglich weit auseinanderstrebenden Wege des Bauerntums einerseits, des Soldatentums andererseits sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr nähern, bis sie, zur Zeit der Befreiungskriege, ineinander münden, bis - durch Boyens „Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst“ vom 3. September 1814 - die allgemeine Wehrpflicht stabilisiert wird: damit übernahm Preußen die Führung unter den deutschen Heeren.

Scharnhorsts Grundgedanke, daß die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht „die Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg“ sei, durch die nach 1815 einsetzende Reaktion stark gefährdet, wird dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Prinzregenten Wilhelm von Preußen und seinen Mitarbeitern Roon und Bismarck kraftvoll wieder aufgenommen und zu jener Höhe der Entwicklung geführt, deren ruhmreiches Ergebnis die Aufrichtung des zweiten Kaiserreiches ist. Aber die Jahrzehnte nach seiner Begründung, mit ihrer stürmischen industriellen Entwicklung, legen auch schon die Keime der Entartung des Wehrpflichtgedankens: Tatsächlich durchläuft gegen Ende des Jahrhunderts nur mehr jeder zweite wehrtaugliche Deutsche die Schule des Heeres! Die Verkümmerng des deutschen Bauerntums, gekennzeichnet durch die Schlagworte „Landflucht“ und „Verstädterung“ einerseits, die Verständnislosigkeit der liberalistisch-pazifistischen Generation um die Jahrhundertwende, gekennzeichnet durch ihre parlamentarische Vertretung andererseits, bewirkten jene Schwächung des deutschen „potentiel de guerre“, gegen die u. a. Ludendorff, wenige Jahre vor dem Weltkriege, den in

seinen Erinnerungen geschilderten erbitterten, aber vergeblichen Kampf führte. Dem Zusammenbruch des Zweiten Reiches nach dem Weltkriege folgt dann die Errichtung des Dritten Reiches durch Adolf Hitler. Ein Ausblick auf die von ihm geschaffene geballte Kraft des wahren Volksherees, ein Blick auf die großzügig begonnenen nationalsozialistischen Siedlungspläne beschließt die Studie: Endlich wird dem so lange vernachlässigten Bauerntum, als dem Fundament der Wehrmacht, der ihm gebührende Platz angewiesen, wird die grundlegende Bedeutung seiner „Schlüsselstellung“ durch die lapidaren Worte des Führers gekennzeichnet: „Das Deutsche Reich wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein!“

\*

Ein germanisches Dorf oder mehrere Einzelhöfe besaßen eine gemeinsame Markt („gemeine Markt“, Allmende); sie bestand aus „Wald, Wasser, Weide, Weg und Steg“. Verwaltungsmäßig bildete diese Marktgenossenschaft innerhalb des Volkes eine Hundertschaft und trat als solche in Kriegszeiten geschlossen an. Blutsverwandt und gleicher Abkunft sich rühmend, stellte diese Hundertschaft einen Geschlechtsverband, eine Großsippe dar. „Auf das engste hängen so genossenschaftliches Recht, gemeinsame Wehr der freigebohrnen Männer und gemeinsames Blut und Abstammung miteinander zusammen.“ (Johann v. Leers, Odal. Das Lebensgesetz eines ewigen Deutschland. 1935.)

So treten die Germanen der Frühzeit als ein Volk von Bauernkriegeren in die Geschichte ein und bleiben es bis zum Abschluß der großen Wanderbewegung um 500 n. d. Zeitr. Mit gleicher Sicherheit führten diese bäuerlichen Gemeinfreien den Pflug wie das Schwert.

„In dieser weltgeschichtlich einmaligen und so ungeheuer bedeutsamen Verbindung von Bauerntum und Kriegerertum bei Indogermanen und Germanen dürfen wir die charakteristische Eigentümlichkeit nordischer Bauernkultur überhaupt sehen.“ (Barthel Hupperz, Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland. 1939.) Allerdings, fährt Hupperz fort, trachteten die beiden Komponenten dieser Paarung von Zeit zu Zeit immer wieder danach, sich voneinander zu scheiden, und in diesem Streben sind die fortwährenden völkischen Vorstöße aus dem nordischen Raum seit Beginn des zweiten Jahrtausends v. d. Zeitr. zum Teil wenigstens mitbegründet. Für lange Jahrhunderte der deutschen Geschichte trennen sich die Wege des Nähr- und Wehrstandes. Nur ganz allmählich nähern sie sich wieder, und erst im Laufe des 18. Jahrhunderts wird ihre Vereinigung angebahnt.

Noch überwiegt, etwa zur Zeit des jungen Cheruskerfürsten Armin, Einfluß und Macht der freien Großbauern, die sich gegen jede straffere staatliche Gebundenheit wehren und Armin stürzen, als er einen nach römischen Muster herrschaftlich organisierten germanischen Staat zu errichten strebt. Aber etwa seit dem Ende der Völkerwanderung beginnt eine grundlegende Wandlung: die neuartige Stellung des Bauern zwischen 600 und 1200. Es bildet sich ein neuer Schwertadel, der ein Herrenleben führt; der Bauer zieht sich immer mehr vom staatlichen Leben, vor allem vom Kriegsdienst zurück, bleibt auf seiner Scholle, bewirtschaftet seinen Hof. Professor von Leers hat kürzlich eine das Wesentliche zusammendrängende Formu-

lierung dieser Entwicklung (im „Deutschen Adelsblatt“ vom 21. März 1941) gegeben: „Es ist eine Tragik, daß sehr wesentliche Teile dieses Freibauerntums bei der Zusammenfassung der festlandgermanischen Stämme im merowingisch-Karolingischen Frankenreich in Hörigkeit gerieten. Nach Auflösung dieses kurzlebigen universalistischen Staates versinkt in weiten Gegenden das von ihm geschaffene Fronhofsystem, bisherige persönliche Abhängigkeiten werden oft zu rein dinglichen Belastungen freivererblicher Höfe. Im Rittertum entsteht aus wesentlich ländlicher und freier Wurzel eine Schollengebundene Führungsschicht, die auf dem Lande beheimatet ist. Es ist die Zeit, in der es auch den Bauern gut ging, der Aufstieg aus dem Freibauerntum in die führende Schicht leicht war.“ Aber bereits unter Kaiser Friedrich Barbarossa (im „Landfrieden“ vom Jahre 1156) wird den Bauern die Führung von Lanze und Schwert untersagt, 1179 das Schwert nur außerhalb ihrer Ortschaft gestattet. Durch das Gesetz vom Jahre 1187 endlich werden alle Bauern von der Erreichung des Ritterstandes ausgeschlossen, bereits aufgenommene Personen bürgerlicher Abkunft wieder aus dem Ritterstand entfernt! Damit war der Ruin der alten germanischen Wehrhaftigkeit besiegelt!

„Die Gesetze Friedrich Barbarossas waren der endgültige Ruin des freien Bauerntandes und des aus dem Aufgebot aller freien Allodbesitzer bestehenden, ehemals so zahlreichen Volksheeres.“ (Alfred von Pawlikowski-Cholewa: „Heer und Völkerschicksal. Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten.“ 1936.) Auf die kürzeste Formel gebracht, bedeutet das: Herabsinken des freien Bauerntums zum hörigen Stande, Aufstieg des hörigen Reiterkriegers zum adligen Ritter. „Am Ende siegen Stadt und Büro über Dorf und Burg. Das Land wird Objekt, nicht mehr Mittelpunkt der Verwaltung“ (von Leers). Der Bauer wird grundhörig, leibeigen.

Die Wehrhaftigkeit des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, in dem zahllose weltliche und geistliche Fürsten, Standesherrn und Städte nur ihre egoistischen Ziele verfolgen, sinkt immer mehr; ein geradezu klägliches Bild der Wehrlosigkeit bietet das Reich im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, als die Hussiteneinfälle es brandschatzen und verwüsten: Als nach langwierigen Verhandlungen auf dem Reichstage zu Nürnberg endlich ein verhältnismäßig großes Heer gegen die Hussiten geführt werden kann (1431), ergreift es beim Erscheinen des Gegners trotz doppelter Überlegenheit kampflös unter Verlust der Geschütze, der Kriegswagen und des größten Teils des Gepäcks die Flucht.

Gegen Ende dieses 15. Jahrhunderts waren Landsknechtswesen und -verfassung ausgebildet. Sehr beachtlich ist Gustav v. Schmollers Feststellung, daß die Masse dieser „strumdbden“ Landsknechte der Reformationszeit Bauern und Zünftler waren, - ein Beweis, den auch der Große Bauernkrieg selbst noch verstärkte, daß der von den Ahnen überkommene wehrhafte Geist wohl geknebelt, aber nie völlig unterdrückt werden konnte. Die Söldnerbanden des Dreißigjährigen Krieges standen tief unter diesen „frommen“ Landsknechten der Anfangszeit. Im Dreißigjährigen Krieg herrschten Zustände, „die wir uns nicht traurig, nicht kraß, nicht gewalttätig, nicht haarsträubend genug denken können. Die ganze Gesellschaft schien unter dem Drucke dieser privatrechtlich geordneten Soldatenbanden zu verbluten“. Nur eines, meint Schmoller, lasse sich für jene militärischen Zustände anführen: sie waren eine

notwendige Übergangsstufe zum stehenden Heere, zur staatlichen Heeresverfassung.

Ein stehendes Heer im Sinne der altgermanischen Bauernkrieger besaßen im Mittelalter die Schweden, von alters her ein reines Kriegervolk freier Bauern. Hier, in Schweden und Norwegen, war wirklich das ganze Volk bis zum Ende des 15. Jahrhunderts dienstpflichtig gewesen, hatte sich von Jugend auf mit Lust im Gebrauch der Waffen geübt: der großen Kriegsbelle, der langen Schwerter, Lanzen, Bogen, eisenbeschlagenen Holzschilde. Gustav Wasa registrierte das Volksaufgebot und bestimmte genau, wieviel Leute nach den vorhandenen Höfen die einzelnen Provinzen aufzubringen hatten. Bei seinem Tode (1560) hatte Schweden ein Volksheer von 12 000 Mann zu Fuß und 1400 Reitern. Unter dem Vorgänger Gustav Adolfs, Karl IX., hatte jeder Soldat seinen Hof, die Offiziere, ihrer Charge entsprechend, größere Höfe. Zu Gustav Adolfs Zeiten waren 8 Reiterregimenter und 20 Regimenter zu Fuß vorhanden; daneben im Feldheer auch geworbene deutsche und englische Regimenter.

Die Vorbereitungen für ein stehendes Heer reichen in außerpreussischen Ländern ziemlich weit zurück, begannen z. B. in der Landgrafschaft Hessen-Kassel bereits im Jahre 1600. (Vgl. zum Folgenden die Abhandlung des Preussischen Generalstabs-Hauptmanns Arthur v. Sodenstern „Die Anfänge des stehenden Heeres in der Landgrafschaft Hessen-Cassel“, 1867.) Im Jahre 1600 wurde unter Landgraf Moritz dem Gelehrten ein besonderer „Landausschuß“ von 4 Regimentern zu Fuß eingerichtet, die ihre Namen nach den Flußgebieten erhielten: das Diemelische („Dielmelsche“), Werrißche, Fuldische, Schwalmische; 1605 kam noch das Lahnsche hinzu. Eine Art Landwehr „zur Verteidigung des Vaterlandes gegen Spanier und andere auswärtige Feinde“. Jedes Regiment zählte etwa 1500 Mann in fünf Fähnlein. Aus dem Jahre 1608 ist eine Musterrolle des Diemelischen Regiments erhalten, aus der wir ersehen: der Bauer trägt schon um 1600 die Hauptlast des Landwehrdienstes, - der Bauer und die Bewohner der kleinen Landstädte, die ja damals größtenteils Ackerbauer waren.

Noch aber herrscht die Heeresbildung aus geworbenen Söldnern nicht nur während des Dreißigjährigen Krieges, sondern weit darüber hinaus bis ins 18. Jahrhundert. Aber der Grundgedanke, eine nationale Ergänzung des Heeres an die Stelle der Soldwerbung zu setzen, zeigt sich im Laufe des 17. Jahrhunderts an mehr als einer Stelle lebendig.

Die Bemühungen um ein stehendes Heer kamen in der Mark Brandenburg, die sich bis in das erste Drittel des 17. Jahrhunderts friedlicher Zeiten erfreute, erst spät in Fluß. Hier war insbesondere die Beteiligung der bäuerlichen Bevölkerung an Aufgeboten anfänglich gleich Null; sie geriet immer mehr unter die Gewalt der Gutsobrigkeiten, denen es natürlich nicht erwünscht war, wenn man ihnen die „Untertanen“ vom Pflug fortholte. Die Verhältnisse änderten sich erst, als ein kraftvoller Herrscher zur Macht gelangte. Im Jahre 1640 bestieg Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 20jährig den Thron. Nach endlosen, jahrelangen Verhandlungen mit den Ständen erreichte er durch den Landtags-Rezeß vom 26. Juli 1653, daß die brandenburgischen Stände eine laufende Steuer zur Bezahlung einer Truppe bewilligten.

Die kurfürstliche Regierung mußte sich mit einer Truppe von ganzen 1800 Mann einverstanden erklären. Aber die Bedeutung des Datums vom 26. Juli 1653 liegt im Grundsätzlichen: der „miles perpetuus“, das stehende Heer, war gesichert! - Im übrigen zwang die drohende Kriegsgefahr sehr rasch zu umfassenderen Rüstungen; der bald darauf ausbrechende schwedisch-polnische Krieg, in den der Kurfürst eingreifen mußte, führte die Entwicklung in schnellem Tempo weiter. Im Frühjahr 1655 begann die Aufstellung eines Korps von 4000 Mann zu Fuß und 6000 zu Fuß; dazu kamen 500 Dragoner. Jedoch bestand diese Mannschaft, wie Jany bemerkt, größtenteils aus Geworbenen; „nur selten waren es wirklich ausgehobene Kleinbürger oder Bauern“. - Immerhin: die große Masse der Geworbenen bestand unzweifelhaft aus brandenburgischen Landeskindern. Aus dieser jungen Armee, die sehr schnell auf rund 22 000 Mann verstärkt wurde und die in der dreitägigen Schlacht bei Warschau 1656 ihren Waffenruhm begründete, ist dann das brandenburgische stehende Heer hervorgegangen. Seinen Oberbefehl übernahm 1658 Freiherr v. Sparr, aus brandenburgischem Landadel stammend. Im August 1656 war Derfflinger, der spätere Feldmarschall, in den Dienst des Großen Kurfürsten getreten; er stammte aus einem oberösterreichischen Bauerngeschlecht.

Auch nach dem Frieden von Oliva, nach 1660, setzte der Große Kurfürst die Beibehaltung einer zwar verkleinerten stehenden Truppenmacht durch. Dieser bei den Fahnen bleibende Stamm des Heeres, „durch die Erinnerung an gemeinsame Waffentaten verbunden, durch eine dem Soldaten damals sonst versagte Sicherheit der Lebensstellung an den Kurfürsten und seinen Staat gefesselt, besaß ganz andere Festigkeit und versprach solche auch den Neubildungen künftiger Zeit zu geben, als sie die alten, erst beim Ausbruch eines Krieges zusammengesammelten Heere gehabt hatten“ (Jany).

Aber auch seine abgedankte Mannschaft suchte der Kurfürst im Lande zu halten, und hier zeigt sich sein Weitblick, indem er - nach dem oben skizzierten Vorbild Schwedens - das durch lange Kriegsjahre verkümmerte bäuerliche Element seiner Länder energisch zu kräftigen bemüht ist. Er siedelt die abgedankten Soldaten auf den im Dreißigjährigen Kriege wüst gewordenen Höfen an und verschafft sich dadurch zugleich eine stets verfügbare Kriegsreserve!

Hier zum erstenmal in der brandenburgischen Geschichte wird die grundlegende Einsicht in die Tat umgesetzt, daß nur ein lebensstarkes Bauerntum die Grundlage eines schlagkräftigen Soldatentums bildet. - Als Anfang 1675 durch den räuberischen Einfall der Schweden die Not der Mark aufs höchste gestiegen war, ließ der Landeshauptmann der Altmark, Achaz Freiherr v. d. Schulenburg, auf kurfürstlichen Befehl alle waffenfähige Mannschaft der Altmark mit Gewehren versehen. Die Bauern wurden „in ordentliche Rotten gebracht“ und ihnen Offiziere vorgestellt. Die Fahnen, an schwarz gestrichener Stange, waren von fester weißer Leinwand und zeigten in der Mitte einen roten Adler, den ein grüner Kranz umgab; oben waren die Initialen S. W. und darunter der Reim gemalt:

Wir sind Bauern von geringem Gut

Und dienen unserm gnädigen Kurfürsten mit unserm Blut.

Ohne den Stamm jener 219 in der Altmark angesiedelten Veteranen wäre eine solche „Armierung des Landvolks“ damals wohl kaum möglich gewesen. Bemerkens-



wert übrigens, daß einer der Offiziere, die sich bei Fehrbellin besonders auszeichneten, der Oberfeldwebel Joachim Hennigs war, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Klinkte bei Bismark in der Altmark, dem der Kurfürst im nächsten Jahre mit einem auf den Tag des Treffens von Fehrbellin vordatierten Adelsbriefe den Namen „Hennigs von Treffensfeld“ verlieh.

Als der Große Kurfürst 1688 starb, betrug die Gesamtstärke seiner Armee rund 31 000 Mann, bei einer Bevölkerungsziffer von rund 1,5 Millionen. Sie war im wesentlichen ein Söldnerheer; nur wenige Truppenteile waren durch Aushebung entstanden, wie z. B. das Regiment Kurprinz, das aus den 1675 aufgebottenen „Landvölkern“ hervorging. Aber die überwiegende Masse der Mannschaften seines Heeres bestand aus Landeskindern.

Eine große Wandlung bahnte die Regierung des ersten Königs von Preußen, Friedrichs I., im Heerwesen an, indem sie neben das Söldnertum die Rekrutenaushebung vom Lande stellte. Beide Erfahrungsarten standen in dieser Übergangszeit nebeneinander, wechselten sich ab und ergänzten sich gegenseitig.

Eine feste Ordnung entwickelte sich daraus erst unter Friedrich Wilhelm I., und auch da erst im Laufe von zwei Jahrzehnten.

Er entschloß sich, die inländische Werbung einheitlich und staatlich zu ordnen.

Das Kantonreglement vom 15. September 1733 ist der Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht. In ihm wird zum erstenmal wieder, der alten germanischen Anschauung gemäß, der Satz ausgesprochen: Jeder Einwohner des Landes ist für die Waffen geboren. - Der gewaltige Erfolg dieser Reorganisation war, daß Friedrich der Große im Jahre 1740, bei seiner Thronbesteigung, eine schlagfertige Armee von fast 80 000 Mann vorfand (1713 hatte ihre Zahl rund 38 000 betragen). Im Vergleich damit besaß Österreich etwa 100 000 Mann, Rußland 130 000, Frankreich 160 000. Preußen war 1740 an Fläche der 10., an Bevölkerung der 13., nach seiner militärischen Macht der 3. oder 4. europäische Staat! - Friedrich der Große rühmt in seinen „Memoiren des Hauses Brandenburg“ dieses Kantonreglement seines Vaters mit dem stolzen Satz: „Hierdurch ward die Armee unsterblich, da sie nun eine stets fließende Quelle erhielt, aus der sie sich seitdem immer wieder erneuert hat.“

Von ganz wesentlicher Bedeutung wurde das Kantonreglement für den Bauernstand. Er kam dadurch nach und nach wieder in ein kraftvoll-lebendiges Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, indem er wieder an ihrer Wehrhaftmachung teilnehmen durfte. Das Heer wuchs in das Landvolk hinein. Nach und nach wurde sein sozialer Zustand von Grund aus verändert und gebessert. Allerdings war das Tempo dieser Aufwärtsentwicklung sehr langsam; denn einmal konnte der eingewurzelte Haß zwischen Bauern und Soldaten nur ganz allmählich behoben werden. Diese Haßgefühle schrieben sich noch aus den Landsknechtsroheiten des Dreißigjährigen Krieges her: man denke z. B. an Grimmselshausens zeitgenössische Schilderungen in seinem großen Roman „Simplicius Simplicissimus“, der ja selbst Sohn armer Bauernleute war, die von marodierender Soldateska zu Tode gemartert und ausgeplündert wurden. Dann wirkte sich das Kantonreglement in den ersten Jahrzehnten der Regierung Friedrichs des Großen nicht voll aus, denn der König setzte zwar den Ausbau seines Heeres planmäßig fort, dagegen hielt er an dem seit Beginn seiner Regierung nachdrücklich bekundeten Bestreben fest, die Bevölkerung

seiner Lande in Friedenszeiten vom Heeresdienst möglichst zu entlasten, dafür die „ausländische“ Werbung (d. h. innerhalb des Deutschen Reiches) mit allen Mitteln zu fördern. Der König hat es wiederholt ausgesprochen, daß er das größte Glück eines Fürsten darin sehe, über gut bevölkerte Länder zu herrschen. Daher hat er von Beginn seiner Regierung an, besonders stark dann seit dem Hubertusburger Frieden, sein gewaltiges Kolonisationswerk betrieben.

Auf die kolonisatorische Tätigkeit des Großen Königs und ihre auch für unsere Zeit und ihre Siedlungsprobleme in mancher Hinsicht wegweisende Bedeutung werde ich am Schluß des Aufsatzes noch ausführlicher einzugehen haben. Im großen geschichtlichen Zusammenhang gesehen bedeutet sie gewissermaßen eine Nachblüte jenes ungeheuren mittelalterlichen Kolonisationswerkes, dessen Träger in vorderster Reihe der deutsche Bauer war!

Vom ausgehenden 12. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts besetzt der deutsche Bauer in einem der friedlichsten Eroberungszüge, die die Weltgeschichte kennt, teils im geschlossenen Siedlungsgebiet, teils in Inseln und Streusiedlung, einen gewaltigen Lebensraum, der sich in breitem Bogen von den Ostalpen bis zur samländischen Küste hinzieht! (Joh. v. Leers.)

Die Besiedlung des Ostens, dieses umfassendste Kolonisationswerk des Mittelalters, kann hier nur mit einigen Schlagworten angedeutet werden; es sei auf die zusammenfassende große Arbeit von H. Aubin „Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung“, 1937, verwiesen. Wir sehen einen breiten bäuerlichen Siedlerstrom deutschen Volkstums sich in den ostmitteleuropäischen Raum ergießen und die bäuerlichen Lebens- und Kulturformen des altdeutschen Gebietes nach dort übertragen. Bayerische, fränkische, schwäbische und hessische, aber auch niederländische Bauern strömen nach Böhmen ein, es entsteht ein breiter deutscher Siedlungsgürtel rund um die böhmische Tiefebene. In Schlesien begann schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine deutsche Siedlung, „die vor allem die undurchdringlichen Wälder rodete, die, von Bauern, Rittern, Mönchen getragen, dem Lande bald ein deutsches Gesicht gab. In Großpolen sind für das 13. Jahrhundert 106, für das 14. Jahrhundert 149 deutsche Dorfgründungen nachzuweisen. Weiter werden die Lausitz, der südlich Berlins gelegene Teil der Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg besiedelt; dem Rufe des Deutschen Ritterordens folgten zahlreiche Bauernfamilien und bestedelten West- und Ostpreußen.

Aber während diese Kolonisationsbewegung mit wenigen Ausnahmen friedlichen Charakter trägt und ausschließlich Ackerbau und Handel dient, erfolgt die Berufung der Siedler aus dem moselfränkischen Gebiet durch den Ungarnkönig Geisa II. (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) nach Siebenbürgen ausdrücklich zum Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Rumänen und Petschenegen, wilder türkischer Reitervölker. Diese „Sachsen“, wie die Ansiedler genannt wurden, kamen als freie deutsche Bauern in geschlossenen Gauverbänden, einen Erbgrafen oder gewählten Grafen an der Spitze jedes Gaues, der sie verwaltete, richtete und im Felde führte. Der Grund und Boden wurde den Gaugemeinden zum Eigentum übertragen gegen Leistung von Kriegsdiensten zu Fuß und zu Roß. Hier lebt also der alte germanische Bauernkrieger wieder auf! Hier wird auch die alte germanische Lebensform wiederhergestellt: es herrschte die alte Dreifelderwirtschaft, jeder Gau und jedes Dorf hatte seine Allmende, es gab Edellinge germanischen Rechts usw. -

Diese urtümliche Verbindung von Bauer und Soldat, wie wir sie sonst nur noch im mittelalterlichen Schweden und Norwegen beobachtet hatten, finden wir nun in eigentümlicher Weise ausgebaut im Südosten des großdeutschen Raumes: in Österreich. Die alte, schon vor mehr als einem halben Jahrhundert verschwundene, heute fast vergessene „Österreichische Militärgrenze“ hat an die vier Jahrhunderte auf Wacht gestanden: gegen Pest und Türken, Islam und Räuberbanden. Ihre frühesten Vorläufer waren jene wehrhaften Grenzsoldaten des großen Oströmisch-Byzantinischen Reiches, welche jahrhundertlang die Anstürme der Araber und Türken abgewehrt haben. Diesen Bauern-Soldaten wurde an Stelle eines Soldes der Grund und Boden verliehen, so daß der Soldat Ausrüstung und Unterhalt aus den Einkünften seines Gutes selbst bestreiten mußte. Der Verkauf solcher Soldgüter war nur ganz ausnahmsweise und dann auch nur wieder an einen Soldaten gestattet. (Vgl. dazu Rupert v. Schumacher, „Des Reiches Hofzaun. Geschichte der deutschen Militärgrenze im Südosten.“ 1940.) - Als dann die immer weiter vorstoßenden Angriffe der Türken - nach Vernichtung des Byzantinischen Reiches - den Balkan erobert hatten, siedelte Österreich (um 1540) an seinen Grenzen planmäßig serbische und kroatische Flüchtlinge an: damit beginnt die eigentliche Geschichte der Grenzkolonisation und der Errichtung der großen österreichischen Militärgrenze. „Der wehrhafte, von unerbittlichem Kampfwillen besetzte Bauer und Kolonist, der vom Haß gegen seine türkischen Unterdrücker und Verfolger erfüllte Flüchtling, der an den Türkenschrecken gewöhnte Balkanflawe wird als Kiesel und Gegenwehr der Türkenflut entgegengesetzt. Deutscher Soldat und slowischer Bauer verbinden sich zur Wacht an den Grenzen.“

Die lebendige Erinnerung an das Wesen der deutschen Marken des Mittelalters beeinflusste entscheidend die Schöpfer dieser Grenzkolonisierung; wahrscheinlich auch das Vorbild der römischen Grenzersiedlung.

Während Österreich um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Südosten einen Höhepunkt der Grenzkolonisation erlebte, verstand es zur gleichen Zeit sein siegreicher Gegner im Norden, der große Preußenkönig, seine Landeskinder, die - namentlich in Kriegszeiten, wie Jany betont - doch den Charakter seiner Armee bestimmten, zu kriegerischen Leistungen anzufeuern, die ganz Europa in Erstaunen versetzten. Diese Truppen, aus derselben Gegend stammend, oft miteinander verwandt, hielten fest zusammen. Sie wußten, daß sie Hof und Herd verteidigten, und sahen zu ihrem Könige, der zugleich ihr Feldherr war, mit festem Vertrauen und in selbstverständlicher Treue empor. Besonders die alten Provinzen, wo der soldatische Geist seit Menschenaltern feste Wurzeln geschlagen hatte, stellten in ihren Söhnen die Kerntruppen des Heeres. „Gott ehre uns die alten Preußen, Pommern und Märker!“ schrie Winterfeldt nach der Schlacht bei Prag dem Feldmarschall Lehwaldt. - Berühmt ist Friedrichs des Großen Ausspruch: „Setze ich mich vor meine Pommern und Märker und habe schon die Hälfte meiner Monarchie verloren, nur selbst den Kopf nicht, so sage ich den Teufel aus der Hölle!“

Bei seinen Truppen wirkte - neben der hintersiehenden Genialität des Führers - mit zusammenschweißender Kraft der landsmannschaftliche Geist, der schon im germanischen Urtiegertum jenes eherne Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugte, das Tacitus' höchste Bewunderung hervorrief, - dessen letzte Ausläufer wir noch im Weltkrieg bewundern durften.



Oskar Martin Amorbach

Flandern

Werke aus der Großen Deutschen Kunstausstellung 1941



Wilhelm Sauter

Vormarsch



Wilhelm Sauter

Westfront 1940

So gilt also für die Jahrzehnte nach 1733 das Wort Schmollers: „Eine große staatliche Zukunft für ganz Deutschland war gesichert, weil in dieser Schule des preußischen Heeres der Deutsche wieder das lernte, was ihm seit Jahrhunderten abhanden gekommen war: Schwere staatliche Pflichten auf sich zu nehmen.“ Das gilt in gleichem Maße für den preußischen Adel, den schon Friedrich Wilhelm I. systematisch in die Offizierslaufbahn gezwungen hatte, wie für die bäuerliche Bevölkerung, die nun in der Schule des Heeres Disziplin, Kenntnisse und das Gefühl der Soldatenehre nicht nur selbst erwarb, sondern auch - auf die heimatische Scholle zurückgekehrt - all diese Gaben, nicht zuletzt vaterländische Begeisterung, auf die Dorfgenossen wirken ließ und ausstrahlte.

Vom Kantonsreglement zur allgemeinen Wehrpflicht, welche die Befreiungskriege dem deutschen Volke bescherten, war dann nur ein verhältnismäßig kleiner Schritt, denn es handelte sich im wesentlichen um Aufhebung der allerdings zahlreichen „Enrollemenzfreiheiten“. Das größte Verdienst um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatte bekanntlich der Bauernsohn Scharnhorst, der im Stabe Blüchers in den Befreiungskampf zog.

Die reaktionären Elemente in Preußen haben bekanntlich schon wenige Jahre nach den Befreiungskriegen (1817) den zum Glück vergeblichen Versuch gemacht, das Wehrgesetz wieder zu Fall zu bringen. Auch in den folgenden Jahrzehnten drohte das Volksherr Scharnhorst-Boyens wieder in seine Schwerkraft Volk und Heer auseinanderzufallen. Noch nicht zwei Drittel der diensttauglichen jungen Mannschaft konnten jährlich eingestellt werden. Die Mobilmachung von 1859 ebenso wie die früheren von 1849 und 1850 hatten diese Mängel deutlich hervortreten lassen. Die Gefahr gebannt zu haben ist das Verdienst König Wilhelms I., der Scharnhorsts Grundgedanken, von Roon und Bismarck mit größter Energie unterstützt und bestärkt, nach langjährigem Kampfe gegen Volksvertretung und öffentliche Meinung im Oktober 1867 zum Siege führte.

Nach dem Siege über Frankreich konnte die deutsche Armee ihren Ersatz zunächst noch ohne Schwierigkeit der bäuerlichen Bevölkerung entnehmen, denn Deutschland war um 1870 noch ein überwiegend agrarisches Land. - Eine große Rolle in der Frage des Ersatzes spielte gerade auf dem Lande die Tradition. „Namentlich in denjenigen Gegenden Deutschlands, die Pferdezucht trieben, ergänzten sich die dort garnisonierenden Kavallerie-Regimenter fast durchweg aus Freiwilligen. Jeder Bauernsohn suchte bei dem Truppenteil zu dienen, wo schon der Vater und Großvater gedient hatten, und es bildete sich so zwischen den heimatischen Kavallerie-Regimentern und der ländlichen Bevölkerung ein enger Kitt.“ (Oberst a. D. v. Heydebreck.) Eine Tradition von solcher Beharrungskraft entwickelte sich, daß einzelne Regimenter geradezu in bestimmten Bauerngeschlechtern wurzelten.

Auch bei dem Hunderttausend-Mann-Heer der Reichswehr ergab sich der im Wehrgesetz festgelegte landsmannschaftliche Charakter des Heeres insofern von selbst, als die Masse der Freiwilligen naturgemäß in einen Truppenteil der näheren Heimat eintrat. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang auch die nach dem Weltkrieg in allen deutschen Landesteilen sich entwickelnden Reitschulen und ländlichen Reitervereine, welche der bäuerlichen Bevölkerung, der die Schule des Heeres versagt blieb, Gelegenheit gaben, sich im Sattel sportlich zu betätigen. - Bei den 18 Reiter-Regimentern der Reichswehr selbst wurde in der Weise verfahren, „daß nach Mög-

lichkeit Bestehendes erhalten und zusammengelegt wurde, was nach Landsmannschaft und Friedensverband oder historisch zusammengehörte."

\*

Das Bauerntum zeichnet auch heute noch jene „weltanschaulich-nationale Beharrlichkeit“ aus, die Hermann Gauer in seiner Untersuchung „*Vom Bauerntum, Bürger- und Arbeitertum in der Armee*“ (Heidelberg, 1936) an ihm rühmt. „Deutschland hat seine Kraft, auch heute noch, allein aus dem Bauerntum geschöpft“, stellt Gauer fest. Nach einer Übersicht, die er im Anhang seiner Arbeit bringt, entstammten im Jahre 1906 die Militärpersonen des Deutschen Reiches zu über 64 vH vom Lande, zu über 22 vH aus Land- und Kleinstädten und nur zu 7 bzw. 6 vH aus Mittel- und Großstädten. Dem entspricht die Feststellung eines Nationalökonomens um 1900, daß „mehr als zwei Drittel der deutschen Rekruten in ihrer ersten Kindheit und während ihres Schulbesuches in Bezirken lebten, in denen der Industriebetrieb nur eine untergeordnete Bedeutung hatte und der landwirtschaftliche Betrieb vorherrschte“. Aus Agrargegenden stammten 525 000, aus überwiegenden Industrie- gegenden 235 000 Mann der Armee.

„Der Born, aus dem die Heere ihre besten Kräfte und die Stadtbevölkerung frisches Blut und Verjüngung schöpfen, ist das Land“, schrieb General W. v. Blume im Jahre 1899. „Aber“, fährt er (1899!) warnend fort, „die Zukunft der Nation hängt wesentlich davon ab, ob sie die Quelle ihrer Kraft frisch zu erhalten und vor Erschöpfung zu wahren weiß.“ Und an anderer Stelle mit scharfer Zuspitzung: „Die Nation, die ihren Bauernstand verkommen läßt, zehrt vom Kapital!“ Daß diese noch bis zum Weltkrieg ergiebigste Rekrutenquelle schon zwei Menschenalter vor der Warnung Blumes Spuren der Erschöpfung zeigte, beweist ein Bericht des Generals v. Horn aus dem Jahre 1828 an die Preussische Regierung, in dem er eindringlich über die um sich greifende Militäruntauglichkeit der rheinischen Bevölkerung „infolge der Zunahme der Fabrikarbeit“ Klage führt (Erich Wellmann, *Abstammung, Beruf und Heeresersatz in ihren gesetzlichen Zusammenhängen*. 1907). - Ein Menschenalter später, 1860, kommt der Berliner Professor der Statistik Helwing in seiner Untersuchung „*Aber die Abnahme der Kriegstauglichkeit, namentlich in der Provinz Brandenburg*“ zu dem Resultat, daß die Gründe der Abnahme der Tauglichkeit in der veränderten Beschäftigung der Bewohner zu suchen seien, und daß „der Übergang vom Ackerbau zur Industrie die Abnahme der Körperkraft bedingte!“ *Rassandrarufe, die ungehört verklangen!* - Die Tauglichkeitsaussichten wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer düsterer: Um 1908 lieferte Berlin beim Heeresersatz statt des „Soll“ von 100 Mann nur 28,2 (1907: 31,4); Hamburg nur 42, die Provinz Sachsen dagegen 134 und das dünn bevölkerte Ostpreußen gar 140! Es wurde errechnet, daß die Schwäche des Berliner Ersatzes im Ernstfalle allein den Verlust von drei Armeekorps verursachte.

Der Arzt Prof. C. H. Straz hat während des Weltkrieges (1917) eine Abhandlung „*Volkszunahme und Wehrmacht im Deutschen Reich*“ veröffentlicht, in der er ausführt: „Zweimal hat Deutschland am Rande der Vernichtung und Entvölkerung gestanden, nach dem Dreißigjährigen Krieg und vor den Befreiungskriegen. Beide Male hat es verstanden, den Volksverlust zu ersetzen und neue Macht zu entfalten.“ Er vergaß hinzuzufügen, daß Deutschland damals ein überwiegend ackerbautreibendes

des Land war. Zum Beweise seiner Behauptung bringt Straz dann eine Kurve der Geburtenzahlen Berlins. Man sieht, daß die Kurve nach den Kriegen 1864, 1866, 1870/71 steil ansteigt, bis sie 1876 mit 45 auf Tausend ihren Höhepunkt erreicht. Dann allerdings sinkt sie unaufhaltsam abwärts. In Wahrheit beweist Straz' Kurve also, daß gerade in den „Gründerjahren“ der „Sog“ der schnell wachsenden Großstadt den zeugungskräftigen und -willigen Zuzug vom Lande besonders stark nach Berlin lenkte, daß dann aber die nächste Generation schon der großstädtischen Geburtenmüdigkeit verfiel. „Die Leistungsfähigkeit der zugewanderten Landbevölkerung wurde in den Fabriken und Mietkasernen zerrieben!“ (H. Bauer.)

Oberstarzt Dr. Hans Müller beantwortet die Frage, warum die Landbevölkerung in der Vergangenheit relativ mehr Taugliche gestellt habe, mit den treffenden Sätzen: „Mit deutschem Boden eng verbunden wurde Familie und Familiensinn gepflegt. Anspruchslos wurde das Erbe der Väter gehegt und gepflegt, bis es auf die nächste Generation überging. Bei schwerster körperlicher Arbeit wuchsen nicht nur die physischen Kräfte, sondern entstand ein aufrechtes, charakterfestes, stahlhartes Geschlecht.“ An anderer Stelle des Buches wird das Thema der Landflucht eingehend behandelt, deren Gefahren schon H. W. Riehl erkannte, dem kürzlich erst der greise Heinrich Sohnrey eine Broschüre mit dem aufrüttelnden Titel „Landflucht ist Volkstod!“ widmete. Hier sei nur auf eine Tatsache hingewiesen, die doch sehr zu denken gibt: Eine Denkschrift des Landrats und Kreisleiters im Grenzkreise Slogau vom Jahre 1937 stellt fest, bei Musterungen der Gestellungspflichtigen zeige sich, daß die ländlichen Schlechter beschaffen seien als die städtischen!\*) Das sei eine Folge der Landflucht, denn es wandern in die Stadt „die Tüchtigsten, Jüngsten, körperlich und geistig Gesundesten!“ (Mitgeteilt von Hans F. R. Günther in „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“, 1939, S. 618.) Günther führt im Anschluß daran aus: „Ein Volk wird auf dem Lande erzeugt und stirbt aus in den Städten; nimmt die Abwanderung vom Lande weiter zu, so daß das Land nicht nur seiner tüchtigen, sondern überhaupt seiner Bevölkerung beraubt wird, oder schwindet die Kindererzeugung des Landes weiter, oder wirkt gar beides zusammen, so werden Stadt und Land, Volk und Staat zusammenbrechen. Darum kommt es letzten Endes immer auf das Bauerntum und dessen erbliche Beschaffenheit an.“

Im Dritten Reich sind die hier angedeuteten Sturmzeichen in vollem Maße gewürdigt worden. „Das deutsche Volk hat in letzter Stunde das Steuer herumgerissen und sich daran erinnert, daß allein aus dem Blut und Boden Erneuerung auferstehen kann.“ Das Reichserbhofgesetz verkündet ausdrücklich: „Die deutsche Reichsregierung will unter Sicherung alter deutscher Erbsitte das Bauerntum als Blutsquelle des deutschen Volkes erhalten.“ - Eine großzügige Siedlung zur Neubildung deutschen Bauerntums ist in Angriff genommen worden. Die Errichtung

\*) Gegen den, vom Verfasser erwähnten, gesundheitlichen Mangel der Landjugend hat erfreulicherweise bereits seit 1935 eine starke Gegenwirkung eingesetzt. Die von „Burg Neuhaus“, der von R. Walther Darré gegründeten Reichsschule des Reichsnährstandes, ausgehende Bewegung für körperliche Ausgleichsübungen, hat den Grund zu einer dauernden systematischen Körperschulung und damit zur Hebung des Gesundheitszustandes des Landvolkes gelegt. Die Schriftleitung.



neuer Bauernhöfe vollzieht sich vorwiegend in den schwach besiedelten östlichen Reichsgebieten: „Das nationalsozialistische Bauernsiedlungswerk greift wieder zielbewußt die Grundsätze und Aufgaben der mittelalterlichen Ostkolonisation auf.“ - Die Ostkolonisation erhielt bekanntlich im 17. und besonders im 18. Jahrhundert wieder einen starken Auftrieb. Vorbildlich auch in dieser Hinsicht darf uns Heutigen die kolonisationspolitische Tätigkeit Friedrichs des Großen sein: Th. Steimle hat mit Recht darauf hingewiesen, daß sie „auch für unsere Zeit und ihre Siedlungsprobleme in mehrfacher Hinsicht Anregung und Wegweisung bedeuten kann“. Er führt in seiner Abhandlung „Die Siedlungen Friedrichs des Großen und das nationalsozialistische Siedlungswesen“ aus: „Das Kolonisationswerk Friedrichs fügt sich organisch in ein großes System wehrpolitischer, wirtschafts-, kultur- und bevölkerungspolitischer Maßnahmen ein, in dem jeweils eine Einzelmaßnahme ohne die andere nicht gedacht werden kann. Auch darin zeigt sich die enge Verwandtschaft mit dem großen nationalsozialistischen Aufbauwerk, mit dem es nach Ausgangspunkt, Methode und Ziel in der Tat viel Ähnlichkeit aufweist.“ - Ein großer Unterschied allerdings sei bei der Art der Siedlung zu beobachten: während es sich bei Friedrich fast ausschließlich um Urbarmachung und Meliorierung von Sumpf- und Bruchland, Kanalsation, Aufforstung, Wiederbesetzung „wüster“ Stellen usw. handelt, steht heute die **I n t e n s i v i e r u n g** des landwirtschaftlichen Betriebes und in Verbindung damit die Besiedlung der volkspolitisch gefährdeten Grenzräume im Vordergrund.

Udo Froese hat in seiner Arbeit „Das Kolonisationswerk Friedrichs des Großen, Wesen und Vermächtnis“, (1938), 1340 Kolonien nachgewiesen: 450 für Schlessien, 480 für Brandenburg, 200 für Pommern, 120 für Westpreußen usw. In den 46 Jahren seiner Regierung hat Friedrich 57 457 Bauernfamilien angesiedelt. „Insgesamt“, schreibt Steimle, „dürfte die Zahl der durch die Kolonisation herangezogenen Menschen in Stadt und Land mit 400 000 nicht zu hoch gegriffen sein; eine für jene Zeit ungeheure Summe.“ Jeder fünfte Mensch in Preußen gehörte im Jahre 1786 einer Kolonistenfamilie an. Die Ausmaße der jetzigen Siedlung werden und müssen außerordentlich umfangreich sein, wenn sie den gewünschten Erfolg haben sollen, die Stellung des Bauerntums wirksam zu verstärken und die Bevölkerungszunahme in nachhaltiger Weise günstig zu beeinflussen. Sehr beachtlich sind die bereits vorliegenden Ansätze: Nach dem letzten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches betrug die Zahl der

Neubauernhöfe von Erbhofgröße	
im Jahre 1933 . . . . .	: . 3 753
„ „ 1934 . . . . .	4 062
„ „ 1935 . . . . .	3 310
„ „ 1936 . . . . .	2 812
„ „ 1937 . . . . .	1 698
„ „ 1938 . . . . .	1 213
„ „ 1939 . . . . .	752
insgesamt 17 600	

Man muß dabei berücksichtigen, daß die letzten Jahre vor dem Krieg mit ihren Spannungen der Kriegsvorbereitung und der Krieg selbst die Siedlung naturgemäß stark behinderten bzw. fast lahmlegten.

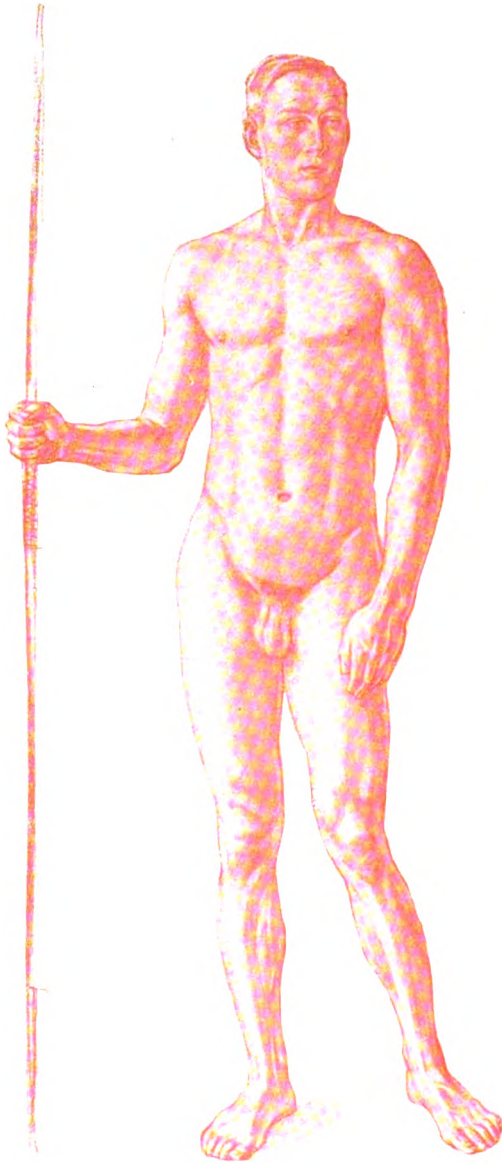


*W. Ueberrück*

**Reitender Bauernjunge**

Nach einer Studie von Wilhelm Ueberrück

Beilage zu Odal



*W. Heberer*

Bauernjunge

Nach einer Studie von Wilhelm Heberer

Beilage zu Odal

Nur beiläufig sei erwähnt, daß auch die Wehrmacht selbst, wie vorher schon die Reichswehr, bemüht war und ist, Wehr- und Nährstand wieder in enge Verbindung zu bringen, indem sie ihre Kapitulant<sup>en</sup>, soweit sie vom Lande stammten, der Siedlung zuzuführen versuchte. Zu diesem Zwecke waren Heeresfachschulen für Landwirtschaft eingerichtet worden, bei denen die zukünftigen Heeresfiedler ihre durch mindestens einjährigen Besuch erworbenen landwirtschaftlichen Fähigkeiten durch eine theoretische und praktische Abschlußprüfung nachweisen mußten, bevor sie eine Neubauernstelle übernehmen durften. Zur Übernahme (Anzahlung und Inventarbeschaffung) verwendeten sie die ihnen zustehende Kapitalabfindung. - Der Erfolg hat aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, den Erwartungen nicht ganz entsprochen. Es ist eine Erfahrung, die bereits lange vor dem Weltkriege gemacht wurde und heute noch gilt, daß die allgemeine Wehrpflicht bis zu einem gewissen Grade der Landflucht Vorschub leistet. (Vgl. dazu „Wehrmachtsfachschule“, 13. Jahrgang, 1937, S. 222.) Ministerialrat Dr. Sehnert bemerkt im 14. Jahrgang derselben Zeitschrift zu diesem Thema: „Warum wandert der Landarbeiter in die Stadt und in die Industrie? Es sind nicht allein, wie so oft gesagt wird, die Lohn- und Wohnungsverhältnisse oder das angenehmere Leben, sondern es ist in erster Linie die Ausichtslosigkeit des Aufstiegs. Der Landarbeiter, ob er Knecht bei dem Bauern ist oder Deputant bei dem Gutbesitzer, muß Zeit seines Lebens Arbeiter bleiben, weil er in der Landwirtschaft nicht weiterkommen kann. Wie anders würde er seine Lage betrachten, wenn er die Gewißheit hätte, später einmal selbständiger Bauer zu werden. - Diese Aufgabe, über die schon seit Jahrzehnten geredet und geschrieben wird, hat das Heer zum erstenmal gelöst. - Die Mehrzahl der Wehrmachtsfiedler sind ehemalige Landarbeiter oder Söhne von Kleinbauern. Die Zahl der als Bauern angelegten Soldaten ist aber noch viel zu klein. Leider waren die Umstände für die Soldatenfiedlung bisher nicht günstig. Erst 1927 konnte sie ihren Anfang nehmen; 1930 bis 1932 bot die Lage der Landwirtschaft keinen Anreiz, Bauer zu werden. Als sich 1934 und 1935 durch die agrarpolitischen Maßnahmen des Dritten Reiches die Lage der Landwirtschaft günstiger gestaltete, machte sich ein langsames Ansteigen in der Ansiedlung von Soldaten bemerkbar. Leider stand vom Jahre 1936 ab - infolge der höheren Kosten für eine Neubauernstelle - die Abfindung der Soldaten in keinem Verhältnis mehr zu dem Kapital, das für die Übernahme einer Stelle erforderlich war. Dazu kamen die günstigen Versorgungsmöglichkeiten für die Beamtenanwärter. Die Folge war, daß die Zahl der Schüler der Heeresfachschule für Landwirtschaft auf ein Minimum herabsank.“ - Es ist zweifellos, daß die Lage sich, nach siegreicher Beendigung des Krieges, namentlich für die Wehrmachtgrenzfiedlung ungleich günstiger gestalten wird.

Darf ich hier abschließend an eine charakteristische Äußerung Moltkes erinnern, die Schlagend beleuchtet, wie der größte Repräsentant der kaiserlichen Armee sich zur Siedlungsfrage stellte: Der greise Feldmarschall beteiligte sich noch in seinem 90. Lebensjahre lebhaft an der Einbringung eines Heimstätten-Gesetzentwurfes im Reichstag, weil er darin einen energischen Schritt zur Gesundung des Vaterlandes sah. Als ihm die Generalversammlung des Deutschen Bauernbundes im Februar 1890 ein Huldigungstelegramm übersandte, antwortete Moltke: „Herzlichen Dank und glücklichen Erfolg unseres gemeinsamen Strebens. Graf Moltke, Bauer.“

Franz Lüdike

## Der deutsche Kampf

Es pulst das Blut. Wann wird das Werk geschafft?  
Wir wollen Sonne! Freude! Leben! Kraft!

Wie dir, wie mir des Schicksals Würfel fiel:  
Die deutsche Straße hat ein deutsches Ziel.

Wie geht der Weg? Jetzt noch durch dunkle Not,  
Und dennoch, drüberhin, ins Morgenrot!

Durch Sturm, durch Kampf, durch Haß, durch Schmerz,  
Doch endlich in die Freiheit, in das Licht! [durch Pflicht,

So zwingen wir gemeinsam steilsten Pfad,  
So finden wir den Weg vom Traum zur Tat.

Braus', Sturm, ins Land und wech' die letzte Kraft!  
Hell jauchzt die Fahne am Standartenschaft.

## Sozialer Aufstieg und Blutspflege

Begabtenförderung steht im Bewußtsein der meisten Menschen unter dem Gesichtspunkt des sozialen Aufstieges, also des Aufstieges eines Angehörigen eines „geringeren Standes“ in einen „höheren Stand“. Man spricht davon, wenn der „Sohn eines einfachen Arbeiters“ Akademiker wird, wenn der Sohn eines kleinen Kramladeninhabers ein großer Kaufmann oder Fabrikant wird, wenn der „Sohn eines Bauern“ Offizier, Hochschullehrer oder sonst etwas „Hohes“ wird. Man spricht aber auch schon davon, wenn der Sohn eines einfachen Mannes ein kleiner Schreiber oder Angestellter wird. Aus seinem alltäglichen Erleben kennt jeder eine Menge von Beispielen für diesen sozialen Aufstieg.

Er beginnt gewöhnlich so, daß ein Kind in der Schule durch seine besonderen Schulleistungen auffällt. Die Verwandtschaft und alle, die sich darum kümmern, sind sich bald darüber einig, daß aus dem Kind „etwas werden muß“, daß es dafür zu gut ist, in die beruflichen Fußtapfen des Vaters und der Vorfahren zu treten. Auch der stolze Vater ist mit sich darüber bald im reinen, daß es sein begabter Bub „einmal besser haben soll als er selbst“. Das begabte Kind bekommt eine Schulausbildung, die über die Grundlage der allgemeinen Volksschule weit hinausragt; es lernt fremde Sprachen, höhere Rechenkunst, höhere Naturwissenschaft usw., was eben heute zur Schulbildung eines Zeitgenossen gehört. Der Begabte legt Prüfungen ab, gelangt in den Genuß von Erleichterungen, Unterstützungen, „Stipendien“, studiert vielleicht, bekommt eine sorgfältige Fachausbildung, erwirbt Titel und Mittel, bekommt eine gute Lebensstellung, weitaus in den allermeisten Fällen nicht als Selbständiger, sondern als abhängiger Angestellter oder Beamter. Und schließlich heiratet er. Er heiratet, wenn er Glück hat, die „Tochter seines Chefs“, jedenfalls kein Mädchen aus seiner Herkunftsschicht. Mit seinen armen, auch wenig „gebildeten“ Verwandten bindet ihn nur noch wenig, er zieht vom Land, wo er herkommt, in die Stadt, oder von der Klein- in die Großstadt. Es blüht das Fortkommen. Schließlich kommt ein Kind in die Wiege. Nach Jahren vielleicht noch eins. Es wird wie gewünscht „ein Pärchen“. „Mehr kann man sich nicht leisten.“ Und dann ist das Glück groß. Diesen zwei Kindlein kann man dann sorgfältigst alle Erziehung und Ausbildung zukommen lassen, wie man sich das einst selbst gewünscht hätte als Kind unter vielen Geschwistern und auf dem einfachen Lande. Und selbst sind die Eltern durch die zwei Kinderlein auch nicht sehr geschunden, man kann Reisen machen, kann gesellschaftliche Veranstaltungen und Verpflichtungen ziemlich ungehindert mitmachen. Man kann sich manches „leisten“. Kurz, es ist alles ausgezeichnet, nun „hat man etwas vom Leben“.

Dies ist in groben Zügen der kennzeichnende Lebensweg eines aufgestiegenen Begabten von dem Augenblick seiner Auswahl an bis zu der Entfaltungsstufe, auf

der er als einzelner seinen Aufstieg von einem niederen zu einem höheren Stand abgeschlossen hat.

Wir sehen diesem Vorgang etwa folgende Gedankengänge zugrunde liegen:

Der Mensch scheint aus seinem jeweiligen Stand herauszustreben in einen gehobeneren, höheren Stand.

Die Ansicht der Leute geht dahin, daß es um einen begabten Buben schade wäre, wenn er nur das würde, was sein Vater ist, sagen wir Industriearbeiter, Handwerker, Bauer oder sonst etwas Ehrbares.

In diesem „nur“ liegt wiederum die Leuteansicht und das Urteil der Leute beschlossen, daß besondere Begabung etwa für einen Handwerker, einen Bauern, einen Arbeiter nicht eigentlich nötig sei; denn sonst könnte man ja nicht auf den Gedanken verfallen, daß der begabte Sprößling eines solchen Mannes für seines Vaters Beruf zu schade wäre.

Die Leute sind sich ferner darüber einig, daß ein begabtes Kind besonders förderungsbedürftig und förderungswürdig sei. Ein an sich richtiger Gedanke, nur sieht man bei näherer Betrachtung, daß man sich diese Förderung nur in der Sentenzen im Sinne des gesellschaftlichen, standesmäßigen, „sozialen“ Aufstieges vorstellen kann. Es fehlt dabei so gut wie ganz die Erkenntnis, daß es auch eine Förderung in die Breite, also innerhalb desselben Standes gibt, ja geben muß, daß man also gute Begabungen auch dadurch fördern kann, daß man sie innerhalb ihrer herkömmlichen Schicht fördert in der Erkenntnis, daß eigentlich kein Stand und keine Leistungsschicht unseres Volkes in sich selbst zu viel und zu hoch Begabte haben kann. Um nur ein Beispiel zu nehmen: daß ein fachlich sowohl wie persönlich fähiger Schuster ein Segen für seine ganze Kundschaft, ein unfähiger Nichtstönnner aber ein Greuel und Schrecken ist für alle, die mit ihm zu tun haben. Jeder Beruf erfordert seinen Meister. Meisterschaft aber bedeutet Fähigkeit, hohe Ausstattung an Gaben des Geistes und der Seele, sei es in welchem Beruf und Stand auch immer.

In bezug auf den Bauern, den freien Erben und Eigner eines Hofes, besteht unter den Leuten (und dazu zählen leider immer noch nicht wenige Bauern selbst!) die Meinung, daß keinesfalls der Fähigste unter den Buben notwendig Bauer werden müsse. Dazu tue es auch ein Geringerer! Deutlicher: zum Bauern sei ein solcher „gut genug“. Es wird also ein Mehrfaches völlig vergessen:

daß der Bauernstand nicht ein Volksstand im üblichen sozialen Sinne ist, sondern daß er der Kern des Volkes ist, aus dem alles andere Volk ist und wird. Kein anderer Stand kann das von sich sagen;

daß der Bauernstand als solcher also auch nicht nur ein soziales Gebilde neben anderen ist, ein Stand oder eine Schicht, so wenig als nur ein Handwerk unter vielen, sondern daß der Bauernstand, besser das Bauerntum, eine vielseitige Lebenseinheit (Organismus) ist, die zwar soziologisch (genosslich, ständisch), wirtschaftlich, besitzmäßig und sonstwie aufgefaßt werden kann, die aber vor allem lebensgesetzlich (biologisch) aufgefaßt werden muß.

Aber rein gesellschaftlich kommt in dieser oben gekennzeichneten Leutemeinung die „Unterbewertung des Bauerntums“ (aus der notwendig die der Landwirtschaft folgert) zum Ausdruck, wenn man beispielsweise glaubt, ein Bauernsohn sei „auf-

gestiegen" gegenüber seinem Vater, wenn er selbst Beamter, Angestellter, wenn auch in hohen Rängen, geworden ist. In unangekränkelten bäuerlichen Kreisen, die bäuerliches Urteil, Ehre, Maß, Würde, um nicht zu sagen Stolz bewahrt haben, besteht zwar durchaus die Meinung, daß es für einen Bauernbuben keinen „sozialen Aufstieg" seinem Vater oder seinen hoffässigen Verwandten gegenüber geben könne.

Man erkennt die hier gekennzeichnete Leutemeinung und allgemeine Entwicklung in ihrer Stärke und Auswirkung daran, daß im Laufe der letzten hundert Jahre bei aller zugebilligten Aufspaltung in die vielfältigen Arbeitserfordernisse eines modernen Volkes der bäuerliche Anteil des deutschen Volkes nicht nur nicht mitgewachsen, sondern ganz erheblich geschrumpft ist, und zwar verhältnismäßig und überhaupt. Die vorher auf breitem Grund unerschütterlich gelagerte Volkspyramide hat sich umgedreht oder in ihren Ausmaßen verlagert und steht bald Kopf. Es wird aber angesichts dieser Entwicklung (ging sie gelenkt im Sinne von bewußter politischer Führung oder un gelenkt im Sinne eines Naturvorganges oder als Folge jeglichen Mangels einer tiefen Einsicht in die lebensgesetzlichen Bedingtheiten eines Volkswachstums?) nur wenige geben, die nicht von dem hier sich dartuenden „sozialen Aufstieg breiterer Volksmassen" begeistert sind, und die nicht stolz sind, wie herrlich weit wir es doch seit jener Zeit gebracht haben. Aber was vermag die Meinung dieser wenigen in einem so verstädterten, ja vergrößstädterten Volk, daß es gegenüber einem schuldenfreien Grundbesitz (wie groß oder wie klein er auch sei) keine bessere Besitz- und Wertform gebe, gegenüber welcher andere Besitz-, Nutzungs- und Wertformen einen Aufstieg bedeuten könnten; daß niemand frei und ein Herr sei in dem Maße wie der Bauer?

Aus dem bisher Gesagten erhellt genügend, daß das marxistische Denken noch nicht völlig überwunden ist. Dieses Denken ist dadurch gekennzeichnet, daß es rein gesellschaftlich, man kann hier auch sagen, rein materialistisch eingestellt war in bezug auf den Lebensgenuß, nicht die Lebensleistung, in bezug auf die Lebensrechte, nicht auch die Lebenspflichten. Es teilte bekanntlich ein Volk in Klassen ein, lehrte den Klassenhaß und sah die Krönung des sozialen Aufstieges nach dem Sprichwort: „Geh weg und laß mich hin!" Es sah den sozialen Aufstieg als vollendet an, wenn es der besitzlosen, ungebildeten Klasse gelungen war, die verfemte Klasse der Besitzenden und Gebildeten aus dem Sattel zu werfen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen.

Es spuken aber in dieser Leutemeinung auch noch Gedankengänge des Individualismus und Liberalismus, die grundsätzlich das Herauskommen aus einer bestehenden organischen, in diesem Falle gesellschaftlichen Bindung und Ordnung als Ziel der Freiheit des Einzelmenschen ansehen. Also war gesellschaftlicher Aufstieg gleichbedeutend mit Freiheit des Einzelnen. Aus diesem Freiheitswahn heraus - es sei nur nebenbei gesagt - ergab sich die Verachtung und Vernichtung aller alten Lebensordnungen: der bäuerlichen Lebensordnung in der Dorfgemeinde und im Hof, der handwerklichen Zunftordnung, der hanfischen Handelsordnung. Und es ergab sich aus dieser Freiheitsauffassung, wenn man gesellschaftlichen Aufstieg auch mit Emanzipation bezeichnen will, nicht zu vergessen die Emanzipation der Juden! Emanzipation, ein lateinisches Fremd- und Schlagwort, heißt ja auf gut deutsch



soviel wie: aus der väterlichen Gewalt oder Munt herausnehmen, sich also von der Vaterhand unabhängig und frei erklären; Lösung aller herkömmlichen Bindungen und Aberlieferungen.

Man sieht: Sowohl durch Forderungen nach der Errichtung des marxistischen Einheitsklassenstaates, wie auch durch die Verwirklichung der mannigfaltigen Emanzipationen ist die alte innere Ordnung des Volkes aus dem Leim gegangen, ist das Volk in Satz und Maß aus den Fugen geraten. Warum? Weil die Forderungen einseitig, falsch, kurzfristig waren, weil das Einzelwesen und das Soziale einseitig als Maßstab herausgestellt wurde. Jeder dachte nur noch an sich, man vergaß das Ganze. Es gab keine lebensgesetzliche, lebensgerechte Gesamtschau mehr, keine harmonische Schau oder Weltanschauung. Das Volk neu und nunmehr harmonisch zu fügen und neu zu binden, das ist die Aufgabe der Gegenwart und der kommenden Zeit.

Es ist nun Auslese, hier Förderung und sozialer Aufstieg eines Begabten, ein durchaus lebensgesetzlicher Vorgang und Gedanke. Er wird aber falsch, ja verhängnisvoll, wenn er vom beschränkten Eigenstandort ausgeht und nicht von der Gemeinschaft. Denn Auslese gibt es zwar am Einzelnen, aber nicht für den Einzelnen, sondern nur im Rahmen und für eine Gemeinschaft. Wie macht es denn die große Meisterin Natur? Jegliches Leben auf der Welt muß sich fortwährend gegen widrige Umstände durchsetzen. Insofern ist es ein fortwährender Kampf. Sieger bleibt darin immer nur das Tauglichste, das Stärkste, das Lebensfähigste, das Angepaßteste. Das andere wird ausgemerzt. Das ist völlig in der Ordnung so. Nun aber ist in der Natur folgendes entscheidend: Die Auslese begnügt sich nicht mit der Tatsache, daß nunmehr das Ausgelesene, z. B. nach einem harten Winter von einem ganzen Flug nur noch ein einziges Paar Rebhühner, eben übriggeblieben ist zu seiner eigenen Wohlfahrt, um nun recht das Leben zu genießen und sich's wohl sein zu lassen, sondern die Natur hat dieses Rebhuhnpaar ausschließlich zu dem Zweck ausgelesen, daß es seine besonders erwiesene Lebentüchtigkeit auch in besonderer Fruchtbarkeit an möglichst zahlreiche Nachkommen weitergebe. Vom Ausgelesenen verlangt die Natur besondere Fruchtbarkeit. Denn nur in der unbedingten Erhaltung bzw. Fortpflanzung der Ausgelesenen liegt das Geheimnis des ewigen Lebens beschlossen.

Und damit sind wir auf den Kern der Betrachtung vorgestoßen. Wie steht es da beim Menschen, der doch die Krone der Schöpfung sein soll?

Alle geschichtliche Erfahrung und alle Statistiken sind sich darüber einig, daß beim Menschen - im großen ganzen und nicht im einzelnen gesehen - die Auslese in Gestalt des sozialen Aufstieges auf Kosten der Fortpflanzungskraft, der natürlichen Fruchtbarkeit geht, ja daß die Aufgestiegenen im allgemeinen in ihren Nachkommen nach wenigen Geschlechterfolgen aussterben und verhältnismäßig nur ganz wenige Geschlechter auf einer gewissen gesellschaftlichen Höhe sich fruchtbar erhalten und diese „Höhenluft“ ertragen können. Also genau umgekehrt wie in der Natur! Wenn man in der Beamten- und Angestellten-schaft die große Masse der sozial Aufgestiegenen erblicken will, kann man auch zugleich

sagen, daß eben dieser Zweig biologisch gesehen der kümmerlichste und dürrste Ast am Lebensbaum des deutschen Volkes ist. Und dabei wären gerade in ihr so viele pflegewürdige Auslesewerte vorhanden! Kein Wunder, wenn bei diesem Ausfall ein fortwährendes Aufsteigen von Begabungen in großer Zahl nach oben nötig ist, weil aus der Nachkommenschaft der jeweils Aufgestiegenen der große Bedarf an Fähigkeiten in einem großen Volk mit so vielfältigen Aufgaben nicht entfernt bestritten werden kann. Dieser Zustand oder Vorgang verhindert einerseits ein Breitenwachstum der Fähigkeiten und führt nur zu einem Längen- bzw. Höhen- oder Spitzenwachstum mit Spitzendürre; andererseits führt er zu einer fortwährenden, erbanlagemäßigen Ausbeutung, Verarmung und Auslaugung der unteren Volksschichten als rassistischer Muttergicht. Aufartung in diesem Sinne könnte darin bestehen, daß einzelne Begabungen sogar „absteigen“, um dadurch die Begabungshöhe des Volkes insgesamt zu heben. Wenn wir z. B. in das biologische Geschehen unserer protestantischen Dörfer noch im 16. und 17. Jahrhundert genügend Einsicht nehmen, so werden wir gewöhnlich entdecken, daß Kinder aus dem Pfarrhaus entweder selbst Bauern und Handwerker wurden, oder aber in solche Familien am Ort einheirateten. Sie waren nicht zu „vornehm“ dazu. Dabei ist bekannt, daß gerade die protestantischen Pfarrfamilien Trägerinnen besonders wertvoller Begabungen sind! Außerdem waren sie durch ihren Kinderreichtum ausgezeichnet! Dieser „Abstieg“ war eine Aufwertung des guten Erbgutes im Dorf.

Sozialer Aufstieg des einzelnen bei Unfruchtbarkeit oder ungenügender Fruchtbarkeit ist aber gleichbedeutend mit biologischem Abstieg des Ganzen infolge mangelhafter Vermehrung hoher Begabungen einerseits, andererseits infolge Begabungsverarmung bzw. Begabungsausbeutung der großen Volksmasse. Diese Lebensmühe mahlt gewiß langsam. Mancher bemerkt in seinem kurzen Leben keine Veränderung, denn die Begabungen in einem Volk sind ein reicher, großer Schatz, und man kann lange an ihnen Raubbau bis zum Verzehr treiben, ehe der Schaden auch dem Urteilslosen und Blinden offenbar wird. Aber sie mahlt trefflich fein und sicher, diese Lebensmühe! Und viele Völker ziehen an unserem Auge vorüber, die ihr biologisches Konto leichtfertig und sorglos mit der Redensart „Nach uns die Sintflut!“ nach und nach abgehoben und bis auf nichts vertan haben. Von ihrer Kultur künden nur noch Trümmer, oder sie sind überhaupt versunken und verschollen. Der ausgebeutete, ausgemergelte Rest ist gewöhnlich nur noch namenloses, geschichtsloses Volk. Spengler nannte den Vorgang, wenn auch in anderer Betrachtung, die Verschlingung eines Volkes nach den Fellachen am Nil als dem ausgebrannten, geschichtslosen, bedeutungslosen Rest des einstmals hochbegabten Kulturvolkes der Ägypter: Begabungswandel und damit Leistungswandel durch Rassenwandel! Rassenwandel insofern, als bestimmte Begabungen auch einer bestimmten Rasse zu eigen sind. Und gerade die Rasse der hohen Begabungen trifft dieser Aufgestiegenentod. Mit ihren besonderen Begabungsvertretern stirbt eine Rasse als Leistungserrscheinung.

Die Folge der gezeichneten Entwicklung ist, daß zwar die Einzelnen sozial aufsteigen, sie aber das Ganze nicht mit ihren Erbwerten bereichern, ja, daß trotz zunehmender Volkszahl der biologische Abstieg des Volkes, die Verarmung an hohen

Begabungserbwerten beginnt. Der Grund ist einfach: Zwar birgt das riesige, vielverfilzte und verflochtene Wurzelwerk des Blutsgewebes eines Volkes viele und mannigfaltige Werte und ist nicht so ohne weiteres auszuschöpfen und auszubeuten; immer wieder schließen Begabungen wie die Pilze aus dem Fadengeflecht (Mizzeel) aus dem Boden. Aber dennoch sind hohe Begabungen weder allzu häufig noch unerschöpflich. Auch wenn das Leben sich der reinen Zahlkunst nicht beugt und sich nicht in eine Formel einfangen läßt, so ist es dennoch die Folge einer rechnerischen Überlegung, wenn man das Verschwinden hoher Begabungen befürchtet, solange deren Träger sich ungenügend oder sogar gar nicht fortpflanzen. Lebensgebundene Werte sind, wenn sie einmal nicht mehr vorhanden sind, durch keine Kunst und Macht der Welt wieder zu erneuern oder zu erzeugen, wenn sie einmal ausgegangen sind, so wie eine ausgestorbene Tierart einfach für alle Ewigkeit ausgestorben ist und bleibt. Hier versagt sogar der bergversetzende Glaube! Hohe Begabungen in einem Volk sind an sich erschöpflich, abbaufähig und ausbeutbar, wie eine Kohlengrube. Sie unterscheiden sich von dieser aber zweifach: einmal dadurch, daß, wenn sie ausgebeutet sind, man nicht irgend woanders ausbeutend einen neuen Schacht niedertreiben kann wie bei der Kohlengrube. Zum andern aber, und das ist das Entscheidende: Die Kohlenlager wachsen durch keine Maßnahme, sie nehmen durch Benutzung ab; die Lager der Erbwerte in einem Volk sind aber als etwas Lebendiges, weil es ja neues Leben erzeugen und gebären kann, unerschöpflich für alle Zeiten, wenn sie richtig und lebensgerecht gepflegt werden! Hier gleichen die Erbwerte eines Volkes einem Acker, der - bei lebensgesetzlicher Arbeit und Pflege! - ewig Frucht trägt, ungepflegt wüßt liegt, frucht- und nutzlos.

Wenn wir das Gesagte alles noch einmal überdenken, kommen wir zu der Auffassung, daß unser Volk zwar sozial denken gelernt hat im Sinne der ständischen und gesellschaftlichen Schichtung des Volkes, die durchaus organisch ist, daß es aber noch nicht biologisch, lebensgesetzlich im Sinne der erbwertlichen Blutsordnung denken gelernt hat, bzw. dieses Denken, das einstmals vorhanden war, wieder verlernt hat. Wir müssen wieder lernen, das rein staatlich-ständische, das nur-soziale Denken zu überwinden und es durch ein lebensgesetzliches, biologisches Denken zu krönen. Dies bedeutet, nicht nur den Staat und die Gesellschaft zu sehen, sondern das Volk. Und dies kann nicht bloß als soziales Gebilde, sondern muß als biologisches Gebilde angesehen werden. Es ist nötig, von der eindimensionalen Schau in der Senkrechten abzukommen und zum lebensgerechten Denken in allen drei Raumordnungen zu gelangen.

In dieser Schau gibt es auch keinen „Aufstieg“ im marxistischen Sinne, sondern nur harmonisches Wachstum eines Volkes. Daran haben aber alle Glieder eines Volkes teil. Und das Wachstum geht in allen Richtungen wie die Strahlen von einem Stern, der „Aufstieg“ nur in der Senkrechten. Man nehme sich nur das Bild des menschlichen Leibes: Wo der Bauch zu groß und zu fett wird, werden die Füße schwach und der Kopf matt; wo der Magen sich zu sehr vergrößert, bedrängt er Herz und Lunge. Wenn einer nur in die Länge schießt, fehlt es ihm an Breite und Tiefe. Verhältnisse und Mißverhältnisse, Aber- und Unterentwick-

lung am menschlichen Leib kann der freundliche Leser sich selbst in den mannigfachsten Weisen vorstellen. Er wird dann ganz von selbst auf Grund lebensgesetzlicher Einsicht (die mehr ist als nur soziale Schau) zu der Erkenntnis kommen, daß es auf die Dauer (und nur so läßt sich ein Volksschicksal beurteilen!) keinen sozialen Aufstieg eines Volkes allein geben kann, dem nicht ein biologischer Aufstieg des Gesamtvolkes entspricht im Rahmen eines harmonischen Volkswachstums. Oder anders ausgedrückt: Nur wenn der gesellschaftliche Aufstieg des Einzelnen bewirkend im Einklang steht mit dem biologischen Aufstieg des Gesamtvolkes, ist er berechtigt und hat Sinn. Das bedeutet, daß der Sinn einer Auslese mit der Auslese als solcher nicht abschließen darf, sondern: da fängt ihr Sinn erst an; nämlich die Ausgelesenen so zu erziehen und zu betreuen, daß sie in kinderreichen Familien ihr ausgelesenes Erbgut weitergeben, daß „Maßnahmen ergriffen werden, um unser wertvolles Blut erblich festzuhalten“ (Darré, „Neuadel“). Sie nur beruflich leistungsmäßig auszulesen und dabei unachtsam kinderarm oder gar kinderlos absterben zu lassen, ist Raubbau am besten Volksgut. Indem Darré den Zuchtgedanken vertritt, sagt er darüber in seinem „Neuadel“: „Wird die Führerschicht eines Volkes jeweils ausschließlich nur aus den Besten eines Volkes zusammengesetzt, ohne daß für die Vererbung ihrer Begabungen in irgendeiner Form Sorge getragen wird, so treibt das Volk unter allen Umständen Raubbau an seinen Volkskräften und Begabungen“ (S. 11). Wir erinnern uns hier auch seines weisen Wortes: „Es gibt nichts Kostbareres auf dieser Welt als die Keime edlen Blutes.“ Diesen Besitz zu pflegen ist demnach höchste völkische Pflicht. Die beste Währungsdeckung sind blutsgebundene, erbteste Begabungen in den Geschlechtern eines Volkes. Sie sind eine tausendmal sicherere und bessere Deckung der Währung, als totes Gold. Lassen wir ruhig die anderen Gold in Festungen und unterirdischen Räumen mit Panzern und Beton horten; uns aber laßt Blutswerte, erbteste Begabungen horten! Wer denkt hier nicht an die unsichtbaren Mauern der alten Gemeinde Sparta? Und der Führer spricht in „Mein Kampf“: „Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muß eines Tages zum Herrn der Erde werden.“ Und ebendort kennzeichnet er in einer neuen Aufgabenetzung des Staates die grundsätzliche Wendung, welche die biologische Frage, die Blutpflege, durch den Führer genommen hat, wenn er sagt: „Wenn wir als erste Aufgabe des Staates im Dienste und zum Wohle seines Volkstums die Erhaltung, Pflege und Entwicklung der besten rassischen Elemente erkennen, so ist es natürlich, daß sich diese Sorgfalt nicht nur bis zur Geburt des jeweiligen kleinen jungen Volks- und Rassenossen zu erstrecken hat, sondern daß sie aus dem jungen Sprößling auch ein wertvolles Glied für eine spätere Weitervermehrung (Sperrung vom Verf.) erziehen muß.“ Blutpflege aber - das lehren nicht nur alle Erfahrungen und Beobachtungen aus der Tier- und Pflanzenzucht, sondern insbesondere auch die Geschichte der Menschheit insgesamt wie der einzelnen Völker und Rassen - ist nicht möglich durch Betreuung des aus der Ahnenkette und dem Sippenverband losgelösten Einzelnen, sondern nur durch die Pflege von ganzen Geschlechtern, in denen durch gegenseitige Versippung unter fortwährendem

Zufluß erprobten Blutes die hohen Begabungen erbsest werden und bei Bedarf somit für die Volkführung sozusagen vorrätig sind. Die Pflege erstreckt sich aber auf die Geschlechter in doppeltem Sinne: Pflege des „Rohstoffes“, aus dem der Aufgestiegene kommt, denn es kommen aus diesem Geschlecht vielleicht noch mehr hohe Begabungen; und Pflege des Edelerzeugnisses in der aus führungsbegabten Geschlechtern bestehenden Führungsschicht. R. Walther Darré sagt darüber in seinem „Neuadel“: „Eine Oberschicht wird erst dann zum Adel in des Wortes deutsche Bedeutung, wenn sie nicht aus einzelnen besteht, sondern aus Geschlechtern.“ „In diesen Geschlechtern wird auf Grund gewisser Zuchtgesetze die erbliche Hochwertigkeit festzuhalten versucht.“ Er sagt ferner schon 1930: „Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß das Dritte Reich ausschließlich durch eine auf der einzelnen Leistung aufgebauten Führerschicht erhalten werden könnte, wenn auch gar nicht zu bezweifeln ist, daß es nur durch ein solches Führertum eines Tages geschaffen wird.“ Vielmehr werde die Führerschicht eines Volkes durch einzelne aus erwiesenen begabten Geschlechtern aufgebaut und die Führung des Reiches in alle Zukunft gesichert.

Wir stellen der Forderung nach dem sozialen Aufstieg die Forderung nach dem biologischen Aufstieg zur Seite, wenn nicht voran. So hat auch beispielsweise der Reichsberufswettbewerb wie jeder andere Leistungswettbewerb im neuen Reich einen neuen Sinn erhalten: Auslese der Fähigen und Fähigsten im Dienste nicht nur der Wissenschaft, der Künste, der Wirtschaft, Technik usw., sondern Auslese und Pflege über das rein Berufliche und Gesellschaftliche (Soziale) hinaus im Rahmen des biologischen Volkgefüges als Ahnherren besonders erbbegabter deutscher Blutsstämme. Dazu ist, um nur ganz Weniges zu nennen, abgesehen von der Wiederverwurzelung begabter Geschlechter mit dem Leben erhaltenden und Dauer verbürgenden Boden und einer Erziehung zu der so entscheidenden richtigen Sattenwahl für diese sozial Aufgestiegenen erforderlich: eine familienfreundliche Gestaltung der Steuerpolitik, die gut voranschreitet, Ausbau einer familienfreundlichen Personalpolitik aller öffentlichen und privaten Stellen, womit wir noch völlig am Anfang und im Argen stehen, weil man hier immer noch nur den einzelnen Leistungsträger, nicht aber seine Familie und in ihm den Hausvater sieht, und die Aufnahme des geradezu riesenhaften Kampfes gegen das unbedingt kinder- und familienfeindliche Gefüge und Wesen unserer heutigen Städte, besonders der Großstädte, die bisher noch immer das Grab aller sozial Aufgestiegenen geworden sind. Die Rückversicherung auf alle Fälle aber ist ein starkes, gesundes Baurtum, das in seinen kinderfrohen und artreinen Geschlechtern der Lebensquell des deutschen Volkes ist.

Das 20. Jahrhundert und die folgenden werden so wie die letzten Jahrhunderte, besonders das 19. Jahrhundert, nicht mehr im Zeichen der sozialen Kämpfe, somit auch nicht mehr nur des sozialen Aufstiegs stehen, sondern im Zeichen biologischer, d. h. blutsgebundener Erbwerte. Dieses biologische Zeitalter, das Zeitalter der Art- und Blutswerte, wird dann auch wieder die harmonische Schau aller lebensgesetzlichen Dinge bringen.

## Das Bauernhaus als lebendige Bauaufgabe

In den Zeiten einer gefestigten handwerklichen Aderlieferung und sicheren Werttätigkeit, wie sie bis weit in das 19. Jahrhundert hinein herrschten, gab es so etwas wie eine „Bauernhausfrage“ noch nicht. Die Formen hatten sich aus dem jeweiligen Brauch und den Bedingungen des Landes entwickelt und waren darauf zugeschnitten, daß der Bauer selbst namhafte Teile der Bauausführung übernehmen konnte und die Mithilfe auswärtiger Handwerker auf das möglich geringste beschränkt blieb. Und da der Beharrungssinn des Bauern ohnehin Änderungen abhold ist, konnten sich die Formen durch unablässige Wiederholung und ständige Übung zu wirklich bewährten Normen entwickeln, die außerhalb von Erörterungen lagen. Auf diese Weise hatte sich das Bauernhaus in den verschiedenen Gegenden Mitteleuropas, soweit noch echtes Herrenbauerntum vorhanden war, zu einem beachtlichen Kunstwerk entwickelt, das sich durchaus neben den typischen Bauschöpfungen klassischer Geltung sehen lassen durfte. Natürlich konnte eine solche Entwicklung nur dort vor sich gehen, wo das Bauerntum als Urstand in seiner alten Bedeutung erhalten geblieben war. Überall da, wo eine überfeudalistische Herrschaft das Bauerntum zerdrückt und vernichtet hatte, sank das Bauernhaus in einen Zustand herab, der eben der trostlosen Lage des Bauern und seiner Verproletarisierung entsprach. Das fühlen wir heute deutlich noch in Redewendungen, die aus solchen Gegenden stammen, in denen Bauer = armer Teufel gesetzt wurde, wo man Hütte = Bauernhaus gebrauchte und der „arme Bauer“ eine stehende Figur geworden war.

Das wurde nicht in den Ländern verstanden, in denen das Bauerntum seine herrschende Rolle nie verloren hatte, wie in weiten Gebieten Niedersachsens, des Alpengebietes oder des südlichen Schwarzwaldes. Gerade in diesen Gegenden finden wir ja auch die besten Typen des Bauernhauses, während in den leidlich bäuerlichen Gegenden Mitteldeutschlands das Bauernhaus auch in seinen günstigsten Ausprägungen nie entfernt den Höhepunkt erreicht wie in den Ländern des Herrenbauerntums.

In diese ruhigen und gesicherten Zustände brachte die anbrechende Zeit des Liberalismus, wie sie in Deutschland etwa den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entspricht, Unruhe und Verwirrung. Der Handwerker wurde vom Händler bedrängt, ja verdrängt, der Typ des Unternehmers entwickelte sich übermächtig. Gleichzeitig mit diesem Wandel in der Wirtschaftsform ging ein Anschwellen des Theoretisierens einher, das vielfach zu einer Loslösung von der lebendigen Aderlieferung führte. Bauschulen entstanden, die weit vom Schuß sich Verbesserungen ausdachten und mit ihnen das Land überschwemmten, die ohne tiefere Einsichten entstanden waren und meist viel mehr verdarben, als sie Nutzen stifteten. Die auf diesen Bauschulen

erzogenen Maurermeister und Bauunternehmer hatten sich ein übles Schema von kleinem Wohnhaus zurechtgebraut, mit dem sie nun wahllos Stadt und Land beglückten. Ein wurzelloses Bauerntum fiel ihm leicht zum Opfer, und so sehen wir im Laufe des 19. Jahrhunderts ganze Dorfteile sich in schlechte Vorstadthäuser verwandeln. Der selbstsichere Ausdruck des alten Bauernhauses, auch in seiner einfachen Form, entschwand immer mehr und machte einem Allerweltsgeflücht Platz, von dem man nichts anderes sagen konnte, als daß es proletarische Züge trug. Nicht allein Dörfer, die ehedem weit vor den Toren der Städte lagen, verwandelten sich durch gegenseitiges Wachstum langsam in Proletariervorstädte, sondern auch in völlig selbständige Bauerndörfer zog die neue Bauweise ein und entstellte deren Gepräge.

Wie wenig man den ungeheuer hohen Wert des Bauernhauses als stilkbildende Kraft erkannt hatte, kam auch dadurch zum Ausdruck, daß die Hochschulen überhaupt keine Kenntnis von diesem hochentwickelten Sonderzweig der Baukunst genommen hatten. Dort gab es kein Bauernhaus, höchstens eine Abteilung für „landwirtschaftliche Bauten“, die sich meist in der Lehre der billigsten Binderkonstruktionen für Großscheunen erschöpfte. Das systematische Studium des Bauernhausbaues setzte erst viel später und von anderer Stelle aus ein und führte lange Zeit hindurch ein einsames Sonderdasein, ohne praktische Auswirkungen zu zeitigen. Ja, es kam sogar in den Ruf nur geschichtlicher Bedeutung oder gar einer sentimentalischen Betrachtungsweise.

In dem Streit um diese Dinge verwechselte man andauernd den baulich schlechten Stand vieler Bauernhäuser mit den Raum- und Wertgedanken, auf die hin sie einst aufgebaut waren. Ein jedes Ding bedarf der dauernden Pflege, wenn es nicht verkommen soll. So waren in der Tat viele Bauernhäuser durch lange Verwahrlosung in einen traurigen Bauzustand geraten, der aber gar nichts gegen die Form-, Baustoff- und Raumgedanken des Stiles, in dem sie gebaut waren, ausagte. Dazu kam, daß man auf gewissen Gebieten Verfahren erdacht hatte, die, wie z. B. die Abdichtungen gegen Erdfeuchtigkeit, manche Schäden fernhielten. Endlich traten die Hilfskräfte der Technik hinzu, die Wasser, elektrischen Strom, Gas und dgl. in den Dienst der Bewohner stellten. Aber alle diese Dinge hatten nicht das geringste mit der Bauweise zu tun, sondern traten nur hinzu. Aber gerade zur Zeit der Republik, die die maßlose Überschätzung der Technik zu ihrem Wahrzeichen gemacht hatte und so wenig von den lebensgesetzlichen Kräften wußte, die hinter allem stehen, tat sich nicht wenig darauf zugute, nicht allein die Figur des Bauern für völlig veraltet zu erklären, sondern auch seine in Jahrtausenden gewachsene bauliche Hülle in Acht und Bann zu tun. Sie konnten sich nicht genug tun, die Höfe in „landwirtschaftstechnische Betriebswerkstätten“ zu verwandeln, und merkwürdigerweise waren es wieder besonders jüdische Leute, die mit dieser Zerfetzungsarbeit vorangingen. Daß dabei der letzte Rest des dem echten Bauern doch noch immer heiligen Väterwerkes zugrunde gehen sollte, war dabei wohl die Absicht, wobei es gleich ist, ob diese Absicht ins Bewußtsein überging oder nicht.



Deutsches Dorf







Hof im Weserland



s (sääz) ewrisches (sächsisches) Dorf

Rechts:  
Bauernhaus aus der Rhön

Unten:  
Schwarzwaldhaus





Oben:  
Dorf aus dem Ries

Unten:  
Städtisches Haus auf dem Lande  
(Bayern)

Durch die Not der damaligen Zeit sind nicht allzuviel dieser Pläne in die Wirklichkeit überetzt worden, und die Fürsorge des Bauernführers erstreckte sich ja sogleich nach der Machtergreifung auf die Erhaltung des gesamten bäuerlichen Gesittungsgutes, also auch seiner Bauweisen.

Da auch heute noch und ganz besonders in Anbetracht der vor uns liegenden unübersehbaren Siedlungsaufgaben der Streit der Meinungen über die beste Form des Bauernhofes hin und her geht, ist es wohl nicht unangebracht, die Frage zu erörtern, welche Werte denn nun eigentlich die bäuerlichen Hausüberlieferungen in ihren landesgebundenen Formen in sich begreift und ob es im wesentlichen nur Liebhaber- oder Erinnerungswerte sind, deren Bedeutung mehr auf dem poetischen Gebiet als auf dem rein praktischen liegt, oder ob es sich nicht in der Tat um unersehbliche Schätze handelt, deren Verlieren unendlicher Verarmung gleichkommen würde.

Wer die architektonischen Formen, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Bauweisen“ faßt, gründlich untersucht und kennengelernt hat, kommt sehr bald zu der Erkenntnis, daß es sich hier zum allergeringsten Teil um Fragen des Geschmacks oder gar modisch bestimmter Anhängsel handelt, sondern daß sich alles aus einer strengen Notwendigkeit folgerichtig entwickelt hat.

Die Ursachen dieses Werdegangs liegen in drei Urzuständen: Rasse, Klima und Bodenschätze.

Von dem erbgebundenen Urtriebe einer Rasse hängt es zunächst ab, welche Art des Lebensunterhaltes und der Nahrungsversorgung herrscht. Der Nomade graßt die Werte einer Landschaft raubbauend ab, ohne durch eigene Arbeit neue Werte entstehen zu lassen. Hirten- und Jägervölker haben ein anderes Lebensgesetz als die ackerbautreibenden Völker, die den eigentlichen Stamm des Bauern bilden. Ein Nomadenvolk wohnt in Zelten, die sich rasch abbrechen und mitschleppen lassen. Der ackerbauende Mensch wird völlig eins mit dem Boden, den er in langen Geschlechterreihen rodet, düngt und bearbeitet. Deshalb wird auch seine Behausung eine ganz andere Bedeutung für ihn und seine Familie erlangen, denn sie ist ihm nicht allein bergendes Dach, sondern wird ihm als „Hof“ zum Sinnbild seines ganzen Daseins. Der Hof stand, soweit er denken kann, und er soll stehen bis in alle Ewigkeit. Deshalb soll er sich auch nicht wesentlich ändern. Verbesserungen werden wohl angenommen, aber auch nicht überschätzt. Aber die Form, die die Väter geliebt haben, ist gut, und deshalb ist gar kein Grund gegeben, sie ohne dringende Not zu ändern. Aus dieser Gesinnung entwächst der echte Bauernstolz, der seinen Hof nicht bemäkeln läßt, und eine Befriedigung, die weniger auf ästhetische Genußfreude als auf dem Gefühl beruht, daß so das Leben sich im Gleichgewicht befindet.

Diese Gesinnung der nordisch-germanischen Bauernvölker hat zu dem Grundbegriff des Hofes an sich geführt. Seine besondere Form indes hängt von anderen Ursachen ab, die in den beiden weiteren genannten Umständen: dem Klima und den Schätzen des Bodens liegen.

Die Wetterverhältnisse spielen beim Bauern ohnehin eine ganz andere Rolle als beim Städter oder überhaupt bei anderen Berufen. Denn aus Gunst und Ungunst des Wetters erwächst oder entschwindet der Lohn seiner Arbeit, und auf dem klugen Anpassen an die unvermeidlichen Schwankungen beruht ein gut Teil des Erfolges. Dieses Anpassen an den Himmelsstrich hat nun auch aufs stärkste die Gestalt und den stofflichen Bestand des Bauernhauses beeinflusst. In den Formen und Ausführungen der Dächer sind uralte Erfahrungen aufgespeichert, die nicht durch rasch erworbene „technische Errungenschaften“ ausgewogen oder gar ersetzt werden können. In dem räumlichen Anpassen an das Gelände ist nicht nur die Grundlage der Schönheit einer charaktervollen Erscheinung festgelegt, sondern auch Grundlagen der besten Bewirtschaftung, die sich in Jahrtausenden bewährt haben.

Nicht minder bedeutungsvoll sind die Schätze des Landes, die auf und unter dem Boden gewonnen werden. Der Zusammenhang des Bauernhauses mit ihnen ist so in die Augen fallend, daß man oft genug in ihnen allein die Grundlagen des jeweiligen Bauernhausstiles gesehen hat, was nicht zutrifft, da den beiden erstgenannten Urständen genau so grundlegende Bedeutung zukommt.

Aus dem bereits erwähnten Umstand, daß der Bauer selbst beim Bauen wirksam mithilft, ist er auf die Baustoffe angewiesen, die er selbst erlangen kann und deren Bearbeitung ihm möglich ist. Aus diesem Grunde hat z. B. das Holz von jeher beim Bauernhaus eine überragende Rolle gespielt. Aber auch aus dem natürlichen und gesunden Sparfamkeitstrieb des Bauern ist er auf Baustoffe angewiesen und beschränkt, die er möglichst selbst erzeugen, zum mindesten wohlfeil erwerben kann. Der Sinn des Bauernhofes ist auf das Wunschbild einer arbeitsreichen, aber gesicherten Existenz gestellt. Reichtum zu erwerben, liegt eigentlich nicht auf der bäuerlichen Linie, und der wirklich reiche Bauer wird wohl auch in sehr fruchtbaren Gegenden immer nur eine Ausnahme bleiben. So ist auch der tüchtige und erfolgreiche Bauer immer darauf angewiesen, sich in den natürlichen Grenzen seines Daseins zu bewegen, und auf diese Grenze hin ist auch die Art und Gestalt seines Hauses aufgebaut. Bleibt für das reiche Stadthaus oder das Fürstenschloß die Möglichkeit, kostbare Baustoffe auf weiten Wegen herbeizuschaffen und zu beziehen, so ist das Bauernhaus ausschließlich aus Stoffen aus der allernächsten Umgebung erbaut. In holzreichen Gegenden wird das Holz den wesentlichen Teil von ihnen ausmachen; in Gegenden, wo der natürliche Stein überall ansteht und sein Abbau ortsüblich ist, wird dieser benutzt, und in Gegenden, wo Backstein gebrannt wird, wird dieser herangezogen. Arme Bauernländer haben sich auch mit Lehmmauern begnügt, die in manchen Gegenden Mitteldeutschlands sogar bezeichnend für bäuerliche Bauten geworden sind. Solange sie vor Nässe geschützt werden, verbürgt diese billigste Wand den besten Wärme- und Kälteschutz, bietet allerdings bei der geringsten Verwahrlosung keine Gewähr für Dauerhaftigkeit. Als Dachdeckung finden Stroh, Rohr, gebrannte Dachsteine, natürliche Steine in schiefrigen Platten und Holz Verwendung, wobei sich alle an ihrem Platze in jahrtausendealter Abung aufs beste

bewährt haben. Eine jede Gegend hat ihre besonderen Eigenarten herausgebildet, die sich Wind und Wetter oder auch dem brütenden Sonnenschein angepaßt haben. Es wäre völlig verfehlt, in dieses kunstvolle Gebilde, das sich aus einer jeweilig eigenen Gestirung heraus entwickelt hat, mit plumpen Händen hineinzugreifen und durch schlechtes Mittelgut Dinge von höchster Vollkommenheit ersetzen zu wollen\*).

Etwas ganz anderes bedeutet es, wenn von außen her manches in das Bauernhaus eintritt, was es vordem dort nicht gab. Solche Hilfskräfte werden willkommen geheißen werden, es macht aber an dem Gefüge des Bauernhauses nichts aus, ob das Zimmer von der Flamme einer Öllampe oder von einer Glühbirne beleuchtet wird. Es macht auch grundsätzlich nichts aus, ob die Zahl der Zugtiere durch einen Motortrecker verringert werden kann, denn die Haustierte sind und bleiben, solange es Bauernhöfe gibt und geben wird, ein untrennbarer Bestandteil von ihnen. Alles das ändert auch nichts an dem Raum- und Konstruktionsgedanken des Hauses.

Hier müssen vor allem die großen Planungen für die Siedlungen achtgeben und sich bewußt bleiben, daß ein Bauernhaus nicht am Reißbrett in der Großstadt ausgedacht werden kann, sondern nur im engsten Zusammenhang mit örtlichem Brauch, Sitte und Herkommen seine Form finden darf. Nichts wäre verheerender, als wenn irgendwo das deutsche Normalbauernhaus erfunden würde. Wo jene obengenannten drei Urstände nicht an der Wiege gestanden haben, wird kein echter deutscher Bauernhof geboren werden.

Ich bezweifle, ob es überhaupt ein gangbarer Weg ist, Musterhöfe am laufenden Band fertigzustellen und sie dann dem Siedler zu überweisen. Kann ein solcher Siedler dann je das Gefühl und die Einstellung zu seinem Hofe bekommen, die ihn erfüllen würden, wenn er selbst mit von Grund auf an ihm gebaut hätte? Dessen Entstehung ihm so in jeder Ecke und jedem Winkel vertraut ist und an dem er helfend eingreifen kann, da er ja selbst seine Entstehung gesehen und überall mit Hand angelegt hat? Während er andererseits das ganze ihm fremde Haus beim nächsten Schaden am liebsten in eine Kiste einpacken und es dem Lieferanten zur Reparatur einschicken möchte.

Will man einheitliche Neusiedlungen, so wäre wohl auch darauf zu achten, daß man die Siedler gemeinsam aus gleichen Heimatgegenden wählt, weil sonst kaum das Entstehen von charaktervollen und bodenständigen Siedlungsgebieten möglich ist. Es ist recht aufschlußreich, lernend in die Vergangenheit zu schauen, um zu erkennen, welche guten Ehen auf fremdem Boden die beiden Gegebenheiten: heimat-

\*) Eine Beobachtung machte ich einst in einem Alpendorf, in dem die Bewohner nach gutem altem Brauch das Regenwasser in Holzrinnen abführten und in langen Auslegern als Wasserspeier den Strahl in den Bach springen ließen. Ein Hausbesitzer, den der Fortschritt gepackt oder den ein Unternehmer in seine Klauen bekommen hatte, ließ diese Holzrinnen abreißen, sie durch Zinkrinnen mit Abfallrohren ersetzen, deren Wasser nun nicht die Fundamente bespülen durften, sondern Zementkanäle nötig machten, die nun ihrerseits das Wasser ebenfalls in den Bach abführten. Warum denn einfach, wenn es auch kompliziert geht?

liche Überlieferung und neue Bedingungen eingegangen sind. Die Salzburger zogen nach Ostpreußen, die Holländer in die Mark, die Schwaben nach Siebenbürgen, wo noch heute eine reiche Bauernhauskultur für das Bewältigen neuer Bedingungen unter Führung des Blutes zeugt. Ein sehr lehrreicher und wenig bekannter Fall sind die Dörfer mit Steinhäusern und steilen Dächern, die Tiroler in den Tälern von Agerolo 1000 Meter über Amalfi bauten, als sie von einer österreichischen Prinzessin dorthin übergesiedelt wurden.

So wichtig es nun auch ist, die bäuerlichen Bauüberlieferungen als etwas Unersetzliches zu schonen und zu erhalten, so bedenklich ist es andererseits, bäuerliche Formen zur Mode zu machen, die dann Städte in städtischer Gesinnung und in städtischem Lebenszuschnitt auftragen. Das Salontiroletum war schon einmal vor Jahrzehnten Gegenstand des allgemeinen Spottes. Wir dürfen heute aber auch keine zweite Auflage in echterer Aufmachung erleben, indem wir städtische Bauaufgaben für städtische Menschen der Einheitlichkeit des Landschaftsbildes wegen in Bauernhausformen zwingen. Das Bauernhaus ist aus bäuerlichem Wesen und vor allem aus bäuerlicher Betriebsnotwendigkeit entstanden, und seine Anwendung bleibt auch dort Maskerade, wo es ohne die Notwendigkeit dieser ländlichen Betriebsform mit dem größten Feinschmeckertum bis ins kleinste für andere Zwecke nachgemacht wird. Daß es möglich ist, auch innerhalb der Baustoffe und Werkformen einer Gegend charaktervolle Häuser auf dem Lande zu bauen, die nicht so tun, als wären sie Bauernhäuser, hat die Baugeschichte zur Genüge bewiesen.

## Erich Neujahr

## Bauernspruch

Aller Weg führt durch das Korn, —  
Selbst des Schwertes heil'ger Zorn.

Alles Sein führt durch die Garben,  
Die der blanken Sichel starben.

Aller Gang führt an das Brot,  
Das geheiligt durch die Not.

Aller Tod weist schweigend hin  
Zu der Ernte hohem Sinn.

## Von Dschengis-Chan bis Stalin

Wie einst zu Zeiten Attilas und Dschengis-Chans bedrohen nomadische Eroberungssucht und nomadischer Machtanspruch die aus bäuerlichem Geist geschaffene Kultur und Ordnung der Alten Welt. Nomaden wollen ernten, was Bauernvölker gesät haben, wollen genießen, was jene erarbeiteten. Die aus bäuerlicher Art stammende Ordnung Europas soll zerstört werden durch nomadisches Machtstreben, das kein anderes Ziel hat als die absolute Herrschaft.

Die Rechtsordnung Europas ist bedroht von vorderasiatischem, Chaoschaffendem Willen zu Gewalt- und Zwingherrschaft. Zwei Welten stehen gegeneinander, die bäuerlich verwurzelte Europas in der Verteidigung ihrer Werte und ihres Selbstes gegen die nomadische des Ostens, die die Weltherrschaft beansprucht und die Weltrevolution längst angekündigt hat.

In der Form des Sowjetischen Bolschewismus hat sich nomadisch-tatarischer Anspruch auf Weltherrschaft - vermischt mit anderen verwandten Elementen des

südischen Weltnomadentums - verdichtet und politischen Ausdruck gefunden. Im nationalsozialistischen Großdeutschen Reich fand die alte Lebensordnung und das Lebensgesetz der nordischen Völker bäuerlicher Art seine gewaltigste staatliche Gestaltung. Sich seines Ursprungs und seiner Art bewusster als jedes andere Volk Europas, trat Deutschland als erste Nation den Kampf gegen den sein Leben bedrohenden Feind an, um wie schon oft in der Vergangenheit, dem drohenden Einbruch eines aus dem Osten hervorbrechenden nomadischen Chaos entgegenzutreten, Deutschland, ein Schild gegen die anstürmende Auflösung und Vernichtung vom Osten und ein Schwert der Ordnung und des Rechtes.

Von Attila über Dschengis-Chan bis Stalin gibt sich unter wechselnden Formen ein und derselbe Geist, das gleiche, uns wesensfremde nomadische Prinzip zu erkennen. Es ist kein Zufall, daß sie alle die



Dschengis-Chan (1150-1227)  
Nach einer alten Handschrift



schaffenden, d. i. die bäuerlichen, Völker auf ihrem Wege unterdrückten, daß sie alle bauernfeindlich waren.

### Das russische Reich unter germanischer Führung

Es ist nur wenig bekannt, daß der russische Kern, von dem das alte russische Staatsgebilde seit Jahrhunderten zehrte, in dem germanischen Element seiner oberen Schichten zu suchen ist. Ehemals war Rußland das Durchgangs- und Siedlungsgebiet der Völkerströme, die in der Urzeit nach Europa zogen. Von ihnen wird noch heute das Erscheinungsbild der Bevölkerung bestimmt.

Nach Hans F. K. Günther ist sowohl die in den europäisch-russischen Gebieten vorherrschende ostische als auch die ostbaltische Unterschicht als mongolid zu bezeichnen; die ostische Rasse wird als westlichste Gruppe eines ursprünglich asiatischen Menschenschlags betrachtet, und die ostbaltische Rasse weist eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Innerasiaten auf. Beide Gruppen dieser osteuropäischen Bevölkerung lassen einen absoluten Mangel an schöpferischer Gestaltungskraft erkennen und haben von sich aus der Gesittung und Kultur Europas keinen wesentlichen Beitrag geleistet. So wie sie den Ackerbau und ihre Sprache vornehmlich den Uslawen verdanken, von deren ursprünglich nordischen Stämmen sie überlagert wurden, sind es auch Nordgermanen gewesen, die die ersten Staatsbildungen im russischen Raume vollzogen haben und die jahrhundertlang die breite Masse in ihrer mangelnden Entschlußfähigkeit und ihrem Unvermögen zu politischer Gestaltung als führende Schicht beeinflussten.

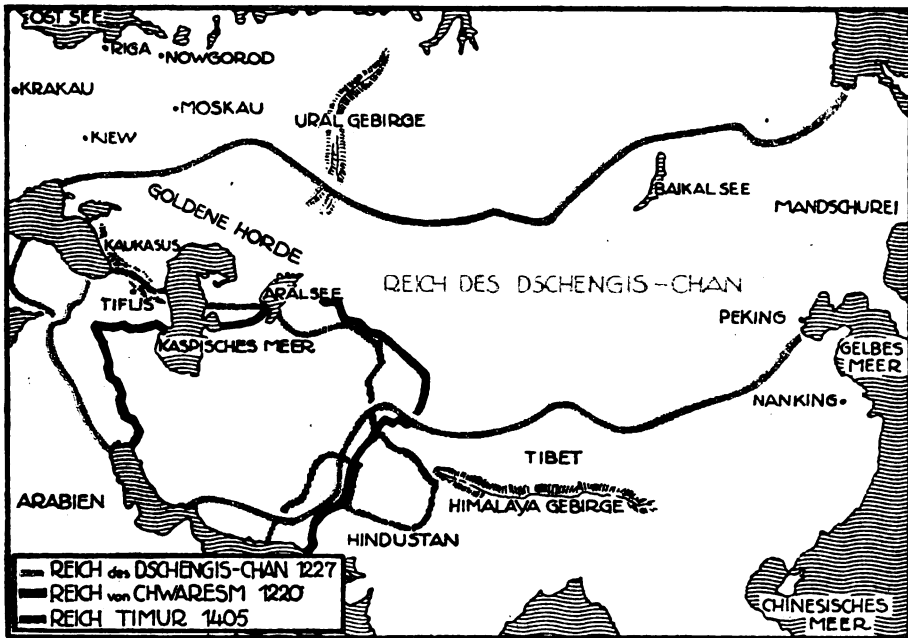
Im beginnenden 9. Jahrhundert hatten die Waräger, aus Skandinavien kommend, das alte Holmgard der Sage zu der mächtigen Handelsstadt Nowgorod entwickelt, die slawischen Völker unterworfen und zinspflichtig gemacht. Um die Mitte des gleichen Jahrhunderts, so berichtet die Chronik des russischen Mönches Nestor, entledigten sich die osteuropäischen Völker der Fremdherrschaft, um ihr Schicksal selbständig zu gestalten. „Doch jetzt entbrannten unter den Freigewordenen die Leidenschaften der einzelnen, Hader und innerer Zwist nahmen überhand, ein Geschlecht stand gegen das andere auf, denn jeder wollte herrschen, keiner gehorchen, und aus der errungenen Freiheit entsprang ein blutiger Bürgerkrieg.“



Moskowitzische Reiter

Nach Herberstein „Rerum Moscoviticarum  
Commentarii“ Wien 1557

In ihrer staatsbildnerischen Unfähigkeit entschlossen sich diese Völker schließlich wieder, sich freiwillig unter eine germanische Führung zu begeben und dem schwe-



dischen Waräger-Fürsten Russj die Botschaft zu senden: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber Ordnung ist nicht darin; darum kommt zu uns, seid unsere Herrscher und gebietet über uns!“ Die zu den Normannen zählenden Waräger, die in griechischen und arabischen Quellen als „Russen“ bezeichnet werden, folgten diesem Rufe und gründeten unter Rjurik ein mächtiges Reich um Nowgorod, das sich später bis über Kiew ausdehnte.

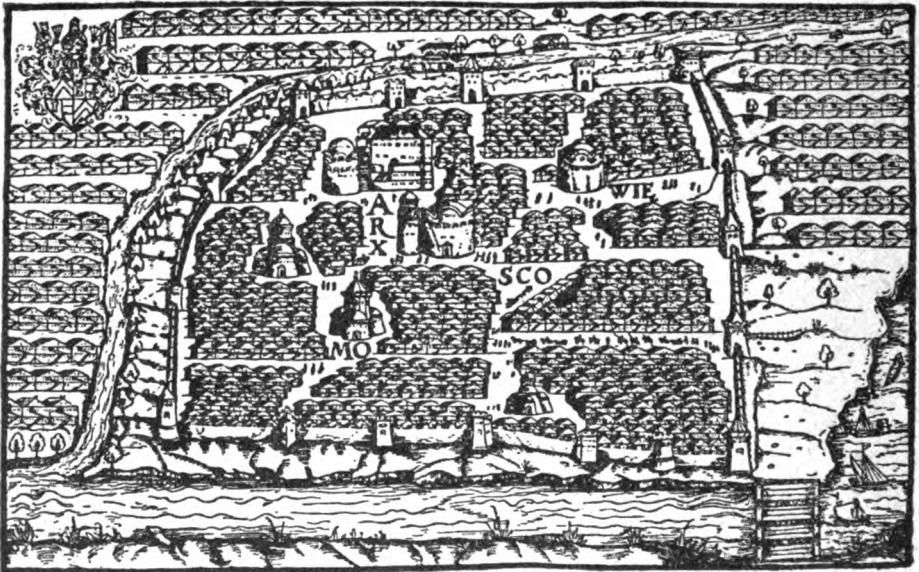
Das germanische Geschlecht der Russj, von dem Rußland auch seinen Namen erhielt, hat viele Jahrhunderte lang über das weite Gebiet des Ostens geherrscht. Die neuen Ansiedler, die Waräger-Russen, bildeten seine bevorzugte Führerschicht, die den Königen als Heerführer, Räte und Vorsteher von Landschaften und Städten zur Seite stand, die Beziehungen zu Europa anknüpfte und aufrecht erhielt und den eigentlichen Träger der russischen Kultur und Zivilisation darstellte. Durch fortwährenden Zugang vom Norden, den die russischen Fürsten bei ihren inneren und äußeren Kriegen anforderten, wurde das Stammesgefühl und die Macht dieser nordischen Führerschicht, die sich auch die Blutsreinheit durch ihre germanische Gattenwahl erhielt, immer wieder aufgefrischt. Ihr allein hat es Rußland zu danken, daß es im Mittelalter allmählich in den europäischen Kulturkreis einbezogen und als zu ihm gehörend betrachtet wurde. Wesentlich hat auch die unter dem Warägerfürsten Wladimír dem Großen im Jahre 988 vollzogene Annahme des byzantinischen Christentums für die russischen Völker dazu beigetragen, mit dessen Hilfe durch den

ersten Metropoliten Hilarion ein gemeinsames stiltliches Band um das Riesengebilde des russischen Reiches gelegt worden ist.

### Das moskowitzisch-tatarische Reich

Gestützt auf den Kern einer nordischen Führerschicht bahnte sich im russischen Reich bis zum 13. Jahrhundert allmählich eine Abkehr der rassischgebundenen Verwandtschaft seiner breiten Masse von Asien an und ließ die innere Wandlung von einer ursprünglich mongoliden Geisteshaltung zu der im Westen Europas vorherrschenden erkennen. Daß Rußland diese Entwicklung nicht weiter verfolgte und sich in der Folgezeit wieder dem Osten zuwandte, ist auf seine durch Dschengis-Chan errichtete mongolische Fremdherrschaft zurückzuführen, unter der der Großfürst von Moskau Alexander Newski im 13. Jahrhundert auf die alte Zugehörigkeit seines Landes zum Westen verzichtete, um sich für Asien zu erklären und die Politik der absoluten Unterwerfung unter den mongolischen Chan Batu als „Herrscher der Herrscher“ aufzunehmen. Damit bestimmte er für Jahrhunderte den politischen Kurs, der dem russischen Reiche den Stempel seines europäisch-asiatischen Doppelantlitzes bis zur Gegenwart gegeben hat.

Nachdem Dschengis-Chan die mongolischen Völker geeint und zu unerhörten Siegen geführt hatte, zerfiel das größte Imperium der asiatischen Geschichte in drei Teile: in das Reich der Il-Chane, das geeinte China und in das mächtigste Reich des asiatischen Westens, in die Goldene Horde, der auch Nordrußland einverleibt war. In diesem riesigen, nach Ost und West fast unbegrenztem Gebilde waren die Groß-



Der Kreml

Aus „*Moskwa*“ von Herberstein, der von 1516–1526 Gesandter des Kaisers Maximilian in Moskau war

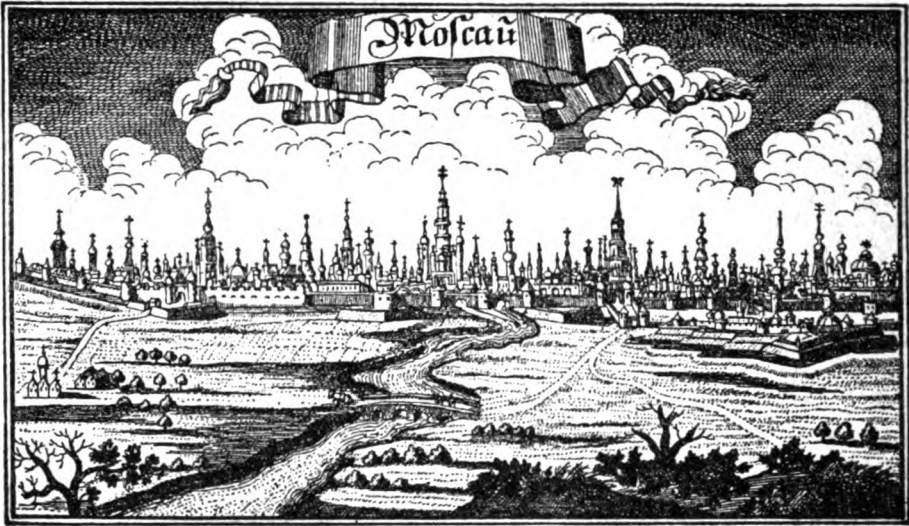
fürsten von Moskau als Generalverwalter des „russischen Uluß“ vom Chan eingesetzt. Als seine Lehnsträger und unter der Duldung und dem Wohlwollen der mongolischen Despoten wurde von ihnen die „russische Erde“ gesammelt.

Aber zwei Jahrhunderte stand der russische Uluß unter der Herrschaft der Goldenen Horde. In diesem Zeitraum trennte sich Rußland vom europäischen Westen und übernahm mit Ausnahme der Religion von den Tataren seine sittlichen Impulse sowie mongolische Denk- und Lebensart. Seine kommunistischen Wesenszüge, die unter dem neuzeitlichen Einfluß des Judentums im Bolschewismus zur letzten Entfaltung gelangten, sind die Früchte der nomadischen Gesinnung einer mongolischen Führungsschicht, die sich über die Bauernvölker Rußlands ausbreitete und den alten nordischen Einfluß verdrängte.

Den durch diese Entwicklung hervorgerufenen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Nomaden und Bauern, also auch zwischen den Tataren und den russischen Bauernvölkern, kennzeichnet R. Walthers Darre: „Alle Herrschaften kriegerischer Nomadenvölker, die wir seit zweitausend Jahren im Gesichtskreis der europäischen Geschichte beobachten können, kennzeichnen sich durch ihre grundsätzlich bauernfeindliche Einstellung und dadurch, daß sie von bestimmten besetzten Plätzen aus - von Zwingburgen größeren und kleineren Stils - die unterworfenen bäuerliche Bevölkerung in Schach halten und ihren Lebensunterhalt auf Grund der erpreßten Abgaben rein schmarozhaft sicherstellen. Berühmte Zwingburgen dieser Art sind: Tokaj, die Zwingburg Attilas; Karakorum, die Zwingburg Dschengis-Chans; die Kreml in Rußland waren Zwingburgen der Tataren, von denen das moskowitzische Staatsgebilde überwacht und stets unter der Knute gehalten wurde.“

Unter der harten tatarischen Zuchttrute erfolgte die Neuordnung des chaotisch zerfallenen russischen Staatsgebildes nach mongolischem Vorbild durch die Großfürsten von Moskau. Das von ihnen errichtete moskowitzische Reich war von der gleichen nomadischen Herrschaftsidee befeelt, wie das mongolische Imperium, es glaubte sich über alle Völker gesetzt, ihre Kulturen vernichten und ihre Reichtümer für sich in Anspruch nehmen zu müssen. Der nomadische Impuls, die Eroberung und Beherrschung der Welt nicht nur als eine Berechtigung, sondern als eine Pflicht zu betrachten, wurde zur Richtschnur bei seiner späteren Entfaltung. Aber das Warum und Wozu machten sich die Moskowiter ebensowenig Gedanken, wie die Tataren Dschengis-Chans, und deshalb konnte der jüdische Bolschewismus in der Gegenwart auch keinen besseren Nährboden und Träger seines gleichgerichteten Zerstörungswillens finden als in Rußland.

Als das mongolische Reich der Goldenen Horde allmählich der Auflösung verfiel, trat das moskowitzische Rußland ganz folgerichtig, nachdem seine ehemals nordische Führung inzwischen fast gänzlich verdrängt oder ermordet war, das Erbe der Tataren an. Die Mongolen wurden in die höchsten Staatsämter berufen, sie übten die Verwaltung über Ländereien und Städte aus und stellten sowohl die Heerführer, als auch den Kriegerstand. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lehnte sich die Bevölkerung gegen diese Überfremdung auf und machte dem Großfürsten Wassili II. den Vorwurf: „Wozu bringst du die Tataren auf die russische Erde und gibst ihnen Städte



Das zaristische Moskau  
Nach einem Stich aus dem Jahre 1738

und Länder zum Unterhalt? Warum liebst du über die Maßen die Tataren und ihre Rede und bedrückst über die Maßen und ohne Gnade die Bauern, und gibst Gold und Silber und alles Gut den Tataren?" Aber dadurch ist das moskowitzische Reich groß und mächtig geworden, nicht durch seine Befreiungskämpfe im Jahre 1380 unter Großfürst Dimitri Iwanowitsch und ein Jahrhundert später unter Iwan III., sondern durch die bewußte Athernahme des von dem asiatischen Westreich, der Goldenen Horde, hinterlassenen Erbes und seiner Ansprüche.

### Das zaristische Rußland

Wie das moskowitzische Reich sich nach Osten die Ausweitung durch das Erbe der Goldenen Horde sicherte, versuchte es sich nach Westen durch den Anspruch auf das Erbe des Oströmischen Kaiserreiches auszubreiten, den es von der Vermählung Iwans III. mit der Nichte des letzten Kaisers von Byzanz im Jahre 1472 ableitete. Als äußeres Zeichen für diesen Anspruch, der übrigens auch mit dem Ziel der Einverleibung Konstantinopels ein Grund mit für den Beitritt Rußlands zum letzten Weltkrieg war, wurde dem russischen Reichswappen der byzantinische Doppeladler hinzugefügt, über den die drei Kronen der mongolischen Chanate Moskau, Kasan und Astrachan schweben.

Aus diesem zweifachen Erbe entstand die zaristische Staatsidee und die Stellung des Zaren selbst. Byzantinisch-christlich gesehen war er der einzige rechtgläubige Herrscher auf der Welt, und Moskau das dritte und letzte Rom, während ihn das

tatarische Vermächtnis zum Selbstherrscher machte, der ganze Geschlechter ausröten, Landschaften und Städte verwüsten und jedweden zu uneingeschränkten Diensten anbieten konnte. Trotz seiner Blut- und Gewalt Herrschaft galt er den versklavten russischen Völkern, denen er als die Gestalt Christi auf Erden erschien, als „Väterchen Jar“, und den mongolischen Stämmen, denen die Farbe des Westens als weiß vorschwebte, war er der „weiße Jar“, das rechtmäßige Oberhaupt des von Moskau übernommenen Erbes der Goldenen Horde. Und während der Ausbreitung des moskowitzschen Reiches im Westen durch die europäischen Völker ein unüberwindlicher Damm entgegengesetzt wurde, räumte ihm dieses tatarische Vermächtnis seine ungehemmte Ausdehnung nach dem Osten bis an das Ende des Kontinents und bis zum Amur, der Grenze Chinas, des zweiten asiatischen Reiches ein. Dadurch ist aus dem Großfürstentum Moskau das mächtige russische Staatsgebilde entstanden, das etwa ein Fünftel der gesamten Erdoberfläche mit mehr als hundertachtzig Völkern verschiedenster Rassenzugehörigkeit, Kulturstufen und Sprachen umfaßt.

Jahrhundertlang haben die Moskowiter das tatarische Erbe gepflegt und eine überwiegende Ostpolitik betrieben. Erst unter Peter dem Großen begann Rußland im 18. Jahrhundert mit der Einführung westeuropäischer Reformen in seinem Staats- und Geistesleben. Gleichzeitig mit diesem Bruch der von Moskau gepflegten tatarischen Tradition, der äußerlich durch die Errichtung von St. Petersburg als neuer Hauptstadt in Erscheinung trat, sank auch sein Interesse an den asiatischen Gebieten



*Procedur bei L. Mituch.*

Tatarisch-moskowitzische Völkertypen als „Steunde“ Unter den Linden in Berlin 1813

seines Reiches, östlich des Urals. Es wurde erst wieder neu erweckt, als im beginnenden 20. Jahrhundert der Endspurt der Völker um die Restverteilung des Erdraumes begann.

Während das sibirische Nordasien dem russischen Herrschaftsanspruch unterlag, entbrannte um die Mongolei der Kampf zwischen den beiden Haupterben Dschengis-Chans, China und Rußland, denen sich als dritter Bewerber um das an Bodenschätzen und Rohstoffen reiche Nomadenland noch Japan zugesellte. Als das bisherige Ergebnis der noch immer schwebenden Auseinandersetzung im Fernen Osten ist die Heimat der Tataren in die äußere Mongolei der Sowjetunion, in die Innere Mongolei zu China gehörend und in die autonome japanische Provinz Hsinga zerissen.

### Die Sowjetunion

Entsprechend der inneren Struktur des zaristischen Rußlands, dessen Aristokratie von mongolischem Blut durchsetzt und nomadisch verfärbt, eine parasitisch-despotische Herrschaft über seine einverleibten Bauernvölker ausübte, mußte sich zwangsläufig die im letzten Weltkrieg erfolgte Abkehr vom westeuropäischen Kulturkreis vollziehen. Da seine Völkerschaften, abgesehen von den an das westliche Europa grenzenden Randprovinzen nicht über den Willen, beziehungsweise über das Vermögen zu einer national-staatlichen Selbstbestimmung verfügten, hätte der alte tatarische Einfluß mit seiner östlichen Interessenrichtung nach dem Umsturz wieder die Oberhand bekommen müssen, wenn ihm nicht inzwischen die unter jüdischer Führung stehende kommunistische Gegenströmung den Rang abgelaufen hätte.

Die Kraft der mongolischen Idee der Welteroberung war durch den russischen Erbtritt auf den Panlawismus lokalisiert und wurde durch den erstarrten Westen Europas gelähmt. Die tatarischen Lebensgefühle und -äußerungen jedoch, die durch jahrhundertelange Überlagerung in den russischen Völkern als letztes Vermächtnis Dschengis-Chans wirksam geworden waren, hatten aus der russischen Erde den besten Nährboden für den Bolschewismus und die naturgegebene Ausgangsbasis für den Ausgriff des Judentums nach der Weltherrschaft gemacht.

Aus den Trümmern des zaristischen Rußlands entstand die Sowjetunion, und als letzter und endgültiger Erbe der mongolisch-nomadischen Reichsidee erhob sich in ihr das parasitisch-schmarozende Judentum zur Herrschaft und größten Gefahr für alle zivilisierten und mit dem Willen zu echter Kultur beseelten Völker und Staaten der Welt. Das europäische Rußland ist unter jüdischem Einfluß wieder zu einer asiatischen Macht umgeformt worden, die an die Stelle der Kultur den Willen zur Vernichtung gesetzt hat. Die bewußte Übernahme und Weiterentwicklung des tatarischen Erbes durch den jüdischen Bolschewismus erhielt ihren symbolischen Ausdruck durch die Rückverlegung der sowjetischen Hauptstadt nach Moskau, dem ehemaligen Zentrum des tatarisch-moskowitzischen Reiches.

Auf Grund ihrer nomadischen Eigenart sind die Juden eng verwandt mit den Mongolen, sie zeichnen sich beide durch eine Unkultur und den Vernichtungswillen gegenüber jeder organischen, vornehmlich bäuerlichen Ordnung entsprechend ihrer



**Budjennys Reiterarmee**

Nach dem Schubumsturz eines in der Systemzeit auch in Deutschland vertriebenen Zwares, das die Bestialitäten der Herden des „Reitergenerals“ Budjenny vererbte

Völker, seelisch haltlos und ohne eigene schöpferische Kraft, der Anlehnung und Befruchtung bedarf, läßt den Dichter Dostojewski schon den Erfolg dieser jüdischen Geistesvergiftung voraussehen: „Wird der Russe zum Gottlosen, so verlangt er ohne Zweifel, daß der Glaube an Gott mit Gewalt, mit Feuer und Schwert ausgerottet werde. Ach, es ist so leicht, für einen Russen, ein Gottloser zu werden! Unsere Landsleute werden nicht schlecht hin zu Gottlosen, nein, sie ist ihnen eine neue, begeisterte Religion, wobei sie nicht einmal merken, daß es die reine Null ist, an die sie glauben.“ So hat die jüdische und judenhörige Oberschicht der Sowjetunion unter Lenin und Stalin die mongolisch-nomadischen Lebensgesetze marxisiert und den Marxismus tatarisiert und ihn über sich selbst hinaus zu der bolschewistischen Religions- und Weltanschauung der russischen Völkerschaften und damit zur gefährlichsten Waffe ihrer angestrebten Weltrevolution und Zersetzung jeder natürlichen Ordnung erhoben. Diese Gefahr endgültig zu beseitigen, ist Europa jetzt unter deutscher Führung zum Waffengang gegen den Weltfeind angetreten.

übereinstimmenden vorderasiatischen Geisteshaltung aus. Besonders schroff stehen sie als nomadische Parasiten im Gegensatz zu den bäuerlichen Kulturvölkern, von denen sie ihrer blutsbedingten geistig-seelischen Veranlagung nach in Lebensgesetz und Lebensführung durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind.

Die Entwurzelung der russischen Bauernschaften, die Verstaatlichung der landwirtschaftlichen und industriellen Betriebe, die restlose Ausmerzungen der Aristokratie zugunsten der Neubildung eines national und sozial unterschiedslosen Proletariats bildeten auf der Stufenleiter der Bolschewisierung Rußlands die äußeren Voraussetzungen zur Verwirklichung der Weltrevolution. Um aber auch den russischen Menschen geistig für diese Ideologie zu gewinnen, wurde ihm die Religion zerschlagen und der Gottglauben genommen.

Die richtige Erkenntnis, daß die vorwiegend ostische und ostbaltische Rassenmischung der russischen





Bildnis des Paracelsus aus dem Jahre 1540

## Der Prediger des Lebendigen

Vor 400 Jahren - am 23. September 1541 - starb in Salzburg Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, die bedeutendste Erscheinung der Nordischen Wiedergeburt in der Wissenschaft, der geniale Deuter des Lebens aus der Natur und den ewigen Quellen des Blutes.

Wer war Paracelsus, dieser Mann mit dem lateinischen Namen, und was hat er geleistet, daß man heute noch seiner gedenkt?

Er lebte von 1493 bis 1541; war also ein Zeitgenosse Luthers. Auch er war ein Reformator, aber nicht auf kirchlich-religiösem, sondern auf medizinisch-ärztlichem Gebiet.

Ähnlich wie Luther, wenn auch mit geringerem Erfolg, suchte er die lateinische Gelehrtensprache durch die deutsche Sprache zu ersetzen. Er war der erste Dozent, der seine Vorlesungen an der Universität (Basel) in deutscher Sprache statt wie üblich in lateinischer Sprache hielt. Auch seine sehr zahlreichen Schriften, die medizinische und philosophische Themen behandeln, verfaßte er in deutscher Sprache. Seine Sprache war wie die Luthers wuchtig und derb, aber nicht so klar. Es war Schweizer Dialekt. Er ist nämlich in Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren. Seine Jugend verlebte er in Villach in Kärnten. Seine Studien betrieb er in Italien, Deutschland und Frankreich. Sein Name ist Aureolus Philippus Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Paracelsus nannte er sich in Abertragung seines Familiennamens ins Griechisch-Lateinische.

Sein Vater war Arzt. Aber seine Vorfahren ist anscheinend nichts Genaueres bekannt. Geheiratet hat er nicht. Er führte ein unstetes Wanderleben, das ihn in alle Länder Europas führte. Gestorben ist er dann mit noch nicht 48 Jahren in Salzburg. Sein Grab ist daselbst in der Sebastian-Kirche.

Das meiste Interesse erregten zu allen Zeiten, besonders aber in der neuesten Zeit, die medizinischen Schriften des Paracelsus. Die Schulmedizin sieht in ihm wenn nicht den Vorläufer und Begründer der naturwissenschaftlichen experimentellen Forschungsmethode in der Medizin, so doch den Befreier von dem Joch des scholastischen Autoritätsglaubens, der das Denken und Handeln der Ärzte seit ein- einhalb Jahrtausend in Bann hielt.

Die Ausbildung der Ärzte bestand nämlich damals nicht wie heute in dem Studium der Naturwissenschaften und dem Unterricht am Krankenbett, sondern

So sich ein mensch mit der seuchen der pestilencies beschwert empfinde mit einerley anzeigung. ader das ym auffgefaren sey. an welcher teil des leichnams das sey. Der selbige sal also balde vor dem schlosse vnder ij stüde dy wasser in solcher weise gebrauchen also Man sal nemē das groser gleslein mit seiwasser. vñ das in einē warmēwasser wemē als warm mā dy hāt dar ā erleidē kā dornoch sol man nemē das klainer gleslein mit seim wasser vntē ezu dē āderen wasser giffen vnder einander vermische gar auß trinken vntē sich zu bette legen wann ezudegten. vor schlosse enthalden nicht of decken noch entplößen wann das wer tölich. vntē sal ganczer stunden drei schwitzen gar auß so lange d̄ schweis fleußt So man als balde nicht schwicen kan sal man mit dem electuario noch folgen bey eyner halben stundē noch den wasseren So muß erschwiezen on ezueiffel. Auch sol man sich dy weil d̄ schweiß fleußt von trinken enthalden vntē noch dem schweiß auffen vntē sich von schlossen enthalden des aller lengist so man kan vntē mag bis nach mitternachte. vntē ob mann sich noch mer beswert befundet sol man vulge thun mit einem tranke als sich geburt mit der purgacio vntē pflaster. So man aber nicht mer trancken sulet so bedarf man des nicht Also ist mā durch dy hulfe gotes zu nesten vñ durch dy craft des edelē wassers gācz genessē in dē vale.

Arzneizettel, wie sie um die Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts für Ärzte und Apotheken vertrieben wurden

lediglich in dem Studium der Bücher der alten griechischen, lateinischen und arabischen Ärzte. Gegen diesen Anflug kämpfte Paracelsus unermüdet und leidenschaftlich in Wort, Schrift und Tat. Dadurch zog er sich die Feindschaft der Ärztesunft und ihres einflußreichen Anhanges zu.

Das ist der eine Grund für sein unstetes Wanderleben. Der andere ist der, daß er darauf aus war, Erfahrungen zu sammeln in allen Ländern über Heilpflanzen, Krankheiten und deren erfolgreiche Behandlung; denn „der die Natur erforschen will, der muß mit Füßen ihre Bücher treten; die Schrift wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land, als oft ein Land, als oft ein Blatt. Also ist Codex Naturae, also muß man ihre Blätter umkehren“.

Wie Luther bei seiner Sprachschöpfung „dem gemeinen Mann aufs Maul schaute“, so verschmähte auch Paracelsus nicht, die Heilverfahren des gemeinen Volkes zu

studieren, um sie geeignetenfalls zu verwerten. Dabei interessierte er sich auch lebhaft für das Hüttenwesen und die Scheidekunst (Alchemie, Chemie). Er hat wertvolle mineralische und pflanzliche Arzneien hergestellt, die noch heute gebraucht werden.

Wenn Paracelsus so ein Bahnbrecher der neuzeitlichen Medizin gewesen ist, so hat sich die Medizin doch gerade durch ihre naturwissenschaftliche Weiterentwicklung von ihm so weit entfernt, daß sie ihn, der weltanschaulich noch tief im Mittelalter steckte, bald ganz aus den Augen verlor und mißachtete. Nur wenige Ärzte der folgenden Jahrhunderte haben ihn studiert und geschätzt.

Erst in neuerer Zeit unter dem Einfluß wachsenden Interesses für die Geschichte der Medizin hat man versucht, ihm wieder gerecht zu werden.

Man kann die Schriften des Paracelsus aber nur richtig würdigen, wenn man die Weltanschauung seiner Zeit, in der er befangen war, kennt. Die einen großen Teil des damaligen Geisteslebens beherrschende Mystik ist aufzufassen als das gefühlsmäßige Bestreben, die Einheit zwischen Körper und Seele durch die höhere Einheit in Gott herzustellen.

Paracelsus sah alles, den leblosen Stoff, die Lebewesen, Pflanzen und Tiere, den Menschen, seine Krankheiten im lebendigen Zusammenhang mit dem Kosmos und schildert diese Zusammenhänge unter oft schwer verständlichen Symbolen.

Diese Auffassung entspricht, wenn man die poetische Symbolik deutet, durchaus den modernsten Anschauungen vom Leben und Wesen der Dinge.

In diesem Zusammenhang verdient hervorgehoben zu werden, daß Paracelsus auf die Erblichkeit der Krankheiten großes Gewicht legt.

Noch ein anderer Gesichtspunkt bringt uns Ärzten im Dritten Reich den Paracelsus nah: Nicht nur die Schulmedizin preist ihn als Befreier von scholastischen Banden und Bringer neuen Geistes, auch die Homöopathie bemerkt mit Stolz, daß Paracelsus, ebenso wie Hippokrates, der „Vater der Medizin“ vor 2000 Jahren, das Heilverfahren nach dem Ähnlichkeitsprinzip gekannt und gelehrt hat; und die Naturheilkunde findet mit Befriedigung bei ihm die Bestätigung ihrer Heilprinzipien.

Paracelsus kann demnach als der Vorläufer der neuen deutschen Heilkunde bezeichnet werden, deren Schaffung im Deutschland Adolfs Hitlers angestrebt wird.

Somit sind die Werke des Paracelsus trotz aller Religiosität und Mystik auch für unsere Zeit von besonderer Aktualität, weil auch wir uns heut in einer ähnlichen geistigen Krise befinden wie seine Zeit, die Zeit des Überganges vom Mittelalter in die Neuzeit.

# „die natur ist der weisheit voll“.

Aus den Werken des Paracelsus

was ist das glück anderst, dan ordnung halten mit wissenheit der natur? was ist das unglück dan wider die ordnung ein eingang der natur? dan natur, gehet sie recht, so das ein glück, gehet sie unrecht, so ist es ein unglück. denen allein also gesagt, die da nit anderst meinen, dan das glück sei ein man, der tue ein ieglichen, was in lust, dieweil das nit ist; dan wir haben unser verordnet wesen in der natur...

einer der da wil ein philosophus sein und darin kein falsch legen, der muß den grund der philosophiei dermaßen setzen, das er himel und erden in einen microcosmus mache und nicht umb ein herlin fellschließ. also auch einer, der da wil aus dem grund der arznei schreiben, der muß auch nicht umb ein herlin felen anderst, dan das er aus dem microcosmus den lauf der himel und der erden mach, also das der philosophus anderst nichts find im himel und in der erden, anderst dan das er im menschen auch find, und das der arzt nichts find im menschen, dan was himel und erden auch haben, und das diese zwei nichts anders scheiden von einander dan die gestalt der form.

auf solchs sol ein arzet trefflich achtung haben, dan es ist wider die natur nit zu streiten . . . darumb ein ieglicher betrachten sol das ein arzet allein der natur diener ist nit ir herr.

nun aber wie die philosophiei ist, aus deren der arzt wechset, daselbig wissen den weg, das der philosophus sol hierin groß wachsen, das ist, so wesentlich sol im die natur sein, das er sol wissen am selbigen ort, wie alle dinge concordirn, was da sei, was da werd, und so es da ist, was es sei, innnen und außen wissen.

die natur ist die, die dem franken arznei gibt, so sie nu die gibt, so muß sie in aüch erkennen und wissen; dan on erkantnus kan sie ihm nichts geben. nun ligt die erkantnus nit im arzt, sonder in der natur und darumb in der natur: sie kan die natur in ir wissen, der arzt nit . . . aus der natur kompt die krankheit, aus der natur kompt die arznei und aus dem arzt nit.

dieweil wir in der arznei nichts haben dan das uns die natur lernt, so müssen wir dieselbige am nechsten nach got lieben und ersuchen. dan was ist höher nach got dan lieben die so uns lernen?

nement euch das zu ein exempel, das bauern sind bei den gröbesten Schwaben, bei den gröbesten Bayern usw. die mer franken gesund gemacht haben, dan alle eur scribente der kriechisch sprach.

## Treue zum Blut erhält ein Volk



Wo immer deutsche Soldaten auf fremdem Boden weilen, suchen sie aus der Beobachtung des fremden Wesens zu Erkenntnissen zu kommen, die der Neuordnung ihres und unseres Denkens dienen können. Dieser Aufsatz ist das Ergebnis ernster Betrachtungen und Vergleiche eines Kriegsberichters im französischen Baskenland.

Immer, wenn wir von unserem Standort nahe der spanischen Grenze ins Innere des Baskenlandes fahren, benutzen wir eine alte, versteckte Straße, die im scharfen Winkel von

der breiten Talstraße abzweigt und in verwegenen Kurven hoch über die Kämme des Pyrenäenvorlandes führt. Weithin schweift von hier oben aus der Blick über die baumleeren, versteppten Hänge, auf denen zwischen Farnkraut und Ginster Tausende von Schafen weiden. Tief unter uns breitet sich bis zum westlichen Horizont die tiefblaue Fläche des Golfs von Biskaya aus, dessen bewegte Wellen sich schäumend an den Felsen der Steilküste brechen. Wie ein bunter Kranz umsäumt die Kette der betriebsamen Badeorte und Küstendörfer das baskische Bergland, das sich kahl und herbe bis zu den Schneegipfeln der Pyrenäen hinauf erhebt.

Dieses Fleckchen Erde am südlichsten Ende der langen deutschen Front von Narvik bis zur spanischen Grenze ist die Heimat des Baskenvolkes, jener uralten Bergbauernrasse, die seit Jahrtausenden mit diesem kargen Boden verwachsen ist und mit bewunderungswürdiger Kraft jeder Gefahr der äußeren Entwurzelung und des inneren Blutsverfalls bis in die jüngste Zeit hinein widerstanden hat. Aber Herkunft und Abstammung des baskischen Volkes sind die Gelehrten sich bis auf den heutigen Tag nicht einig geworden. Es werden dabei die verschiedensten und gegensätzlichsten Ansichten vertreten. Man glaubt, Spuren ihrer Herkunft in fast allen Teilen der alten und der neuen Welt entdeckt zu haben. Man hält sie für den Rest der westeuropäischen Urbevölkerung, versuchte sprachliche Verwandtschaften mit afrikanischen und vorderasiatischen Völkern festzustellen, meint sogar in Japan und Mexiko Spuren ihrer Herkunft entdeckt zu haben, schließlich wird angenommen, daß es sich um Bevölkerungsreste jenes versunkenen Erdteils handelt, der sich im Atlantik als Landbrücke zwischen Europa und Amerika ausgedehnt hat, und von denen nur noch die Azoren übriggeblieben sind. Auf jeden Fall ist man sich jedoch darüber klar, daß

dieses Volkstum urgeschichtlichen Ursprungs ist, und daß sich bis heute keinerlei direkte Beziehungen zu anderen Völkern dieser Erde nachweisen lassen. Um so bemerkenswerter ist es, daß dieses Volkstum aus der vorgeschichtlichen Zeit sich wie ein unverwüßlicher Kern über Tausende von Jahren hinweg bis in unsere Zeit hinein als gesundes, bäuerliches Lebewesen erhalten hat. Keine Macht der Welt hat seine Lebenskraft und Freiheit zerbrechen können. Als Hannibal über die Pyrenäenpässe zum Kampf gegen Rom zog, hat er dieses kleine Volk zu seinem Verbündeten gemacht, weil es ihm als Feind zu hart und zu zähe war. Auch die Römer haben die Basken nicht unterwerfen können. Nach 200jährigem Widerstand gegen die Macht Roms haben sie von Kaiser Tiberius das Zugeständnis erzwungen, daß ihre Freiheit und ihre Einrichtungen respektiert und keine römischen Garnisonen in ihrem Lande errichtet werden durften. Auch die Zeit der Gotenherrschaft, die reiche Geschichte der spanisch-französischen Kriege und die englische Invasion wurden überstanden. Ebenso war das Baskenland während der Revolutionskriege und der napoleonischen Schläge gegen Spanien der Schauplatz harter Kämpfe. Aber die Strudel aller Kriege haben das bodenverwurzelte Volk nicht vom Fleck bewegen können, und unberührt vom Wechsel der Geschichte und den Kreuzungen großer Kulturen in diesem hartumkämpften Grenzraum klingt noch heute die sonderbare, vorgeschichtliche Sprache der Basken in den Pyrenäentälern, und das Volk hält fest an den alten Sitten, Tänzen und Spielen.

### Die Blutsgefesse der Basken

Ebenso wie die Basken sich aller äußeren Feinde erwehrt haben, sind sie auch immer mit den Gefahren für ihr Volkstum in den eigenen Reihen fertig geworden. Ihr gesunder völkischer Instinkt hat sie immer davor bewahrt, sich mit den Strömen fremden Volkstums zu vermischen, die das Land der Pyrenäenpässe und Handelsstraßen durchzogen haben. Noch heute, nachdem die baskischen Landstädte und Küstendörfer zu Brennpunkten des Kurbetriebes und des internationalen Fremdenverkehrs geworden sind, hält sich der echte Baste mit natürlichem Stolz dem Fremden gegenüber zurück und geht zwischen Hotels und Kurhäusern selbstbewußt seiner Arbeit und seinen alten Sitten nach. Dem Fremden gegenüber, der kommt und wieder geht, zeigt der Baste ein sicheres, gastfreundschaftliches Wesen. Um so feindseliger hat sich dieses Volk jedoch jedem Versuch widersetzt, sich in seine Reihen einzuschleichen und die Rasse zu verderben. Und diese Feindschaft hat das Baskenvolk in seiner Geschichte mehrfach mit erbitterter Leidenschaft zum Ausdruck gebracht. Einmal waren es die „cagots“, Angehörige eines aus Mittel Frankreich stammenden Volks-



Baskischer Dorfschmied an einer alten Einrichtung zum Beschlagen der Zugschweife

flamme, die, vom Staat begünstigt, zu großen Scharen ins Baskenland einwanderten. Gestützt auf ihre im Rassebewußtsein wurzelnden alten Rechte und Gesetze, die Fors, haben die Basken diese Eindringlinge mit allen Mitteln aus ihrem Lebenskreis ausgeschlossen und an der Vermischung mit dem eigenen Volkstum gehindert. Die „cagots“ durften nur in abgesonderten, geschlossenen Siedlungen wohnen, die weitab von den eigenen Städten und Dörfern lagen. Es wurde ihnen verboten, sich auf den Straßen, den



Mädchen auf dem Weg zum Markt

Spielflächen oder in Gasthäusern unter die einheimische Bevölkerung zu mischen. Damit jeder Baste sie schon von weitem erkennen konnte, waren sie verpflichtet, an ihrer Kleidung ein bestimmtes Erkennungszeichen zu tragen. Die Basken sind fanatische Katholiken, aber ihr Rassegefühl war schon vor einem halben Jahrtausend stärker als der Wille zur Weltbrüderchaft: die „cagots“ durften sich auch bei der Prozession nur mit Abstand hinten anschließen, und in den Kirchen waren für sie seitwärts Plätze mit einem eigenen Ausgang reserviert. Noch heute kann man in vielen Kirchen diese „portes des cagots“ erkennen, die inzwischen teils wieder vermauert worden sind. Schließlich bestand noch ein Gesetz, wonach den „cagots“ das Barfußlaufen verboten wurde, damit sie nicht „die heilige Erde der Vorfahren entweihen“. Für Abtretungen dieser Gesetze waren harte Strafen vorgesehen. Die Heirat und der unerlaubte Handel dieser Fremden mit Personen baskischen Blutes wurden mit dem Tode bestraft. Auf der anderen Seite legte man diesen Fremdlingen auch keinerlei nationale Pflichten auf.

### Segen Zigeuner und Juden

Bis in die Zeit Ludwigs XIV. hinein waren diese Rassengesetze im Baskenland in Kraft. Mit derselben klaren Feindschaft begegneten die Basken auch den Ansiedlungsversuchen der Zigeuner. Als Philipp II. die Juden und Mauren aus Spanien vertrieb, schlossen sich diesen auf ihrer Flucht nach Frankreich auch viele Zigeuner an. Während die Mauren von Frankreich nach Afrika abgeschoben wurden, blieben Juden und Zigeuner in den Grenzprovinzen diesseits der Pyrenäen kleben. Die Juden zogen ohne Aufenthalt nach Bordeaux weiter oder blieben in der baskischen



Handelsstadt Bayonne, um schnell wieder Geschäfte machen zu können. Aber die Zigeuner trieben sich in den Pyrenäentälern herum und wollten im Lande bleiben. Baskisches Landvolk und Zigeuner, das war wie Feuer und Wasser, eine Verschmelzung war ausgeschlossen. Mit härtesten und oft grausamen Mitteln wurden diese Nomaden, die von Diebstahl, Hausiererei und Pferdehandel lebten, aus den Dörfern getrieben und lebten jahrhundertlang in ihren Wagen an den Landstraßen und in den Schlupfwinkeln der Berge. Nach der französischen Revolution haben sich einige im Land einkaufen und ansiedeln können, aber der Zigeunerhaß lebte in ungeschriebenen Gesetzen weiter, und noch heute erkennt man die akklimatisierten Zigeunerfamilien klar heraus, und der Basken geht dem fremden Blut mit unverändertem Rassekel aus dem Wege.

### Eine überlieferte Gesetzesammlung zum Schutz des Volkstums

Die Grundlage der Ordnung des alten politischen und sozialen Lebens im Baskenland ist eine überlieferte Gesetzesammlung (Fors), deren Ursprung auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht. Die Gesetze waren im Laufe der Zeit in den einzelnen Provinzen verschieden abgewandelt und vervollständigt worden. Aber die Grundrechte blieben überall dieselben. Diese Gesetze haben die Basken bis zur französischen Revolution zähe verteidigt. Vor allem haben sie gegenüber den Ansprüchen der Zentralgewalt immer wieder ihre ausgeprägten Rechte der Selbstverwaltung behauptet. Jede Provinz, jeder Bezirk, jedes der Bergtäler und die meisten Gemeinden

hatten eine tiefverwurzelte, eigene Rechtstradition. Das Schwergewicht der Selbstverwaltung lag in der Gemeinde. Im Dorf selbst war die Führung ausgesprochen autoritär. Das Amt des Gemeindevorstehers war von großer Bedeutung und blieb das Vorrecht der ältesten Familien. Zum Teil war es sogar erblich. Ebenso waren im Gemeinderat nur die Vorstände der Vollfamilien vertreten. Aber die Bezirksvorsteher und die Landesherren wurden gewählt, und vom Dorf her legte man ihrer Regierung immer wieder die Fügeln an. Auch der baskische Adel war ein Bauernadel. Das



Pelotaspiel, ein uralter baskischer Bauernsport  
Jedes Dorf hat seinen Pelotaplatz

Prädikat blieb nicht bei der Familie, sondern beim Hof. Der Besitz des Bodens war die Grundlage der sozialen Ordnung. Wenn eine Familie einen Hof von einer bestimmten Rangklasse 100 Jahre lang ununterbrochen selbst bewirtschaftet hatte, wurde ihr der Adelstitel verliehen, und sie verlor das Prädikat wieder, wenn sie den Hof aufgab. Auf diese Weise waren z. B. in der Provinz Navarra ein Sechstel der Bauern adelig, und noch heute weisen die Wappen an den alten Höfen - besonders in dem von der Französischen Revolution unberührt gebliebenen spanischen Baskenland - auf diesen alten Bauernadel hin.

### Die Leibesübungen des baskischen Landvolkes

So alt die baskische Rasse auch ist, ihr Blut ist auch heute noch stark und gesund und zeigt keine Spuren von Degeneration. In den überlieferten Sitten, Tänzen und Spielen entwickeln sich auch heute noch die sinnensfrohe Phantasie und robuste Lebenskraft dieses Volkes. Vor allem die alten Volkstänze gehören noch immer zum Festtag im Pyrenäendorf. Der baskische Tanz ist ein Männertanz, in dem die Körperfreude sich bis ins Akrobatische steigert. Dieser Überschwang an Lebenskraft zeigt sich auch in der Sportbegeisterung des baskischen Bauern. Schon lange, bevor in den Städten Fußball, Hockey oder Tennis gespielt wurde, hatte der baskische Bauer seinen eigenen Sport - das Pelotaspiel. Es handelt sich bei diesem Spiel darum, einen Ball mit einer Holzkelle nach bestimmten Regeln gegen die hohe, gemauerte Spielwand zu schlagen. Diese Spielwand mit einem ebenen und festen Platz davor ist in jedem baskischen Dorf und selbst auf den abgelegenen Berghöfen zu finden. Von der frühesten Jugend bis ins reife Mannesalter hinein schlägt der Baste den Ball gegen die Wand. Nach Feierabend und Sonntags ist der Pelotasplatz Mittelpunkt des geselligen Lebens im Dorf. Dieser Sport mit seinen langen Sprüngen und weit-ausholenden Schlägen spannt alle Glieder an und ist ein gesunder Ausgleich für die harte Landarbeit. Es ist sicher, daß diese Rasse ihren starken und geraden Wuchs nicht zuletzt diesem seit Generationen geübten Sport verdankt.

### Der Wikingergeist der Basken

Die Basken lieben ihre Heimat und halten zähe am Boden fest. Der starke Geburtenüberschuß und der ausgeprägte Freiheitsinn dieses Volkes haben der baskischen Jugend jedoch schon seit alters her den Weg in die weite Welt gewiesen. Seit Urzeiten besteht im Baskenland ein Erbrecht, das dem Erstgeborenen, einerlei, ob Sohn oder Tochter, den ungeteilten Besitz zuspricht. Das Land ist karg, und die Höfe können die nachgeborenen Kinder nicht auf eigener Scholle ernähren. Die Nähe des Meeres haben sie zu kühnen Seefahrern, Abenteurern und Entdeckern gemacht. Schon im Altertum haben die Basken den Fischreichtum des Golfs von Biskaya ausgeschöpft und waren später todesmutige Walfischfänger. Schon im 11. Jahrhundert verfolgten die Basken den Walfisch mit ihren Fahrzeugen bis weit auf den Atlantik hinaus und nahe an die Küsten der Neuen Welt heran. Nach der Entdeckung Amerikas gründeten die Basken dort Stützpunkte für ihren Fischfang, der sich später bis zum Hudson,

Grönland und Spitzbergen erstreckte. Diese weiten Fahrten brachten Jahrhunderte hindurch Wohlstand in die Küstendörfer und ins ganze Land, ohne an der alten bäuerlichen Verfassung der Heimat zu rütteln. Zur Zeit Cromwells und nach der Englischen Revolution bemächtigte sich das englische Kapital des einträglichen Walfischfangs, erdrückte die Konkurrenz der Basken und vertrieb sie von ihren amerikanischen und kanadischen Stützpunkten.

Seitdem sucht der junge Baste vorübergehend sein Glück in allen Teilen der Welt, und es gibt kaum eine alte Bauernfamilie in den Pyrenäentälern, die nicht Briefe mit bunten Marken und Stempeln fremder Länder empfängt. Die baskischen Wanderer wandten sich in ihrer neuen Heimat vor allem landwirtschaftlicher Arbeit zu. Als Züchter hatten sie sich schnell einen guten Ruf erworben, und man schreibt ihnen vor allem die Entwicklung der für diese Länder so bedeutungsvollen Schafzucht zu. Riesige Odlandflächen, auf denen heute Millionen von Schafen weiden, haben sie mit den Erfahrungen der hochentwickelten baskischen Schafzucht für ihre Gastländer erschlossen. Die meisten Auslandsbasken träumen jedoch davon, ihren Lebensabend in der alten Heimat zu verbringen, in einem schönen neuen Haus irgendwo am Hang, für das sie sich schon in ihrer Jugend beim Schafhüten den Platz ausgesucht haben. So mischt sich heute in vielen Baskendörfern neuweltlicher Luxus mit bäuerlichem Lebensstil. Man sieht alte Hofzeichen und das Baskenkreuz an modernen Villen; Luxuslimousinen kreuzen den Weg der Eskreiter und Ochsengespanne.

In der neueren Zeit hat sich auch im Baskenland vieles geändert. Der traditionsfeindliche Geist der Französischen Revolution hat manche Kräfte in diesem Lande gelähmt. Mit dem Ende der alten Selbstverwaltung wurde dem baskischen Dorf das organische Rückgrat gebrochen, und die Korsettstangen des Pariser Zentralismus haben den bäuerlichen Wuchs des Landes arg entstellt. Die neuen Ideen und der moderne Geschmack haben viele der alten Sitten und Bräuche ausgelöscht und den ganzen Trachtenreichtum ins Museum verbannt. Nur die runde Baskenmütze ist von der alten baskischen Tracht übriggeblieben und hat sich über ganz Frankreich verbreitet und hat nichts mehr mit einem bäuerlichen Bekleidungsstück zu tun. Seitdem der Fremdenverkehr in jüngster Zeit die ganze baskische Küste in eine Promenade für die kapitalistische Eleganz verwandelt hat, ist manches Bauernhaus zur Fremdenpension geworden, und die von den Berghöfen abgewanderte Jugend stellt die Hotelportiers und Kofferträger in den Badeorten. Aber trotzdem ist das Baskenland auch heute noch eine reiche Quelle alter Bauernkraft. Um so widersinniger war es, daß auch diese baskischen Bauern, über deren Haustüren das Hakentkreuz in die Wand eingemeißelt ist, in Gemeinschaft mit Juden, Negeren und Mischlingen und als Verbündete des bauernfeindlichsten Handelsstaates zum Krieg gegen Deutschland gepreßt wurden, um die Idee der völkischen Wiedergeburt wieder auszulöschen. Heute ist man sich im ganzen Baskenlande darüber klar, daß man auf der falschen Seite gestanden hat, und man vertraut jetzt auf das bäuerliche Gewissen der siegreichen europäischen Ordnungskräfte.

# . . . . Denn der Bauer ist das Volk

Worte von Hermann Löns zu seinem 75. Geburtstag

## Grundlage aller Kultur ist das Bauertum

Der Bauernstolz ist zu groß; selbst der Knecht dünkt sich mehr als der Städter, der in einer bunten Villa wohnt und Gespann und Auto hat.

Dieser Stolz steht auf gutem Grunde, denn der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Kasseerhalter. Ehe die Stadt war mit ihrem Lach, war der Bauer da. Sein Stamm-  
baum reicht in die Zeiten, da noch mit der Steinhade der Boden gelockert wurde, da er, der Bauer, als erster Zucht und Sitte dort keimen ließ, wo bisher Horden von halbwilden Jägern und Fischern ein Dasein führten, dem des Wolfes und des Otters gleich. Da kam der Wiedebauer, zäunte die Hausstatt ein, rammte Balken in den Boden, deckte sie und verband sie mit festen Wänden; indem er mit den heiligen drei Hölzern auf dem Steinherde die Flammen erblühen ließ, nahm er Besitz von dem Lande im Namen der Kultur. Denn erst der Bauer schuf das, was wir so nennen. Jäger und Wanderhirten haben keine oder nur geringe Kultur; der Bauer aber hat sie. Und er hatte ursprünglich eine sehr hohe Kultur, er war eben der Kulturträger.

## Das Odal

Ein Volk ohne festhaften Bauernstand ist kein Volk, es ist eine Handelsgesellschaft, ein Geschäftsunternehmen, eine Betriebsgenossenschaft oder so etwas ähnliches, die von jeder handelspolitischen Konjunktur in ihrer Existenz beeinflusst wird. Ein Volk mit schollenfässiger Bauernkultur aber ist etwas Unzerstörbares.

Ein freizügiges Bauertum ist aber ein Unding. Durch Kauf und Verkauf kommt kein Bauernstand in die Höhe, nur durch die unablässige Arbeit langer Reihen von Geschlechtern und durch eine Überlieferung, die dem jeweiligen Bauer das Gefühl einimpft, er sei nicht bloß ein verantwortungsloser Inhaber einer privaten Sache, sondern der verantwortliche Verwalter eines ihm anvertrauten Familienerbes.

## Fällt Bauernmoral, so fällt auch das Bauertum

Wo wären wir, hätte nicht der Bauer die starken Knochen, die derben Nerven und das gesunde Blut gehabt? Ausgelöscht hätten uns Hunger, Pest und Krieg. Nie wieder wären wir aufgestanden nach dem Dreißig-

jährigen Krieg. Und wo wäre unser ureigenes Wesen geblieben unter dem römisch-fränkischen-französischen Lack, den uns die Zivilisation brachte, wäre deutscher Geist nicht lebendig geblieben unter den Strohdächern der Dörfer?

Wahrlich, der Bauer hat recht, sich als das Volk zu fühlen . . .

Eins behielt er (Der Bauer) für sich: die Bauernmoral . . . Denn er weiß, was er an ihr hat; sie hat sich in langen Jahrtausenden bewährt, ist nicht sadenscheinig und brüchig geworden. Denn sie ist einfach, ist natürlich, ist praktisch, ist das Ergebnis der Erfahrungen unzähliger Geschlechter, hat mit Mode, mit fremder Art, mit abgezogenen Begriffen nichts zu tun. Sie ist das *R a s s e z u c h t g e s e z* seiner Art, ist der Boden für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde, ohne daß es um das Verhältnis der Geschlechter, um die Erhaltung von Haus und Hof, um die Grenze zwischen Mein und Dein schlechter bestellt wäre. Das oberste Gesetz dieser Moral lautet: „Unmoralisch ist, was der Gemeinde schadet“.

Besser ging es uns, stände unser ganzes Recht auf den Grundsätzen der Bauernmoral!

### Naturentfremdung führt zur Entartung

In ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung liegt aber bei weitem nicht der Hauptwert der Jagd, sondern dieser dürfte noch von ihrer rassestärkenden, rasseerhaltenden Wirkung übertroffen werden. Wenn ein Volk, wie das deutsche, zu einer so hohen Kulturstufe gelangt ist, wird es notwendigerweise zu einer Vernachlässigung und Geringschätzung der körperlichen Arbeit kommen und immer mehr in eine künstliche, unnatürliche und auf die Dauer ungesunde Lebensführung hineingeraten. Jede Naturentfremdung aber führt zur Entartung.

### Kampf für die Gesundheit des Volkes

Die Naturschutzbewegung wird vielfach noch als eine rein naturwissenschaftliche Bewegung betrachtet. Das ist sie aber nicht. Im Gegenteil, sie ist ein Kampf für die Gesunderhaltung des gesamten Volkes, ein Kampf für die Kraft der Nation, für das Gedeihen der Rasse.

### Heilig ist, was unserer Art ist

Wenn so einer aber Unglück hat, so soll es unser erstes sein, daß das Frauenmensch und das Kind nicht Not und Mangel leiden. Und ansezt wollen wir uns verbrüdernd auf Not und Tod, Gut und Blut, daß alle für einen stehen, und einer für alle, aber wir alle für alles, was um und im Bruche leben tut und unserer Art ist.

## Die Handvoll Erde! Erinnerung aus der Ukraine

Es sind nun fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit ich verwundet in dem kleinen ukrainischen Dorfe X. verweilen mußte - aber immer, wenn ich durch die Zeitung oder den Rundfunk etwas über die Ukraine höre, taucht jenes saubere Dörfchen vor mir auf. Nicht deshalb, weil ich hier bis zum Weitertransport nach dem Feldlazarett freundliche Aufnahme fand - nicht, weil ein Teil der Bewohner deutschstämmig war -, sondern weil ich dort einen Bauern fand, der seit vielen Jahrzehnten ein Kästchen deutscher Erde aufbewahrte. Es klingt merkwürdig: Sein Großvater hatte es aus Württemberg gelegentlich seines Besuches in Deutschland mitgebracht, obwohl er nicht mehr dort geboren war. Dessen Urahn, der aus Württemberg ausgewandert war, hatte oft von der Heimat erzählt, bis sich der Großvater des Bauern aufgemacht hatte, um das Land kennenzulernen. Da hatte er denn von dem Ucker, der einst Eigentum seiner Vorfahren war, eine Scholle mitgebracht.

Als mich die Sanitäter in das stabil gebaute, geräumige Bauernhaus brachten, war ich über die Wohnlichkeit und Sauberkeit der Räume erstaunt. Im Gegensatz zu den primitiv und nicht immer gerade geschmackvoll eingerichteten Behausungen, die ich in Russisch-Polen und in der Karpatengegend kennengelernt hatte, war hier eine gewisse Harmonie in Einrichtung und Bauart zu verspüren, die mich sogleich anheimelte. Noch hatte ich nicht festgestellt, wer in dem Hause wohnte, denn die Bewohner waren während des Gefechts geflüchtet, aber ich hatte das Gefühl des Geborgenseins. Ein kleiner weißer Spitz bellte den Eindringling, der sich mit seinem verbundenen Bein auf das Sofa in der Wohnstube gelegt hatte, mit wütendem Gebläff an.

Ich hatte Muße, das Zimmer näher zu betrachten, während draußen der Kampflärm sich immer weiter entfernte, und die Kriegsfahrzeuge lärmend durch das Dorf rasselten. An den Wänden hingen einige gerahmte Bildnisse. Harte, ernste Bauerngesichter - die Männer in hochgeschlossenen Tuchröcken - die Frauen mit breit-schleifigen Hauben auf den Köpfen. Neben einem schweren eichenen Eschrank stand eine alte geschnitzte Truhe. Auf dem reichverzierten Deckel las ich die Jahreszahl 1780 und darunter zwei ineinanderverschlungene Anfangsbuchstaben. Der kunstvolle Eichentisch vor dem Sofa war mit einer handgeflochtenen, bunten Decke belegt, auf der eine schlichte Vase mit Kornblumen stand. Die Mittagssonne warf zitternde Ringel durch die blanken Fensterscheiben auf den sauber gescheuerten Fußboden. Eine seltsame Stimmung kam über mich. Mir war es, als hätte ich irgendwelche Beziehungen zu den Möbeln und zu den Bildern an der Wand. Ich gab mich ganz

der Stimmung hin und schloß die Augen. Irgend etwas Schwang und Klang wie eine längst vergessene Melodie - Bilder und Menschen zogen in bunter Reihe vorüber - vertraut und bekannt - im gleichen Rhythmus - wie der Schlag meines pochenden Herzens. Die großen Strapazen der letzten Kampftage hatten mich müde gemacht - ich schlief ein.

Es war schon am späten Nachmittag, als ich durch ein Geräusch erwachte. Erstaunt rieb ich die Augen - allmählich kam das Besinnen. Aus dem großen Lehnstuhl am Fenster erhob sich jetzt eine weißhaarige Frau und kam langsam auf mich zu.

„Sie sind verwundet, Soldat?“

Ich mußte an meine Mutter denken, als die Frau mit den großen gütigen Augen mich anschaute. Es wunderte mich nicht, daß sie deutsch sprach, es war mir so selbstverständlich, daß ich ruhig antwortete:

„Mein Fuß ist zerschossen. Seien Sie nicht böse, daß ich in Ihre Wohnung eindrang!“

Sie strich mir über das zerzauste Haar, schob mir ein Kissen unter den Kopf und sagte leise:

„Sie sind Deutscher - bleiben Sie bei uns, bis Sie gesund sind!“

Die schlichten Worte taten mir wohl, ich drückte ihre arbeitsharte Hand. Mit ihrer ruhigen Stimme fragte sie:

„Sie sind noch jung - warum hat Ihre Mutter Sie in den Krieg ziehen lassen?“

Ich mußte lächeln und sagte wichtig, daß ich schon über zwanzig Jahre alt sei.

In der Tür erschien jetzt der Bauer. Ein grauhaariger Keck mit buschigen Augenbrauen und hellen Augen. Er legte den breitrandigen Hut auf die Truhe und kam zögernd näher.

„Ein verwundeter Deutscher?“

Ich nickte.

Dann reichte er mir die Hand und sagte mit breitem Tonfall: „Sei uns willkommen, unsere Vorfahren waren auch Deutsche!“

Die Frau wies auf das verbundene Bein. „Haben Sie Schmerzen?“

Als ich verneinte und ihnen sagte, daß der Verband gut sitze, ging sie in die Küche, um ein Mahl zu bereiten.

Drei Tage blieb ich dort, ehe man mich abholte. Der Sohn des Hauses hätte nicht liebevoller behandelt werden können; die beiden alten Leute pflegten mich in so aufopfernder Weise, daß ich es ihnen nie vergessen habe. Am dritten Tage saß der Bauer neben meinem Lager und erzählte von seinen Vorfahren. Es war ein heroisches Kampflied von Arbeit und Mühsal, in dem immer wieder das heimliche Weh nach der angestammten Heimat leise hindurchklang. Sie hatten in allen Generationen in zäher Beharrlichkeit an deutscher Art und dem Brauchtum der Heimat festgehalten. Es klang fast wehmütig, als der Greis im Laufe des Gesprächs sagte:

„Ich wäre so gern einmal nach Deutschland gefahren - aber die viele Arbeit ließ uns immer wieder den Plan aufschieben!“

Ich frage, ob er keine Kinder habe.

Eine Weile schwieg der Alte und schaute müde vor sich hin. „Zwei Söhne habe ich. Beide wollten nicht Bauer werden. Der eine fährt ein großes russisches Handelsschiff - und der andere ist Soldat - ich weiß nicht, ob er noch lebt.“

Wieder schwieg er. An der Wand tickte eine alte Uhr mit Messinggewichten. Wir hatten wohl beide dieselben Gedanken - die Gedanken um die deutsche Schicksals- tragödie!

Als der Greis aufstand, lag etwas Festerliches in seiner Art. Er ging in die Nebenstube und brachte das Kästchen mit Erde, von dem er mir vorher erzählt.

Als er den Deckel öffnete, sagte er schwer: „Das ist unser letztes Stückchen deutscher Erde. Jedesmal, wenn einer meiner Vorfahren starb, gab man ihm ein wenig Erde mit in den Sarg. Es reicht noch aus für viele Geschlechter. Abernimmt einer meiner Söhne den Hof, dann bekommt er das Kästchen - sollte dieses nicht der Fall sein, dann soll es in meinen Totenschrein gestellt werden!“

Das Scheiden von den beiden Alten wurde mir schwer, ich hatte sie in ihrem schlichten, aufrechten Wesen lieb gewonnen. Als mir die Greisin beim Abschied nach altem Brauch die Hände wie segnend auf den Kopf legte, da wußte ich keinen andern Dank, als ihr das Wort „Mutter“ zu sagen. In ihren Augen sah ich die tiefe Freude, die ich ihr mit diesem schönsten deutschen Wort gemacht hatte.

Ich weiß nicht, ob die beiden Alten heute noch leben - weiß nicht, ob einer der Söhne den Weg zum väterlichen Hof zurückgefunden hat - aber ich weiß, daß jene Handvoll Erde den Alten die Stimme ihres deutschen Gewissens, der Ruf der Heimat war.

Vertraut der Macht des Guten,  
die zutiefst im deutschen Volk  
lebendig wirkt,  
vertraut der deutschen Seele  
— ja so nenn' ich sie —  
der deutschen Seele fernesthin  
und zweifelt in eurer eigenen  
keinen Augenblick  
am Wunderwerke,  
das sie still gestaltet.

Dietrich Eckart



# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

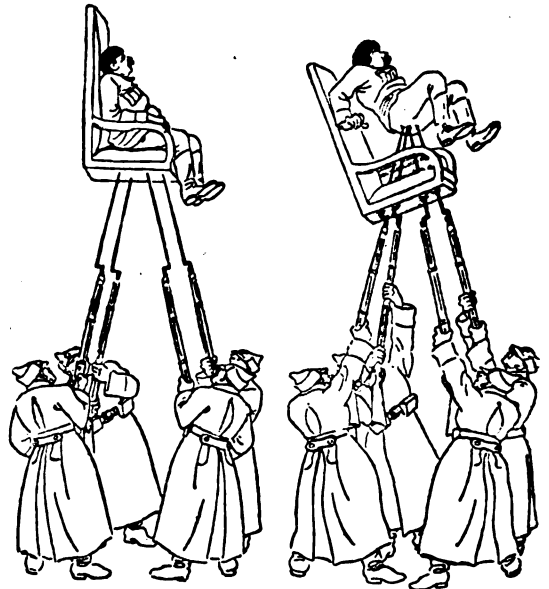
## Weltpolitik

Nach der Besetzung von Rowno, Wilna und Dünaburg, der Panzerschlacht nördlich von Rowno und der Eroberung des sowjetischen Kriegshafens Libau wurde am 1. Juli die Düna überschritten, Riga und Windau besetzt. Im Raum zwischen Minsk und Bialystok erlag die dort eingeschlossene Sowjetarmee der deutschen Umfassung und wurde teils vernichtet, teils gefangen. War schon am 30. Juni Lemberg genommen, so führten schwere Panzerkämpfe bei Dubno und Jloczow zur Vernichtung starker sowjetischer Streitkräfte. In planmäßiger Verfolgung stießen die deutschen Truppen auf Smolensk vor. Im Süden waren die Ungarn am 4. Juli in den Besitz von Stanislaw und Kolomea gekommen, überschritten den Sereth und Zbrucz und brachen auf die alte Festung Chotin vor. Rumänische und deutsche Truppen unter Marschall Averescu drangen in Bessarabien ein und haben bis Ende Juli dieses besetzt. Die auf die schon lange vorbereitete Stalinlinie zurückweichenden Sowjettruppen wurden dort gestellt, diese starke Befestigungslinie in schweren Kämpfen genommen und Smolensk, die alte Grenzfestung des mittelalterlichen Großfürstentums Moskau, genommen. Nördlich der Pripjettümpfe wurde die starke Befestigungszone am Dnjepr durchbrochen. Ende Juli standen die Spitzen des deutschen Heeres nahe Wasma auf der Straße Smolensk-Moskau. Der Krieg hatte hier ein wesentlich neues Gesicht angenommen. Deutsche Durchbrüche und feindliche Gegenstöße hatten vielfach dazu geführt, daß die Truppen teilweise ineinandergeschoben rangen und eine eigentliche Front im Sinne des alten Stellungskrieges sich gar nicht entwickeln konnte. Die Kämpfe gegen die gut ausgerüsteten und zäh fechtenden Sowjettruppen bewiesen aber doch die leistungsmäßige Überlegenheit des deutschen Soldaten, der in den ersten fünf Wochen des Krieges einen Raum in seine

Hand gebracht hat, der der Entfernung von München bis zur spanischen Grenze entspricht.

### Die bolschewistische Gefahr

Für die geistige Neugestaltung Europas hat dieser Krieg die größte Bedeutung. Die englische Politik, die schon lange nicht mehr auf Sieg, sondern auf Kriegsausweitung arbeitete, hat damit an sich schon den Bolschewismus gefördert, der nur auf die Stunde wartete, ein erschöpftes Europa zu überrennen und in die Hand zu bekommen. Jetzt muß England öffentlich mit diesem Feind aller Kultur sich verbinden, und es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, wie die heiligen Heuchler von Canterbury den Bolschewismus lobpreisen. Roosevelt, auch in seinem Lande immer mehr als Bolschewifator verdächtig, von engen Freunden gern als der Kerenzki der USA. bezeichnet, hat sich begeistert der



„So kann es aber auch eudeni!“  
„Bajonette kühlen die Sowjetmacht.“  
(Aus der „Kowoje Slowo.“)

britisch-bolschewistischen Front angeschlossen. - Der gemeinsame Verrat Englands und der USA. an Europa, ihr Zusammengehen mit dem Bolschewismus zwingen jedes Volk Europas, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Der ganze alte Erdteil als solcher ist zum Kampf gestellt und muß sich wehren.

Deutsche Gegenangriffe haben indes, wie der britische Luftfahrtminister Sinclair selber zugeben mußte, zur Zerstörung wichtiger Hafenanlagen, Versorgungsbetriebe und wehrwirtschaftlicher Anlagen geführt. Deutsche Flugangriffe richteten sich gegen den Suezkanal, der erheblich mitgenommen wurde. Im Mittelmeer gelang es einem tollkühnen Unternehmen italienischer Sturmboote, in den Hafen von Malta einzubrechen und dort unter den dort angesammelten englischen Schiffen aufzuräumen. Auffällig ist es, wie leer der Atlantische Ozean von Schiffen geworden ist; die ungeheuren Schiffverluste Englands beginnen zu einer Verödung der wichtigen Meeresstraßen zu führen.

#### Roosevelt bricht Völkerrecht

Roosevelt hatte am 14. Juni die Einfristung der deutschen, italienischen und neutralen Guthaben angeordnet; unerhört ist, daß also auf diese Weise die USA., die amtlich noch neutral ist, wider alles Völkerrecht einen Zugriff auf das Privatigentum unternimmt. Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag vom Dezember 1923 enthält außerdem Zusicherungen, nach denen derartige Maßnahmen unzulässig sind.

Roosevelt hat es denn dabei nicht belassen, sondern eine wüste politische Alarmaktion eingeleitet. Erst schickte er seinen Generalstabschef Mister Marshall vor, dann baute er sich am 22. Juli selber vor dem Kongreß auf und ließ diesen beschließen, daß „ein nationaler Notfall“ bestehe. Das fiel zeitlich ungefähr zusammen mit einer Umbildung des britischen Kabinetts, bei der der schlechteste Propagandist der schlechtesten Sache, Mr. Duff Cooper, der Führer einmal treffend als „Krampffenne“ gekennzeichnet, als Informationsminister ausgebaut und durch Churchills bisherigen Sekretär Braden ersetzt wurde.

Besonders kritisch ist die Lage in Südamerika geworden. Die USA. drückt auf sämtliche südamerikanischen Staaten, um von ihnen Stützpunkte zu erpressen. Völlig darauf eingegangen ist bis jetzt nur die Republik Uruguay an der La-Plata-Mündung. Diese kleine Republik war seit langem die „weiche Stelle“ Südamerikas. Ursprünglich zu Argentinien gehörend, zwischen diesem und Brasilien lange Zeit strittig, dankt sie ihre Selbständigkeit nur dem englischen Bestreben, „kleine Rüste zu machen“ und zu verhindern, daß Argentinien die gesamte Mündung des La Plata beherrscht. Uruguay war so schon immer von England abhängig; wie viele andere englische Machtpositionen ist dieser stille Einfluß auf die USA. übergegangen. Der Konflikt zwischen Peru und Ecuador, der einige Tage sogar zu Gefechten führte und auch in der europäischen Presse beachtet wurde, gehört in denselben Rahmen. Der eigentliche Anlaß ist an sich geringfügig. Es handelt sich um das sogenannte Orientgebiet zwischen Anden und Amazonas, über das 1910 bereits durch einen Schiedspruch Spaniens entschieden worden ist, das als ehemaliger Besitzer von ganz Südamerika die Verhältnisse am besten kannte und das Gebiet Peru zusprach. Die Republik Ecuador hatte sich damit niemals beruhigt, Vermittlungsversuche, wie sie noch im Mai dieses Jahres von Argentinien und Brasilien sowie von der USA. ausgingen, hatten keinen Erfolg. Es zeigte sich dabei, daß die USA. sich ganz einseitig für Ecuador einsetzte, weil dieses ihr gleichfalls Stützpunkte an der Küste versprochen hat. Um das wichtige Kupferland Bolivien unter Druck zu nehmen, hat Roosevelt sogar zu einer völlig verwerflichen Gaunerei gegriffen. Er hat der Regierung von Bolivien einen gefälschten Brief des bolivianischen Militärattachés in Berlin, Major Belmonte, in die Hand gespielt, den dieser an den deutschen Gesandten in Bolivien, Wendler, gerichtet haben sollte und der auf „nazistische Putschpläne“ hindeutete. In einer öffentlichen Erklärung vor der Presse erklärte Major Belmonte, nachdem schon die Regierung Boliviens den deutschen Gesandten zum Verlassen des Landes auf-

gefordert hatte, daß er niemals einen solchen Brief geschrieben hätte. Das ganze Manöver stellte sich als ein plumper Schwindel heraus, den Roosevelt eingeleitet hatte. In Argentinien wurde deutsches Diplomatengepäck auf dem Flugplatz Cordoba weggeschleppt und einer Untersuchungskommission des argentinischen Parlaments in völkerrechtswidriger Weise zugeführt. Überall in Iberoamerika versucht Präsident Roosevelt Gegenätze zum Deutschen Reich zu schaffen. Wie besessen er selber von seinem Haß gegen Deutschland ist, beweist das schamlose Buch des Juden Kaufmann, in dem dieser die Sterilisierung des gesamten deutschen Volkes fordert; die entscheidenden Stellen dieses Buches sind von Roosevelt selber dem Verfasser diktiert worden.

#### Der ferne Osten

Die japanische Politik stand in diesen Wochen vor neuen Entscheidungen. Mit dem Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion ergab sich eine enge Zusammenarbeit zwischen Roosevelt und Moskau. Damit war der von Außenminister Matsuoka in Moskau abgeschlossene Nichtangriffspakt gegenstandslos geworden. Japan mußte sich, eingekreist zwischen USA., England, Tschankaischei und den Sowjets, bedroht vor allem durch englischen Druck in seiner Stellung in Indochina, zur Wehr setzen. So wurde das Kabinett des Fürsten Konoye umgebildet, an die Stelle von Matsuoka trat Admiral Toyoda. Hatte die nordamerikanische Presse anfänglich so getan, als werde Japan unter dem Druck der USA. weich werden, so tobt sie jetzt vor Wut. Roosevelt hat die Einfrierung auch der japanischen Guthaben angekündigt, ebenso England, das auch seinen Handelsvertrag mit Japan gekündigt hat. Die niederländische Regierung in Niederländisch-Ostindien hat sich, wenn auch vorsichtig, diesen Maßnahmen angeschlossen. Die Zusammenziehung großer englischer Truppenmassen in Malaya und Birma an der Grenze von Thailand und die Bedrohung des französischen Indochina führten am 29. Juli zu einem japanisch-französischen Abkommen zur gemeinsamen Verteidigung des französischen Kolonialbesitzes, wo

folglich mehrere japanische Divisionen ausgeschifft wurden. Es wetterleuchtet sehr erheblich über dem Stillen Ozean. Roosevelts Politik scheint den Charakter Japans genau so zu vertennen, wie es 1904 die damalige großmäulige russische Politik tat.

## HANS MERKEL

### Weltwirtschaft

#### Die englische Wirtschaftslage

Das englische Preisgefüge hat sich seit Beginn des Krieges erheblich verschoben. Werden die Preise vom 30. August 1939 mit 100 ange setzt, so waren sie bis zum 30. Dezember 1940 gestiegen wie folgt:

bei Getreide auf . . .	191,4 Punkte
bei Fleisch und Fisch auf .	164,8 "
bei Nahrungsmitteln	
insgesamt auf . . .	162,0 "
bei Eisen und Stahl auf	137,7 "
bei Rohstoffen	
insgesamt auf . . .	174,9 "

Die Verteuerung der Nahrungsgüter hat vor allen Dingen Rückwirkungen auf die Lebenshaltung der arbeitenden Massen.

England ist im Bezug wichtiger Rohstoffe und Lebensmittel stark vom Ausland abhängig. Wichtigstes Lieferland sind die Vereinigten Staaten geworden. Gleichzeitig wurden sie damit zum größten Gläubiger der Insel. Diese wirtschaftliche Machtverschiebung ist hier schon öfter berührt worden. Heute sind die unmittelbaren und mittelbaren Goldvorräte und die Devisenbestände des Empire praktisch aufgebraucht. Der Besitz an Auslandspapieren ist, soweit er sich in Nordamerika befindet, zum großen Teil liquidiert. Nunmehr müssen englische Vermögensanlagen in Nordamerika zum Einsatz gebracht werden. Dabei wird eine neue Form gewählt. Zur Sicherung eines Dollarcredits von 425 Millionen wurden kürzlich neben anderen Papieren die Stammaktien von 41 englischen Versicherungsgesellschaften, die in den Vereinigten Staaten arbeiten, zum Pfand genommen. Dieses Verfahren bietet für die Vereinigten Staaten gewisse propagandistische

Vorteile. Es werden aber auch Störungen auf dem Wertpapiermarkt vermieden, die bei einem plötzlichen Abstoßen englischen Besitzes entstehen könnten.

### Zerfallende Weltwirtschaft

Auch an anderen Märkten treten die Vereinigten Staaten an die Stelle Englands. So ist die englische Kohlenausfuhr stark zurückgegangen. Am europäischen Festland ist Großdeutschland zum wichtigsten Lieferland geworden. In Südamerika wird Brasilien z. B. vorwiegend von den Vereinigten Staaten beliefert. Argentinien begegnet seinem Kohlenmangel dadurch, daß die Maisvorräte mitverfeuert werden.

Auch am Wollemarkt sind erhebliche Umschichtungen eingetreten. 1938 betrug in 1000 t

die Weltausfuhr . . . . .	1146
die Ausfuhr von Australien	402
Argentinien . . . . .	129
Neuseeland . . . . .	122
Südafrika . . . . .	111

Von der Weltausfuhr kamen auf

Festlandeuropa . . . . .	488
England . . . . .	400
die Vereinigten Staaten . . . . .	47

Wenn auch der Bedarf der Vereinigten Staaten infolge der Aufrüstung gestiegen ist, so genügt das nicht, um die hohen Überschüsse des Weltmarktes abzufangen. Diese steigen von Jahr zu Jahr. Andererseits finden am Festland erhebliche Umstellungen des Verbrauches auf Kunstspinnstoffe statt, die auch nach dem Kriege ihre Bedeutung behalten werden.

### Europäische Ordnungswirtschaft

Inzwischen formt sich eine neue Wirtschaftsordnung in Europa. Neben der Agrarwirtschaft ist hier die Holzwirtschaft das wichtigste Beispiel. Im Nordsee-Ostsee-Raum entsteht eine neuartige Zusammenarbeit zwischen hoch entwickelten Nationalwirtschaften. Der Holzbedarf der Zuschauerländer soll ebenso gesichert werden wie der Absatz der Aberschußgebiete. Es sollen sich die kürzesten Lieferwege entwickeln. Das Verkehrsnetz wird auf die Be-

dürfnisse eines größeren Raumes ausgerichtet. Die Verarbeitungswerke sollen nach bestimmten Ordnungsgesichtspunkten errichtet werden. Die bestehenden Handelshemmnisse sollen beseitigt, spekulative Machenschaften ausgeschaltet, die Preise stetig gestaltet werden.

Im Donau-Adria-Mittelmeer-Raum ist die Zielsezung die gleiche. Doch steht hier die Forstwirtschaft noch in den Anfängen. Dies bedingt andere Wege. Um der wirtschaftlichen Entwicklung zu dienen, wurde in Berlin die Deutsche Forst- und Holzwirtschaft-Gesellschaft gebildet. Sie hat in Rumänien eine Tochtergesellschaft gegründet. Ähnliche Gründungen stehen in Bulgarien, Ungarn, Kroatien und der Slowakei bevor.

Hier wurde der Weg zu einer krisenfesten europäischen Holzwirtschaft eingeschlagen. Er wird für die Aberschußländer nützlicher sein als das von ihnen früher abgeschlossene Schnittholzausfuhrkartell, das in seiner Preisbildung von den Schwankungen des englischen Marktes abhängig war.

### Großraumkartelle?

In der deutschen Wirtschaftspresse wird als kommendes Ordnungsinstrument vielfach das „Großraumkartell“ angesehen. Man nimmt an, daß die Marktverhältnisse am Festland künftig durch Absprachen der einzelnen Industriezweige geregelt werden könnten. Dabei wird aber meist nicht genügend berücksichtigt, daß Kartelle ihrem Wesen nach in erster Linie Fragen des Absatzes, der Gebietsaufteilung, der Preise regeln können. Für die neue festländische Wirtschaft werden aber auch noch andere Fragen von großer Bedeutung sein, so der Ausbau bestimmter Erzeugungszweige in einzelnen Ländern, vielleicht auch die Verlagerung von Standorten, die Abstimmung der Bedürfnisse der einzelnen Volkswirtschaften auf die industrielle Gestaltung des neuen Europa. Diese Fragen können auch von einem Großraumkartell allein nicht gelöst werden. Hier handelt es sich vielmehr um Aufgaben, die ohne ein Mindestmaß öffentlicher Lenkung nicht durchgeführt werden können. Ein Beispiel hierfür ist die erst jüngst eingeleitete Zu-

sammenarbeit der deutschen, italienischen und französischen Automobilindustrie, die gerade nicht in die Form eines Großraumkartells gehüllt wurde.

Bei Erörterung dieser Fragen darf nicht übersehen werden, daß auch im kommenden Europa die Fragen der land- und forstwirtschaftlichen Erzeugung von entscheidender Bedeutung sein werden. Für diesen gewaltigen Ausschnitt der festländischen Wirtschaft sind internationale Kartelle ungeeignet. Auf anderen Gebieten bilden sich Konzerne unter öffentlicher Führung, die gleichfalls nach anderen Grundfäden arbeiten als die privatwirtschaftlichen Unternehmen früherer Zeit. Für das Gebiet der Energiewirtschaft, des Verkehrs, des Geldwesens werden Großraumkartelle der gedachten Art nur eine geringe Bedeutung haben. Was sich herausbildet, ist eine europäische Ordnungswirtschaft, die in ihren verschiedenen Zweigen verschiedene, den Lebensbedürfnissen angepaßte Methoden entwickeln muß. In allen Zweigen wird aber das Gesetz der Leistung, der geordneten Zusammenarbeit, der Entwicklung aller Kräfte zum Wohle der beteiligten Volkswirtschaften gelten.

WALTER HORN

## Kulturpolitische Umschau

In den Wochen militärischer Entscheidungen von weltpolitischer Tragweite hat die „Große Deutsche Kunstausstellung 1941“ in München ihre Pforten eröffnet. Es ist die fünfte Jahresschau seit der Weihe des von Professor Troost errichteten Hauses der Kunst, das vom Führer im Jahre 1937 mit der kulturpolitischen Bestimmung betraut wurde, durch sorgfältige Auslese und bemühte Förderung das Kunstschaffen der deutschen Gegenwart zu klären und die Kunst mit den starken Formkräften unserer Zeit zu beflügeln. Es mag nur unseren Begnern verwunderlich scheinen, daß der Krieg diese kulturelle Aufbauarbeit nicht unterbrochen hat. Im Wesensbild unseres Großdeutschen Reiches sind politisch-soldatische und kulturelle Kraftentfaltung Äußerungen

der gleichen weltanschaulichen Grundhaltung, die einander bedingen und sich gegenseitig befruchten, - so wie die schöpferische Leistung des deutschen Künstlers zum ganzen Volk spricht, indem sie das Erleben, die Kraft und den Glauben der Gemeinschaft in ihr Wert einbezieht.

Es ist der erste und nachhaltig fortwirkende Eindruck der diesjährigen großen Münchener Kunstausstellung, daß sie schon rein äußerlich den gleichen überwältigenden Reichtum an Kunstwerken der Malerei, Graphik und Bildhauerkunst zeigt wie in den vergangenen Jahren, - dank einer organisatorischen Leistung ihrer Veranstalter, die unter den Anforderungen des Krieges besonders umsichtig und planvoll zu Werke ging. 655 Gemälde, 428 Werke der Bildhauerkunst und 262 graphische Arbeiten und Aquarelle sind in den idealen Ausstellungsräumen des Hauses der Kunst lebendig und übersichtlich gegliedert zur Schau gestellt. Der Besucher kann gegenüber einer so anspruchsvollen Kundgebung der schaffenden Kunst aus dem gesamten großdeutschen Lebensraum, der alle Gauen und Landschaften, Stadt und Dorf, umfaßt, nicht flüchtig verweilen und gleichsam im Vorübergehen ästhetische Eindrücke sammeln. Auch von ihm wird eine nicht geringe Aufnahmebereitschaft gefordert, die dem Schaffensernst und der Summe des schöpferischen Bemühens von dreiviertel Tausend Künstlern gerecht wird. Erst nach stundenlangem Verweilen, noch mehr beim zweiten und wiederholten Besuch der Ausstellung nimmt der im äußeren Erscheinungsbild überwältigende Eindruck der Münchener Schau feste und klare Formen an, Wesenszüge, Charaktere und künstlerische Bekenntnisse schälen sich aus der schöpferischen Vielfalt und fügen sich zum Gesamterlebnis. Hier äußert sich die starke erzieherische Wirkung, unter der in dieser Kunstschau bisher über drei Millionen Menschen gestanden haben.

### Die Erziehungsaufgabe der Kunst

Die Münchener Kunstschau ist ein Instrument der Volkserziehung, das den Charakter unserer Kunstausstellungen, der in der Vergangenheit umstritten war, von Grund auf

Große Deutsche  
Kunstausstellung 1941

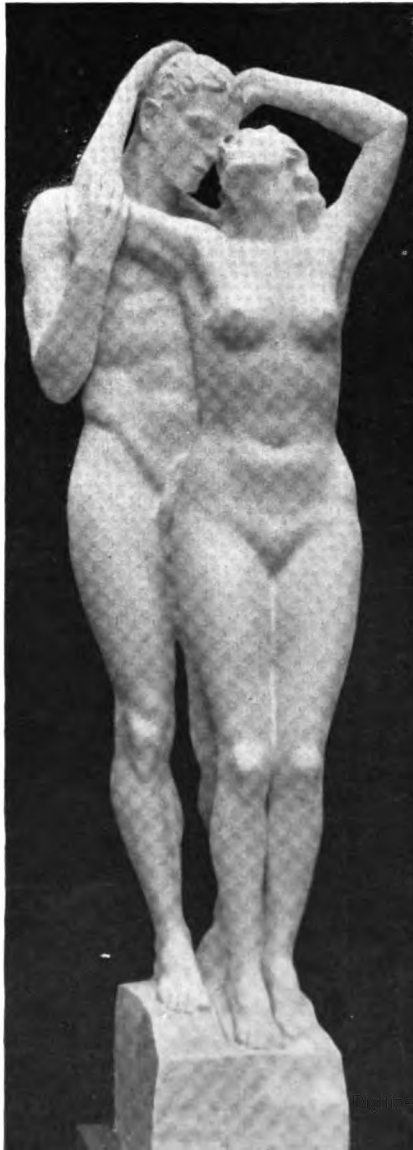
Im Hause der Deutschen Kunst  
München



Anadyomene  
Plastik von Isej Klimsch



Anadyomene  
Plastik von Isej Klimsch



Zwei Menschen  
Plastik von Joseph Thorak



Richard Heymann

In sicherer Hut

Bellage zu Odal

gewandelt und in gesundem Boden verwurzelt hat. Diese Hinwendung zum Volk bedingt Wesenszüge der Kunst, die von München her heute bereits das Schaffen der einzelnen deutschen Landschaften bestimmen. Was dem Anspruch des Volkes genügen soll, muß kraftvoll und gesund sein! Handwerkliche Vollendung, Klarheit von Idee, Aufbau und Durchführung, Ablehnung des Unfertigen und Problematischen sind selbstverständliche Voraussetzungen der Kunst geworden. Für die Bewertung des Kunstwerkes aber bleibt entscheidend die Durchgestaltung der künstlerischen Idee, die sich im weitgespannten geistig-schöpferischen Erlebnisraum unseres Volkes bewegen muß, das Sichtbarwerden einer „künstlerischen Konzeption“. Der Phantastie des Künstlers werden damit nicht die Flügel beschnitten, sie soll nur im Gefüge der einfachsten und ewigen Gesetzmäßigkeit alles Kunstschaffens bleiben.

Die Kunst muß bei einer solchen Zielsetzung gegenständliche Ausdrucksmittel bevorzugen, volkstümliche Themen wählen, lebensbefahender Schönheit dienen. Eine solche Hinwendung zum Volk bedeutet keine Flucht in das Idyll und leichte Gefühl, wie es ein unfruchtbarer Zweig der deutschen Malerei um das Jahr 1900 anstrebte. Die „Große deutsche Kunstausstellung“ dieses Jahres läßt ein starkes Streben nach Verinnerlichung erkennen. Kampf und Arbeit unseres Volkes, sein Ringen um die hohen Werte des Lebens, um den Ausdruck blutbedingter Kräfte, um das geprägte Antlitz unserer Rasse geben das Leitmotiv. Aber das Bild unserer vom Aufbruch geschichtlicher Kräfte erschütterten Gegenwart wird von der Kunst nicht nur illustriert und mit den Mitteln der Historienmalerei abkonterfeyt, sondern auf vergeistigter Schau gegründet und im künstlerischen Schaffensprozeß von den Schlacken des Alltags gereinigt. Die ausgeprägte Monumentalität vieler Werke der Malerei und Bildhauerkunst wird durch Schlichtheit des Ausdrucks und strenge Komposition gesteigert. Es berührt uns besonders, daß auch in diesem Jahr wieder der künstlerische Widerhall des Kriegserlebens, die Abbilder der Lebenswelt des Bauern

und die großartigen klaren Formen der Plastik das Wesensbild der Münchener Ausstellung bestimmen.

#### Das Kriegserlebnis in der Malerei

Zwei neue Bildnisse des Führers nehmen den Ehrenplatz im Ost- und Westteil der Ausstellung ein, Conrad Hommels eindrucksvolles Monumentalgemälde, das den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, umgeben von seinen Generälen, im Kampfgebiet zeigt, und ein Führerbildnis von Franz Triebisch, eindrucksvoll flankiert von zwei Großplastiken, dem „Faustkämpfer“ von Emil Cauer und dem „Bogensützen“ von Adolf Abel. Herbert Schnürpel gestaltete mit der Schlichtheit und herben Eindringlichkeit seiner Weltkriegsbilder die Marschvision „Nach vorn“. Graue Kolonnen marschieren im flandrischen Schlamm, in Dampf, Erde und Nässe eingehüllt. Daneben erhebt die Kriegselandschaft von 1940, „Flandern“ von Oskar Martin Amorbach und das Bild „Durchbruch deutscher Panzer bei Péronne am 5. Juni 1940“ von Walter Rose: über ein Gelände, das kaum Spuren der Zerstörung zeigt, stößt der stählerne Keil der deutschen Panzerabteilungen gegen die brennende Stadt vor. Wilhelm Sauters Gemälde „Westfront 1940“ gehört zu den menschlich und künstlerisch stärksten der Ausstellung. Es zeigt eine Gruppe deutscher Soldaten nach siegreichem Gefecht vor den zerstörten, gestürzten Bunkern. Eindrucksvoll ist auch Sauters „Vormarsch im Westen“. (Beide Bilder geben wir im gleichen Heft wieder.) Paul Padua, der Bauernsohn aus dem Dachauer Moos, dem wir manches lebensrecht Bauernbildnis verdanken, bringt zwei in ihrem kämpferischen Realismus packende Kriegsgemälde, die „Flammenwerfer“ und „Der 10. Mai“, Kunstwerke, die der geschichtlichen Leistung des deutschen Soldaten gerecht werden. Elf Eber setzt mit dem ergreifenden Bild „Sie trommeln“ dem Weltkriegskämpfer von 1914/18 ein künstlerisches Denkmal. Ferdinand Spiegel und Wolf Willrich zeigen eine Reihe kraftvoller Soldatenköpfe.



### Lebensvolle Werke der Bauernmalerei

Die Brücke von der kämpfenden Front zur Heimat spannt in diesem Jahr Hans Schmitz-Wiedenbrück mit seinem dreiteiligen Gemälde „Arbeiter, Bauern und Soldaten“, eine farbig belebte Bildkomposition von monumentalem Gefüge mit den Garanten des Sieges, dem Soldaten der Front, dem Bauern und dem Werkmann in der Heimat. Die „Große Deutsche Kunstausstellung“ setzt sich in mehreren sehr eindrucksvoll geordneten Sälen für eine würdige und künstlerisch einwandfreie Darstellung der bäuerlichen Lebenswelt ein. Sepp Hilz zeigt eine „Bäuerliche Trilogie“, die den Segen der Landarbeit in einer farbenfrohen Komposition versinnbildlicht. In dem Mittelstück der Bildkomposition, die der Künstler „Das Füllhorn“ genannt hat, wird vor dem Bauernpaar zum Erntefest der Lohn aller Mühe und Sorgen des Jahres ausgeteilt. Julius Paul Junghans offenbart in einer ländlichen Tiergruppe die Meistererschaft seines komponierenden Stils. Sein aufgelockertes Bild „Der lustige Schimmel“ formt die in reiche Lichttöne getauchte Studie eines sich bäumenden Pferdes. Charaktervoll und lebensnah ist das Bild „Schlesische Bäuerin“ von Arnold Busch. Hohe Qualität hat Wilhelm Rohlfhoffs Bild „Winter“, eine in den Stimmungstönen Pieter Breughels gehaltene Szene aus dem Dorfleben - mit einer zarten, in die ferne verklingenden Dorflandschaft. Packend erzählt Hans Jakob Mann in seinem Gemälde „Die Heimat ruft“ vom Schicksal volksdeutscher Bauern. Aus der Folge der Bilder vom großen Bauertreck des Winters 1939/40 stellt Otto Engelhardt-Ryffhäuser eine Heimkehrer-Landschaft aus. Ein frisches Bauernbuben-Porträt zeigt Thomas Baumgartner.

Ein strenger und idealisierender Zug prägt sich, vertieft durch den Ernst der Zeit, in vielen Gemälden aus. Rudolf Hermann Eisenmengers großräumige Freskenentwürfe von der Befreiung der Ostmark geben das Beispiel eines neuen monumentalen Stils der deutschen Malerei, der sich einer einfachen Ausdruckssprache bedient.

Eisenmengers Gemälde „Sommerabend“, eine Gruppe nackter Menschen an einem Flußufer, zeigt das kompositorische Können dieses Künstlers, der klassisches Empfinden mit modernem Formwillen vereint. Eine Gruppenstudie „Mädchen am Flußufer“ von Josef Pieper, ein Gemälde „Wasserschöpferin“ von Hans Happ sind innerlich verwandte künstlerische Zeugnisse des Ringens um die Formsprache unserer Zeit. Auch die Landschaftsmalerei - besonders der romantische Hermann Gradi, der farbenfrohe Müller-Wischin, der Rheinländer Clarenbach mit seinen gedämpften Stimmungen, der Worpweder Otto Modersohn, zeigen Bilder von hoher Malkultur und reicher Abwechslung des farbigen Ausdrucks.

### Die Schönheit der Plastik

Die Plastik formt stillklar und linienbewußt Idealbilder eines schönen und gesunden Menschentums. Sie strebt nach der Verkörperung heroischer Lebenswerte und schafft Vorbilder edel-natürlicher Vollkommenheit. Arno Brekers Großrelief „Der Rächer“ ist ein bewegtes Gegenstück zu seiner „Kameradschaft“. In der Gestalt eines sitzenden Jünglings gibt er das Abbild vollkommener adliger Körperlichkeit. Joseph Thorak hat in der Marmorgruppe „Zwei Menschen“ ein Bildwerk von auserlesener Schönheit geschaffen. Die reife Meistererschaft von Fritz Klimsch erreicht in der Plastik eines sich aufrichtenden Mädchens hohe Vollendung, Georg Kolbe zeigt in der Bronzefigur des „Herabschreitenden“ ein Idealbild kraftvoll federnder Männlichkeit. Die plastische Studie „Eisenhüttenmann“ von Hans Breker, in sich streng geschlossen und vom Arbeiterrhythmus erfüllt, und der MG-Schütze von Bernd Hartmann-Wiedenbrück (aus dem heute leider selten benutzten edlen Werkstoff Holz) erproben die Idealität unserer deutschen Bildner an der Wirklichkeit dieser Zeit.

Auch die auf mehrere Oberfälle verteilte Graphik gibt viele Beispiel aus dem Schaffen einer volkverbundenen Kunst.

# Zucht und Sittē

## Die Neuordnung unserer Lebensgesetze

Geist und Daseinsform unseres Jahrhunderts werden durch eine Neuordnung des Denkens revolutioniert, die zu den lebensgesetzlichen Grundlagen jedes menschlichen Seins zurückkehrt. Ein Zeitalter schrankenloser Willkürherrschaft ist abgelöst worden durch eine auf biologischen Erkenntnissen gegründete Ordnung, in der uraltes Wissen der nordischen Völker um die Kraft und Unveräußerlichkeit des Blutes wieder auflebt.

Die modernen wissenschaftlichen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Erb- und Züchtungsforschung, die dieses uralte Wissen befrichtigen und unterbauen, fordern eine Neuorientierung und Umgestaltung vor allem für ein Gebiet des menschlichen Gemeinschaftslebens, das in der liberalistischen Zeit dem Gutdünken und der Laune des Einzelmenschen unterworfen und durch die zersetzenden Einflüsse der Zeit gefährdet war. Gattenwahl, Erhaltung und Fortpflanzung der Art, die Sorge um das Schicksal der Angeborenen waren in der Vergangenheit so sehr durch selbstsüchtiges individualistisches Streben bestimmt und dem Feld der Verantwortlichkeit gegenüber der Gemeinschaft entzogen, daß unser Volk Schaden an Leib und Seele genommen hat.

Natur und menschliche Erkenntnis haben uns ein Mittel in die Hand gegeben, um dem Verfall der Erbkräfte entgegenzutreten. Es ist die Zucht, die R. Walthar Darré das „angewandte Wissen von der Vererbung“ genannt hat. In einer Zeit, die das deutsche Volk vor weltgeschichtliche Aufgaben stellt und den opferbereiten Einsatz aller physischen und geistigen Kräfte in einem Maße fordert, wie noch nie zuvor, wird der Zuchtgedanke zur ethischen Forderung. Das Bewußtsein der Verantwortung vor dem Erbstrom, der uns von unseren Vorfahren überantwortet ist und den wir an unsere Kinder weitergeben, muß Gemeinbesitz des ganzen Volkes werden und als eine Haltung sittlicher Verpflichtung die Formen des Gemeinschaftslebens prägen.

„Kraft seiner höheren Einsicht und der sogenannten geheiligten Menschenrechte hat

der Mensch seit tausend und mehr Jahren das Gesetz mißachtet, nach dem die Reinheit des Blutes in Verbindung mit gesunder Aufzucht und sinnvoller Erziehung schlechthin alles für die Erhaltung und Verbesserung der Rasse bedeutet. Seltsamerweise legt er sich von Zeit zu Zeit immer wieder die Frage vor, ob mit dem Menschengeschlecht wohl irgend etwas nicht recht in Ordnung sei. Er scheint also allen Ernstes zu glauben, daß die Natur nur für die Verbesserung von Pferden und Hunden, Schafen und Schweinen, Rosen und Lilien, Roggen, Kartoffeln und Rüben ihre züchterischen Gesetze aufgestellt hat, lebt anscheinend wirklich in der Überzeugung, bei der Fortpflanzung der eigenen Art alle diese Naturgesetze über Bord werfen zu können... Es hieße gefährliche Illusionspolitik treiben, wollte man sich mit der Behauptung, das Menschengeschlecht sei züchterisch auf der Höhe, beruhigen und die Hände in den Schoß legen.“ Diese Mahnung des bekannten Züchtungsfachmannes und Schriftstellers William von Simpson, die unsere Erkenntnisse auf dem Gebiet der Erb- und Züchtungsforschung zur einfachsten, jedem deutschen Menschen verständlichen Formel verdichtet, lesen wir in den neuen „Zucht- und Sittē-Schriften“, deren erste Folge im Verlag „Zucht und Sittē“, Reichsbauernstadt Goslar, erschienen ist. (Zucht- und Sittē-Schriften / Die Neuordnung unserer Lebensgesetze. Preis kart. 3,80 RM.) In einer historischen Stunde, in der die Kräfte der Zerstörung zum Entscheidungskampf herausgefordert sind, erscheint diese Schriftenreihe mit einer geistesgeschichtlichen Zielsetzung, in der künftige Geschlechter einmal die revolutionisierende Kraft unserer Zeit erkennen werden. Die gestaltende Macht der ewigen Lebensgesetze, auf denen die Neuordnung unseres Denkens gegründet ist, für alle Provinzen unseres geistigen und kulturellen Gemeinschaftslebens zu erhärten, ist die ethische Aufgabe dieser Schriftenreihe, die mit einem Höchstmaß von Verantwortungsgefühl und sachlichem Können in Angriff genommen wird.

In einem Vorwort der Schriftleitung wird in einer sorgfamen geistesgeschichtlichen Planung die Marschroute festgelegt, die zum Ziele führt: Was wir heute als Volk leisten, verdanken wir Blutsströmen, die schon die ganze deutsche Geschichte hindurch gewirkt haben. Unser Blut bestimmt, was wir als Volk werden können und zu leisten vermögen. Erst wenn der Lebensquell wertvollen Blutes in unserem Volke zu versiegen beginnt, wird unser Volk entwertet, arm und minderwertig. Das Blut unseres Volkes ist unser einziger Reichtum, von dem Kern guten Blutes hängt also Deutschlands Zukunft ab. Deshalb wird der deutsche Mensch bewußt in den Vordergrund aller Betrachtungen der Schriftenreihe „Zucht und Sitte“ gestellt, und es werden die geistigen Grundlagen herausgearbeitet, auf denen unsere Kinder und Enkel ihre Maßnahmen zur Hege und Mehrung unseres wertvollen Blutes aufbauen und rechtfertigen können. Um diese Neuordnung unseres Denkens im Gewissen der Volksgemeinschaft zu verankern, muß unser Eigendasein in ein neues Verhältnis zu unseren Ahnen gebracht und als Einzelglied in die Kette eingefügt werden, die aus der fernen Vergangenheit in die ferne Zukunft reicht. Das Gewissen des deutschen Volkes soll für die Erkenntnis geschärft werden, daß sein Blut das Heiligtum ist, dessen göttliche Kraft ihm die Ewigkeit sichert. Mit der Erziehung zum Zuchtgedanken und zum züchterischen Sehen dient deshalb die Schriftenreihe „Zucht und Sitte“ der Neuordnung unseres Denkens, die R. Walther Darré in folgenden Grundsätzen zusammenfaßt: Die Lebensgesetze unseres Blutes, die Verehrung der Ahnen, welchen wir unser Blut verdanken, und die in ahnenverantworteter Zucht geborenen Kinder aus unserem Blut sind die neuen Tafeln zu einem neuen deutschen Zeitalter.

In der Dreigliederung „Weltanschauung und Wissenschaft“, „Die Auschau“ und „Die Dichtung“ bringt die erste Folge von „Zucht und Sitte“ eine Reihe richtungweisender Beiträge, die die Gültigkeit des Blutsgedankens für die verschiedensten Lebensgebiete erhärten. Der Präsident der Reichsschrifttumskammer, Staatsrat Hanns Johst, gibt in einem Zwiegespräch „Appell und Fanfare“ Richt-

linien für die Revolutionierung unserer Lebensgemeinschaft durch den Zuchtgedanken. Dr. Heinrich Banniza von Bazan überprüft in einem Aufsatz „Vererbung der Leistungsfähigkeit“ die schöpferischen Erblinien, auf denen Leistung und Kraft unseres Volkes beruhen. Wolfgang Willrich leistet mit seiner kulturpolitischen Abhandlung „Wege der Kunst zum Nordischen Menschen“ einen bedeutsamen Beitrag zur Klärung der Grundbegriffe schöpferischen Bildens und zur Ausrichtung der Kunst auf die Blutswerte der guten, gefunden Art. Die Bedeutung der umwälzenden geistigen Leistung Johann Mendels, des Schöpfers des Mendelismus und Begründers der modernen Erbwissenschaft, untersucht Dr. J. Reinöhl in einer biographischen Skizze, die der großen Forscherpersönlichkeit Mendels wie der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Entdeckungen beispielhaft gerecht wird. William von Simpson führt uns am Beispiel tierzüchterischer Leistungen und Erkenntnisse die schicksalhafte Macht der Erbgesetze eindringlich vor Augen. Sein Beitrag „Blut und Auslese“, glänzend formuliert und mit Bildern von überwältigender Schönheit illustriert, ist eine Eingangspforte in das Land der Erfüllung unserer neuen Lebenswerte. Der Dichter Josef Martin Bauer und der Germanist Bernhard Kummer erweitern unser Wissen um die Macht des Zuchtgedankens im Bezirk des Glaubens und der Bewährung des Charakters. Die Beiträge der „Auschau“ untersuchen züchterische Erkenntnisse und lebensgesetzliche Werte verschiedener wissenschaftlicher, geistiger und kultureller Sondergebiete. Die Dichtung, die ihr Schaffen einer lebensgesetzlichen Schau einordnet, ist mit Werken von Gerhard Schumann, Hans Friedrich Blund, Kurt Strohmeyer, Max Wegener, Will Vesper, Jan de Vries beispielhaft vertreten. Durch die sorgsame Wahl der Bilder und die einheitliche graphisch-künstlerische Gestaltung der ersten Folge von „Zucht und Sitte“ hat die Schriftleitung auch im äußeren Bild dieser bedeutsamen Veröffentlichung ihr Bestreben verwirklicht, der Idee durch strenge und verantwortungsvolle Auswahl des Besten zu dienen.

# DIE BUCHWACHT

## Ein Winterlager

Von Hans Friedrich Blund wird in der nächsten Zeit ein größeres Gedicht\*) „Ein Winterlager“ erscheinen. Es ist während der Soldatenzeit des Dichters bei einer Einsatz-Division an der Küste des Armeekanal im letzten Winter entstanden. Hans Friedrich Blund stellt „Odal“ einen Vorabdruck aus dem ersten Abschnitt des Epos zur Verfügung.

### Küstenwache

Immer gewärtig des Rufs, der in nebligen Stunden  
Sie an Bord der grauen Schiffe ins Feindland  
Führen würde, hielten sie Wacht an der Küste,  
Tag um Tag im rastlosen Dienst unter Waffen.

Aber nur das Meer umbrandet' die Klippen,  
Die sie bewohnten, den wilden Seebögeln gleich;  
Noch war von den Lippen des Führers das Wort  
Ungeprochen, das sie auf die Wogen befahl.  
Flieger nur pflügten die dunkle Nachtflut der Höhe,  
Und am Himmel leuchtet' es oft wie ein matter  
Schein von fernen Bränden. Auch zuckte das Nordlicht  
In den Tagen des Kriegs, wie ein Weh des Schöpfers  
Um die Toten, in flammendem Band durch die Höh.

Schwer war der Wachtdienst an der normannischen Küste,  
England bedrohend, belagerte Feste im Meer,  
Vieler Völker Feind, den Freien die Zwingsburg,  
Die sich dem Glauben der Jungen ingrimmig verschloß.  
Tausend mal tausend standen zur Meerfahrt bereit,  
Hoch von Narvik hin bis zum Sund unterm Atlas;  
Tausend Schiffe auch harrten, die Riele gen Norden. -  
Aber vergeblich breitet' der Böwind die Banner,  
Hob die Flaggen auf zum Grau des Gewölks,  
Noch war der Tag nicht reif, den die Klugheit befahl,  
Allzu unraст auch wütel' des Seevogts Genosß,  
Ruhlos der wilde Wodé, der singenden Stürme  
Oberster Herr, die zitternden Sterne beschattend.

Schwer war der Wartedienst unterm normannischen Festland,  
Das, gen Norden gerichtet und Klippengezähnt,  
Ewig schon gegen die Flut rang, nimmer bezwungen.

\*) Hanseatische-Bücherei.

Ernst war des Hauptmanns Antlitz, der zwischen den Klüften  
Mit den Waffengefährten die Stunde erwartet';  
Weithin standen die Deutschen, ihm schien die Stätte,  
Wo der Befehl ihn gestellt, das Ufer der Welt.  
Wachend und rüstend war er des Fischerdorfs Amtmann,  
Hatte, der Künstler, sein eigenes Schaffen vergessen,  
War der Gesellen Helfer und wortkarger Führer. -  
Noch ein Oberleutnant, das Haar schon ergraut,  
Jungen Auges doch, teilte die einsamen Tage  
Unter Nebel und Stürmen; Odesey hieß er,  
Aus dem Norden kommend, wie Hauptmann Spörr  
Aus des Altreichs Süden, vom Bergland aufbrach,  
Als der Führer zur Wehr rief gegen der Völker  
Neid und Ingrimme über das blühende Reich.

Hinter verdunkelten Fenstern, viel Abende lang,  
Hatten die zwei von ihrem Leben gesprochen.  
Freunde waren sie einander geworden,  
Die Gesetze suchend, nach denen der Schöpfer  
Menschen berief und verwarf, - zuweilen auch würfelnd,  
Weine kostend, die ihnen vom Nachbarn gesandt.  
Hinter dem Vorgebirge noch bauten Matrosen  
Schwere Geschütze in Felsland, sie waren die Nächsten;  
Und die Nächte sind lang, und das Winterlicht farg.

Oft auch horchten die Freunde auf Lieder der Leute,  
Auf den Rundgesang, auf den Nachruhm der Toten,  
Auf das Lob der Schiffe. Mitunter hörten  
Sie den Lärm von Kämpfen draußen auf See.  
Oder die Männer sprachen von Weihnacht und Sonnwend,  
Die sie frühlich begangen hatten, und prahlten  
Noch von den vielen Briefen der Kinder, der Frauen,  
Die zum Fest in die Klippen des Weltmeers geschnitten.  
Auch der Krieger härteres Ziel, die Einheit,  
Die der Todbereiten Gemeinschaft umschließt,  
Weiß doch von Lichtern am Baum und weiß um die Andacht,  
Wenn das Gestirn sich erhebt, von neuem geboren,  
Weiß um des Heilands Liebe in allen Herzen.  
Nur wer Gefahren getroht, trägt echte Milde,  
Niemandes Herz ist stark, das der Tod nicht geprüft.

**Dr. D. Wichmann:** „**Untersuchungen zur unterschiedlichen Fortpflanzung in einer Großstadtbewölkerung**“. Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik. 10. Beiheft. 48 Seiten. Preis kart. 3 RM.

Die Untersuchung erscheint als wertvoller Beitrag zum Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik. Die Arbeit will die Dynamik der Fortpflanzung der einzelnen sozialen Schichten untersuchen, die entsprechend der verschiedenen Leistungsanlagen der Menschen aus verschiedenen Gruppen bestehen. Der Arbeit liegen eigene Auswertungen der amtlichen Daten der Bevölkerung der Stadt Kiel zugrunde.

Die Untersuchung gibt einen übersichtlichen Einblick über die sozialen Schichten und ihre Herkunft und stellt die Zusammenhänge zwischen Begabung und den sozialen Schichten dar. Sie gibt Vergleiche über die Bevölkerung der Stadt Kiel zu den gesamten deutschen Großstädten und gibt Einblick in die berufliche Aufgliederung, Altersaufbau, Familienstand, die verschiedenartigen Zusammenhänge und die Geburtenentwicklung.

Wenn auch allgemeine Vergleiche infolge der besonderen beruflichen Gliederung der Stadt Kiel mit ihrem sehr starken Anteil an Verwaltungsbehörden und Angehörigen der Wehrmacht zu den Großstädten des Reiches nicht gegeben werden können, so läßt sie doch wertvolle Schlüsse auf die sozialen Schichten und Berufsgruppen zu. Sie bestätigt die erfreuliche biologische Aufwärtsentwicklung auch der Großstädte seit 1933. Sie stellt andererseits aber auch erneut die Tatsache auf, daß gerade die wertvollen sozialen Schichten der gehobenen Berufsstände in ihrer biologischen Leistung zurückstehen. Sie zeigt aber auch klar auf, daß auf den Gebieten der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit auch innerhalb der gelernten Arbeiterschicht noch viel geleistet werden kann. Die Ursachen zu ergründen ist einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

Die Arbeit bildet einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Frage der unterschiedlichen Fortpflanzung innerhalb der Bevölke-

rung Deutschlands. Es wäre zu begrüßen, daß ähnliche Untersuchungen auch für die Darstellung der Unterschiede zwischen dem bäuerlichen und städtischen Lebenskreis zur weiteren Klärung dieser Frage angelehrt würden.  
Friedrich Kann

**Forschungen zur Judenfrage.** Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Bd. V und VI. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Bd. V brosch. 20 RM, in Leinen 21,50 RM; Bd. VI brosch. 18,50 RM, in Leinen 20 RM.

Der V. Band dieser wertvollen Sammlung von Darstellungen bringt einen Rückblick und Ausblick auf die Erforschung der Judenfrage von Walter Frank, der sachlich viel Gutes bietet.

Wertvoll ist die Arbeit von Rudolf Craemer über Disraeli, die erste unter Berücksichtigung seiner eigenen Stellung zum Judentum gegebene Darstellung Disraelis. Heinrich Heerwagen schildert mit reichem Quellenmaterial das Bild des Juden in der englischen Literatur, Oskar Große zerstört die merkwürdige Legende, als habe Emil Rathenau den Fernsprecher in Deutschland durchgeführt, seine wenig erfreuliche Selbstreklame auf Kosten des bedeutenden Generalpostmeisters Stephan. Gerhard Rittel bringt eine Quellenzusammenstellung zur Ausbreitung des Judentums bis zum Beginn des Mittelalters.

Der VI. Band nach einer allgemeinen Betrachtung von R. Zester über das Judentum als Zerfetzungselement eine höchst lesenswerte und sehr fleißige Darstellung über die British-Israelbewegung, dann eine große genealogische Arbeit von Wilfried Euler über das „Eindringen jüdischen Blutes in die englische Oberschicht“, schließlich einen Anhang von D. Eichstädt über das Schrifttum zur Judenfrage in den deutschen Bibliotheken, der eine Anzahl wertvoller Anregungen und Hinweise bringt. Die sehr verdienstliche Herausgabe dieser Forschungen stellt eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse des Judentums dar. Wünschen sollte man, daß die so reiche Problematik der Agrarpolitik, Agrar-

wirtschaft und des Bauerntums in ihrer Berührung mit dem Judentum einmal gleichfalls berücksichtigt würde.

\*

Hans Friedrich Blund: „Sage vom Reich“. I. Bd. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, in Lein. 7,50 RM.

Der bekannte Dichter Hans Friedrich Blund, einer der Allerberufensten zu dieser Aufgabe, veröffentlicht den I. Teil seiner auf 3 Bände berechneten Schau vom Reich. Der 1. Band umfaßt 21 Gesänge, er reicht vom Mythos der germanischen Schöpfungsgeschichte bis zu Kaiser Heinrich I. In schönen klangvollen Versen versteht es der Dichter, die überlieferten germanischen Vorstellungen zu einer neuen Klarheit zu gestalten. Schon in der germanischen Zeit sieht er die ersten Ansätze zum Gedanken des Reiches. In großartigen Bildern wird die Völkerwanderung geschildert. Auch wo man innerlich der verführenden Überbrückung zwischen dem alten Glauben und der christlichen Lehre, die der Dichter in einer großartigen Form zu geben versucht, nicht überall beipflichtet, kann man ihm nicht die Anerkennung versagen, daß es eine der schönsten Formulierungen dieser Tragik unserer Geschichte ist. Nur selten, so in der Karolingischen Zeit, erliegt der Dichter der Gefahr, das Geschichtsbuch umzudichten. - Immer wieder erheben sich kraftvolle, dichterisch beschwingte Schilderungen hervor, und wie Hans Friedrich Blund die Sage von unseres Volkes Arbeit und Kampf um das Reich als ein Gottesgebot an den Menschen schildert, das ist schon eine bewundernswerte und ergreifende Gestaltung.

Versepen haben es an sich schwer. Seit Jordans moderner Umdichtung der Nibe-

lungen, die einst sehr gefeiert und dann vergessen wurde, haben sie es noch schwerer. Dieses schöne neue Werk des Dichters sollte gelesen und noch mehr gesprochen, als das gewertet werden, was es ist, ein großartiges Bekenntnis zum Reich einer der stärksten Dichterseelen unserer Tage. - Und hinter der Kritik, die man durchaus an einzelnen Stellen anlegen kann, sollte Dank und Anerkennung nicht gefargt sein. -

Johann von Leers

Es lesen ferner bei uns ein:

„Westmärkische Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung“, 4. Bd., herausgegeben von H. Emrich und E. Christmann in Verbindung mit dem Westmark-Institut für Landes- und Volksforschung in Kaiserslautern und Metz. Verlag: Pfälz. Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Auslieferung: Westmarkverlag, Ludwigshafen/Rhein. 356 Seiten. Preis brosch. 4,50 RM.

Hermann Schühe: „Der Reichsgau Wartheland“. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, und Hermann Schrödel, Halle. 71 Seiten. Preis kart. 2 RM.

Wilhelm Pülh: „Unter dem Mahan-gelbaum“. Deutscher Volksverlag, München. 296 Seiten. Preis geb. 5 RM.

„Unser Schatzkästlein“. Herausgegeben von Heinz Ohlendorf und Mathias Wieman. Ludwig Vöggenreiter Verlag, Potsdam. Preis kart. 1,75 RM.

Rolf Roeding: „Und trotzdem blühen Rosen“. Lyrik aus dem Felde. Deutscher Archiv-Verlag, Berlin. Preis: Pappband 2,50 RM, Halbl. 3,50 RM, Leinen 4,20 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf

Anschrift der Schriftleitung: Berlin W 50, Ansbacher Straße 37; Fernruf 24 31 77. Verlag: Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernrat Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortlich für den Anzeigenteil: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäderstraße 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Linienstraße 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreislifte Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM, vierteljährlich 3 Hefte 3,50 RM zuzüglich Bestellgeb. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postankassen und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungs-ort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

---

Für unverlangt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

# Deutsches Heimatwerk

GESELLSCHAFT D. REICHSNÄHRSTANDES

## Einrichtungen

VON ERBHÖFEN, WOHNUNGEN,  
SIEDLUNGSTELLEN

## Deutsche Holzgeräte

KÜCHENHOLZ, TELLER, SPIELZEUG

## Handgewebte Stoffe

TEPPICHE, REISE- u. TISCHDECKEN

## Bäuerliche Tonwaren

ESS- u. KAFFEEGESCHIRRE, VÄSEN  
EINMÄCHETÖPFE

**Berlin**  
POTSDAMERSTR. 22

**München**

MAFFEISTRASSE 3

SCHÄFFLERSTR. 21

**Düsseldorf**

HINDENBURGWALL 42

GRABBELETZ 1

**Breslau**

TAUENTZINSTR. 14

**Weimar**

SCHÜTZENGASSE 2

**Salzburg**

BISMARCKSTR. 6

*Berlin*

VERLANGEN SIE UNSERE PREISLISTE: 0



Kräftige Wurzelbildung  
Hohe Winterfestigkeit  
Starkes Halmgefüge  
Gefunde Pflanzen

durch ausreichende  
**KALI-düngung**  
im Herbst





## Chinosol im Sanitätsdienst

Für Bereitschaftsapotheken, Werkluftschutzhäfen, Sanitätstaschen und Hausapotheken das vielseitig verwendbare Chinosol in Form der

### Chinosol-Tabletten 0,5 g

1 Tablette auf 1 Liter Wasser gelöst für Waschungen, Umschläge, Wundverbände und zur Reinigung von Gasmasken

### Chinosol-Creme in Tuben

das neueste, geprüfte und anerkannte Pflegemittel für den Hautschutz

In Apotheken und Drogerien erhältlich  
Chinosolfabrik Aktiengesellschaft Hamburg 48



*Erhalte die Werte!*

Das geht nicht nur den Bulldog-Besitzer und seinen Fahrer an, sondern ist von allgemeiner volkswirtschaftlicher Bedeutung. Zur Werterhaltung einer Maschine gehört aber nicht nur, daß sie gepflegt, saubergehalten und nach der Arbeit ordnungsgemäß abgestellt wird, sondern auch daß durch natürlichen Verschleiß schadhaft gewordene Teile rechtzeitig durch neue ersetzt werden. Dieses rechtzeitige Erkennen ist die Aufgabe der LANTZ-Bulldog-Überwachung. Sie ermöglicht, kleine Störungen rechtzeitig zu beseitigen und zu verhindern, daß aus Geringfügigkeiten, die nur ein Fachmann einzuschätzen vermag, größere u. damit kostspieligere Auswirkungen entstehen.

BJ 2021 H

**LANTZ**  
*Bulldog-Überwachung*

07

Ag Lib

# Wald



THE LIBRARY OF THE  
 JAN 19 1947  
 UNIVERSITY OF ILLINOIS

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgegeben von Malther Darré

Ausgabe 2

Postvertrieb

Berlin

# Wdwl Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré  
Hauptschriftleiter Hermann Reichle

## Inhalt

Heft 10 · 10. Jahrgang · Oktober 1941

Vorsprung der Wirtschaft. Vom Verfall des liberalistischen und dem Aufblühen des sozialistischen Wirtschaftsdenkens. Von A. E. Johann . . .	687	Das Bauernlied im neuen Deutschland. Von Richard Eichenauer, Studienrat und Leiter der Bauernhochschule Goslar . . . . .	721
Zadruga und Militärgrenze. Von Dr. Johann von Leers, o. ö. Professor an der Universität Jena . . . . .	695	Flurnamen als Schöpfung bäuerlicher Gemeinschaft. Von Dr. Klaus Schmidt	725
Ernte des Volkes. Von Hildegard von Rheden . . . . .	703	Friedrich Wilhelm I., Soldat und Bauer. Von Erich zu Klampen . . . . .	731
Herbst. Gedicht von Hans Bodenstedt	708	Ein Tagwerk für Hannes. Erzählung von G. W. Pifet . . . . .	736
Kirwe. Geschichte und Wesen eines Dorf- und Sippenfestes. Von Ludwig Feichtenbeiner . . .	709	Zucht und Sitte. Hertha Tieh. Eine Frau aus deutschem Bauernblut. Von Dr. Margarete Schaper-Haackel	738
Bäuerin 1941. Gedicht von Reinder Sommerburg . . . . .	720	Die Umschau . . . . .	739
		Die Buchwacht . . . . .	748

**Bildnachweise:** Das Titelbild stammt von Atlantic-Foto. Das Bild „Mutter“, eine Plastik von Ottmar Obermaier, wurde aufgenommen von Senta Woelfle-Grüning. Die Bilder zum Aufsatz „Ernte des Volkes“ sind Aufnahmen von Presse Hoffmann (2) und Weltbild (2). „Ernte und junge Liebe“, ein Gemälde von Alfred Bernert, wurde wiedergegeben nach einer Aufnahme von Fehrmann. Die Kirwebilder wurden aufgenommen von Erika Schmachtenberger (1), Hans Kehlaff (1). Das Bild von der „Freiung“ stellte der Verfasser zur Verfügung. Hertha Tieh wurde von Wolfgang Willrich gezeichnet. Den Spruch von K. Walther Darré zeichnete Eijelotte Rinta.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.  
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22

**D**ie Begriffe  
Blut und Gesundheit  
gehen ineinander über  
und werden  
im Begriff der Schönheit  
unbewußt oder bewußt  
zum Einheitsbegriff dessen,  
was man  
als züchterisches Auslesevorbild  
sucht und findet.

R. Walther Darré



Ottmar Obermaier

Mutter

# Vorsprung der Wirtschaft

## Vom Verfall des liberalistischen und dem Aufblühen des sozialistischen Wirtschaftsdenkens

Noch verhüllt uns die bedrängende Gegenwart des urgewaltigen Ringens um unsere und die europäische Existenz die an den Horizonten schon sich formende Zukunft. Wir wissen nur, als sei es jedem von uns auf geheimnisvolle Weise offenbart worden, daß dieser Kampf über die kommenden Jahrhunderte entscheidet, - daß sich unter ungeheuren Wehen ein neues Zeitalter an das Licht der Geschichte ringt. Dies Wissen macht unsere Truppen unbefiehlbar; jeder deutsche Soldat trägt es wie einen Marschallstab im Tornister, wenn er sich in diesen Tagen und Wochen im Staub und durch den Morast russischer Straßen ostwärts vorkämpft - und wird es weiter als einen unverlierbaren Teil seines Gepäcks mit sich nehmen, auf welchen Schlachtfeldern auch immer das Schicksal ihm noch vorbestimmt hat zu kämpfen.

Es mag viele Gebiete des ideellen und materiellen Daseins geben, auf denen sich die spätere Entwicklung nur erst unbestimmt abzuzeichnen beginnt. Einige jedoch, die sich der ordnenden Zahl, der Statistik und der verstandesmäßigen Durchdringung besonders leicht erschließen, lassen mit beträchtlicher Zuverlässigkeit Voraussetzungen zu; so etwa das Gebiet der Wirtschaft in einem allgemeinen Sinne verstanden.

Es gibt in Europa immer noch eine große Menge von Leuten, die das Ende des Krieges in der Hoffnung erwarten, danach wieder mit einem Zauberschlage in die berühmte „gute alte Zeit“ zurückversetzt zu werden. In vielen Ländern Europas lebt diese etwas kindliche Hoffnung mit einer Hartnäckigkeit weiter, die unsere Soldaten etwa in Norwegen oder Holland oft überrascht; zumeist sind es ausgesprochen bürgerliche Bewohner dieser oder anderer Länder, die wie an das Evangelium daran glauben, daß nur einmal der Krieg beendet zu sein braucht: sofort würde dann der internationale Warenaustausch, die Regulierung der Preise an den Welt-Produktenbörsen usw. wieder in Gang kommen. Dabei läßt sich schon heute mit völliger Sicherheit voraussagen, daß in wirtschaftlicher Hinsicht die Vorkriegszeit niemals wiederkehren wird. Alle Voraussetzungen dazu werden heute von den USA. aus mit einer Gründlichkeit zerstört, von denen sich vor zwei Jahren noch kein Mensch etwas träumen ließ. Es liegt eine groteske und grimmige Paradoxie in der Tatsache, daß Herr Roosevelt, der den Mund mit den „Idealen des Liberalismus“ nicht voll genug nehmen kann, diese selben Ideale einem hemmungslosen Imperialismus opfert; er mag sich auf sie berufen, soviel er will - tatsächlich hat er sie längst auf den Rehrichthausen der Geschichte befördert.

Schon nach dem ersten Weltkriege war es unmöglich, wieder in die gelobten wirtschaftlichen Zustände der Zeiten vor 1914 zurückzugleiten, obgleich allseits, auch bei uns, der lebhafteste Wunsch dazu bestand. Die Fortsetzung des Krieges mit wirtschaftlichen Mitteln, die nach 1918 von unseren Gegnern mit einem haß- und angstblinden Eifer betrieben wurde, hat die sogenannte Weltwirtschaft immer hoffnungsloser ausgehöhlt. Da wir, all unserer Auslandsguthaben und Vermögen durch das Friedensdiktat beraubt, durch Sachlieferungen und Tribute ausgepreßt, um unsere Kolonien und wertvolle deutsche Landestelle geschädigt, am heftigsten unter dem ständig fortschreitenden Verfall des Welthandels zu leiden hatten, waren wir auch die ersten, die neben dem immer brüchiger werdenden Turm der kapitalistischen Weltwirtschaft ein neues, kräftiges Gebäude in ganz anderer Bauweise errichteten. Wir allein hatten den ersten Weltkrieg als das erfaßt, was er wirklich darstellte: als einen ungeheuer harten, aber im Grunde unmißverständlichen Lehrmeister. Wir beweisen heute, daß wir den Weltkrieg 1914-1918 nicht vergeblich verloren haben - begriffen wir doch unendlich viel besser als unsere Gegner, worauf es entscheidend ankommt und widerlegten schlagend so den alten Lehrsatz, daß kein Volk aus der Geschichte etwas zu lernen imstande ist.

Heute erfährt ganz Europa am eigenen Leibe, was Deutschland nach dem ersten Weltkriege als bitterste Erfahrung einsteckte: daß ein großes Volk imstande bleiben muß, sich notfalls im wesentlichen aus der eigenen Scholle zu ernähren. Der - von uns nicht verschuldete - Niedergang der Weltwirtschaft, der das nationalsozialistische Deutschland rechtzeitig veranlaßte, seine eigene Agrarversorgung krisenfest auszubauen, stellt nun die anderen europäischen Völker vor die gleichen Entscheidungen. Daran würde auch die Beendigung des Krieges nichts ändern. Frankreich, Norwegen, Spanien, Holland usw. werden nicht mehr wie zuvor große Teile ihres Bedarfs an Nahrungsmitteln aus Abersee decken können. Denn einerseits wird für mindestens ein Jahrzehnt der Schiffsraum fehlen, Massengüter zu befördern; andererseits wird der innereuropäische Bedarf an Verbrauchsgütern so angewachsen sein, daß Überschüsse für die Ausfuhr kaum übrigbleiben sollten; damit aber wird es unmöglich, die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus Abersee überhaupt zu bezahlen. Und das Gold, das theoretisch an die Stelle der Fertigwaren-Ausfuhr treten könnte, ist schon heute nicht mehr vorhanden; es befindet sich in amerikanischen Kellern und Tresoren. So sehr also der Austausch etwa südamerikanischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse mit den Fertigwaren Europas im sinnvollen Zuge der Entwicklung liegt, so sehr werden sich gerade nach den Erfahrungen dieses Krieges die europäischen Länder bemühen, sich wenigstens für den Notfall von der Nahrungsmittel-Einfuhr aus Abersee unabhängig zu machen; sie werden ihre Landwirtschaft mit allen Mitteln intensivieren, bisher brachliegendes Land wieder unter den Pflug nehmen, ihr Bauerntum schützen oder neu beleben müssen, um das zu erreichen, was Deutschland bereits erreicht hat: die Ernährung aus dem eigenen Boden zu sichern, nachdem es durch die Marktordnung die Grenzen des Erreichbaren genau abgesteckt und innerhalb dieser Grenzen eine

allerhöchste Intensität des Wirtschaftens entwickelt hat. Der Begriff der Marktordnung wurde, über das Landwirtschaftliche weit hinausgehend, sogar zum Grundgedanken neuen Wirtschaftens nicht nur binnenstaatlich verstanden, sondern gerade auch im zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehr. Er ersetzte sich zum genauen Gegenstück des „Freihandels“ der Vergangenheit, der in seiner alten regellosen Form nie mehr wiederkehren wird; er ist durch eine sinnvollere „Ordnung des Marktes“ ersetzt worden.

Ebenso wie auf dem Gebiete der Landwirtschaft wird Europa also in der gesamten Wirtschaft umlernen müssen, wobei nicht etwa wir diejenigen sind, welche die anderen mit brutaler Gewalt dazu zwingen (wie es die anglo-amerikanische Propaganda der Welt weismachen möchte), sondern nur diejenigen, welche als erste die auf die Dauer für alle unvermeidlichen Konsequenzen aus der Tatsache zogen, daß die Weltwirtschaft insbesondere durch die Vereinigten Staaten seit 1918 verwirrt und schließlich unmöglich gemacht worden ist. Daß wir diese Konsequenzen unerbittlich zu Ende dachten, verbürgt uns den Sieg - daß die anderen sich auch heute noch nicht dazu entschließen können: - ihre Niederlage!

\*

Als England in vollem Bewußtsein dessen, was es tat, und mit voller Absicht den Ausbruch des gegenwärtigen Krieges erzwang, weil ihm Deutschland genau wie vor dem Weltkrieg zu mächtig wurde, unternahm es dies in dem festen Glauben, daß die gleichen wirtschaftlichen Machtmittel, die ihm 1914-1918 das Übergewicht gesichert hatten, auch diesmal nicht versagen würden. Das hätte zugetroffen, wenn wir noch in der gleichen wirtschaftlichen Rüstung steckten wie unsere Gegner, nämlich in der des Liberalismus. Dann hätte England mit seinem Golde, seiner Flotte, seinen finanziellen, die ganze Welt umspannenden Verbindungen, seinem Weltreich mit schier unerschöpflichen Rohstoffquellen uns erneut mattsetzen können, denn wir besaßen weder Gold noch eine gleich starke Flotte, weder große Abseesvermögen noch unerschöpfliche Rohstoffquellen. Jedoch hatten wir die liberalistischen Methoden und Bindungen bereits abgestreift, als wir in diesen Krieg eintraten: wir hatten uns vollkommen neue wirtschaftliche Waffen geschmiedet. Weil England, überaltert, verkalbt, aber immer noch ungeheuer selbstgewiß und von sich selbst überzeugt, die neuen deutschen Wirtschaftsformen nicht begriff, ja nicht einmal gründlich kennenlernen wollte, deshalb wird es diesen Krieg verlieren. Nicht nur unsere Panzer und Flugzeuge sind neuer, schneller und besser als die der anderen, sondern vor allen Dingen sind es unsere Wirtschaftsmethoden, die uns erst Instand setzten, die Panzer und Flugzeuge überhaupt in solchen Massen und in solcher Qualität zu bauen, neuer und besser als die der anderen.

Da wir 1914 an die gleichen liberalistischen Wirtschaftsgrundsätze glaubten, die auch England für maßgebend hielt, mußten wir den Krieg verlieren, denn im Zusammenhang des liberalistischen Systems war uns England weit überlegen. Solange wir vor 1914 alle Möglichkeiten des liberalistischen Welthandels aus-



zunutzen suchten, hielt England, wenn wir uns auf einen Streit mit ihm einließen, alle Trümpfe in der Hand. Je stärker wir uns wirtschaftlich mit dem Auslande, mit Abersee verknüpften, unseren Export forcierten, zu einem industriellen Veredelungslande wurden, unsere Landwirtschaft vernachlässigten, um einem gemäßigten Freihandelsprinzip zu huldigen, desto sicherer begaben wir uns in die Abhängigkeit von England. England konnte aus seiner dem Kontinent vorgelagerten Stellung die europäische Mitte abdröseln und tat es. Wir hatten uns allzu eng mit dem Auslande, mit Abersee verquickt; so wurde die englische Blockade gegen Deutschland kriegsentscheidend, um so mehr, als wir uns zu einer energischen Gegenblockade aus politischen und „moralischen“ Gründen damals nicht entschließen konnten.

Das Friedensdiktat von Versailles bildet die sinnvolle Fortsetzung der englischen Politik, Deutschland möglichst auslandsabhängig zu machen, denn nur unter dieser Voraussetzung verspricht eine Blockade Erfolg. Weite Gebiete in Europa und Abersee, die für Deutschland wichtig waren, wurden ihm abgenommen; vor allem aber wurden ihm hohe Tributzahlungen auferlegt, die es zwangen, seine Ausfuhr heftiger noch als zuvor zu betreiben. Da ihm seine Auslandsbesitzungen und Vermögen genommen waren, geriet es mehr denn je in die Hand derjenigen Länder, die ihm seine Rohstoffeinfuhren beschneiden konnten.

Doch dann überschlug sich die Entwicklung. Der Weltkrieg, der geführt worden war, um Deutschland in untergeordneter wirtschaftlicher Stellung, in Abhängigkeit zu halten, hatte an vielen Stellen der Erde dazu geführt, daß sich andere Länder von der wirtschaftlichen Bevorzugung durch Europa, d. h. vor allem durch England, ihrerseits unabhängig machten. Die Aufgabe, die wirtschaftliche Abhängigkeit Deutschlands zu verewigen, war so schwer zu lösen gewesen, daß England selbst seine Hand dazu leihen mußte, die wirtschaftliche Unabhängigkeit vieler anderer Länder zu fördern oder sogar überhaupt erst zu begründen. Viele Aberseestaaten, die bis dahin noch kolonialen Charakter getragen hatten, also vorwiegend Rohstoffproduzenten gewesen waren, entwickelten im Weltkriege eine eigene Industrie und wurden damit in steigendem Maße von europäischer Fertigwareneinfuhr unabhängig. Durch diese vorwiegend auf das politische Verhalten Englands zurückzuführende Entwicklung mußte auf die Dauer England selbst am härtesten getroffen werden, denn es hatte von allen europäischen Nationen seine Landwirtschaft am gründlichsten zerstört und seine Industrie am konsequentesten auf den Export nach fast allen Ländern der Erde ausgerichtet. Der Haß gegen das aufstrebende Deutschland schlug gegen England selbst zurück.

Der Tributplan des Versailler Vertrages und der Finanzdikate, die ihm folgten, sollte Deutschland wehrpolitisch für alle Zeiten entmachten. Aber wiederum ließ der überspannte Bogen seine Sehne in das Gesicht des Schützen selbst zurückschellen. Da das überseeische Ausland nach dem Weltkriege industriell in einem viel höheren Maße selbständig geworden war als vor ihm, da es seine jungen Industrien mit immer höheren Schutzzöllen umgab, konnte Deutschland die von ihm verlangten Tribute nicht einmal annähernd durch gesteigerte Exporte hereinerwerben;

sein Gold und seine Auslandsguthaben waren ihm obendrein abgenommen worden. Schon acht Jahre nach dem Weltkrieg wurde selbst von den damaligen, übertrieben verständnisbereiten deutschen Regierungsstellen offiziell ausgesprochen, daß Deutschland unter den gegebenen Verhältnissen selbst beim besten Willen nicht imstande wäre, die finanziellen Tribute zu leisten.

Aber der Ausgleich zwischen Rohstoffländern in Übersee und Fertigwarenproduzenten im hochentwickelten Europa, der bis zum Weltkriege noch einigermaßen funktioniert hatte, war nach ihm nicht nur für Deutschland verlorengegangen, sondern für die ganze Welt. Vor allem glaubten die USA. als weitaus bedeutendstes der Länder mit früherem Kolonialcharakter, daß nun die Zukunft ein für allemal ihnen gehöre, waren sie doch durch den Krieg zum größten Gläubigerland der Erde und zu einem ihrer stärksten Industriestaaten, zugleich aber auch noch mehr als bisher zum Großherzeuger von landwirtschaftlichen Massenerzeugnissen wie Baumwolle, Weizen, Mais, Obst usw. geworden. Das Gold der ganzen Welt ballte sich immer dichter in den Vereinigten Staaten zusammen. Um die eigene Wirtschaft zu stützen, errichteten auch die USA. unüberwindliche Zollmauern gegen jede industrielle Einfuhr aus dem Ausland, betrieben aber die eigene Ausfuhr an Fertigwaren und Rohstoffen mit allen nur denkbaren, zum Teil sehr bedenklichen Mitteln, gleichzeitig suchten sie auf der ganzen Welt nach profitgünstigen Anlagen für ihre Kapitalien. All dies zugleich ist gerade nach den klassischen Lehren des Liberalismus völlig sinnwidrig, denn wenn ein Staat mit aller Gewalt ausführen will, und zwar Güter sowohl wie Kapital, so muß er seine Grenzen für die Einfuhr aus den Ländern, nach denen er ausführt, möglichst weit öffnen, damit diese Staaten sich die Bezahlung der Einfuhren oder die Verzinsung und Rückzahlung der entliehenen Kapitalien verdienen können. Gerade das aber haben die USA. durch ihre Hochschutzzollpolitik verhindert; so konnten die wirtschaftlichen Kontrahenten der USA. nur in barem Golde bezahlen, wenn sie überhaupt bezahlen wollten und - wenn sie überhaupt Gold besaßen. Dieser dauernde Abfluß des Goldes der ganzen Welt tat ein übriges, die schon durch die Folgen des Krieges schwer gestörte Weltwirtschaft endgültig zu verwirren. Denn das Gold, dessen vornehmste Aufgabe es bis dahin gewesen war, die miteinander Handel treibenden Volkswirtschaften stets im Gleichgewicht zu erhalten, indem die jeweils übrigbleibenden „Spitzen“ in barem Gold oder goldgleichen Werten abgedeckt wurden, konnte diesen Zweck nicht mehr erfüllen, seitdem es von den USA. in immer steigendem Maße ausschließlich mit Beschlagnahme belegt wurde. Die liberalistischen Ideale, für die Roosevelt das amerikanische Volk lieber heute als morgen in den Krieg hegen möchte, sind also von den Amerikanern selbst schon zerstört worden.

Wir waren beinahe die letzten, die mit dem Liberalismus noch Ernst zu machen versuchten; wir glaubten noch daran, als seine Voraussetzungen von England und Amerika eigentlich schon unwiederbringlich beseitigt waren. Im Glauben an die Allheilmittel des Liberalismus gingen wir sogar so weit, uns von Amerika die Gelder zu borgen, damit eben diese Gelder auf dem Weg über unsere Tribute wieder -

an Amerika zurückgezahlt werden konnten. Ein sinnloser, trügerischer Kreislauf, der lediglich zur Folge hatte, daß die Zinsverpflichtungen Deutschlands mit der Auslandsverschuldung ins Astronomische wuchsen. Die Anleihen, die von Amerika in den zwanziger Jahren freigebig ausgestreut wurden, konnten zwar die bereits todwunde liberalistische Weltwirtschaft eine Weile wie durch eine Kampferspritze aufstacheln, vermochten aber den abschließenden Zusammenbruch nicht zu verhindern. In der Weltwirtschaftskrise hauchte der Liberalismus sein Leben aus: das System der Goldwährungen, die Politik des internationalen Handels, die liberale weltwirtschaftliche Ordnung, der internationale Ausgleich der Preise nach Angebot und Nachfrage, der freie, ungehinderte Austausch der Produkte auf dem Wege über die Weltbörsen - diese und noch viele andere für das liberalistische Zeitalter kennzeichnende Erscheinungen lösten sich allesamt in blauen Dunst auf. Die Länder, in denen das liberalistische Denken groß geworden war, zeigten sich völlig außerstande, das Chaos zu klären. Weder nach innen noch nach außen haben sie auch nur einen einzigen aufbauenden Beitrag etwa zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit oder zur echten Wiederbelebung der Handelsbeziehungen geliefert. Auf liberalistischen Wegen war dies auch nicht mehr möglich, denn die fruchtbaren Grundgedanken waren von ihnen selbst längst verraten worden; andere Wege zu beschreiten, konnten sich die herrschenden Schichten in England oder Amerika nicht entschließen, denn damit hätten sie ihrem auf kapitalistischer Macht beruhenden System den Boden entzogen. Sie zeigten sich unfähig zu jeder Reform, erst recht zu einer durchgreifenden Revolution; sie taten - gar nichts. Immer geschwinder saust die liberalistische „Ordnung“ dem Abgrund zu.

Es ist kein Wunder, daß ein neues Wirtschaftsdenken gerade in Deutschland geboren wurde. Wir sollten von der Entwicklung nicht erst enterbt werden, wir waren bereits enterbt. Wir erkannten, daß mit dem wirtschaftlichen Liberalismus auch all die Faktoren an Bedeutung verloren, die sein Wesen und sein Zeitalter gekennzeichnet hatten: das Gold, der Freihandel, die unbeschränkte Konkurrenz, die Weltmärkte, die Welthandelspreise, die Währungskurse und manches andere. Wir sahen mit einem Blick, den die Not und die unmittelbare Gefahr schärften, zum erstenmal durch den Schleier der Währungen, der Preise und der internationalen Finanzverflechtungen hindurch und erkannten, daß alle diese heiligsten Güter des Liberalismus längst ausgehöhlt waren, daß insbesondere das Gold - nachdem vor allem die USA. es seinem ursprünglichen Zweck entzogen hatten - in seiner Rolle als Deckung einer Währung zu einer bloßen Fiktion herabgesunken war, daß es einen Wert an sich nicht darstellte, daß ihm, bei Licht besehen, ein Wert innerhalb einer Währung nur insoweit zukam, als es wirklich geleistete Arbeit symbolisierte. War das aber wahr, so konnte man ebensogut auf das Gold verzichten, denn geleistete Arbeit läßt sich ja auch auf beliebige andere Weise symbolisieren, z. B. durch ein Stück Papier. Der Liberalismus und sein Wirtschaftsdenken ist bereits so tot, daß kein Mensch mehr etwas davon merken würde, wenn mit einem Zauberschlage das Gold in den Tresoren der amerikanischen Banken und Regierungsstellen in - sagen wir - Häcksel oder Stroh verwandelt würde.

Wir erhoben die Arbeit selbst zur Grundlage unserer Währung, indem wir den Umfang unserer Zahlungsmittel und des Kredits in eine strenge Beziehung zu der in unserer Volkswirtschaft geleisteten Arbeit setzten. Und was wir vom Auslande brauchten, bezahlten wir ebenfalls mit unserer Arbeit, d. h. in Gestalt von Exportgütern. Natürlich belebten sich auf diesem Wege unsere Handelsbeziehungen besonders mit jenen Ländern, deren Volkswirtschaften die unsere möglichst ergänzten, also solche, die dem hochentwickelten Industrieland Deutschland Rohstoffe gegen die Produkte seines Gewerbesleißes liefern können. Durch eine strenge Überwachung der Märkte und Preise der Binnenwirtschaft hielten wir alle Störungen von auern fern und konnten, da ja an Arbeitern, Produktionsstätten und Produktionsaufgaben in Deutschland kein Mangel war, in wunderbar kurzer Zeit unsere Volkswirtschaft einer nie erlebten Vollbeschäftigung und Hochblüte entgegenführen. An die Stelle des Laissez-faire - laissez-aller, des Machenlassens und Gehenlassens, setzten wir eine sinnvolle Steuerung der gesamten Volkswirtschaft zum Wohle der Gesamtheit, schufen die neue Ordnung des Marktes. Da eben gerade die Arbeit und der Fleiß zur Grundlage des Wirtschaftens gemacht wurden, die Gutererzeugung selbst, ohne da sie durch spekulative oder lediglich profitbestimmte Eingriffe gestört werden durfte, erreichten wir das erstrebte Ziel. Die Wirtschaft gesundete überraschend schnell; mit der Arbeit kam das Brot für unser ganzes Volk. Wenn wir heute mit der besten und bestausgerusteten Wehrmacht der Welt erfolgreich riesigen Gegnern die Stirn bieten, so verdanken wir dies mit an erster Stelle dem neuen Wirtschaftsdenken, das den Reichtum an Arbeit an Stelle des Reichtums an Gold zum höchsten Inhalt des Wirtschaftens erhob.

Als könnte es nicht anders sein, so kehrte im Zuge dieser Entwicklung gerade derjenige Stand, dem von Natur das höchste Ma an Arbeit aufgebürdet ist, wieder zu seiner ihm mehr als anderen zustehenden Würde und Achtung zurück: der des Bauern. In den Jahren zuvor hatte der Bauer trotz all seiner nackenkrummenden Arbeit mitansehen müssen, wie seine Existenz immer gefährlicher untergraben wurde; er wurde gering geachtet; über seine nur allzu berechtigten Sorgen wurde mit einem Unverständnis hinweggegangen, das gar nicht mehr zu übertreffen war. Als wir es nun unternahmen, eine neue Wirtschaftsform auf der Grundlage der wirklich geleisteten Arbeit aufzubauen, trat ganz von selbst der bäuerliche Stand in den vordersten Vordergrund, denn von ihm wird ja sozusagen die Arbeit geleistet, die alles andere erst möglich macht. Es hat einen tiefen Sinn, da der Begriff der Marktordnung sich zunächst lediglich auf die Ernährungswirtschaft bezog und erst nach und nach zu seiner umfassenden, allgemeinen Bedeutung gelangte. Innerhalb einer sinnvollen Marktordnung tritt der Bauer an jenen wichtigen und ehrenvollen ersten Platz, der ihm als Ernährer des Volkes zukommt. Innerhalb eines liberalistischer, freihandlerischer gestimmten Systems gelangt er gewöhnlich bald dahin, als bloer Hemmschuh betrachtet zu werden, der das „freie Spiel der Kräfte“ behindert. Das „freie Spiel der Kräfte“ hat sich längst als Chaos, als gefährlicher Kampf aller gegen alle entlarvt, das nichts weiter als Verwirrung und schlielichen

Untergang zur Folge hat. Die Gegenwart mit ihrem vollständigen Zerfall der Weltwirtschaft alten Stils beweist es zur Genüge. In einer sinnvollen Ordnung jedoch - von der die landwirtschaftliche Marktordnung Darrés nur ein, allerdings grundlegend wichtiger Ausdruck ist - wird die Freiheit des einzelnen zugunsten des Wohlergehens der Allgemeinheit beschränkt. Nur in einer solchen Ordnung kann dem Bauern der Platz gesichert bleiben, der ihm zukommt. Es sollte also keinen entschlosseneren und überzeugteren Kämpfer für den Gedanken der neuen Wirtschaftsordnung geben als gerade den Bauern! Denn nun endlich ist der Reichtum an Arbeit zum Sinn und Kern des Wirtschaftens geworden - gerade dieser Reichtum aber war auch stets das Herzstück bäuerlichen Daseins!

\*

Scheint nicht auch der Bolschewismus Ähnliches versucht zu haben? Nein! Bei uns stand das Wohl des Volkes im Mittelpunkt aller Pläne und steht es noch heute und in Zukunft. Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit bildete unsere erste und vornehmste Aufgabe. Dem Gemeinwohl, das heißt dem Wohl aller Schichten diente alles, was geschah, wobei den Interessen von Stadt und Land, von Unternehmern und Arbeitern, von Staat und Privaten zu einem gerechten Ausgleich verholfen wurde. In Rußland aber herrscht die Diktatur des Proletariats, einer dünnen Schicht, der sich alles andere unterzuordnen hat. Die krampfhafte Industrialisierung wurde zu götzhaftem Selbstzweck. Zwar entstanden riesige Industriewerke, aber das russische Volk, das weit überwiegend ein Bauernvolk war und im Grunde noch ist, verkam und verelendete auf unvorstellbare Weise. Für uns bedeutet die Industrialisierung Mittel zum Zweck, für den Bolschewismus ist sie der Zweck selbst, dem bedenkenlos Millionen von Menschen geopfert werden. Der Bolschewismus ist die eine mögliche Ausprägung eines amoklaufenden Materialismus, die andere wird durch den Spätkapitalismus der USA. repräsentiert; es besteht eine tief innere Verwandtschaft zwischen beiden Systemen.

So offenbart sich also auch auf dem Gebiet der Wirtschaft dieser Krieg als ein weltanschaulicher Kampf allergrößten Stils. England und Amerika können als eigentliches Kriegsziel im Grunde nichts weiter angeben, als daß die kleinen Cliquen, von denen sie beherrscht werden, weiter ihren Einfluß und ihre Profite behalten. Der Bolschewismus aber sieht als Kriegsziel die Welt-diktatur einer Klasse oder besser Rasse auf Kosten aller übrigen. Wir dagegen erstreben nichts weiter als eine gerechte Ordnung innerhalb der Völkergemeinschaft, die Europa und weiter die ganze Erde bewohnt, und eine gerechte Ordnung innerhalb der verschiedenen Schichten unseres eigenen Volkes und auch innerhalb jener, mit denen wir auf diesem engen Kontinent zusammenleben müssen. Daß dies sinnvoll ist, bewiesen die Erfolge, die wir bereits vor dem Kriege aufzuweisen hatten, und das beweist heute jede neue gewonnene Schlacht. Denn in der Geschichte entscheidet mit großer Unerbittlichkeit letzten Endes stets der Erfolg darüber, wer recht gehabt hat. Unser neues Wirtschaftsdenken wird sich als das stärkere erweisen, und deshalb werden wir - und mit vollem inneren Recht - recht behalten!

## Zadruga und Militärgrenze

Das ausgezeichnete Werk von Rupert v. Schumacher „Des Reiches Hofzaun. Der Wall des Südostens - Geschichte der deutschen Militärgrenze im Südosten“ (Ludwig Richler-Darmstadt), eine der bedeutendsten Erscheinungen zum Problem der Wehrgrenzen in der Geschichte überhaupt, hat mit Recht die Aufmerksamkeit auf die vielhundertjährige Geschichte dieser bäuerlich-kriegerischen Grenzorganisation gelenkt, die sich das alte Reich im Kampf gegen die Türken im Südosten geschaffen hatte.

Schon das Byzantinische Reich hatte in seinem jahrhundertelangen Ringen gegen Araber, Seldschuken und Osmanen ein angesiedeltes Grenzkriegertum, die „Ukriten“, entwickelt, denen die ebenfalls an der Grenze dichtangesiedelten türkischen „Timarli“ (militärische Kleinlehensbesitzer) entgegentraten. Als nun das Byzantinische Reich erlag, die Türken 1389 auch die Serben auf dem Amselfelde geschlagen, 1393 Bulgarien unterworfen und 1396 die Ungarn bei Nikopolis geschlagen hatten, 1444 das Heer König Wladyslaws Warnenczyk bei Warna völlig vernichtet und damit das größte Heer, das Polen und Ungarn je gegen sie ins Feld geführt, ausgelöscht hatten, als sie 1453 Konstantinopel erobert, drei Jahre darauf Serbien zur Provinz gemacht hatten, da rollte die Woge der türkischen Eroberung fast unaufhaltsam gegen Ungarn, Kroatien, Steiermark, gegen die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches. Sie schwemmte viel Kräfte mit, die bis dahin in der Stille gewirkt hatten. Der herrliche, raffisch ganz nordische und dinarische Kroatenadel Bosniens, seit Jahrhunderten „Bogumilen“, „Urkezer“ und darum mit immer neuen Kreuzzügen von der römischen Kirche Ungarns angefallen, beraubt, gehehrt, fiel, tief mit der orthodoxen Kirche verfeindet, dem Islam zu, und nur seine merkwürdig urnordische Symbole zeigenden Grabmale beweisen noch heute, daß diese Bosniaken, ein echtes Herrengeschlecht, ältere Aberlieferungen hatten. Walachische Berghirten und Berghorden, verarmte Bulgaren, die sich dem Islam angeschlossen hatten, sog. „Pomaken“ (Hilfsvölker), tatarische Aufgebote, umrahmten das eigentliche Heer des Großherren. Dies war das beste des damaligen Europas. Der „Chan-ül-Chanan“ (Herr der Herren), Sultan, Padschah und Khalif (Nachfolger des Propheten Gottes) war unbeschränkter Herr im Türkischen Reich - es gab keinen Reichstag wie im Deutschen Reich, keine wider-spentigen Fürsten, keinen Papst: die Vollgewalt im Staate war in der Hand des Sultans, und wenn er Gesetze schaffen wollte, die nach der Lehre seiner islamischen Geistlichkeit dem Koran widersprachen - nun, so befahl er, was nötig war, als „Kanûn“, als Kriegsbefehl, denn im „Dschihad fi sabil illah“, im „Heiligen Krieg auf den Pfaden Gottes“, gilt Kriegsbefehl über anderem Recht. Der Schweif des innerasiatischen Grunzochsen, der „Sandschak“, inzwischen zum „Rosschweif“ entwickelt und vom Großherren verliehen, gab höchste politische und militärische Befehlsgewalt im Bezirk (daher auch: Sandschak) dem „Oberführer“ (Basch-Uga, davon „Padscha“). Aus getauften Christenknaben herangewachsen, bildete die „Junge Garde“ (jeni-tscheri, daher „Janitscharen“) eine Elitetruppe, kenntlich an dem lang von der Stumpfmütze

herabhängenden Kolpak, der Nachahmung des Arms von Hadjschi Bektaschi, dem großen Mystiker und Derwisch, der diese Truppe einst gesegnet hatte. Die Artillerie, die „Toptsch“, bildete eine besonders gepflegte Waffengattung, während sie in den Heeren Europas noch von Büchsenmeistern verwaltet wurde, die zwischen ehrfürchtig angestaunten Zauberern und zünftigen Handwerkern standen. Dazu kamen die Spahis, die Besitzer der soldatischen kleinen Reiterlehen, zu Pferde, in leichtem Panzer oder Schuppenhemd mit Bogen, Säbel und Lanze, und die Timarli, Fußkrieger, die ihr Höfchen gegen Waffendienst hatten, die herrliche Reiterei der Spahi-Oglane, eine reiche Elitetruppe - und dann das Grauen der Grenzlande, die „Alindschi“, die windschnellen, halbregulären Reiter auf ihren flinken, verschnittenen Pferden mit Holzschild, langer Stoßlanze und Krumsäbel. Die Schnelligkeit, Disziplin, wilde Tapferkeit, aber auch unmensliche, quälende Grausamkeit machte die türkischen Heere gefürchtet wie Teufel - wer sich ihnen entgegenstellte, die Bewohner erobelter Ortschaften schlitzten, Gefangene mit der Drahtpeitsche zerfleischt und selbst losgekauften Gefangenen noch einen Säckel mitgab, mußte Nerven von Eisen haben. Dabei gab es kein Heer, das so in sich Ordnung hielt, wie die Türken in sener Zeit ihrer Großmacht - es kam kein Tropfen Alkohol ins Lager, schweigend wurden die Befehle mit Windschnelle ausgeführt - und den Grohherrn und den einfachsten Kriegsmann einte das Gefühl einer Schicksalsverbundenheit im Glaubenskampf - so unbedingt der Befehl des Grohherrn galt, dennoch trat jeden Freitag nach dem Gebet vor der Moschee ein weißbärtiger Janitschar brauchgemäß auf ihn zu und sprach: „Maghrullannah, Padiſchahim ſerden büyüt var Allah!“ - „Sei nicht stolz, Padiſchah - Gott ist größer als du!“

Wer sollte einem solchen Heer widerstehen? Nur einer - wer Haus und Hof, Weib und Kind zu schützen hatte -, ein ertümlischer Bauer und Wehrmann.

Und so entspann sich ein jahrhundertelanger Kampf zwischen der großartigsten Staatsgründung, die je aus der Herrenseele echten Nomadenkriegerturns entsprungen ist - und einigen tausend Bauern der „Grenze“.

Man sagt, daß man sie noch heute dort unten unter dem übrigen Volk herauskennen kann, die Nachfahren der alten „Granitscharen“, der „Grenzer“, an ihrem hohen Wuchs, an der Kühnheit des Blickes noch sehen kann, daß sie von der alten „Grenze“ stammen, wo ein Bursche erst geheiratet wurde, wenn er die drei Kerbe im Gewehrkolben hatte, wie die Überlieferung flüstert, zum Zeichen, daß er drei Türken das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Rupert von Schumacher hat die Geschichte dieser Grenze entwickelt. 1527, als Ungarn bei Mohács den Türken erliegen, wählt Kroatien Ferdinand I. zum König von Kroatien - da begann jene rührende und tragische Verbindung des Kaisers von Wien mit seinen getreuen Kroaten, die ein halbes Jahrtausend hielt, noch 1848, als alle den Kaiser verließen, sich bewährte, da allein die Kroaten unter Jellacic den Kaiser heraushauten und darauf prompt 1867 im Ausgleich gemäß dem historischen „Dank vom Hause Habsburg“ an die Magyaren verkauft wurden . . . .

1530 wird der Johann Kazianer Kommandant der kaiserlichen Grenztruppen gegen die Türken, ihm folgt der Baron Jurischitz, und er als erster siedelt serbische und kroatische Bauern unter ihren Häuptlingen, „Ustoken“, Flüchtlinge vor den türkischen Greueln, als Wehrbauern an. Es entwickelt sich die „Grenze“ im doppelten Kampf, gegen den Türk draußen und gegen den Bürokratismus des Binnenlandes,

der ihr militärisches Sonderwesen nicht anerkennen will. Sie kämpft den großen und kleinen Krieg gegen die Türken - Friede ist an ihr nie. Man muß bei Rupert von Schumacher diese düstere Ballade eines jahrhundertlangen Kampfes nachlesen. 1683 beginnt nach einem Jahrhundert furchtbarster Abwehr der Gegenstoß, Prinz Eugen, die türkische Macht geht nieder, die kaiserlichen Adler steigen hoch - da rückt auch die Grenze vor. Aber noch bleibt es ein schweres Ringen - die Grenze dehnt sich aus, erscheint nun auch im Banat, in Siebenbürgen, in den Flußschiff-Abteilungen der Tschalkisten auf der Donau - wie ein lebender Wall sperrt sie, beweglich und jederzeit bereit, zurückzuschlagen, die lange Südostgrenze Österreichs und Ungarns gegen „den wilden Türk“, der auch im 18. Jahrhundert noch nicht zahmer geworden war, und gegen die Seuchen, die von dort kamen, vor allem die schlimmste - die Pest!

Diese Grenzer wollten Soldaten sein - nie ließen sie sich in die „Bauerisierung“, d. h. in die Stellung von Fronbauern herabdrücken. Und doch waren sie im echten Sinne Bauern - ja, ihre Bodenverbundenheit war ihre unüberwindliche Stärke.

Ihr Grenzrecht war zum großen Teil Landrecht - von den „Militärgrenzrechten“ Jenkos und Corduas von 1754 bis zur Verkündung der „Grenzgesetze“ von 1807.

Wehrpflicht und Bodenbesitz gehörten an der Grenze zusammen, alle Grundstücke waren Militärlehen, „welche den Gränzeinwohnern frei zu genießen statt des Soldes dergestalt verliehen werden, daß sie davon nach ihren Kräften und den allerhöchsten Anordnungen Militärdienst in und außer Landes verrichten sollen“. Die Grenzpflicht haftete am Grundstück, „der Soldatenstand der Grenzer wurde nur nach seiner bäuerlichen Befähigung, der Bauernstand nach seiner militärischen Leistungsfähigkeit ausgewählt“. Wer nicht der Militärgerichtsbarkeit unterstand, konnte im Grenzbezirk kein Grundeigentum erwerben, Veräußerung eines Lehens war verboten, Testament ausgeschlossen und nur die gesetzliche Erbfolge zugelassen. Häufung von Lehnen in einer Hand war ausgeschlossen. Juden wurden nicht geduldet. Man hätte nun meinen können, daß die unablässigen Kämpfe gegen die Türken mit ihren ungeheueren Blutopfern zu einem Ausbluten der Grenze hätten führen müssen, die nur durch dauernde Zuwanderung und Ansiedlung neuer Militärkolonisten zu halten gewesen wäre - aber im Gegenteil! Die Bevölkerung, röm.-kath. Kroaten und orthodoxe Serben, wuchs, war von einem Reichtum an Kindern, vor allem Söhnen, der überraschend ist. 1802 standen in der ganzen „Konfin“ hinter den 217 165 Männern über 16 Jahre schon wieder 148 917 Knaben unter 16 Jahren.

Mit Recht hat hier Schumacher betont: „Die Stärke der Familie beim Grenzvolk hat ihre Ursache in der eigenartigen Familien- und Sippenverfassung der Südslawen - in der Einrichtung der sogenannten Jadruge oder Hauskommunion.“

Diese uralte Form des Landrechtes hatte die kaiserliche Militärverwaltung wohl ursprünglich bei diesen slawischen Bauern vorgefunden, zuerst wohl einfach bestehen lassen, dann in ihrer Wichtigkeit erkannt, so daß die Grenzverfassung von 1807 sie geradezu zur Grundlage des Grenzlandes machte. § 55 dieses Gesetzes selber sagte: „Damit die Wirtschaft der Gränzhäuser in Abwesenheit der Dienstmänner ununterbrochen fortbetrieben werden könne, ist das Zusammenleben einer größeren Anzahl von Menschen in dem nämlichen Hause, oder die Haus-Communion unumgänglich nötig.“

Der Kommentator von Mathias Stopfer betont dazu: „Dieses Communions-System ist der Grundpfeiler, auf welchem die Militärverfassung ruhet. Ohne dieses System wäre es nicht möglich, in einem Districte, welcher seiner Volkszahl nach in den deutsch-



erbländischen Provinzen lediglich zur Completierung von drei Regimentern hinreichen würde, siebzehn Regimenter ins Feld zu stellen."

Was war eine „Haus-Communio“? „Alle diejenigen, welche für beständig zu dem nämlichen Hause konfribiert sind, und alle Obligationen des Hauses ohne Lohn auf sich genommen haben, sie mögen nun von einer Familie im nämlichen Hause abstammen oder in dieses aufgenommen sein. Sie werden auch so lange als Mitglieder des Hauses angesehen, als sie nicht abgesondert oder zu einem anderen Hause konfribiert werden oder aus dem obligaten Gränzstand treten.“ Der älteste fähige Mann sollte die Ordnung im Hause als Hausvater übernehmen und die Wirtschaft führen, seine Ehefrau oder, „wenn diese nicht dazu geeignet ist, das älteste fähige Weib im Hause“, die „Aufsicht über die weiblichen Hausgenossen und die innere Hauswirtschaft“ führen.

Alle Mitglieder sollten gleichen Anteil an der Hauskommunion haben, der Hausvater aber Einkauf und Verkauf besorgen. Kein Hausgenosse hatte das Recht, für sich eine abgesonderte Wirtschaft zu betreiben oder einen Erwerbszweig zu ergreifen, der ihn von der Hausarbeit abhielt. Heimlicher oder böswilliger Austritt war verboten.

Diese Wirtschaft einer Großfamilie auf einem Hofe ist nicht etwa von der kaiserlichen Militärbehörde geschaffen worden. Sie ist von ihr nur insofern verbreitet, als sie sogar Angehörigen von Völkern, die diese Rechtsordnung nicht kannten, nämlich den vergleichsweise wenigen Deutschen und Rumänen, die „Grenzer“ waren, ebenfalls auferlegt wurde. Außerlich könnte man an die deutschrechtliche „Ganerbschaft“ denken, bei der, vor allem im süddeutschen Rittertum, die Erben eines Burgbesitzers die Burg nicht teilten, sondern zusammen auf der Burg sitzen blieben. Doch ist dieser Vergleich falsch - die Ganerben wirtschaften selbständig, jede Familie bewohnt „ihren“ Teil der Burg und führt getrennte Wirtschaft, die Zadrugare aber bilden eine Einheit des Erwerbes und des Lebens, „essen aus demselben Topf“ und unterstehen einem gemeinsamen Hausvater.

Es handelt sich hier vielmehr um eine uralte Rechtsform, die nichts anderes darstellt als die slawische Ausprägung des gleichen Rechtsgedankens, der im germanischen Odalshof und in der „familia“ der ältesten Römer vertreten war.

Der nordische Bauer der Jungsteinzeit hat offenbar die folgenden Rechtsätze, da sie sich bei allen indogermanischen Völkern mehr oder minder deutlich finden, entwickelt: Der Hof ist unteilbar und kann vom Blut nicht getrennt werden. Einer muß den Hof für die anderen leiten. Die Einheit des Blutes geht auf den gemeinsamen Stammvater zurück - die von ihm abstammen, „gehören“ zu einem Hof.

Bei den Römern finden wir nun, daß die Gens zwar noch gemeinsame Penaten verehrt, der älteste Römer nur deshalb Staatsbürger (quiritis) war, weil er zu einer „Curia“ (Gentil-Verband) gehörte - aber wir sehen dann, wie mit dem Aufstieg der Plebejer und der Verstärkung der Ackerbürgerfiedlung (Peralls Versuch, Rom als handwerkliche Schmiedegründung zu erklären, erscheint mir doch noch allzu kühn) die Gens immer weiter an Bedeutung abnimmt und schließlich nur noch kultische Bedeutung hat.

Bei den Germanen ist die der Gens entsprechende „Sippe“, die Gemeinschaft aller vom selben Ahn Abstammenden, noch in der Zeit der Berührung mit den Römern viel stärker: sie ist Kampfgenossenschaft im Kriege, Eidgenossenschaft, Blut-

rachegenossenschaft, und vom Staat, der in Wirklichkeit etwas anderes ist als das auf dem Zusammenschluß der Sippen (in Dithmarschen Klüften) beruhende Volk, erst im frühen Mittelalter wirklich überwunden.

Bei den alten Slawen, die ja auch überwiegend nordisch und Indogermanen sind, finden wir nun, daß noch in geschichtlicher Zeit die der germanischen Sippe entsprechende Organisation übermächtig war. Ausgegangen aus dem Schnurkeramikertum der Jungsteinzeit, zwischen Iranern im Osten, Illyrern, Balten und Germanen im Westen entsprach ihre Lebensform noch lange jungsteinzeitlichem nordischem Bauerntum. Hier war die Sippe, das „Bratstwo“ (Bruderschaft) derjenigen, die von einem gemeinsamen Vater abstammen, Kampfgemeinschaft, Eidgemeinschaft, wie bei den Germanen, aber auch Siedlungsgemeinschaft. „Ein Bratstwo bewohnte, je nach seiner Seelenzahl, ein oder mehrere Dörfer ausschließlich. Doch gab es auch solche Bratstvos, die nur aus einigen Häusern eines Dorfes gebildet waren. Es wußten die ein und dasselbe Dorf bewohnenden Mitglieder eines Bratstwo wohl, welchem Bratstwo sie angehörten, mochten auch in demselben mehrere solche vertreten sein . . .“ Diese so gestalteten Bratstvos erweiterten sich zu dem Pleme (Stamm, sprachlich verwandt mit dem röm. Flamen Dialis, dem altröm. Sippenpriester), welches aus zwei oder mehreren Bratstvos gebildet ist und das den Charakter einer großen Gemeinde hatte. Der Wehrbezirk dieser Pleme hieß Zupa. Das gewählte Oberhaupt dieser Zupa ist der Zupan, der wohl ursprünglich den Familienvater bedeutete (entspricht dem alt-pr. zupuni, d. h. Hausmutter. Wl. N. P. Alexieff „Ist die Zadruga-Hauskommunion eine juristische Person?“ Diss. Leipzig 1910.) Hier war also noch die Aberlieferung, daß nicht nur die Sippe (Bratstwo), sondern auch der Stamm (Pleme, russ. plemja) auf einen gemeinsamen Ahn zurückging, lebendig. Die Dörfer sind durchgehend Sippendörfer (daher die Namensendungen auf ow, owo, hzw, wice, wiza, wiz, die alle entsprechend dem germanischen ing, ingen, die Abstammung von einem gemeinsamen Ahn bezeichnen). Sowohl die Pleme hatte gemeinsamen Landbesitz, gemeinsame Wiese (musa) und Allmende - Wald (dubrawa), die der Zupan verwaltete -, woraus später die Besitzungen des Kriegsadels etwa bei den Wendenstämmen entstanden, als die Zupane sich über die anderen Stammesgenossen erhoben hatten; auch jedes Bratstwo hatte solche Dorfallmenden, gemeinsame Weiden für das Vieh, gemeinsame Waldnutzung, Felderei, das den Slawen so liebe Fischereirecht. In der Wirtschaft des einzelnen „Herdfuerbestizers“ („Ognischtschanin“) spielten diese Dinge offenbar eine größere Rolle noch zu Beginn des europäischen Mittelalters als bei den Germanen der Römerzeit, deren stärker entwickelter Ackerbau zu einer stärkeren Differenzierung der einzelnen Familienwirtschaften geführt hatte.

Diese großen Bratstvos haben sich früh untergeteilt, bis sie ganz verschwunden sind - und das Ergebnis dieses Prozesses sind die „Zadruga“ (deutsch etwa „Gefreundete“ [drug = Freund], „Magschaften“).

Ist der Hausherr gewissermaßen monarchischer Herrscher im Hause, neben dem aber mit geachtetem Recht die Hausmutter stand, wurde der Vorsteher des Bratstwo offenbar früh gewählt, so „haben die Ognischtschanin- und Bratstwo-Gemeinschaften jede von ihrer Seite grundlegende Elemente für die Bildung der Zadruga gegeben“. (Alexieff a. a. O.) An der Spitze der Zadruga steht bei Serben und Bulgaren der

Domacin (von dom = Haus), glavar (glava = Haupt), starjesina (Alter), der heute aus dem Kreise der stimmberechtigten Mitglieder frei gewählt wird. „Ehedem war immer der älteste des Hauses Hausvater“ (A. Mayer: Die bäuerliche Hauskommunion in den Königreichen Kroatien und Slavonien, Diss.). „Jede Hauskommunion hat sozusagen einen historischen Namen. Dem Hausvater obliegt ganz besonders die Pflicht, das Ansehen und die Ehre der Hauskommunion, auf die viel geachtet wird, überall zu vertreten, gegen Angriffe zu verteidigen und den Vorteil der Hauskommunion bei jeder Gelegenheit zu wahren“ (Mayer a. a. O.). Er nimmt beim Essen den Ehrenplatz ein und teilt die Speisen aus, er vertritt die Zadruga nach außen, entscheidet innere Streitigkeiten, leitet die Arbeit, bezahlt die Steuern aus der Hauskasse und verwaltet das gemeinsame Vermögen. In allen Sachen, die Belastung, Veräußerung, Eintausch von Grund und Boden betreffen, muß er die Gesamtheit der Mitglieder befragen und kann ohne ihre Zustimmung nicht handeln. Sein Amt war so wohl nie leicht, aber auch gesegnet. „Blago kuci, koja ima dobra i pametna domacina“ (Wohl dem Hause, das einen guten und verständigen Hausvater hat), sagt das serbische Volk noch heute. Neben ihm steht die Hausmutter, leitet die Innenwirtschaft, kocht mit Hilfe der reihum dieses Amt versehenden weiblichen Mitglieder für alle Familien der Söhne, Schwäger und Blutsvettern, die mit Frau und Kind diese große Arbeits- und Lebensgemeinschaft des Sippenhofes bilden. Es gibt Zadruga mit bis zu 50 Mitgliedern, doch ist eine so hohe Zahl immer selten gewesen. Man sieht aber noch heute in Bulgarien und Serbien gern, wenn die Zadruga viele Mitglieder hat, desto eher ist die Arbeit zu beschaffen. Man drängt den jungen Mann, möglichst bald zu heiraten. Bei den Mädchen hatte der serbische Zadrugar früher den biologisch ausgezeichneten Brauch entwickelt, daß die Mitgift jedes Mädchens in Hausgerät, Bettzeug und sonstiger Aussteuer völlig gleich war, so wurde sie mehr nach dem Gesichtspunkt der Schönheit und der Arbeitstüchtigkeit geheiratet. Mayer weist darauf hin, daß in Kroatien und Slavonien die Trauungsziffer höher als in der ganzen übrigen k. u. k. Monarchie gewesen sei.“ Die Ursache dieser Erscheinung ist auch hauptsächlich im Kommunionaleben zu suchen, an welchem vor kurzem der größte Teil der bäuerlichen Bevölkerung teilgenommen hat. Die Hauskommunion gewinnt mit den neueintretenden Mitgliedern neue Arbeitskräfte, und deren eigenes Interesse erheischte, so wie es vom Volke aufgefaßt wurde, eine möglichst rasche Verheiratung aller heiratsfähigen Männer, da bereits eine Grundlage für die Haltung einer Familie bestand. So erklärt sich auch die starke Bevölkerungsvermehrung der „Grenzer“.

Kein Zweifel, eine solche Zadruga, ein echter Sippenhof, stellt eine uralt-ehrwürdige Einrichtung dar, und wer einen alten bäuerlichen Hausvater mit seiner Domacina etwa den „Badnjač“, den Julklog, zu Weihnachten auf dem Herde, dem ältesten Altar jedes seßhaften Bauern, zu Weihnachten entzündet und Brot und Wein spenden sieht, der könnte wenig Unterschied von einem Hausvater urarischer Frühzeit finden. Die Zadruga ist der Quell des Volksbrauches, des Volksliedes und Tanzes, der heimischen Balladen, die im serbischen, kroatischen und bulgarischen Stamm das Geschichtsbewußtsein wachgehalten haben, auch einer sehr ernstern Volksittlichkeit. „Der Bauer, der mit 25 Jahren noch nicht verheiratet ist, wird verachtet“ (Mayer). „Ein Mädchen,

das in der Zupa sich verführen ließ, wurde von den Angehörigen getötet, und auch der Verführer verfiel blutiger Rache", sagt Mayer für die alte Zeit, was aber etwa für Montenegro noch zu Beginn dieses Jahrhunderts galt. „Ehescheidungen sind im Volk kaum dem Namen nach bekannt" (Mayer).

Es ist so verständlich, daß die Zadruga in der serbischen, kroatischen und bulgarischen Literatur gelegentlich idealisiert wurde, man ihre Schattenseiten - inneren Streit, Enge, Hemmung des persönlichen Erwerbssinnes, starren Traditionalismus - gelegentlich nicht sah; in Wirklichkeit hat die Liberalisierung der letzten 50 bis 60 Jahre auf dem Balkan auch diesem altehrwürdigen Gedanken des dortigen Sippenhofes viel seelischen Boden weggezogen. Ein erschütterndes Beispiel dafür gibt Alexieff (a. a. O. S. 24, Ann. 116): „Die Zadruga ‚Klimowtzi‘, nach dem Stammvater Klime genannt, bestand 1904 - als wir in Westmazedonien reisten - aus 50 Mitgliedern. Der Domakın Klime, welcher in seinem 118. Lebensjahre stand, hatte die Hausvaterstelle, wegen seines Alters, seinem ältesten Sohn übertragen. Nach den Erzählungen dieses ehrwürdigen Patriarchen, welcher alle Kriege der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mitgemacht hatte, bestand das ganze Dorf Lasani vor 70 Jahren nur aus einer ‚großen Zadruga‘ (also Bratstwo), aus drei Hauptfamilien." „Leider", sprach der Domakın Klime, „wollten meine älteren Brüder nicht mehr in Zadruga bleiben, und wir haben uns getrennt. Nach der Teilung, welche so große Schwierigkeiten geboten hatte, hat unser Dorf mehrere Zadruga." - Auf solche Teilungen großer Zadruga ist dann oft die Auflösung innerlich durch Streit zerlegter Zadruga gefolgt, die moderne Geldwirtschaft hat das ehrwürdige Institut weitgehend angenagt, und Perioden, wo die Gesetzgebung die Zadruga mehr, solche, wo sie diese weniger begünstigte, haben auch in der Gesetzgebung Bulgariens, des alten Österreich-Ungarns und Serbiens gewechselt.

Fragt man sich nun, warum bei der langsamen Auflösung der Bratstwo-Einheiten nicht gleich - wie es doch bei den Germanen nach dem Verfall der Sippeneinheit war - auch bei den Balkanlawen die völlige Verinselndung jeder Bauernfamilie folgte, so wird man der etwa im vorigen Jahrhundert gern betonten Begründung wohl mißtrauisch gegenüberstehen dürfen, daß den Slawen anlagemäßig eine größere Neigung zum Sippenmäßigen Denken als den Germanen eigen gewesen sei. Einleuchtender ist wohl der Grund, daß dieselben Ursachen, die das Bratstwo als Wirtschaftseinheit so lange erhielten, nämlich die hohe Bedeutung des allmendeartig genutzten Gemeinschaftsbesitzes gegenüber dem Privatbesitz bei den einfachen balkanischen Wirtschaftsformen auch im vorigen Jahrhundert noch fortbestand. Dann war auch das Gefühl für Blutsgemeinschaft und Abstammungseinheit sehr lebendig, große Züge der Ahnenverehrung waren und sind noch heute nicht erloschen, die orthodoxen Kirchen haben nicht wie oft die römische Kirche bei der Germanenmission das Gefühl der Sippen- und Blutsseinheit bekämpft, sondern es geduldet und gesegnet. Die Germanen wurden „zum Kreuz gebrochen" mit einem Wort der Sagas, jeder auf und in die persönliche Verantwortung vor Gott gestellt, Christianisierung war bei ihnen Individualisierung - die Balkanlawen serbisierten und bulgarisierten sich ihre Kirche, und selbst die römisch-katholischen Kroaten setzten als einziges Volk Europas durch, daß die Messe bei ihnen kroatisch gelesen wird. Die orthodoxe Kirche hat Volkstum nicht zerbrochen, sie war anspruchsloser vor Gott und auch vor der natürlichen Ordnung der Menschen, mit ihren verheirateten Popen im Dorf herznah zu bäuer-

lichem Empfinden und in der Zeit der Türkenherrschaft etwa im Serbenvolk Kern des völkischen Bewußtseins. Und sie hat nie, wie die römische Kirche, gefordert, daß ihr beim Ableben eines Bauern ein Sohnesanteil vermacht würde und so zur Zersplitterung der Höfe und zur Entwicklung des „Privateigentums“ getrieben. Vor allem aber - der Balkan und die furchtbare Randzone des Kampfes gegen die Türken war „blutiges Land“. Der einzelne ging zugrunde, es hielt sich nur die Sippe, die, wie in der Urzeit, Blut um Blut vergalt, die fest zusammenwohnte, die so wirtschaftete, daß ruhig ein Teil der Männer auf Kriegsfahrt als „Haidamak“ oder Grenzer fort sein konnte, und doch die anspruchslose Hofwirtschaft nicht verfiel, der Hof verteidigt und das Geschlecht durch Frühehe fortgepflanzt wurde.

Gegenüber Schwärmerischer Idealisierung dieser an sich sehr interessanten und durch ihre Wurzel in der allgemein nordischen Vergangenheit auch über den Rahmen der slawischen Völker hinaus rechtsgeschichtlich Aufmerksamkeit erweckenden Zadruga muß man allerdings feststellen, daß sie zeitlich und national begrenzt ist.

Eine höher entwickelte Landwirtschaft läßt sich bei ihr kaum treiben, weil das Element des persönlichen Gewinnstrebens fehlt, auch sie meist mit Menschen „übersetzt“ ist - also in modernen Friedenszeiten eine kaum verkleinerte ländliche Arbeitslosigkeit verbirgt. Sie war darauf aufgebaut, daß stets ein Teil der Männer im Kriege abwesend sein konnte - sind sie nun dauernd da, so stehen sie sich im Wege, weil sehr oft nicht genug Arbeit für sie auf der Zadruga ist. Die Arbeitskraft wird nur zum Teil ausgenutzt.

Sie ist auch eine kennzeichnend slawische Ausprägung urnordischer Rechtsvorstellungen - ihr vergleichbare Formen finden sich bei Italikern, Kelten oder Germanen nicht. Sie lagen diesen wohl nicht; auch wo etwa germanisches Bauerntum den Sippengedanken bis in das hohe Mittelalter festhielt wie die Dithmarscher in ihren „Klütten“, finden wir doch nirgends Formen der Hauskommunion. Mit einem Kollektiv hat sie gar nichts zu tun - sie ist ein Familieneigentum und beruht auf der Blutsgemeinschaft, die beide das Kollektiv bekämpft. So bleibt sie kennzeichnend für das Kriegerbauerntum der Balkanlawen - unübertragbar auf andere Völker. Die Serben, Kroaten und Bulgaren aber haben mit diesem uralten Rechtsinstitut einmal, in der Niederkämpfung des Türkischen Reiches, und die ersteren beiden in der Militärgrenze, dort unter deutscher Leitung, ein Stück Weltpolitik gemacht - bis später mit ruhigeren Zeiten auf dem Balkan der alte kriegerrische Sippenhof, die „Zadruga“ langsam verblüht und zu einem Gegenstand der Volkskunde wird, die ja gern absterbende altväterliche Lebensformen in ihr Herbarium preßt.

---

Literatur: W. N. Alexieff: „Ist die Zadruga-Hauskommunion eine juristische Person?“ Diss. Leipzig 1910 / Bogišić: Collection consuetudinum iuris apud Slavos meridionales et etiam nunc vigentes (1874) / Cuculic: Studie über das Hauskommuniongesetz (Monatshefte des Jurist. Vereins 1883) / Dopsch: Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenlawen / Krauß: Sitte und Brauch der Südslawen, 1885 / Mayer, Arthur: Die bäuerliche Hauskommunion (Zadruga), Diss. Heidelberg 1910 / Marković, M.: Die serbische Hauskommunion, Leipzig 1903 / Milicević: Die Hauskommunion auf dem Lande, 1898 / Utjesenović: Die Hauskommunion der Südslawen, 1859 / Radulowitsch: Die Hauskommunion, Diss. Heidelberg 1891 / Bobcew: Aber die Hauskommunion in Bulgarien, Sofia 1907.

## Ernte des Volkes

„Erntezeit, Hohe Zeit“, sagt ein altes Bauernsprichwort. Das deutsche Volk hat in den vergangenen Jahren eine Saatzeit der Seele durchlebt. Wie die Ackerfelle die Pflugfurchen braucht, um aufgerissen und vorbereitet zu werden, so haben wir Deutschen die Kampfzeit gebraucht. In der Kampfzeit haben wir einen Säemann gefunden, der unsere Seele wie ein in Dornen und Disteln ersticktes Ackerfeld mit wissender Hand umbrach und die Saat des Nationalsozialismus einstreute. Stück um Stück hat er Ödland umgewandelt in blühende Flur. Die Ernte reift und ruft nach geübten Helfern, die den Segen bergen.

Blicken wir zurück auf die Kampfzeit, so erkennen wir, daß von dort Ströme der Erneuerung in unser Volksleben einbrachen. Die erste Stufe jeder Erneuerung aber ist das Erwachen des Opferwillens in seiner umfassenden Tiefe. Durch ihn werden die zuunterst ruhenden schöpferischen Kräfte geweckt. Der Glaube an diese schöpferischen Kräfte in unserem deutschen Volk gab dem Führer die Kraft, den Ringkampf um dieses Volkes Seele aufzunehmen. Bei ihm mündete damit aber auch aller Erneuerungswille der bewußt um Edles ringenden Volksteile ein. Seine Erscheinung zog alles, das strahlte, an. Weil das Licht, das von ihm ausging, anzog und zu gemeinsamem Schein entflammte, das allein nur einen schwachen Schein ausströmen konnte, sammelte sich die gute Kraft um ihn. Wie viele Rinnsale einen Wasserlauf bilden, so ergibt erst ihr Zusammenfließen den majestätisch dahinströmenden Strom, der den Meeren zufließt.

Der Kampf des Nationalsozialismus prägte eine Weltanschauung von so ungeheurer Stärke, daß wir längst erfaßt haben, daß eine reinigende Kraft den einzelnen erreicht und durchdringt. Alles, was blutrein blieb trotz der Jahrzehnte der Entartung, bewahrte Kräfte für den Neuaufbau. Zwar verfielen viele einem Mangel an Klarheit über die unausweichlichen Folgen der Mißachtung des göttlichen Blutgesetzes der reinen Zucht, der Arterhaltung. Aber sie vermochten doch, wachgerüttelt, vermittelt der Stimme des Gewissens jene gleichartig klingende Stimme aus der Brust Adolf Hitlers zu verstehen. Denn die Stimme des Gewissens setzte der Führer in Schwingung, jene Stimme, die nur der behalten darf nach ewigem Ratschluß, der sein Blut von den Vätern und Müttern her rein bewahrt hat. Der Baum der Erkenntnis wächst oder stirbt nur in uns selber. Ob wir seine Früchte schmecken, liegt nur bei uns. Denn zu höchster Verantwortung vor seinem Blut ist der ahnenverbundene Mensch geboren. Zerstört er in seinen Nachkommen den überkommenen

Strom edlen Blutes, so versündigt er sich an Ahnen und Enkeln. Allein das Blut bildet die Voraussetzung höchster Leistung des Leibes, des Geistes und der Seele, jener Dreifaltigkeit, welche wir als höchstes Erkenntnisgut unserer irdischen Erscheinung besitzen.

Halb ahnend, halb wissend um diese höchsten Werte, fanden viele den Weg zu Adolf Hitler. Sie fühlten sich aufgerufen, selber Säeleute zu werden. Sie warteten nicht ab wie die Lauen und Halbmenschen, welche erst dann sich miteinzureihen pflegen, wenn der Erfolg der Kämpfe bereits unzweifelhaft geworden ist. Sie mehrten den Chor der Streiter, der Befolgsmannen. Getreu bis in den Tod, gaben viele von ihnen Gesundheit und Leben, damit Deutschland auferstehen sollte. Sie schufen den Grund, auf den der Führer treten konnte. Auf ihm konnte er aufbauen, fester als auf Stein und Eisen. Sie schmiedeten aus ihrem unsichtbaren Reich heraus das Schwert, das der Führer in seine Hände nehmen konnte, um die Wahrheit unter die Völker zu tragen. Es gibt nur eine Wahrheit, jenes Urwissen vom Wert der Reinblütigkeit als Trägerin aller Leistung in der Welt. Der Aufruf, sich des Blutes zu besinnen, diese frohe Botschaft, trägt heute der deutsche Soldat auf der Spitze seines Schwertes, da er unter dem Führer antrat, das Untermenschentum unter der Knute Alljudas zu zerschmettern, hekatombengleich zu vernichten und seinen Einbruch von Europa abzuwehren.

Blutbewußte Völker aber werden sich besinnen auf die art eigene Kraft. Sie werden auf die Gestalt des Heerführers der Deutschen blicken lernen und ihre Volksaufgabe lösen lernen im Sinne und nach dem glorreichen Vorbild dieses Mannes, der seine Ernte einbringt in die Scheunen Europas als ein Großer der Weltgeschichte. Einst begann er als ein von der Liebe zu seinen Deutschen Besessener, jetzt enthüllt er sich als der, der beginnt, sich der anderen anzunehmen, weil seine Mission weltumspannend ist. Der Blutgedanke, welchen Adolf Hitler in die Hohe Politik hineintrug, den er zum geistigen Eigentum der deutschen Jugend machte, wird zu einem Heil der Menschheit werden. In seinem Licht vermögen alle artreinen Völker das echte Glück der Menschheit wiederzufinden.

Unsere Wehrmacht bringt täglich heldische Deutsche aus der großen Masse der marschierenden Divisionen hervor. Heldische Deutsche sind es, welche, den Wert der Persönlichkeit begreifend, verantwortungsbewußt, hohen Mutes, abwägend in der Sekundenschnelle, der Furcht so fern, dem Tod so nah, das ewige deutsche Wunder vollbringen, sich selbst aufzugeben für die Gemeinschaft. Welch hohe Ernte des deutschen Sozialismus sehen wir in den Scheunenraum des geistigen Deutschlands eingebracht!

Schon sehen wir die Fernwirkung! Die besten, die klarsten, die tatbefähigsten der blutsverwandten Völker, aber auch der für das eigene Blut klarsiehenden Völker Europas, eilen zu den Fahnen. Sie überschreiten die Grenze ihrer Länder zu einem Bekenntniszuge ohnegleichen. Dem Führer der Deutschen wollen sie die Treue schwören, um Leib und Leben für die Unsterblichkeit der Persönlichkeit, des tat-

bereiten europäischen Menschen, der die Kulturgüter der Menschheit überhaupt zu wahren hat, einzusetzen. Denn diese wollen auch ihren Tribut opfern für die Errettung der Menschheit.

Höchste Blüte der Persönlichkeit, edles höchstes Mannestum erwächst neu. Es ist nur nachweisbar in den Bildern der Antike, in den Schlachten des Weltkrieges. Sah einst die Enge der Thermopylen griechisches Heldentum, so sah diese historische Stätte den Muskettier Adolf Hitlers im Vollbewußtsein seiner Mission, Träger des Volksgedankens gegen angelfächsisch-jüdischen Kapitalismus zu sein, den niederzubrechen es galt, wenn ein neues Europa Wahrheit werden sollte. Der im Weltkrieg vor Langermarsch das Deutschlandlied unter dem Brausen der Schlacht erklingen hörte, er schuf das Heldentum auf der Grundlage der Weltanschauung, das unsere Fallschirmsäger nach Kreta führte und sie befähigte, trotz übermenschlicher Anforderung den Sieg an die Hafentruzfahne zu heften! Nie sah die Kriegesgeschichte der Erde größeren Tatenerfolg!

Sah der Führer den Männern des Volkes Aufgabe um Aufgabe, so stellte er die Frauen des Volkes gleichermaßen als Hüterinnen des anerkannten deutschen Sozialismus vor die Probe der Zeit. Er fand kein schwaches Geschlecht; nie konnte ein echtes Weib den Held im Manne wachsen und wiedergeboren sehen, ohne nicht selbst entzündet zu werden zu gleicher Tatbereitschaft, zu höchstem Opfer! Trägerin des Blutes, das der Mann auszog, kämpfend zu schützen, wurde sie zur bewußten Hüterin des Blutes. Mit Mutterkraft neues Leben zu gebären, zu schenken, zu hegen, war sie bereit, die Lücken in den Reihen des Volkes, die der Kampf reißt, aufzufüllen. Dazu aber wuchs ihr die Kraft, einsatzbereit den Mann zu ersetzen bei den Werken der Heimat. An der Drehbank und auf dem Acker wirkt sie für Heimat und Heer. Granaten und Brot, Tod und Leben fügt, formt, sät und erntet sie als Nahrung der Waffen und des Kriegers.

Aber damit beginnt erst ihre Mission. Viel höher liegt die Forderung der Zeit. Sahst ihr nicht weit drüben an der Front über dem Angriff der Kompanie Schimmer und Schein? Licht brennt in der Heimat Tag und Nacht in den stillgewordenen Stuben, da deutsche Mütter, Bräute, Schwestern warten auf die Heimkehr der Siegerinnen. Licht brennt als ein Licht der Hoffnung! Licht brennt als Flamme der Treue zum Manne, zum Sohne, zum Bruder, zum Bräutigam und zum Freund. Braucht nicht der Mann diesen Schein auf seinem Wege an Tagen des Grauens, des Sterbens ringsumher? Ist nicht der Weg so weit von Deutschland über Ströme und Hügel, über die russischen Weiten bis hin zur Front, bis zur Feldwache da vorn? Ja, der Weg ist weit! Aber weiter reicht die Kraft der Liebe, der Treue, jene tragende Kraft des deutschen Frauenherzens, das einst vor Jahren am Anbeginn des lastenreichen Weges unseres Führers auch stand und gläubig auf die junge Bewegung sah und in der Verbotzeit glaubte, ohne zu sehen! Ein Glaube erfaßte dieses Herz, der einfach aus der deutschen Treue geboren war, die nicht zweifelt, wenn es um Leben oder Tod einer Idee geht, welche das Schicksal der Kommenden bestimmt.



Denn um dieser Kommenden willen schuf die Vorsehung das Muttertum der Frau, ihr Wissen um das Zukünftige, dem sie verbunden ward aus Gottes Rat. Nicht umsonst schreitet in Tagen der Not auf fast sagenhaften Füßen Veleða durch Germaniens Gauen, Rat und Weistum spendend nach der Mütter Art. Deutsches Wesen lebt noch von diesem stummgewordenen Weistum der Frauen Germaniens. In allen Kriegen, in schweren Zeiten bricht es auf und schafft Gegenkräfte gegen den inneren Feind, gegen Kleinmut und die allzuschwer drückende Last der Trennung, wird zur Wagenburg des Glaubens an den Sieg und an die deutsche Sendung in der Welt.

Heimkehr! Einmal wird dieser Tag anbrechen für unser sieggekröntes Heer! Aber nicht alle werden wiederkehren. Der Tod hielt Ernte! Deutsche Jugend starb den Heldentod. Im Fallen war sie bewußt bereit, Deutschland, der Heimat, Leib und Leben zu opfern, getreu dem Fahnenelde, den der junge Rekrut des deutschen Heeres Adolf Hitler schwor.

Doch hielt der Tod Ernte, so bleibt der Heimat, den Lieben daheim, das eine: Nicht umsonst, nicht sinnlos, sondern in höchster Verklärung sinnvoll ist dieses junge Leben ausgehaucht worden. Höchstes Heldentum ist Wahrheit geworden zu ewigem Ruhm der Sippe, der Heimat, Deutschlands. Mütter stehen stolz aufrechten Hauptes. Frauen, Bräute und Schwestern tragen ein Herz voll ewig brennender Liebe durch ihr Leben. Denn Deutschland wurde ja reicher an heldischen Kräften, die nicht verlorengehen, wenn ein würdiges Geschlecht aufwächst und Erbe der Verblichenen wird. Denn diese zogen früh ein in Walhall. Ihre Bahn ist weiter von Licht umleuchtet. Ist auch manch deutschen Mädchens Herz im Schmerz des Entlassens gramersfüllt, es bleibt ihm doch hoher Anteil am Heldentum des Liebsten! Schäumend voll Lebensdurst zog er aus in edlem Drang, Deutschland zu dienen! Fast knabenhaft noch suchte er die Liebste, die Keisere, bei der er seligen Austausch fand für das Brausen des Herzens, des Blutes. Holder Liebesfrühling deutscher Jugend, wie bist du so schön, noch über dem Grab da draußen, sehn wir dein Weh'n!

Reicher wird ein Volk nach solchem Opfergang. Denn Sänger und Dichter folgen einst den Feldherren, die den Acker bereiteten für die Saat der Erneuerung, ohne die ein Volk nicht den Wert der höchsten Güter des Lebens kennenlernt. Sänger und Dichter, Maler und Bildner werden aufstehen, wenn der Widerschein der Kriegsfackel ihre Seele hell macht, ihren Geist entzündet. Sie werden singen und sagen vom Ruhm des deutschen Frontsoldaten, vom Sterben und Siegen, vom guten Kameraden.

Die deutsche Jungmannschaft wird weitermarschieren hinein in das Friedensreich Adolf Hitlers. Wie ein Baumeister, den Gott begnadete, wird er es aufbauen. Sein Geist wird Sorge tragen, daß sich dieses Reich wölbe als ein Dom des Gedankens über den Grabstätten der Gefallenen aller Zeiten in unserem uralten deutsch-germanischen Raum, in dem wir nun wieder uns anschicken, Platz zu ergreifen; denn die Landnahme ist angebrochen! Das alte Totenlied wird neugeformt erklingen: „Gebt Raum, Ihr Völker, unserem Schritt!“ Es klingt mit im Liede der Schlachten, wenn der deutsche Musketier marschiert, um mit dem Schwerte in der Hand Lebensraum für den nachfolgenden Pflug des deutschen Bauern zu schaffen. Denn „Land,



Jubel in Bessarabien





In Litauen



Digitized by Google

In der Ukraine

Land, Land" braucht das deutsche Volk, das aufwärts strebt. Die Saat des Todes wandelt sich in Brot und Speise.

Hart lastet die Not der Zeit über unserem Geschlecht, das zweimal in seinem Leben den Tag des Ausbruchs seines Heeres zum Kampf gegen die Nider und Feinde Deutschlands erleben mußte. Nun aber wissen wir, daß uns ein Führer erstand, der heimkehrt, wenn er sein Ziel erreicht hat. Sein Ziel ist hoch gesteckt. Er wird dem deutschen Volke den Platz im Rat der Völker sichern, der ihm als kämpfende Vorhut Europas gebührt. Leidgeprüft, ist unser Volk nun mündig geworden; sobald es sich auf sich selbst besann, hat es Großes für die Menschheit vollbracht. Dieses Bestimmen wird nicht wieder aufhören. Nie wird der Fall der deutschen Seele sich wiederholen. Zu furchtbar war das Erwachen, zu grausam der Kampf um den Aufstieg, zu bitter die Opfer! Aberstrahlt aber ist diese Hohe Zeit der Ernte unseres Volkes durch die Gestalt des Mannes, der die größten Sorgen um uns alle trägt. Denn er fühlt mit dem Musketier da vorn an der vordersten Front als der Meldegänger des Weltkrieges wie ein leiblicher Vater mit seinem Sohn. Alle Sorgen, die uns bedrücken, fühlt er mit uns. Er weiß, obgleich er die Last der Verantwortung vor der Geschichte trägt, um unser kleines Leben, um das Leid der Mutter, die den Sohn gab, der Frau, die den Satten opferte. Er kennt die Tränen der Mädel und Buben, die den Vater, den Bruder früh missen müssen. Denn er kennt ja vor allem das eine: die Sorge um sein deutsches Volk. Ein ganzes Volksschicksal ist seinem Geiste anvertraut. Die gewaltige Zeitwende ist von seinem Atem angefüllt. Es ist, als ob seine Begnadung ausstrahlt auf ein ganzes Volk! Dem Eisernen Kreuz von 1813 bis 1914 hat er das gleiche Kreuz von 1939 hinzugefügt, Ritterkreuz, Eichenlaub, Schwert und Brillanten warten der Tapferen im Heere des Führers. Aus der Saat des Blutes erheben sich Helden, bald schmückt Brust und Hals das alte Zeichen des Freiheitskämpfers.

Adolf Hitler trägt dieses Zeichen als Soldat des Weltkrieges an seinem schlichten Rock. Er weiß, wie schwer es errungen wird. Sein ganzer Weg war ein Weg des Ringens. Nacht und Not hat er gekostet gleich dem Kämpfer an der Front. Er hat gewußt, daß der Weg zur Freiheit unendliche Willenskraft erfordert. Tief hat er in den Kelch der Not geblickt! Nah waren ihm, dem Kämpfer, die Hände der Ewigen! Kein wahrhaft Großer des Erdenrunds wird von der Vorsehung freigesprochen, Last zu tragen für sein Volk. Unser Führer hat sich kämpfend in diese Welt gestellt. In Nacht und Not, die auch den Begnadeten umgibt, fand er sicheren Grund! Denn jene Kraft, welche er selber als eine Kraft der Ewigen einst suchte und fand, hat er benannt und der Nachwelt geschenkt, als er auf der Feste schrieb:

„Wenn Menschenherzen brechen und Menschenseelen verzweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit die großen Aberwinder von Not und Sorge, von Schmach und Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwang auf sie hernieder und reichen den verzagenden Sterblichen ihre ewigen Händel!

Wehe dem Volk, das sich schämt, sie zu erfassen!"

Nein, mich schaudert es nicht, wenn der Herbst durch die Lande schreitet –  
Ist denn Ernte Vergehen? Ist sie nicht ewiges Leben,  
Ewigen Lebens gottgewollte Geburt?  
Stunde der Mütter bist Du, Herbst, Du Hüter der Frucht.  
Menschen sprechen vom Sterben, weil Du vollendest das Werk,  
Flechten in Kränze der Trauer Dein sich färbendes Laub,  
Und sie spenden das Opfer trauernd den Gräbern der Toten.  
Warum weinst Du an Gräbern, o Mensch? Lebt nicht, was vor dir gewesen,  
Lebt nicht im Blut Deiner Kinder ewig geheiligtes Sein?  
Tod ist die Stunde der Ernte . . . Hebe zum Himmel die Fackel  
Deines unbändigen Glaubens ans keimende Erbe der Ahnen  
Und entflamme an ihr die Seele der ahnenden Enkel,  
Daß sie dem Ewigen dienen, sie, die das Ewige tragen.

Herbst, Du segnender Gott, der den kreisenden Kreis Du vollendest,  
Den nach den Nächten des Schlafes leuchtend der Frühling begonnen,  
Weihe die goldene Saat, daß sie rein sich erhalte,  
Daß sie im Sommer des Lichts reife zur herrlichen Frucht.



**Erntezeit und junge Liebe**

**Nach dem Gemälde von Alfred Bernett**

**(Beilage zu Oda)**



## Kirwe

## Geschichte und Wesen eines Dorf- und Sippenfestes

Viele Namen hat der alte, in allen deutschen Gauen bekannte und geschätzte Bauern- tag: „Kerwa“, „Körb“ (fränkisch), „Kirta“ (bayrisch), „Kirchtag“ (ostmärkisch), „Kerwe“ (sudetendeutsch), „Kilbe“, „Kirb“ (schwäbisch), „Meßti“ (badisch und elsässisch), „Kirmes“, „Kermesse“, „Kirms“ (nieder- und ostdeutsch), „Kerb“ (hessisch). Wenn man diese vielen Bezeichnungen oberflächlich ansieht, könnte die Einheit, die tatsächlich hinter allen steht, in Frage gestellt werden. Die beliebteste und gewiß auch leichteste Erklärung und Begründung dieser festlichen Tage war in der Vergangenheit die, sie auf die Einweihung einer Kirche, auf die Kirchw ei h e, zurückzuführen. Mit dieser Feier, so sagte und schrieb man, hätten sich im Laufe der Zeit „weltliche“ Gedanken und Erscheinungen vermischt, ja, man gestand dann und wann, daß vielerorts dieses einst „nur“ zur Erinnerung an die Einweihung der Dorfkirche gefeierte Fest überwiegend ein weltliches geworden wäre und den kirchlichen Würdenträgern manches Kopfzerbrechen bereite. Daß diese Ausdeutung der Kirwe, wie wir heute sagen, auf ziemlich wackligen Beinen stand, trat durch die Tatsachen, die auf das Wesen des Festes eindeutig hinweisen, immer klarer zutage. Schält man nämlich die an sich dürftige christliche Schale ab, dann findet sich dort ein Kern, der ein einwandfreies Zeugnis für das urdeutsche Gesicht des Festes abgibt. Daß es schon lange vor der Christianisierung - wenn vielleicht auch in etwas anderen Formen, so doch mit gleichem Inhalt - in den germanischen Stämmen lebendig war, ist heute sicher. Ein Beweis hierfür, der zugleich ein Fingerzeig für weitere ist, sind die Missionsanweisungen Gregors des Großen aus dem Jahre 601 (vgl. den Brief vom 16. Juni 601 desselben an den Abt Mellitus in Franken, der Richtlinien für die Bekehrung der Angelfachsen gibt), die die Einbeziehung des „althheidnischen“ Ochsenopfers in die Kirchw ei h e f e s t e v o r s c h r e i b e n. Interessant ist in diesem Zusammenhang und für Ort und Zeit der früheren Kirwe im besonderen die Tatsache, daß noch im späten Mittelalter die Kirche duldete (oder dulden mußte!), daß die großen Kirchw ei s c h m ä u s e nicht nur auf den Kirchhöfen, sondern in den Kirchen selbst stattfanden. Schon hier sei darauf hingewiesen, daß die heute noch in vielen Landschaften lebendige A h n e n v e r e h r u n g im Kirwe-Brauchtum hierin ihre letzte und tiefste Bindung hat. Der Festbraten zur Kirwe, den auch heute noch der feinste Ochse liefern muß, ist also nicht nur von ungefähr ein sinnvoller Teil all der Kirwesitten, die im einzelnen noch näher zu betrachten sein werden. Noch auf einen Umstand muß hingewiesen werden. Unter den deutschen Volksbräuchen ist die Kirwe auch alle Jahrhunderte hindurch besonders der Gegenstand bildlicher Darstellungen gewesen. Aus der großen Zahl



der Kirwe-Bilder deutscher und niederländischer Künstler seien Daniel Hopfer (1500), Pieter Breughel d. A., Sebald Beham (1535) und Peter van der Heyden herausgegriffen. Auf allen diesen Bildern überwiegen die weltlichen Freuden und Gewohnheiten, ja, von kirchlichen Zeremonien und Sitten ist überhaupt nichts zu sehen oder zu spüren; denn auch die Kirchweihfahne, die an diesem Tage aus der Luke hängt, ist, geschichtlich gesehen, nichts anderes als die alte Fahne des Marktfriedens auf dem Kirchweih-Markt, auf dem bis heute der Bauernbursch seiner Liebsten den „Kirta“ kauft.

Wenn also im allgemeinen gesehen die sog. „Kirchweihen“ in den allerwenigsten Fällen ein kirchliches Gepräge haben, und wenn Papst Paul V. um 1600 die Vorschrift erläßt, „daß die Einweihungen nicht an beliebigen Zeitpunkten stattfinden sollten, sondern an Heiligentagen“, so ist daraus erkennbar, daß Kirchweihen früher jederzeit stattfinden konnten und die Kirwe nicht mit der Kirchweih zusammenzufallen braucht. In der Tat ist die Kirwe zunächst nicht an einen bestimmten Zeitpunkt und Raum gebunden. Den Anfang der deutschen Kirwefeste macht die Bergkerwa am ersten Malensontag auf dem Wallberla (Ehrenbürg bei Forchheim in Franken). Dann folgen die Thüringer mit der sog. „Salatkirwe“ an Pfingsten, und um die Sommer Sonnenwende, die Hochzeit des Jahres, häufen die Kirwefeste sich. Am Ernteschluß beginnen sie wieder aufzuleben und dauern bis Ende Oktober. Der Höhepunkt aller Kirwefesten ist heute fraglos die „Allerweltkirwe“ am dritten Oktober-Sonntag, im süddeutschen Raum oft auch „Kaiserkirchweih“ genannt. Diese Häufung der Kirwefeste im Frühjahr, Sommer und Herbst hat ihre wohlbegründeten Ursachen. Zuerst sind es drei Sonnenzeitpunkte - verständlich aus dem Licht- und Sonnenglauben unserer Vorfahren -, zum anderen sind sie aber auch Thingzeiten. So ist es erklärlich, daß während der Kirwe neben vollen Tischen, vielen Gästen, Tanz, Spiel und Liebe Sitten auftraten, die fraglos mit Thing und Rechtsprechung eng zusammenhängen und weit in den Volksglauben hineingreifen. Zunächst ist aber noch eine andere Erscheinung von Bedeutung. Da begegnen wir in Schlessen wie auch in anderen Gauen (z. B. im Eichsfeld) der „kleinen“ und der „großen“ Kirwe (auch „Jungkirwe“ und „Altkirwe“ benannt). Diese und ähnliche zwei „Kirchweihen“, die nun ein Dorf unbehelligt feiern kann - und dies auch gerne tut -, gehen auf die fast alle Jahrhunderte wiederkehrenden „Verlegungen“ der Kirchweih von hohen Landesherren und „frommen Eiferern“ zurück. (Nebenbei bemerkt: in Anbetracht einer einmaligen Kircheneinweihung doch unmöglich!) Den entscheidendsten Eingriff in den Volksbrauch nahm Kaiser Josef II. vor, der mit einer Verfügung die „vielen“ Kirchweihen auf einen Oktobersonntag zusammenlegte. „In manchen Dörfern hat man aber an dem ursprünglichen Zeitpunkt festgehalten und begehrt somit zwei ‚Kirchweihen‘, die ursprüngliche und eine herbstliche.“ (Rück-Sohnrey.)

Zwischen Erntefest und Kirwe (Kirchweih) fand im Laufe der Zeit ein gewisser Austausch statt. Obwohl beide ursprünglich nichts miteinander zu tun haben, übernahmen vor allem die Erntefeste aus Niederdeutschland Kirwebrauchtum, und

andererseits nahm das Kirwefest Züge und Erscheinungen aus Erntefesten auf. Die Kirwe ist daher vor allem im mittel-, west-, oberdeutschen und Alpenraume fest verwurzelt, wengleich wir auch in Nord- und Ostdeutschland Kirwebrauch immer wieder begegnen.

Aus Gründen einer klärenden Zusammenschau muß in aller Kürze auf die schon erwähnten verschiedenen Benennungen der Kirwe eingegangen werden

Im Zuge der „Gleichschaltungsmaßnahmen“ von Seiten der Kirche wurde versucht, vor allem den Namen des uralten Bauernfestes mit der Messe der Kirche engstens zu verbinden, was ihr teilweise - siehe „Kirchweihfest“ - gelungen ist. Wahrscheinlich wurde auch versucht, über das „Volksrecht“ diese Bezeichnung in den deutschen Sprachgebrauch einzuführen. Anhaltspunkte bringen die Bauernweistümer zutage. So ist in einem Bannteilung des Frauenklosters zu Kirchberg am Wechsel (Niederdonau) aus dem 16. Jahrhundert von einer Behütung des „Kirchtages“ die Rede, oder von einem „Kuerchttag“, auch ein sudetendeutsches Weistum aus dem Jahre 1604 und ein nieder rheinisches aus dem Jahre 1501 sprechen von einem „Kirchttag“ bzw. von einer „Kirchweyhe“ (nach E. v. Rünßberg, Deutsche Bauernweistümer, Jena 1926). Vermerkt sei aber dabei, daß diese „Kirchtage“ usw. immer im engsten Zusammenhang mit der Abhaltung eines Marktes (Messe!) und dessen Schutz stehen, wozu das heute noch übliche Austragen der Freilung (z. B. in Kärnten) gehört. Von kirchlichen Zeremonien, die mit einer Einweihung verbunden sind, und deren Schutz ist nirgends die Rede.

Aber alle diese „Versuche“ - und trotz der Auffassung Luthers, „man solle die Kirchweihen ganz austilgen“, und der späteren Predigten eines P. Abraham a Santa Clara gegen die Kirchweihfestern, von denen er einmal sagt: „Wenn der Undankbare hat, was er will, so ist für ihn der Kirchttag aus“ - hat das bäuerliche Empfinden Sinn und Wert des Festes bis in die Gegenwart erhalten. Alle die mundartlichen Bezeichnungen, wie Kirta, Kir da (Bayern u. Teile d. Ostmark), Kerwa, Körb (Franken), Kirwe, Kerwa (Sudetenland), Kirwe, Rilbe, Kirb (Württemberg und Bayr.-Schwaben), Kerb (Hessen), Kerwe (Rheinland und Pfalz), Meßti, Rilbe (Baden und Elsaß), Kermesse, Kirmes, Kirms, Karmes (Hannover, Schlesien, Mittel- und Niederdeutschland), sind handgreifliche Beweise, daß das Grundwort nicht „Kirche“ sein kann, sondern woanders gesucht werden muß. Und in der Tat hat Strobel an Hand vieler Zeugnisse nachgewiesen, daß als Kernwort das ahd. Kuri = die Kür (Erwählung durch Auslese) anzunehmen ist. Sowohl der gesamtdeutsche Sprachschatz (z. B. Körfest, Kürren (Kiesen), Kören = auswählen) als auch ein vielfältiges Brauchtum an diesen Tagen liefern ein beachtenswertes Material für die Annahme, daß es sich bei der Kirwe oder wie sonst die Tage genannt werden, um ein Kür-Fest (Kürweih) handelt. Auf die verschiedenen Brauchtumsabläufe wird noch näher eingegangen werden. Daß Kirwe, Kerwa, Kirmes usw. ursprünglich nichts Gemeinsames mit der Kirche hatten, ersehen wir auch aus dem allgemeinen Gebrauch dieser Wörter für Jahrmarkt, Dult (Messe!) sowie für das

Richtfest beim Hausbau: Hebekirmes (Hessen), für die bayerische Geburtsfeier, die Kindkirta u. ä. Zu erwähnen ist noch, daß eine sächsische Dorfordnung aus dem Jahre 1793 „Kuehrtage“ nennt, als vier über das ganze Jahr verteilte und gewählte Gemeindeversammlungen und damit die Beziehungen zwischen Rechtsprechung (Thing), Dorffest und Sippentag aufzeigt.

Welche Stellung die Kirwe (Kirchweih) in all den genannten deutschen Gauen einnahm und auch heute noch einnimmt, wird aus einem oberbayerischen Vers klar:

„Dös höchst' Fest bei die Bauernleut',  
 Do' dem's am labst'n hör'n:  
 Dös ist da Kirta ganz alloa,  
 Den halt'n s' hoch in Ehr'n.  
 Weihnachten, Ostern, Pfingsten, ja  
 De san rein nix dageg'n.  
 Wer d' Bauern kennt, der woaß, daß nah'  
 Am Kirta all's is g'leg'n!“

Diese, geradezu überragende Bewertung der Kirwe innerhalb der Jahresfeste gründet sich - wie fälschlich der außerhalb des bäuerlichen Lebenskreises Stehende allzuoft annimmt - nicht allein auf die gern gesehene Tatsache eines mit Speisen und Getränken reich besetzten Tisches, sondern auch heute noch auf den sinnschweren, festlichen Brauch, der mit diesen Tagen verbunden ist, nicht zuletzt aber auch auf das Sippen- und Blutsband, das in diesen Stunden neu und fester gebunden wird. Damit haben wir das doppelte Gesicht der Kirwe als Dorf fest und Sippen- tag klar umrissen. Während die Jugend des Dorfes mehr der Träger des dörflichen Festes mit Festzug, Spiel, Wettkampf mit der Wahl der Besten, Musik und Tanz ist, auf dem örtlichen oder nahen Markt die Geschenke für die Liebste (oder den Liebsten!) ersteht, pflegen die Alten die Verwandtschaft und Freundschaft. Scharf getrennt sind jedoch diese beiden Kreise nicht. Mehr als zu anderen Zeiten im Jahr macht sich der junge Bauer Gedanken um die Zukunft von Hof und Sippe, und ebenso gerne mischt sich der Altbauer für kurze Zeit in das freudige Gewoge des jungen Volkes.

Nach den vorangegangenen Gedanken, die zum vollen Verstehen der folgenden Berichte notwendig sind, wollen wir nun „auf eine Kirwe gehen“, wollen unsere Augen und Ohren aufmachen und uns da und dort an manches erinnern und es auszudeuten versuchen.

Einige Wochen vor der „Kerwa“ bereiten die Burschen des Dorfes die Durchführung des Festes vor. Zunächst gilt es den oder die „Kerwaburschen“, die die Gesamtleitung des Festes haben, auszuwählen. Unbescholtenheit (!) ist hierbei der Maßstab, der in allen Gauen von der männlichen Dorfyugend dabei angelegt wird. Sobald die „Anführer“ bestimmt sind, wählen sich diese und auch die übrigen Jungmänner offen oder auch geheim ihre Kerwamädel, je nach der Landschaft auch Plansjungfern, Blohmad, Plahmädel, Kilbefungfrauen genannt. Auch hier ist die

Unbescholtenheit Richte. Die Mädel der Anführer sind ebenfalls sowie auch alle übrigen bis zum Festtag nicht untätig. Es gilt, der gewordenen Ehre mit Ehrung zu begegnen. So nähen und besticken denn die Mädchen ihren Burschen Hemden, Hosenträger und weiße Kerwa-Schürzen mit: Sonnenrad, Sternen und Lebensbaum als Sinnbilder göttlichen Lebens und Rechtes. Der Abend vor dem „Kerwasunntig“ führt die „Plansleute“ zum Fällen, Einholen und Aufstellen des „Kerwabaums“. Mit Musik sind sie hinausgezogen in das nahe Wäldchen und haben dort eine schlanke Fichte gefällt, bis auf den Wipfel entästet und geschält. Nach der Schmückung des uralten Sinnbildes des Lebens und der Gemeinschaft geht es zurück ins Dorf, wo der Baum aufgestellt und die Tanzbrud um ihn herum aufgebaut wird. Steht eine Linde im Dorf, so wird sie mit buntem Bandwerk geziert, mit Fichtenbäumchen umsteckt und der Platz, der „Plan“ mit Sand bestreut. Die Haustüren der Planjungfern sowie der Ortsführung werden am gleichen Abend mit Girlanden und Kränzen behangen. An einigen Orten Frankens findet noch am Kerwasamstag ein kurzer Tanz statt, teilweise als kleine Vorfeier im Dorfgasthaus. Am Niederrhein bilden sich nach Einholung und Aufstellung der mit Blumen und Eierketten geschmückten „Kirmeskrone“ ausgewählte Jungmannschaften zum sog. Reigengelag. Es verpflichten sich dort die Burschen oder „Belagsungen“, die dann mehrere Tage zusammen feiern und in Spiel und Kampf - auch bei etwaigen Kaufereien - zusammenstehen. In der Ostmark erhält das Gesinde am Vorabend des „Kirtages“ die Kirtakrapfen, und die Mädchen binden noch vor Mitternacht den „Kirtabuschen“ für ihren Liebsten, den dieser vor dem Morgengrauen abholt.

Das Hauptfest beginnt allgemein am Sonntagnachmittag, mancherorts auch in den frühen Morgenstunden. Die Dorfburschen gehen am Haus ihrer Liebsten vorbei zum Dorfhaus oder vor ein Gasthaus. Sie tragen Hüte mit Nelkensträußchen, mit roten Bändern umwunden, oder Kränze aus Laub und Blumen. Die Musik hat sich nun zu den Burschen gesellt, und mit ihr werden nun die Mädel von jedem Haus oder von ihrer Zusammenkunft abgeholt; auch sie haben ihren Kerwastaat: Bänderrock und Bündel, Kerwaschürze, Brusttuch und Kerwaschmuck, oder tragen wie in Thüringen ein Tanzhemd aus feinstem Linnen oder die schönste und beste Kleidung, ähnlich wie zur Hochzeit. Die Kerwaburschen überreichen sodann ihrem Platzmädel den Niederstrauß und tauschen da und dort auch noch andere Geschenke (Schuhe, Mützen usw.) aus. Und nun haben sich auch die Paare zum Zug geordnet, um das über und über mit Laub und Blumen geschmückte Schaf - meistens ein Hammel (!) -, den „Kerwaboß“ in einem Hof abzuholen. Das ganze Festgefolge ist nun versammelt: Voraus ein Stukerreiter mit dem bloßen Degen in der Rechten, an Rechts-handlungen erinnernd (Austragen der Fressung), hinter ihm der Ploozmeister mit dem reichbebänderten „Kerwastoß“, dann folgen singend und juchzend die Platzburschen, an der einen Hand ihr Mädel, in der anderen den laubumwundenen Steinkrug, mit Bier oder Wasser gefüllt, und am Schlusse trabt der Schäfer mit seinem Hammel, dem alten Symboltier. Auf dem Zuge durch das Dorf wird nun

die Gemeindeführung feierlich eingeholt, und bald ist das ganze Dorf vor der Tanzbrud angekommen. Der Platzmeister gibt mit seinem Stock der auf dem Bock sitzenden Kapelle das Zeichen zum Beginnen. Unter einem flotten Marsch umschreiten die Kerwapaare dreimal (!) den Platz mit dem Kerwabaum. Darauf wird vom Dorfoberrhaupt der Kerwafrieden - früher auch die Dorfordnung - verlesen. Ploozburschen und Ploozmadel haben sich unterdessen zu ihren ersten drei Tänzen (!) aufgestellt, und schon schwingen die Paare nach alten bodenständigen Weisen über die blanken Bretter: Rhythmus, Kraft und Lebensfreude sind heute wirksam.

Ein Höhepunkt am „Kerwasunntig“ sind die Schlumperliedchen (Schneiderhüpfel, Trutz- und Neckverse), die von den Burschen - und auch von den Mädchen dann und wann, vor allem in Franken, auch in Thüringen und Sudetenland, gesungen werden. Diese Dierzeiler, die überall mit großer Spannung erwartet werden, schöpfen sowohl aus dem Volksbrauch und dem Menschenschicksal im allgemeinen, als auch aus einmaligen Besonderheiten, die dann oft zum Ziele haben, einen „Außenseiter“ des Dorfes und der Gemeinschaft, ein unbeliebtes, unbäuerlich gewordenes Mädchen oder einen sonst zwiespältigen Menschen der engeren Gemeinschaft scherzhaft anzuprangern. Aus beiden Gruppen sollen einige Kostproben folgen. So singt einer der Stutzerträger:

„Haaja (heuer) is es erscha Moll,  
Daß ich die Stüzn troog;  
Wenn ich amoll vahaajat (verheiratet) bi,  
Ro die Stüzn trong, wea mog.“

oder: „Heint is Kerwa,  
Mornig is Kerwa,  
Jebamornig is Wochatog,  
Tanzt da Hans mit seina Bärbl  
Drum na eban Taubnschlog.“

Aus der Gruppe der Spottverse, die in Inhalt und Form den anklagenden Versen der bayrischen Haberfeldtreiber ähnlich sind und so fraglos an älteste Rechtsprechung und das Thing erinnern, seien ebenfalls zwei kennzeichnende herausgegriffen. So wird von einem Schmied, dem das Geld etwas „locker“ saß, gesungen:

„Da Schmid's Gottfried hot s'Haus vakaast,  
Hot seine Liesa a Hietla g'kaast,  
A Bändla rum, a Sträßla draaf,  
Das seht ara alla Sunntog aaf.“

Von einer Bäuerin, die allzuweit von dem abweicht, was man auf dem Dorfe trägt, heißt es:

„Ja, die nei Baiera  
Is a ganz extara,  
Hot a ganz extara  
Zipflhaum auf.“

Und so singt es hin und her, Verse, von den Bauernburschen selbst verfaßt, viele aus gutem Kern, manche auch voll Saft. Wo junge Leute sind, singt man gerne von Liebe, vom Heiraten und häuslichem Glück:

„Do untn kimmt a Madla rauf,  
 Dös hot a seid'ns Tieschla auf  
 U schöna ruta Scherz'n im  
 Dös Mädla muß i krieng.“

Nicht selten antwortet ihm ein Mädle darauf:

„Schoozala, geh hea zu mia  
 I taal mei Blut mit dia  
 I schneid mei Herz entzwa  
 Kriegt as halb aa.“

Zwischen jedem der vielen Verse spielen die Dorfmusikanten die Weise, und unter fröhlichem Juh-Schreien wiegen sich die Paare im Schunkelwalzer.

Nach den Ehrentänzen für den Leiter des Ortes und des Festes folgt das Aus-tanzen des Kerwahammels. Diesem Brauch begegnet man in vielen Gauen an diesem Tage (Baden, Württemberg, Franken, Schwaben, Thüringen), in abgewan-delter Form auch als Hammelreiten (Hannover, Sudetenland). Oft auch wird der Schafbock als Preis beim Regeln ausgesetzt. Es zeigt sich somit, daß ursprünglich dem Besten und Tüchtigsten der Dorfburschen dieses Sinnbild der Fruchtbarkeit nach ehrlichem und hartem Wettstreit (Preisschießen, Wettlauf, Reiter Spiele, s. ob.) zugefallen ist und erst im Laufe der Zeit mehr durch den Zufall (mittels eines Wetzlers, einer Zündschnur u. ä.) in seinen Besitz kam. Neben dem Schafbock kamen und kommen noch andere gewiß nicht zufällige Sinnbilder von Fruchtbarkeit und Leben in diesen Wettspielen als Preis vor. So ist im unteren Elsaß üblich, an Stelle des Schafes einen H a h n an der „Kilbe“ auszutanzen, und im Rheinland wird ein Hahnenkönig - er muß den aus einem Korb herabhängenden Hahnenkopf abschlagen - ausgewählt. Er selbst wählt sich darauf eine „Hahnenkönigin“. Es ist überhaupt angebracht, darauf hinzuweisen, daß an den früheren Ritwefesten mehr als heute Spiele und Wettkämpfe einen breiten Raum einnahmen; ich erwähne hier nur das Baumklettern (nach einem unter dem Wipfel angebrachten Preis), verschiedene Reiterwettkämpfe (Ringstechen, Gänserreiten u. ä.), das Hasen-, früher Hahnen-schlagen, das Schießen nach dem Vogel (Adler-, Enten-, Taubenschießen), das Jungferrenrennen, die „Jungmühle“ (Harz), das Rangeln (vor allem in Bayern und in der Ostmark). Gerade durch letzteres, als einer Art freien Ringens, wird nach stundenlangen Kämpfen der Kräftigste und Gewandteste - genannt „Hagmoar“ - aus dem Ort, der Gemeinde oder sogar einem ganzen Tal herausgefunden. Und das ist wohl eine Ehre, weit und breit keinen Besseren über sich zu haben. Und hier muß ich noch einmal auf die bildlichen Darstellungen der mittelalterlichen

Kirwefeste deutscher und niederländischer Maler aufmerksam machen. Was ist da nicht alles zu sehen, z. B. auf dem Stich von Hans Sebald Beham (1535): Tanz oder Lauf über Schwert, Stangenklettern nach dem Hahn (1), den Wettlauf der Mägde (ähnlich dem erwähnten Jungferrenrennen in der Eremitage bei Bayreuth), Regeln (1), bei anderen Künstlern: Ball-, Fecht- und Tanzspiele, Steckenpferdreiten, Fahnenreiten, Wildemannsjagen u. ä. Es wird niemand daran zweifeln, daß die Maler und Zeichner dieser Zeit etwas anderes darstellen, als in der Tat geschah. Wir erkennen wohl aus all dem, daß sich unsere Annahme bestätigt, daß Kirwe ein Tag der Kür, des Aus- und Erwählens ist, eine Tatsache, die noch durch manche andere Beispiele bei den Sippentreffen zu erhärten sein wird.

Nach all den Auslesebräuchen und -spielen findet sich das junge Volk auf der Tanzbrud, im Saal des Gasthauses oder früher auch in der ausgeräumten Scheune zum Tanze ein. Lange nach Mitternacht sind die Spielleute noch bei ihrem üblichen Tun, und mancher Bursche kehrt erst mit dem ersten Hahnenschrei in den Hof zurück.

Am Montag ziehen die Kerwaburschen mit Musik von Haus zu Haus, lassen sich von den Plazmädeln zu einem kurzen Trunk und Tanz einladen, sammeln mit einem Korb Kerwabadwerk („Küchel“) und Kuchen („Plaz“) für den gemeinsamen Verzehr ein. Nachmittags trifft sich alles wieder auf dem „Plan“ und abends im Wirtshaussaale zum Tanze.

Die Kirwe geht zu Ende. Meist dauert sie drei Tage, manchmal aber auch länger:

„A richtige Kirta  
Dauert Sunntag, Montag und Irta (Dienstag).  
Es kann si' a schick  
Bis n' Miska.“ (Niederbayern.)

oder: „A guata Kirta  
Dauert bis Irta  
Fehlts net am Kocha  
Nachat die ganz Wocha.“

In der Regel wird sie aber schon Dienstag „begraben“. Ja, wahrhaftig wird die „Kerwa“ zu Grabe getragen; die sonst so lustigen „Ploohburschen“ und Mädels ziehen am Nachmittag oder Abend des dritten Tages „heulend“ im Zug vor das Dorf hinaus, wo die „sterblichen Aberreste“, das sind eine Wein- oder Schnapsflasche, Bierkrüge, aber auch Kopfschädel (ein altes, oft in Niederdeutschland wiederkehrendes Kirwesinnbild), ein Strohmann, nach einer „Leichenrede“ eingegraben werden. Die Kirwe wird begraben, jawohl, und mit ihr das alte, das sterbende Jahr. Und nach einem ganzen langen und harten Jahr wird sie wieder unter großem Jubel und zur Freude aller ausgegraben, und in einem wahren Triumphzug ins Dorf, zur Tanzbrud gebracht, an die Stätte, wo die Ahnen in fernster Zeit Recht

wiesen und sprachen und sich die junge Mannschaft maß in hartem Kampf und werbendem Spiel.

Dies ist die Kirwe mit dem Gesicht als lebenssprühendes Fest des Dorfes, als Tage des maßvollen wertbewußten Gestaltens und Formens der dörflichen Zucht und Sitte, die sich trotz einer sog. „Derbheit“ auf den Kern eines naturnahen, blutsgebundenen Stillsgefühles gründet, das sehr wohl das Echte vom Gemeinen zu trennen weiß.

Nun gilt es noch, wenn auch in kurzen und andersartigen Strichen das zweite Gesicht des im Grunde so ganz weltlichen Festtages zu zeichnen, als Stunden der Familien- und Sippenziesprache, der umschriebenen und auch ganz offenen Liebesbezeugung und Ehewahl. Schon in der Schau auf die Sitten der Dorfkirwe haben wir - vor allem bei den Schlumperliedchen - das werbende und klärende Spiel hinter dem manchmal „lauten“ und „lärmenden“ Tun gespürt, und es ist in der Tat lohnend, diesen im wahrsten Sinne des Wortes „gestaltenden Kräften“ nachzugehen.

Wir finden sie wiederum am Anfang dieses Sippenfestes, dann, wenn nämlich dazu eingeladen wird. Nun hat dieses „auf die Kirchweih laden“ einen komischen Beigeschmack, nachdem man es mit der wohl weitbekannten Aufforderung des Götz von Berlichingen in einem Atemzuge nennt. Es ist diese in der Tat „derbe“ Gleichsetzung kennzeichnend für eine Zeit, die sich mehr und mehr vom bäuerlichen Denken entfernte, mithin die Bande von Familie zu Familie verwässerte und letztlich zerstörte. Wie tief und schwer dieses Gemeinschaftsgefühl innerhalb des gleichen Blutes einmal gewesen und gewiß vielerorts noch ganz lebendig ist, deutet uns eine in die „Dichtung“ und das Volkslied eingegangene „Einladung“ zur Kirwe an, die da auszugeweiße lautet:

„All en! Bauersleuten  
 hab i anzudeuten,  
 daß am Sunnta bei uns Kirta is!  
 Tuts en! schön benehma,  
 wenn ma z'jammaemma,  
 daß net ebba so wia sonst is!“

Freilich, nicht überall wird, wie hier in Oberbayern einstmals, so formell „auf die Kirwe geladen“, sondern es heißt kurz und bündig, wenn auch bestimmt: „Kommst auf'n Kirta!“ o. ä. Gleich wie immer auch eingeladen wurde, stellt sich am Vorabend und am Kirwesonntag die Verwandtschaft - stellenweise auch „Freundschaft“ genannt - ein. Keller und Küche wurden in den vorhergegangenen Wochen gut und reichlich ausgestattet, um den Geladenen und den anderen Gästen etwas Außergewöhnliches bieten zu können. Haus und Hof sind nach dem letzten Erntewagen blitzblank gefegt worden. Was der Bauer mit seinem Gaste eigentlich will, wozu er ihn zu sich lädt, berichtete mir vor einigen Jahren ein alter Bauer: „Ganz besonders liebt es der oberbayrische Bauer, zur Kirta seine Verwandtschaft und Freund-



Schaft um sich zu sehen. Da kommen die auswärts wohnenden Kinder ins Vaterhaus, ja, die ganze Sippe findet an diesem Tage zum alten Bauernhof zurück. Wer im Dorfe die meisten Gäste hat, fühlt sich am meisten geehrt. Altem Brauch gemäß zeigt man ihnen die ganze Wirtschaft, Haus, Hof, Stall und Scheune; deren Aussehen und Inhalt werden natürlich bewundert und gelobt. Man geht mit den Gästen auch auf den Friedhof, um an den Gräbern der dort ruhenden Angehörigen zu gedenken." Was hier für eine Landschaft voll und ganz zutrifft, gilt mehr oder minder auch für alle anderen. So besuchen (nach Rudolf Reischardt, Die Deutschen Feste in Sitte und Brauch) die Gäste im Schwarzwald am ersten Tage die Gräber der Verstorbenen des Hauses. Mit der Sitte des Gedenkens der Ahnen hängt gewiß auch der Brauch des Krappenschenkens, d. i. die beliebte Kirtnudel, zusammen, die die Bäuerinnen den Gaben heißenden Burschen und Mädels „an der Kirwe" in den Korb geben. Eine tiefsinnige Sitte der Ahnenverehrung kennen wir aus dem Sudetenlande, die Feier der „goldenen Stunde": „Man tanzte solange, als eine Kerze brannte: zu Ehren der verstorbenen Seelen." (Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde.) Aus diesem Morgentanz, der „Preß", allein kann man ersehen, wie stark einmal das Ahnenfest, der Tanz (und Laich) und das Mahl (Trunk) miteinander verbunden waren.

Aberhaupt spielt der Tanz an der Kirwe neben den schon beschriebenen Bräuchen und dem Essen und Trinken eine beherrschende Rolle, auch dort, wo die Kirwe des geordneten Dorffestes (mit Spiel und Wettkampf) entbehrt, wie im süddeutschen Raume. Raum zu übersehen ist die Zahl der Kirwetänze. In der Art, wie sie abgehalten werden, unterscheiden sie sich jedoch von einem üblichen Dorftanze. Der werbende und wählende Gedanke tritt hierbei oft stark in den Vordergrund. So z. B. in dem kärntnerischen „Lindentanz", bei dem der Bursche aus einem geschlossenen Kreis heraus sein Mädchen zum Tanz heranwinkt, ihr ein Gläschen Wein anbietet (in Erinnerung an den Minnetrunk) und sie dann zu den sechs Tänzen unter der Dorfllinde (Thingstätte!) führt, gewiß ein schönes Beispiel für die „Kir". Das ist keinesfalls ein Einzelfall; auch in Oberbayern und Tirol leben gerade zur Kirta ausgesprochene Werbetänze auf, so der „Langaus" u. a. Ofters ist es auch so, daß der Bursche ein Mädchen, das noch keinen Schatz hat, nach der Dorfsitte zum Tanze führen muß, während er bei anderen Festen in der Regel nur mit seiner Liebsten tanzt. Alles dies geschieht - ausgerechnet zur Kirwe. Immer wieder begegnen wir, abgewandelt in den landesüblichen, mehr oder weniger gleichnißhaften Formen der Wahl und Gewinnung eines Mädchens zur Liebsten, zur Ehegefährtin. Als „Mittler" all dieser Wünsche und des Sehnsens benutzt der Bursche den „Kirta", d. i. ein Geschenk, das der Bursche für seine Angebetete vom fliegenden Stand des Dorfkrämers oder vom Markt kauft. Was wird da nicht alles erstanden: ein „Lebkuchenherz" mit Liebesinschrift, ein „Kelter", eine „Puppe" u. ä. Das Mädchen aber gibt ihm dafür einen Strauß aus Nelken, Rosmarin und Rosenkraut, den „Kirtabuschen". Nun ist es aber beileibe nicht so, daß jeder „Kirta" - und die mit ihm ausgedrückte Werbung - so aufgenommen



Das Austragen der Freieung  
Nach einer Zeichnung von Pinsker





wird, wie er gemeint und gedacht ist. Manchmal nimmt das Dirndl den „Kirta“ nicht an und lehnt damit auch den Geber ab. Also auch das Mädel wählt unter den Burschen. Ist einem Burschen diese Bemühung um die Gunst eines Mädels fehlgeschlagen, so bleibt dies in den meisten Fällen nicht eine Angelegenheit zwischen den beiden, sondern wird unbarmherzig von der „öffentlichen Meinung“ aufgenommen und ausgeschlachtet. Es geschieht dies vor allem in den Schnadahüpfel und Gstanzel (siehe Schlumperliedchen in Franken!), die so auf einem Kirtatanz gesungen werden:

„Mei Dirndl is harb (herb) auf mi,  
I hab ihr nix do (getan),  
I kauf ihr an Kirta,  
Sie nimmt man net o.“

oder wie in einem Text zu einem Bauertanz (Chiemgau):

„Wer fo, der fo, der fo,  
Jehz schaug amal sowas o,  
Jehz ho i mein Dirndl an Kirta kaaft,  
De nimmt man gar net o.“

Das sind einige kennzeichnende Verse aus einer größeren Zahl. Daneben gibt es aber auch solche, die auf die Mädchen gemünzt sind, die ohne „Kirta“ geblieben sind. Von diesen „Sitzengebliebenen“ heißt es dann:

„D’Kirchweih is komma,  
s’hat mi keiner mitgnomma,  
haun mi buzet und g’strählt,  
s’hat mir dennest noch g’fehlt.“

oder: „Der Summa kummt umma,  
Der Holler wird schwarz,  
Und da Kirta is kumma,  
Hob wieda koan Schatz!“

So wäre denn noch von manchem zu berichten, was unsere Auffassung, daß die Kirwe Tage des Erwählens, der Kür sind, erhärten würde (so z. B. die etwas verderbten „Mädchenversteigerungen“ vor Kirta), aber es scheint mir dennoch ausreichend und vielsagend zu sein, was im vorliegenden als Auswahl aus einem größeren Material gegeben wurde.

Es bedarf nach all dem Gesagten noch des einen: Das alles, was in den vergangenen Jahrhunderten an der Kirwe im Leben unserer eigenen Ahnen lebendig und wirksam war, dieses große Dorfest, mit seinem tiefbegründeten Brauchtum, die auslesenden Wettkämpfe und -spiele, das Sippen- und Familientreffen mit dem Ahnengedenken, und nicht zuletzt das Wählen und Prüfen der Geschlechter untereinander zum Wohle des Stammes und des Hofes, dies alles muß in der heutigen Form in unseren Dörfern und Gesippen lebendig werden an der Kirwe.

Ich bin die Mutter, die das Brot  
Für Knecht und Magd und Kinder teilt  
Und alle Sorgen, alle Not  
Auf sich genommen hat und heilt.

Die niemals Ruhe hat und Zeit  
Und nirgends an sich selber denkt,  
Zum zähen, harten Kampf bereit,  
Das Leben auf dem Hofe lenkt.

Nur abends, wenn der rote Schein  
Im Herd noch leise loht und glimmt,  
Dann lausch' ich in die Nacht hinein,  
Die Haus und Hof zur Ruhe nimmt.

Und schreibe wohl mit müder Hand  
Dem Bauern einen Brief ins Feld:  
„Es ist Dein Sohn, der Hof, das Land  
In guter Hut und wohl bestellt“.

## Das Bauernlied im neuen Deutschland

Vor rund einem halben Jahrhundert (1890) schrieb der Volksliedsforscher Johannes Volke eine Abhandlung „Der Bauer im deutschen Liede“. Er nannte darin die Titel von nicht weniger als 242 Bauernliedern des 15. bis 19. Jahrhunderts. Darunter sind einige wenige, die in weiteren Kreisen auch heute noch bekannt sind, hier und da sogar eins, das man noch singt; aber von dem, was uns heute vor-schwebt, wenn man vom „Bauernlied“ spricht, findet sich kaum eine Spur. Es ist das ein geradezu verblüffendes Beispiel dafür, wie zunächst rein politische Bewegungen auf die Kunst zurückwirken. Als der Nationalsozialismus im Bauerntum die Grundkraft der indogermanischen Völker erkannte, als R. Walther Darré in den zwanziger Jahren diese Erkenntnis tatfordernd in unser Volk warf, als die siegreiche Bewegung endlich dem Bauern seinen Platz im Gesamtvolke wiedergab, da geschah das alles nicht in der Absicht, eine neue Bauerndichtung, eine neue bäuerliche Bildkunst, ein neues Bauernlied zu schaffen. Und doch ist die völlig neue Sicht, in der das Bauerntum durch diese politischen Vorgänge der deutschen Öffentlichkeit erschien, die Wurzel, aus der die Dichter und Sänger der jungen Generation - ihnen selbst wohl meist unbewußt - das hervorgewachsen ließen, was wir heute „Bauernlied“ nennen.

### Bauernlied

Dichtung: Hans Leifhelm

Helfe und Satz: Hugo Wolfram Schmidt

1. In die Er = de wühlt sich die Pflug = schar ein. Die  
 Schol = len stür = zen und schim = mern wie Erz, der Bau = er steht  
 auf vor dem Früh = rot = schein, und mit ur = al = tem Bann = spruch  
 weicht er sein Herz, eh er feld = wärts geht und mit  
 schwin = gen = der Hand den Sa = men sät in das Mut = ter = land.

Worin besteht nun das Andere, das gegenüber dem früheren Liede so völlig Neue des heutigen Bauernliedes? In Voltes Verzeichnis findet sich ein Abschnitt, betitelt „Lob des Bauernlebens“. Darin sind jene Lieder vereinigt, die sich „positiv“ zu den bäuerlichen Werten stellen. Inhaltlich bringt die Mehrzahl eine Verteidigung des Bauern, seiner Arbeit, seines Lebens, seines Wesens gegen Mißverständnis und Abelwollen der anderen Stände. Immer und immer wieder steht das Bild des Bauern in einer ihm grundsätzlich feindlich gesonnenen Umwelt. Und das kann ja auch nicht anders sein, wenn wir uns die Kulturströmungen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert vergegenwärtigen: Entweder Ablehnung oder herablassendes Wohlwollen oder bestenfalls rationalistische Anpreisung der „Vorzüge“ des Bauernlebens - anderes konnte der Bauer in jenen Jahrhunderten nicht wohl erwarten.

Nichts dagegen von dem, was ich andernorts<sup>1)</sup> den bewußten Stolz auf das Bauersein genannt habe. Vorläufer dieser Gesinnung gab es gewiß; sie aufzuzeigen muß ich mir hier versagen. Aber auch sie haften größtenteils an der Oberfläche; nirgends jedenfalls dringen sie hinab in jene wahrhaft mythische Urtiefe, die uns heute den Bauernstand als Mark und Halt der Völker, als Lebenserzeuger und Lebenshalter, als Gesittungschöpfer und Gesittungsverteidiger sehen gelehrt hat. Und diese Gesinnung nun ist es, die uns vor sich weht, wenn wir vom Bauernlied im neuen Deutschland sprechen.

## Wir Bauern

Dichtung und Weise: Hans Baumann



1. Eh daß der Bauer un-treu wird, eh muß die Erd ver-ge-hen,  
daß er kein festen Stand mehr findet, seinen Mann im Streit zu stehen.

Damit ist zunächst keine musikalische, sondern eine dichterisch-weltanschauliche Haltung umschrieben. Aber auch in Tönen wohnt eine Weltanschauung, und in der Wirklichkeit kann man diese beiden Seiten der Sache, die dichterische und die musikalische, gar nicht trennen. So wie insgesamt der Aufschwung des gesungenen Liedes der jungen Generation nicht denkbar gewesen wäre ohne ein gleichzeitiges Aufblühen der gedichteten politischen Lyrik unserer Tage, so ist es beim Bauernlied auch. Denn dieses ist dichterisch wie musikalisch nichts anderes als ein Bestandteil jener politischen Lyrik. Wenn wir sagen „politisch“, so meinen wir „Gelegenheitsdichtung“ und also auch „Gelegenheitsmusik“ in jenem tiefen Sinne, den Goethe mit diesem Ausdruck verband: Als die Zeit kam, die die tiefen Quellen wieder aufriß, da wurde dies einzigartige Erlebnis für eine neue Generation von Dichtern

<sup>1)</sup> Deutsche Musikkultur, Jg. V, Heft 6.

und Liedersängern zum Anstoß und Aufruf, eine gesungene Lyrik von ganz neuem Ton zu schaffen.

Es muß wohl einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, das Wesen dieser neuen Kunst geschichtlich einzuordnen und künstlerisch umfassend zu werten. Was wir Heutigen vor allem darin spüren, das ist, im Gegensatz zu der älteren, meist rein persönlichkeitsverhafteten Lyrik, der fordernde Ton, der Gedanke der *Verpflichtung*, der durch alle diese Lieder geht. Man braucht nur eine Reihe von Textanfängen zu nennen, um dessen inne zu werden:

Bauern stehen im Bunde des Herrn (Grunow/Bresgen), Die Eithofbauern sind ein altes Geschlecht (Klaeden/Wolters), Du starke deutsche Bauernschaft (Scheller/Stürmer), Eh daß der Bauer untreu wird (Baumann), Ein ganzes Jahr ist wie ein Korn (Baumann), Ein Kerl, der sich zu wehren weiß (Twittenhoff), Erde, du bist das Korn (Claudius/Stürmer), Erde schafft das Neue (Spitta), Erd' ist Leben (Wolters), Es geht seit aller Ewigkeit (Bauer/Stürmer), Es steht ein goldnes Garbenfeld (Dehmel/Stürmer), Es wächst das Jahr (Brockmeier/Kurka), Furchen schreite ich früh (Clemen/Bresgen), Herr, die Schollen wenden sich (Kassau/Stürmer), Ich breche die Erde (Ludendorff/Napierky), Im Osten steht unser Morgen (Baumann), In den Ostwind hebt die Fahnen (Baumann), In die Erde wühlt sich die Pflugchar ein (Leiffhelm/Schmidt), Jungbauern her (Baumann), Rind, die Sterne gehen weit (Baumann), Land unter diesen Sternen (Baumann), Lever dod as Slav (Lahusen), Lobet die Tage der reisenden köstlichen Saaten (Ludendorff/Bresgen), Morgen Sonne lächelt auf mein Land (Bröger/Spitta), Nun schreitet der Sämänn (Nöhl/Schüler), Nun wird zu eng das weite Land (Baumann/Kremsler), Pflug zieht über deine Flächen weit (Bröger/Bresgen), Schwaden legten sich zu Schwaden (Menzel/Wolters), Schwer von den Garben (Baumann), Wind vom Acker und vom Korn (Baumann), Wir Bauern sind aus hartem Holz (Weinheber/Wolters), Wir gehen als Pflüger durch unsere Zeit (Roth/Spitta), Wir pflügen den Acker (Krupka/Stürmer), Wir schauen stumm ins Morgenrot (Baumann), Wir schneiden das silberne Korn (Baumann), Wir schnitten die Saaten (Meyer/Knab), Wir sind die junge Bauernschaft (Brockmeier/Spitta), Wir sind die Männer vom Bauernstand (Liß/Herzberg), Zu Lehen, zu eigen (Schiel/Baumhof)

- gibt es für irgendeinen andern Stand des Dritten Reiches eine stolzere Heerschau von Liedern, die den Stempel einer wahrhaft neuen Gesinnung so sichtbar an der Stirn tragen, die dabei unstreitig von den Besten unter den zeitgenössischen Dichtern und Tonsetzern stammen?

Fragen sich aber die Leser auch einmal: Wie viele von diesen Liedern kenne ich? Wie viele kann ich selber singen?

Diese noch allzu geringe Verbreitung hat verschiedene Gründe; einer aber ist die ernste, oft recht herbe, ja harte musikalische Grundhaltung dieser Lieder. Eben weil sie dichterisch wie musikalisch jene verpflichtende Haltung wahren, kann man sie nicht nur so zum Zeitvertreib singen. Ich möchte nicht mißverstanden werden: kein Mensch tritt an das Bauerntum mit der verstiegenen Forderung heran, nun nur noch Lieder dieser schweren, anspruchsvollen Art zu singen; so wie wir ja auch unseren Soldaten nicht zumuten, nur „Kein schön'rer Tod ist in der Welt“ oder



„Heilig Vaterland“ zu singen. Aber in feierlichen oder besinnlichen Stunden, da sollte unser Bauerntum doch mehr in den Schatz hineingreifen, von dem wir eben einige leuchtende Stücke gezeigt haben. Auch schon deshalb, damit möglichst viele dieser wirklich wertvollen Neuschöpfungen Gemeingut der deutschen Stämme werden. Auch hier walte kein Mißverständnis: solange wir die Bodenständigkeit rühmen und hochhalten, muß jedem deutschen Stamm seine Eigenart im Liedgut, seine stammestümliche Musikübung, teuer sein. Aber der feste Ritt gemeinsamen Liedbestandes darf daneben nicht fehlen. Was würden wir doch entbehren, wenn wir das Deutschlandlied nicht hätten! Was würde unserer Jugend fehlen, wenn sie nicht von der Nordsee bis zu den Karawanen sänge: „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ oder „Erde schafft das Neue“! Hart schmiedet unsere Zeit alle deutschen Stämme zusammen: es kann nicht schaden, wenn von dieser echten Härte etwas in das Singen aller deutschen Stämme eingeht.

### Jungbauern her!

Dichtung und Weise: Hans Baumann

1. Jung=bau-ern her! Hier war=tet die Fah=ne, und wer es  
 treu meint, läßt sie nichtstehn. Reckt sie em=por, der—  
 Son=ne ent=ge=gen, hoch ü=ber Ak=ker und Saat muß sie wehn!

Das Bauerntum hat noch einen anderen Liederschatz, auf den im Vorbeigehen hingewiesen sei: Die Jugendbewegung mit ihrer gefühlsmäßigen Abneigung gegen die Stadt und deren Zivilisationswerte begann die Wiedererweckung des sogenannten altdeutschen Volksliedes. Heute, wo wenigstens ein Teil dieses Schatzes ins allgemeine Bewußtsein eingegangen ist, darf das Bauerntum sich mit Stolz darüber klar sein, daß jene Tat zum größten Teil eine Wiedereroberung halb verlorenen bäuerlichen Besitzgutes war. Es kann nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß das echte Volkslied des 15., 16. und auch noch 17. Jahrhunderts in seiner Masse aus bäuerlicher Seelenhaltung erwachsen ist und bäuerliche Lebenswerte besingt, auch ohne daß in ihm gerade von Saat und Ernte die Rede ist.

Für wichtiger in unserem Zusammenhange halten wir dennoch das in unseren Tagen neugeschaffene Bauernlied; denn es beweist, daß der bäuerliche Sinn unseres Volkes nicht tot ist, sondern nur tief verschüttet lag und heute erwacht.

## Flurnamen als Schöpfung bäuerlicher Gemeinschaft

Flurnamen sind Schöpfung der dörflichen Gemeinschaft. Nicht, daß irgendein mystischer Gemeinschaftsgeist sie erfunden hätte, ein einzelner Bauer war es sicher, aber er schuf den Namen aus gemeinschaftsgebundener Denkweise heraus, und wenn seine Namensgebung dem Empfinden der Gesamtheit entsprach, wurde sie allgemeingültig und mit der dem Bauerntum eigenen Kraft zur Beharrung auch festgehalten.

Der wirklichkeitsbezogenen geistigen Haltung des Bauerntums entspricht es, wenn besondere Eigenschaften der Flur, etwa die auffallende Form eines Ackers oder eines Waldstückes, die Lage zu einem besonders markanten Punkt, etwa einem alleinstehenden Baum, bestimmte Arten der Bodennutzung und der Bodengestaltung usw., namengebend wirken. Deshalb sind alle Flurnamen voll lebendiger Anschauung. Auch die vielfach vertretenen Namensgebungen nach Personen machen davon keine Ausnahme; denn jedem Dorfgenossen ist bei der Nennung des Namens nicht der Bauer allein, sondern auch seine Sippe, sein Hof, sein ganzes Besitztum gegenwärtig.

Es muß allerdings die verbreitete Vorstellung richtiggestellt werden, daß unsere Flurnamen durchweg uralte sind. Ein kleiner Teil des Flurnamenbestandes ist wirklich viele Jahrhunderte alt und reicht beispielsweise in die Zeit des mittelalterlichen Siedlungsausbaues oder teilweise in noch ältere Zeiten zurück, wie z. B. viele Flußnamen. In jeder Gemarkung werden sich einige solcher alten Namen finden. Der größte Teil der Flurnamen ist jedoch jüngerem Datums.

Flurnamen sind auch nicht unsterblich. Sie können sich jederzeit neu bilden, und sie sind bestimmten Gesetzen des Vergehens und der Veränderung unterworfen. Wenn etwa das benannte Flurstück verschwindet, beispielsweise überbaut wird, oder wenn der Gegenstand bzw. die Form, die Nutzung usw. sich ändern, die namengebend gewirkt haben, dann zeigt auch der Flurname in den meisten Fällen die Tendenz, zu verschwinden, allerdings nicht sofort, sondern erst nach einiger Zeit, nämlich nachdem für die veränderte Ortschaft sich ein neuer Name gebildet hat. Oft laufen der alte und der neue Name eine Weile nebeneinander her.

Personenbezogene Flurnamen zeigen eine stärkere Neigung, zu verschwinden. Vielfach bilden sich die nicht mehr verständlichen alten Flurnamen nur durch geringfügige Veränderung zu neuen Namen um, wie z. B. „Hirseacker“ zu „Hirsacker“, oder „Rossgarten“ zu „Rosengarten“, so daß eine neue Bedeutung entsteht, die mit der alten Sache nichts mehr zu tun hat. Die Gegenständlichkeit des bäuerlichen Denkens verlangt, daß mit jedem Namen auch eine Vorstellung verknüpft ist.

Die Tatsache der ständigen, wenn auch langsamen Wandlung des Flurnamenbestandes muß deshalb betont werden, weil nur zu oft eine intellektuelle Bauernromantik dem Bauerntum eine lediglich passive, zwar sehr konservative, aber nicht eigentlich geistig-schöpferische Haltung zuweist. Die Kulturformen des bäuerlichen Lebens haben allerdings ihre eigenen Entwicklungsgesetze. Sie sind weit weniger

schnellebig als die Formen der städtischen Lebensäußerung. Neues, das in sie eindringen will, wird erst nach sorgfältiger Prüfung und nach der Ausmerze dessen übernommen, was dem Gemeinschaftsempfinden und der Denkart des Dorfes nicht entspricht. Mehrere Forscher (so besonders Strobel: Die Flurnamen von Heinersreuth, 1934) haben nachgewiesen, daß die entscheidende Zeit, die über Tod oder Weiterleben eines Flurnamens entscheidet, etwa 100 bis 200 Jahre sind. Was in dieser Zeit nicht abgestoßen wird, hat Aussicht, durch die bewahrenden Kräfte im bäuerlichen Denken über lange Zeiträume hin festgehalten zu werden, denn es gehört ja nun zum Althergebrachten, vor dem der echte Bauer immer eine tiefe Ehrfurcht bezeugt.

Für den Forscher hat der tote, in Urkunden, Grundbüchern, alten Flurkarten usw. erhaltene Flurnamenbestand daselbe Interesse wie der im Volksmund lebende. Er sammelt sie beide und zieht aus beiden Erkenntnisse, sei es zur engeren Heimatgeschichte oder zur Denkart und Geisteshaltung des Bauerntums.

Die Flurnamenwissenschaft ist noch jung. Wenn auch die Bedeutung der Flurnamen für Geschichte und Kulturgeschichte, für Volkskunde und bäuerliches Wirtschaftsleben schon länger erkannt ist, so ist doch erst etwa seit zwei Jahrzehnten eine systematische Sammlung und Bearbeitung der Flurnamen im Gange. Vor allem hat man in jüngster Zeit erst eingesehen, daß es nicht angeht, die Flurnamen ohne Beziehung zur Gemarkung und zur Ortsgeschichte zu betrachten und zu erklären und diese Deutung dann zu verallgemeinern. Es ist keineswegs immer der Fall, daß die Erklärung eines Flurnamens für ähnlich oder gar gleichlautende Flurnamen anderer Gemarkungen zutrifft. Jeder Flurname hat seine eigene, ganz bestimmte Entwicklungsgeschichte. Gerade deshalb ist die Flurnamentunde für die Heimatgeschichte schlecht hin unentbehrlich, sie vermag noch über örtliche Zusammenhänge Auskunft zu geben, über die sonst nichts Schriftliches existiert. So sind die Flurnamen häufig die ältesten und sichersten Quellen der Heimatgeschichte, die ein treues und lebendiges Bild längst vergangener Zustände, sei es auf wirtschaftlichem, volkskundlichem oder auf rechtsgeschichtlichem Gebiet, geben, oder zumindest zu einem solchen beitragen.

Versuchen wir an einigen, aus dem riesigen Flurnamenschatz herausgegriffenen Beispielen zu zeigen, welcher Art die Aufschlüsse sind, die Flurnamen uns vermitteln können.

Da gibt es z. B. zahlreiche Flurnamen, die die Beschaffenheit und Lage der Flurstücke verdeutlichen. Ein „Nasacker“ zeigt schweren, feuchten Boden an. Dergleichen weisen Namen wie „Grießacker“ (von Grieß = Sand), „in dem Leimen“ (von Lehm), „Steinacker“, „Sauerwiese“ usw. auf Eigenschaften des Bodens. Aber diese sehr zahlreichen Namen bezeichnen zumeist Verhältnisse, die auch in der Gegenwart noch dieselben sind wie früher. Für den, der die Vergangenheit zu erhellen strebt, werden andere Flurnamen wesentlicher sein. Wollen wir uns die Geländegestaltung und Bodenbeschaffenheit vergangener Zeiten verdeutlichen, die ehemalige Verteilung von Wald, Wdland, Sumpf usw., so können uns zahlreiche Flurnamen dabei helfen. Ein „Niedacker“ (von ahd. riot, Schilfrohr, Sumpf) weist auf früheres Sumpfgelände hin, ein „Heidacker“ auf früheres Wdland. Auch wenn ein Acker heute „Leerfeld“ heißt, muß er einmal Wdland gewesen sein. Die häufigen Flurnamenzusammensetzungen mit „Loh“, „Loch“ (von mhd. lōh, Gehölz, Gebüsch, Wald)

z. B. „Lohacker“, Lohrgewann“, „Lohwiese“ oder einfach „Loh“ lassen meistens auf ehemalige Wald- oder Buschbedeckung schließen. Aber auch wenn eine Flur, die heute Ackerland ist, „von der Hart“ (mhd. hart, Wald, z. B. im Spejart aus Spechtsharte) heißt, so darf früherer Waldbestand angenommen werden. Auf alten Waldbestand, und zwar auf Eichwald, deutet z. B. auch der Flurname „Schweinfeld“. Die Schweinemaß durch Eintreiben in die damals noch weitverbreiteten Eichenwälder war früher allgemein gebräuchlich. Nicht nur zur Kenntnis über die Ausdehnung des ehemaligen Waldbestandes vermögen die Flurnamen beizutragen, sondern auch über das Vorkommen einzelner Bäume oder Baumarten in einer bestimmten Gegend, so wenn z. B. ein Feld „Lindenacker“ heißt, auf dem oder in dessen Nähe heute keine Linde mehr zu finden ist. Der Flurname „Ehrlisch“ (von mhd. daz erlach) weist auf frühere Erlenbestände hin. Auch die größere Verbreitung der Eibe im Mittelalter spiegelt sich in manchen Flurnamen.

Von höchster Bedeutung für den Heimatforscher sind die auf den Ausbau der Mark hinweisenden Namen. Sie lassen erkennen, wie im Verlauf des mittelalterlichen Landesausbaues das Kulturland zugenommen hat und dementsprechend das Wald- und Odland mehr und mehr zurückgegangen ist. Hierzu gehören alle sich mittelbar oder unmittelbar auf die Rodung beziehenden Namen, wie z. B. „im Rodengarten“, „im Rodenfeld“, „Reutfeld“, „auf den Rottäckern“, „im Rödelborn“ usw. Das Urbarmachen des Waldes geschah zum Teil auch durch Schwenden, d. h. Abschälen der Rinde oder durch Sengen (Abbrennen). Auf diese Rodungsarten deuten Flurnamen wie „Schwend“, „Schwend“, „Brandacker“ (oder einfach „Brand“), „Eheng“, „Wang“ usw. Auf altes Rodungsland oder auf den Umbruch von Wiesen lassen auch Namen wie „Neufeld“, „Neubruך“ usw. schließen. Von mhd. egerte, Brachland, leitet sich eine Flurnamengruppe her (Egart, Egert, Egerten), die auf ehemals betriebene wilde Feldgraswirtschaft hinweist.

Einem starken Wechsel ist seit dem Mittelalter der Anbau unterworfen gewesen. Manche Pflanzen, die früher allgemein angebaut wurden, sind fast oder ganz von unseren Fluren verschwunden und haben anderen Pflanzen Platz gemacht. Aber diesen Wechsel vermögen manche Flurnamen Aufschluß zu geben. Weit verbreitet sind die Zeugnisse einstmaliger vorhandener Weinkultur in Namen wie „im alten Wingert“, „Weinfeld“, „Weingarten“ usw. Die mit diesen Namen bezeichneten Flurstücke haben heute vielfach nichts mehr mit dem Weinbau zu tun. Es ist ja bekannt, daß der Weinbau im Mittelalter in vielen Gegenden wesentlich stärker betrieben wurde als heute. Ferner weisen Namen wie „Hanfacker“, „Hopfenacker“, „Emersfeld“ oder „Amerland“ (von Emmer, einer früher viel verbreiteten Weizenart), „Linsenbühel“, „Hirs(e)acker“ (oder verändert zu „Hirschacker“) auf den Anbau der in ihnen genannten Pflanzen hin. Auch zur Kenntnis der Viehzucht und Viehhaltung der Vergangenheit vermögen die Flurnamen manchen Beitrag zu leisten. Namen wie „Rälberweide“, „Geisberg“, „Gänsberg“, „Tagweide“, „Nachtweide“, „Sauwinkel“, „Schell(en)berg“ (von mhd. schel, Schälhengst), kennzeichnen das mit ihnen bezeichnete Gelände als früheres Weideland. Der Name „Schell(en)berg“ ist dabei zugleich ein Wegweiser für die Verbreitung der schon im Mittelalter gepflegten Pferdezucht. Auch gewerbliche oder industrielle Anlagen alter Zeit im Umkreis der Dörfer lassen sich durch Flurnamen häufig erschließen. So weist eine „Bleuelmatte“ (von mhd. bliuwel, Schlegel zum Klopfen des Garns) auf eine

Wiese hin, die zum Bleichen und Klopfen des Garns diente. Ehemaliger Bergbau wird durch Namen wie „Kellerberg“, „Grubenwiese“ wahrscheinlich gemacht, und die zahlreichen „Eisenhammer“ lassen auf alte Eisengewinnung schließen. Eine „Kohlenstätte“ oder „Kohlenplatte“ zeigt den Platz an, wo früher einmal die rauchenden Meiler der Köhler standen. Flurnamen wie „die Schmiedeäcker“, „bei der Olmühle“, „auf dem Auler“ (Auler ist der Töpfer) erklären sich selbst.

Manche Kenntnis über die ehemalige Flurordnung und die alten Besitzverhältnisse läßt sich ebenfalls aus den Flurnamen entnehmen. Da gibt es „Ochsenmatten“, „Garrenäcker“, „Farrwiesen“, „Bocksäcker“, „Hagenäcker“ oder „Hagenwiesen“ (besonders alem. von ahd. hago, Stier), die sämtlich Flurstücke bezeichnen, die einstmals dem Stier- bzw. Bockhalter von der Gemeinde zur Nutzung übergeben waren. Eine „Mühlwiese“ kann auch, wenn die Mühle längst nicht mehr da ist, noch Kunde von dem Landbesitz geben, mit dem die Mühle einst ausgestattet war.

Selbstverständlich ist, daß auch die einst für die bäuerliche Wirtschaftsordnung so wichtige Allmende oder gemeine Mark sich in den Flurnamen wiederfinden läßt. Dem Heimatkundler wird es angenehm sein, wenn ein „Markwald“ ihm die örtliche Bestimmung des alten Gemeindewaldes erleichtert. Auf altes Gemeindeland weisen die irgendwie mit Allmende zusammengesetzten Namen wie „Allmend“, „Allmat“, „Allmend-Wäldchen“, „Allmendwiese“ usw. hin.

Die Bezeichnungen für aus der Allmende ausgeschiedenes, dem freien Anbau vorbehaltenes, meist durch Hecken und Zäune geschütztes Sonderland „Bifang“ und „Beund“ finden sich auch öfters in Flurnamen wieder. Sehr häufig ist besonders in Süddeutschland „Beund“ in zahlreichen Abwandlungen: „Beind“, „Bund“, „Peunt“, „Peint“ usw.

Es wäre erstaunlich, wenn nicht auch die das soziale und wirtschaftliche Leben des Dorfes bestimmende Grundherrschaft ihre Spuren im Flurnamenbestand hinterlassen hätte. Die alten herrschaftlichen Rechte am Boden können oft aufgeheilt werden durch Flurbezeichnungen wie „Fronäcker“, „Fronwiese“ oder auch einfach „Herrenäcker“ oder „Galland“. Der Name „Frohbrunnen“ (von mhd. frô, Herr) ist zugleich ein Beispiel für das Erscheinen eines neuen Sinngehaltes nach dem Verlust der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. In zahlreichen Verbindungen erscheint das Wort „Lehen“ („lehmat“, „Lehenmühle“ usw.); als Gegenstück dann Namen wie „Freiäcker“, oder „auf'm Eigen“ usw. Oft deuten die Namen auf Abgaben hin, die an den bezeichneten Grundstücken hafteten, so etwa „Geldwiese“, „Gildeäcker“, „Salzäcker“, „Zehntfeld“, „Betholz“ (von bête, Steuer, Abgabe), „Landachtäcker“, „Landgarbenäcker“ usw. Ein „Seelgerätäcker“ zeigt an, daß er einst als „Seelgerät“, d. h. als Gabe zum Heil der Seele der Kirche übereignet wurde.

In den Händen der Herrschaft lag oft das Gerichtswesen. Wenn auch nicht so häufig wie von den Bodenverhältnissen, den alten Besitzrechten usw., so haben doch die Flurnamen die Erinnerung an Rechtsymbole, Gerichtsstätten usw. bewahrt. „Galgenfelder“, „Galgenäcker“, „Galgenberge“ sind verhältnismäßig häufig. Daß nicht wenige Flurnamen auf alte Grenzen hinweisen, ist leicht zu verstehen, hat doch die Abgrenzung von Herrschafts- und Nutzungsrechten im Mittelalter eine große Rolle gespielt. So beziehen sich auf alte Grenzen Namen wie „Markgraben“, „Landgraben“, „am Ortstein“, „am Blutstein“ (als Grenze des Blutbanns), „am

Mal" (von mhd. māl, Grenzzeichen), „am Lachbaum" (von mhd. lāhan, einschneiden), „das Gescheid", „im Elend" (von ahd. allanti, anderes, fremdes Land). Selbst der alte Dorfzaun läßt sich manchmal in seinem gesamten Verlauf durch Flurnamen wie „am Graben", „hinter dem Bannzaun", „am Etter", „Stiegelacker" (von mhd. stiegel, Brett zum Übersteigen des Dorfzaunes) verfolgen. Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß sogar die Lage untergegangener Dörfer durch Flurnamen eine Festlegung erfahren kann. Die Wüstungen haben häufig kennzeichnende Namen, die mit „dorf" oder „hausen" zusammengesetzt sind (z. B. im „Altdorf"); oder es ist gar der Name des untergegangenen Dorfes an der Wüstung haften geblieben bzw. an Flurteilen, die zur Gemarkung des eingegangenen Dorfes gehörten.

Einer alten, die Fantasterei liebenden Richtung der Flurnamendeutung gefiel es, in möglichst viele Flurnamen vor- und frühgeschichtliche Beziehungen hineinzudeuten. Die Anzahl der Flurnamen, die wirklich Schlüsse auf frühgeschichtliche Anlagen, auf alte Volksbräuche und vorchristliche Glaubensstätten usw. zulassen, ist längst nicht so groß, wie ursprünglich angenommen wurde. Doch sind die wenigen Namen dafür auch von um so größerer Bedeutung, weil ja für diese Dinge meist jeder andere Hinweis fehlt. Im Rheinland hat man festgestellt, daß gewisse Namenstypen an Stellen, an denen man auf Reste vergangener Jahrhunderte stößt, immer wiederkehren. Namen wie „Steinweg", „alte Straße", „Heerweg", „grüner Weg" lassen auf römische Straßen oder frühgeschichtliche Wege schließen. Auf Flurstücken, die heute „Mauerfeld", „Steinacker", „in der Weil" (von lat. villa) heißen, hat man Reste alter, teilweise römischer Siedlungen entdeckt. Der Verlauf des römischen Limes in der Wetterau läßt sich durch Flurnamen wie „Pfahl", „Pfahlgraben", „Heidemauer", „Heidegraben" deutlich verfolgen. Bekannt ist, daß für alte Gräberfelder oder einzelne Grabhügel bestimmte Namen fast immer wiederkehren. Hierher gehören Namen wie „Hünengrab", „Königsgrab", „Riesengrab", „Totengarten", „Hünensteine" usw. Auch die Flurnamen „Rosengarten", „Rosenhof", „Rosenacker" weisen öfters (aber nicht immer) auf alte Begräbnisstätten hin.

Die Namensbildungen mit „Stein" können auf früher vorhandene Grenzsteine und Gerichtsstätten, aber auch auf alte Kultstätten hinweisen. Vorfindet man angebracht bei den nicht seltenen Bergbezeichnungen „Heiligenberg", „Heidenkopf", „Donnersberg" usw. Nicht immer, aber doch öfters enthalten diese Namen Hinweise auf alte Fliehburgen, Kultstätten oder Wehranlagen. Die häufigen „Schwedenschanzen" weisen fast immer auf frühere Wehranlagen hin, die allerdings nicht aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu sein brauchen, sondern oft auch älter sind.

Schließlich kann man auch alten Volksbrauch dort, wo er untergegangen ist, noch aus dem Bestehen gewisser Flurnamen erschließen, so wenn z. B. ein Hügel „Schibenhühl" heißt. Von dieser Anhöhe wurden einst zu Fasnacht die Scheiben geschlagen. Auf dem „Osterberg", dem „Fasnachtsbühl" wurden einst wohl die Feuer entzündet, und „im Osterborn" wurde das Osterwasser geschöpft.

Es ist schon betont worden, daß die Deutung und Auswertung von Flurnamen vielfach in allzu phantastischer Weise erfolgt ist. Wenn die Flurnamen wirklich ein lebensvolles Urkundenbuch des Dorfes sein sollen, dann darf man an ihre Deutung nur mit gutem wissenschaftlichem Rüstzeug herangehen. Besonders ist eine genaue Kenntnis sprachgeschichtlicher Vorgänge nötig und selbstverständlich auch eine Kennt-

nis der Mundart, in der die Flurnamen lebendig sind; sonst sind Fehlschlüsse unvermeidlich.

Zahlreiche Flurnamen sind im Laufe der Zeit durch den Volksmund entstellt, umgeformt, umgedeutet worden, und nur, wer die Spielregeln volkssprachlicher Veränderung beherrscht, kann der richtigen Erklärung auf die Spur kommen. Gerade diese Umgestaltung ist aber, so viel Mühe sie auch im einzelnen dem Forscher macht, ein Zeugnis für die schaffende Tätigkeit des Volksgestes, der ihm sinnlos Erscheinendes wieder mit Sinn erfüllt. Voraussetzung dafür ist, daß die ursprüngliche Bedeutung des Flurnamens in Vergessenheit gerät. Aus der Bildung „auf dem Ortacker“ wird durch die ziemlich häufige falsche Abtrennung und Verschiebung der Wortgrenze ein „auf dem Nordacker“, obwohl auf diesem Acker nie ein Nord gesehen ist. Das in einer Anzahl Ortsnamen auf westfälischem Boden enthaltene „feiling“ (Freibauer) wurde zu „Frühling“. Zahlreich sind in manchen Gegenden die Flurnamen „Affenstein“, „Affenloch“, „Affengrund“, „Affenberg“ usw. An diesen Orten haben nie Affen gehaust, sondern die Namen hängen mit got. *ahva* (ahd. *aha*, *affa*, Wasser) zusammen, das auch als „ache“ in vielen Bach- und Flußnamen wiederkehrt. „Hünengräber“, „Hünenberge“, „Hünensteine“ sind öfters zu „Hühnersteinen“, „Hinkelsteinen“, „Hennenburgen“, „Hahnenbergen“ usw. vom Volksmunde umgemodelt worden. Ein Flurname, der in einer Urkunde des Jahres 1350 noch „by dem lynlande“, 1475 noch „im Lynlande“ heißt, kehrt auf einer Flurkarte von 1731 als „Lügenfeld“ wieder. Ein um 1680 noch als „Mardief“ (von *mar*, Sumpf, Moor) überlieferter Teich wird zum „Marienteich“, weil dem Volk die Bedeutung des Wortes „*mar*“ abhanden gekommen ist. Es ließen sich hier noch zahlreiche Zeugnisse anführen; sie zeigen alle das Bestreben des Volksgestes, mit jedem Flurnamen einen vorstellbaren Begriff zu verknüpfen.

Anberücksichtigt sollen hier die Verbalhornungen bleiben, die von Schreibern und Beamten angerichtet worden sind; besonders anlässlich der Landvermessung im 19. Jahrhundert haben die Vermessungsbeamten viele Flurnamen falsch aufgeschrieben, weil sie die Mundart schlecht verstanden, und damit den tollsten Entstellungen Vorschub geleistet.

Die Flurnamen sind ein Stück bäuerlichen Brauchtums. In ihnen spiegelt sich das innige Verhältnis des Bauern zu seiner Flur. Sie ist ihm etwas Lebendiges, und deshalb muß er sie in ihrer gegliederten Mannigfaltigkeit mit Namen versehen, wie er das auch mit seinem Vieh tut. Nur das, was einen Namen trägt, ist wirklich in den lebendigen Zusammenhang der Dinge eingereicht und kann jederzeit angerufen werden.

Je mehr Straßen und Bahnen das Land durchziehen, um so mehr alte Flurnamen werden verschwinden. Die geplante großzügige Umliegung wird zwangsläufig tief in die bisherige Aufteilung der Fluren eingreifen. Es werden neue Wege entstehen und alte beseitigt werden. Die Zusammenlegung wird manchem Flurstück sein eigenes Leben nehmen, so daß auch der dazu gehörige Namen zum Untergang verurteilt ist. Um so mehr ist es geboten, auch die Flurnamen, diese Schöpfungen echten deutschen Volksgestes und Zeugen enger Verbundenheit des Bauern mit seiner Flur, zu achten, sie zu sammeln und zu erhalten, wo es noch nicht geschehen ist.

## Friedrich Wilhelm I., Soldat und Bauer

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, wir nennen ihn gemeinhin den Soldatenkönig und könnten ihn doch vielleicht mit noch mehr Recht den Bauernkönig nennen. Dieser deutscheste aller preussischen Könige hat wie kein anderer erkannt, daß ein gesundes Bauerntum das Fundament eines Staates bildet. Wir lesen in den Geschichtsbüchern, daß es Friedrich Wilhelm nicht gelang, neue Eroberungen zu machen, sondern daß er durch die Neuordnung seines Staates und durch die Schöpfung der Armee nur die Grundlage schuf für die Eroberungen Friedrichs des Großen. Und doch ist Friedrich Wilhelm eine Eroberung gelungen, an der gemessen der Erwerb der schlesischen Besitzungen durch Friedrich den Großen nahezu unbedeutend erscheint. Friedrich Wilhelm I. eroberte Preußen zum zweiten Male, entriß die preussischen Länder zum zweiten Male dem andrängenden Slaventum.

Friedrich Wilhelm I. übernahm einen völlig zerrütteten Staat. Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse, hatte noch nicht die Kraft aufgebracht, die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges zu überwinden, als Friedrichs I. Hofhaltung dem Lande so unerhörte Lasten aufbürdete, daß jedes Gewerbe am Zusammenbrechen war. Noch mehr war Preußen verwüstet. War Preußen auch durch seine Lage weitab vom deutschen Kriegsschauplatz von den Armeen des Dreißigjährigen Krieges verschont geblieben, so sollten doch andere schwere Stürme über dies Land dahinbrausen. Im schwedisch-polnischen Kriege hatte Polen Tatarenschwärme ins Land gerufen, die dort in den Jahren 1656 und 1657 auf das entsetzlichste hausten. 13 Städte, 249 Flecken und Dörfer wurden von ihnen niedergebrannt, 23 000 Menschen in die Sklaverei geführt. Die Folge dieser Verwüstungen waren Hungersnot und Epidemien, denen weitere 80 000 Menschen zum Opfer fielen. Eingeschleppte Viehseuchen vernichteten den Viehbestand, ganze Dörfer verödeten, die Äcker bewachsen mit Gesträuch. Und als das Land sich eben zu erholen begann, da schritt der schwarze Tod im November 1708 über die Grenzen, die Beulenpest. Sie vernichtete mehr an Menschenleben, als es der grauigste aller Kriege vermocht hätte. Bis zum Frühjahr des Jahres 1711 wurden 235 806 Menschen, das heißt mehr als ein volles Drittel der Bevölkerung hingerafft. Die ganze von den deutschen Ordensrittern und den Siedlern geleistete Kulturarbeit schien vernichtet. Das Vieh verwilderte oder fiel den Wolfscharen zum Opfer. Der Bauer bestellte nur noch die Äcker, die seinem Hof am nächsten gelegen waren, um nur das Notdürftigste zum Leben zu gewinnen. Und über dieser Not des Bauerntums errichtete ein Teil des Adels eine glänzende Herrschaft, indem er die Bauern in die Sklaverei zwang.

### Nähestand und Wehrstand

Und während die Beulenpest das Land vernichtete, tanzte der Hof in Berlin, und der Kronprinz ballte ohnmächtig seine Fäuste. Das Luderleben am Hofe des Vaters,



während das Land im Elend verkam, hatte den Kronprinzen hart gemacht. Und als der Vater eben eine halbe Stunde die Augen geschlossen hatte und der Kronprinz König war, da sagte er schon die Hoffschranzen und die Hofbediensteten zum Teufel, da strich er die Haushaltung des Königshofes auf ein Bruchteil zusammen. Und zwei Tage später schon wurden auch die Pensionalisten um zwei Drittel gekürzt. In der folgenden Politik während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. lassen sich zwei Ziele klar erkennen, die wir heute nennen: Rettung des Bauernstandes und Sicherung der friedlichen Arbeit durch eine schlagkräftige Armee. Es wird von vielen Geschichtsschreibern, die in Friedrich Wilhelm nur den Vater und Vorläufer Friedrichs des Großen sehen, behauptet, daß die Maßnahmen für das Bauerntum nur getroffen seien, um die finanzielle Grundlage der Armee zu sichern. Mit fast demselben Recht könnte man behaupten, daß die Armee nur geschaffen sei, um die Rettung des Bauernstandes zu ermöglichen. Mit den wenigen Handwerkern der Städte und den an ihren Hof gebundenen Bauern konnte er größere Kulturarbeiten, wie die Trockenlegung des Rhinluches, nicht durchführen. Wir erleben es deshalb immer wieder, wie im Laufe der Regierungsjahre ganze Regimenter zu Kulturarbeiten eingesetzt werden, zu Dränagen, zur Errichtung von Staudämmen, zur Räumung und Regulierung von Strömen und Flüssen und auch als Seuchenpolizei.

Die Leistungen Friedrich Wilhelms auf dem militärischen Gebiet sind genügend bekannt, als daß sie hier weiter gewürdigt zu werden brauchen. Nur um zu zeigen, wie eng die Lösung der militärischen Aufgaben sachlich und personell mit den agrarpolitischen Zielen verbunden war, sei hier erwähnt, daß General von Dessau, der Schöpfer des preußischen Paradeschrittes, auch der Gründer und Besitzer des ersten ostpreußischen Mustergutes ist.

### Die Neubesiedlung Ostpreußens

Die vordringlichste Aufgabe Friedrich Wilhelms I. war die Neubesiedlung Ostpreußens. Schon bei seiner ersten Anwesenheit 1714 leitete er die ersten Maßnahmen ein. 200 Familien wurden aus dem Magdeburgischen und aus der Mark nach Ostpreußen gezogen. In den weiteren Jahren folgen Aufrufe - Patente genannt -, die zur Siedlung in Preußen auffordern. Solche wurden in allen Zeitungen am 15. März 1718, am 16. März 1719, am 10. April 1723 und am 11. Februar 1724 veröffentlicht. Im Patent von 1719 heißt es: „Wir wollen keinen Unterschied machen zwischen den anziehenden Auswärtigen und unseren eingeborenen Untertanen, sondern sie ebenmäßig ihren Capacitäten und Qualitäten nach zu Geist und Weltlichen Funktionen befördern. Jeder der Vollsiedler soll zwei Hufe Ackerland (30 Morgen) ohne das notwendige ‚Wiefewachs‘ erhalten, ferner Wohnhaus, Scheune und Schuppen, an lebendem Inventar 4 Pferde, 4 Ochsen, 3 Rühе, 4 Schafe, 4 Schweine, 4 Gänse, 8 Hühner, ferner Acker und Hausgeräth und 30 Scheffel Roggenausfaat, 12 Scheffel Gerstenansaat, 24 Scheffel Hafer und 4 Scheffel Erbsen. Zum Unterhalt während des ersten Jahres werden zur Verfügung gestellt 40 Scheffel Getreide und eine Summe für Salz, Licht und anderen zum Haushalt nötigen Unterhalt. Die Siedler müssen sich verpflichten, das zugewiesene Ackerland nach dem damaligen Kulturstand restlos

zu bebauen. Andere Siedler werden auf einer Hufe, wieder andere nur als Gärtner angelegt je nach Können. Friedrich Wilhelm betrieb bewußt deutsche Siedlung, ja am Rande eines Vorschlages vermerkt er einmal: „Bevor ich meine Domänen an Preußische (Slavische) Pächters verpachten will, so will ich lieber die Pechfackel nehmen und all meine neue aufgebaute Vorwercker anstecken.“ In das Land hinein strömten vor allem solche Siedler, die in ihrer Heimat aus religiösen Gründen verfolgt wurden. Sie fanden in Preußen eine Heimat. Bis 1724 wurden allein im Insterburgischen und Ragnitschen Distrikt 9535 Personen auf 2500 Hufen angelegt. Das Eindringen der fremden Siedler zwang auch die Alteingesessenen, wieder wüste, brachliegendes Land unter den Pflug zu nehmen, so daß in diesen Bezirken auch die Altbauern 300 Hufen mehr angenommen hatten, so daß nach zehnjähriger Regierungszeit hier nur noch 665 wüste Hufen gezählt wurden.

### Die Salzburger

Die stärkste Einwanderung erlebte Preußen im Jahre 1732. Der Erzbischof von Salzburg vertrieb die Evangelischen aus seinem Land. 20 000 etwa mußten in die Fremde wandern. Am 2. Februar 1732 erließ Friedrich Wilhelm das Patent, das diesen Vertriebenen eine neue Heimat gab. „Aus christlichen Erbarmen und herzlichem Mitleiden habe ich mich entschlossen, den heftig bedrängten und verfolgten evangelischen Glaubensverwandten des Erzbistums Salzburg hilfreiche Hand zu bieten, zu solchem Ende diese in mein Land aufnehmen und zu versorgen.“ Als Friedrich Wilhelm erfährt, daß sein Angebot angenommen ist, da ruft er aus: „Gottlob! Was tut Gott dem Brandenburgischen Hause für Gnade! Denn dieses gewiß von Gott kommt.“ Er reitet selbst den Jüngen der neuen Landesfinder entgegen, und weil sie das Lied nicht kennen, singt er allein vom Anfang bis zum Ende „Auf meinen lieben Gott traue ich in aller Not“. - An weiteren größeren Ansiedlungen sind festzustellen 7000 Pfälzer bzw. Wallonen, 4100 Schweizer, ferner größere Einwanderungen aus Böhmen, aus Holland, dann Waldenser, Mennoniten und Österreicher. Es wird angenommen, daß sich die Bevölkerung Preußens durch diese Siedlung unter Hinzurechnung der Nachkommenschaft bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. um 600 000 Menschen, das heißt um ein Viertel der Bevölkerung vermehrt hat. Die anfänglich aufgestellte Behauptung, daß Friedrich Wilhelm Ostpreußen zum zweiten Male erobert habe, dürfte damit wohl hinlänglich bewiesen sein, denn diese Bevölkerungszunahme kommt ja wesentlich Ostpreußen zugute.

Natürlich hat es auch bei diesen Siedlungen Schwierigkeiten gegeben, doch würde es zu weit führen, diese einzeln zu nennen. Friedrich Wilhelm aber ist aller dieser Schwierigkeiten Herr geworden.

### Das Obstbaumgesetz

Sein besonderes Augenmerk galt dem Obst- und Gemüseanbau. Die ständig grassierenden Viehseuchen fügten dem Lande einen ungeheuren Schaden zu, denn ein Ausweichen von Fleisch auf andere inländische Lebensmittel gab es kaum, da Obst-

und Gemüseanbau praktisch nicht getrieben wurde. Der König hatte den Gemüsebau und die Obstkultur während seines Aufenthaltes in den Niederlanden kennengelernt. Er fand ein einfaches Mittel, um die Obstkultur in seinen Ländern einzuführen. Die Pfarrer durften niemanden trauen, der nicht sechs Obstbäume gepflanzt und sechs weitere veredelt hatte. In besonderen Ausnahmefällen konnte die Trauung vollzogen werden, wenn sich das junge Ehepaar verpflichtete, diese Arbeiten bis zum nächsten Frühjahr auszuführen. Als es bald darauf an jungen Obstbäumen mangelte, wurde die Anlegung einer Baumschule für jedes Dorf und jede Stadt angeordnet. Auf ähnliche Weise wurde durchgeführt, daß zu jedem Bauernhaus ein ausreichender Gemüsegarten gehörte. Die besondere Aufmerksamkeit des Königs gilt auch den Dungstätten, über deren Anlage er immer wieder Klage führt und seine Amtmänner darauf hinweist, auf eine ordnungsgemäße Anlage zu dringen.

Um das Land von der Seideneinfuhr unabhängig zu machen, ordnet der König die Anlage von Maulbeerbäumen an. Dies gelingt, ohne die Arbeitskraft der Bauern und ohne kulturfähiges Land in Anspruch zu nehmen, da die Pfarrer verpflichtet werden, auf eigene Kosten auf den Friedhöfen Maulbeerbäume zu pflanzen.

#### **Der Schöpfer der ostpreussischen Pferdezucht**

Durch einschneidende Maßnahmen gelang es dem König, die Pferdezucht zu heben. Die Pferdezucht lag in Preußen darnieder, da es üblich war, Hengste und Stuten gemeinsam auf die Weide zu treiben. So kamen die Hengste viel zu früh zum Decken, daß sie oft schon zum vierten Jahr verbraucht waren, und die Stuten wurden viel zu früh tragend. Der König ordnete das Beschneiden der meisten Hengste an und ließ in seinem ganzen Staatsgebiet nur Hengste friesischer Art aus den Staatsgestüten für das Decken zu. Da man im Land wußte, daß es keinen Widerspruch gegen des Königs Befehle gab, gelang es immer, diese Maßnahmen in kürzester Frist durchzuführen. Durch die Errichtung von sechs Gestüten in Ostpreußen wurde die Pferde- zucht weiter gehoben. Später wurden diese sechs Gestüte noch durch Friedrich Wilhelm zum weltberühmten Stammgestüt Trakehnen zusammengefaßt.

Vorbildlich ist das Wirken Friedrich Wilhelms I. auf dem Gebiet der Seuchen- polizei. Unsere meisten Gesetze und Maßnahmen basieren noch heute auf seinen Anordnungen.

Ungeheuerlich war der Schaden, der dem Lande immer wieder durch die Kinderpest zugefügt wurde. Hier ordnete Friedrich Wilhelm an, daß Kinder in sein Staatsgebiet nur aus Ländern eingeführt werden durften, in denen vier Monate lang kein Fall von Kinderpest festgestellt war. Der Einführende mußte darauf einen Eid ablegen. An der Grenze wurden die Kinder zur Untersuchung acht Tage in Quarantäne genommen. Beim Weitertreiben mußte jeder Dorfschulze eine Bescheinigung ausstellen, nach welcher das Vieh kein Seuchengebiet berührt hatte. Befallene Höfe oder befallene Dörfer wurden auf das strengste, oft durch Militär, abgeriegelt. Gefallenes Vieh mußte fünf Fuß tief vergraben werden. Es war den Abdeckern bei Verlust ihres Gewerbes angedroht, keine Felle von gefallenem Vieh zu nehmen. Wer gegen diese Seuchengesetze verstieß, wurde mit harter Leibes-



Fridericus Wilhelmus  Rex Borussiae  
Electores Brandenburgensis etc



Daß diejenige  
**ADVOCATEN,**  
**PROCURATORES**  
und andere

**CONCIPIENTEN,**  
welche sich unterstehen, Leuthe aufzuwickeln, um in  
abgethanen und abgedroschenen Sachen

Seiner Königlich Majestät  
immediaté Memorialien zu übergeben, oder auch in  
anderen Justiz- und Gnaden- Sachen durch Soldaten über-  
geben zu lassen, ohne alle Gnade und Pardon, mit einem  
Hunde an der Seiten, aufgehangen werden sollen, und daß  
dieses Edict acht Tage nach beschehener publication  
seinen Anfang nehmen solle.

De Dato Berlin, den 16. Nov. 1739.

---

B E R L I N,

Gedruckt bey dem Königlich Preussischen Hof-Buchdrucker,  
Christian Albrecht Gäbert.

Edikt König Friedrich Wilhelms I. von Preußen  
gegen das überflüssige Prozessieren der Advokaten

Strafe, oft mit dem Tode bestraft. So gelang es, die verheerende Wirkung der Rinderpest auf ein Minimum zu begrenzen.

Trotzdem es nur mit Schwierigkeiten gelang, das kultivierte Land mit Bauern zu besetzen, scheute der König keine Mittel, weiteres Land durch den Staat urbar zu machen. Die größte der hier ausgeführten Arbeiten ist die Trockenlegung des Rhinluches, die Friedrich Wilhelm gegen den Widerstand aller Interessenten und trotz der Warnungen aller Sachverständigen mit großem Erfolg durchzuführen ließ. Königshof hieß die Domäne, die er hier anlegen ließ und die wohl gleichzeitig die erste in der Geschichte nachweisbare Brautschule für Bauernfrauen ist, die gleichzeitig mit der Gewährung eines nichtrückzahlbaren Ehestandsdarlehens nach erfolgtem Besuch verbunden war. Junge Bauerstöchter erhielten hier eine Ausbildung in Haus- und Landwirtschaft, insbesondere in der Käse- und Butterbereitung. Der König selbst prüfte die Schülerinnen, und entsprachen Butter und Käse den gestellten Anforderungen, dann erhielt die junge Frau bei der Eheschließung 100 Thaler, eine große Summe, wenn man bedenkt, daß ein Ochse in jener Zeit sechs Thaler kostete.

### Die Neuordnung des Staates

Es ist das ungeheuerste, daß der König die Durchführung aller seiner Maßnahmen bis ins einzelste persönlich überwacht hat. Fuhr er durchs Land, dann mußte nicht nur der Amtmann, sondern alle Bauern und Knechte zur Stelle sein, damit der König sie befrage. Und ständig reisten Kommissare durchs Land, die, unabhängig von allen Behörden, dem König bis ins einzelste berichteten. So konnte kein Mißstand, und sei er noch so geringfügig, verborgen bleiben.

Wie einen großen Bauernhof bewirtschaftete der König seinen Staat. Hier holte er Rinder aus den Niederlanden, dort Gerste aus dem Magdeburgischen, an anderer Stelle Pferde aus Friesland. Es scheint uns kaum glaublich, daß die Neuordnung eines ganzen Staates und seiner Wirtschaft das Werk eines einzelnen ist. Wir können es erst begreifen, wenn wir erfahren, daß dieser König regelmäßig um vier Uhr morgens mit der Arbeit begann, daß seine Minister im Sommer um fünf Uhr in der Früh und im Winter um sieben Uhr zum Vortrag erscheinen mußten.

Man hat Friedrich Wilhelm vorgeworfen, daß er über sein Interesse für das Bauerntum und die Armee die Kunst und Wissenschaft vernachlässigt habe. Auch damit geschieht dem König Unrecht. So wie er die Akademien und Universitäten von seinem Vater übernahm, so hat er sie weitergeführt. Wenn es auch sein Bestreben im Interesse des Volkes war, die Anzahl der Advokaten zu vermindern, so hat er doch dafür die medizinische Fakultät gefördert und als erster Fürst überhaupt einen volkswirtschaftlich-bäuerlichen Lehrstuhl an den Universitäten Halle und Frankfurt geschaffen.

Die Bedeutung der Lebensarbeit Friedrich Wilhelms I. können wir erst heute richtig ermessen, nachdem wir uns nach jahrhundertelangen Fehlentwicklungen wieder zu seinen Erkenntnissen durchgerungen haben. Ein einziger war es, der Friedrich Wilhelm richtig beurteilt hat, sein Sohn Friedrich der Große, der nach seiner eigenen Äußerung bei jeder Verwaltungsanordnung sich erst fragte: Ob sie wohl der Vater unterschrieben haben würde?

## Ein Tagwerk für Hannes!

Zwischen dem Schönburg- und dem Mühlhof herrschte eine vielhundertjährige Feindschaft, um deren Ursachen niemand mehr etwas Genaueres wußte. Mit bäuerlicher Halsstarrigkeit wurde der Haß zwischen den beiden Sippen wie etwas zu Hof und Charakter Gehörendes von den Vätern und Müttern auf die Söhne und Töchter fortvererbt. Niemals kam es vor, daß ein Mühlhoffohn seine Blicke auf eine Schönburgtochter richtete, und nie hatte ein Schönburger denen vom Mühlhof einen offenen Blick gegönnt. Diese Feindschaft hatte nichts Gesundes. Nur mühsam wurde sie durch jene jämmerlichen Nichtigkeiten genährt, mit denen man sich einander seine Feindschaft zu beweisen trachtete. Jeder im Dorfe wußte, auf wie hohlen Beinen diese Feindschaft stand. Sie schnitt weder ins Herz noch ins Land des einen oder anderen.

Ein härterer Feind bedrohte ihre Grenzen und rief von jedem Hof den Erben ab. Auch der Jochum vom Schönburghof und der Hannes vom Mühlhof rückten Seite an Seite in die Garnison. Sie spürten einander nicht nur an den Armeln, sondern begannen in der Folgezeit auch sonstwie zu begreifen, daß es jetzt darauf ankam, seinen Haß in eine andere Richtung zu lenken. Fortan begegneten sie sich mit Worten und Blicken. Was sie bislang getrennt, das verband sie nun miteinander.

Gemeinsam rückten sie ins Feld ein. Ihre Berichte waren nur knapp, grob und rar. Man sprach wenig, aber noch weniger fand man es wichtig zu schreiben. Bauer sein heißt handeln. Das war ein gutes Gesetz für das Soldatentwerk. Handeln! Wo die Halme fielen, standen sie in der vordersten Reihe, wie es einem Bauern zukam. Und der Halme sanken manche in den Acker der Feinderde zurück.

Da traf eines Tages eine gar seltsame Nachricht im Mühlhof ein. Sie stammte vom jungen Schönburgbauern. Zuerst überlegte man im Mühlhof, ob es ratsam sei, den Brief zu öffnen oder besser ungelesen zurückzusenden oder zu vernichten. Weil jedoch die Neugierde der Frauensleute stärker war, öffneten man das Schriftstück mit höchstem Widerstreben.

Man las: „Mühlhofbauer, ich teile Euch mit, daß Euer Hannes heut nacht beim Angriff gefallen ist. Ein verdammtes Vieß von Kugel hat ihn erwischt. Ich war bei ihm, als er starb. Sagen konnte er nichts mehr. Er sah mich nur an bis zum letzten Augenblick. Und ich verstand seine Blicke. War doch vorher alles zwischen uns gesagt und abgemacht, wenn das über uns kommt. An Euch zu schreiben, Bauer, genau, wie's der Hannes an die Meinen getan hätte, wenn's mich getroffen hätte. Ist halt so in der Erntezeit, Bauer, wenn man vorn steht. Und der Hannes hat sich nicht um seine Pflicht gedrückt, Bauer!“ Das war eine böse Nachricht für den Mühlhofer, doch daß sie ihnen der Schönburgerbe gab, verbitterte den Alten. „Daß grad er mir die Nach-

richt geben muß!" murrte er und zerknüllte das Papier, aber die Frauen glätteten es mit verfühnenden Händen. Ihnen wars, als wenn die Sonne zwischen den beiden Höfen wieder ein blankes Band schmiedete.

Im alten Mühlhofbauern ging viel um in den kommenden Tagen. Und als ihm der Schönburger über den Weg schritt und ein paar Worte des Mitgeföhls zum betroffenen Verlust hersprach, vermochte sich der Mühlhofbauer nicht abzuwenden. „Ja, der Hannes“, erwiderte er nur. Das war ein Wort, das einen neuen Klang schuf zwischen hüben und drüben.

Eines Tages schritt Jochum im grauen Soldatenrock durchs Dorf, und seine Blicke gingen über die beiden angrenzenden Acker hinweg. Sind noch weit im Rückstand mit der Ernte, dachte der Soldat und spütete sich, heimzukommen, um die paar Urlaubstage zu nutzen. Bauernurlaub gehört dem Lande – gehört der Arbeit! Er ist kein Ausruhen und Aufatmen – sondern ein Schlagen und Streiten an anderer Front. Ein Frontwechsel also. –

Jochum ließ sich nicht viel Zeit zum Begrüßen. Er war da, das genügte. Im blanken Hemd stand er mit weitausholender Sense vor dem wogenden Feld. Es war ein glückliches Schreiten. Um ihn sanken die Halme, zitterten die Ähren, quoll die reiche Frucht. Weit blieben die Frauensleute im Abraffen hinter ihm zurück. „Je, der Jochum . . . Der macht voran wie vor dem Feinde!“ lachten die Alten und beeilten sich mühsam, mit ihm Schritt zu halten.

Auf dem Mühlhofe ging es mit der Ernte nur langsam vorwärts. Die paar Alten mühten sich vergeblich ab. Jochums Blicke behielten die Felder des Nachbarhofes wohl im Auge. Und eines Morgens, eh noch die Sonne über die Ähren aufstieg, ergriff der Feldgraue Sense und Schleiffstein, warf den Eltern einen flüchtigen Gruß zu und marschierte dem Mühlhofe zu. Schweigend zog er den Stein über den bligenden Stahl. Das war eine Melodie eigener Art. Dann griff das Messer ins Korn und legte Reihe für Reihe der reichen Frucht um.

Als die vom Mühlhof heranrückten, trauten sie kaum ihren Augen: schon fünf Reihen quer über den Acker hatte Jochum heruntergemäht. Die Raffer fanden keine Minute Zeit zu verträdeln. Unablässig griff des Soldaten Stahl weiter ins raschelnde Korn. Ihn kümmerte nicht das Staunen der Mühlhofer. Erst als der alte Bauer von hinten auf ihn zutrat und ihm fragend seine Hand auf den Sensengriff legte, richtete sich Jochum vor ihm auf und begegnete voll seinem durchdringenden Blick.

„Für wen tut Ihr das? Niemand hat Euch gerufen, Jochum!“ murrte der Alte. „Wir haben's so abgemacht mit dem Hannes, Bauer. Er für mich und ich für ihn“, tönte es fest aus dem Soldatengesicht zurück. „Ein Tagwerk für den Hannes!“ Da blieb des Alten Hand einen Augenblick länger als notwendig auf Jochums Arm ruhen, und der Junge spürte wohl, wieviel der Bauer damit zu sagen hatte, er verstand wohl etwas von dem, was Bauersleuten ohne viel Worte eingeht. So schlug der Jochum zwischen Sonnenaufgang und untergang einen Roggenacker um – für den Kameraden Hannes!



# ~ ZUCHT UND SITTE ~

## Hertha Tieß

Eine Frau aus deutschem Bauernblut

Jede schwere Zeit ist eine Zeit der Prüfung und Erprobung des Menschen und gibt ihm Gelegenheit zur Bewährung. Der eine wird sich vor den Augen vieler beweisen, durch eine Großtat, eine Heldentat vielleicht, die gerühmt wird; der andere und wohl die meisten werden sich in ihrer inneren Haltung nur bewähren können. In schlichten Worten und auch in kleinen Taten geben sich in dieser Zeit oft eine große Gesinnung und eine hohe Gesittung zu erkennen. Dankbar nehmen wir solche Äußerungen des deutschen Menschen hin und deuten sie beglückt als Zeichen der inneren Kraft und des seelischen Reichtums unseres Volkes.

Hertha Tieß, eine deutsche Schwester des Roten Kreuzes, hat mit einer ihr selbstverständlich scheinenden Tat und mit bescheidenen Worten dem Ruhmeskranz deutschen Frauentums ein neues Blatt zugefügt. Als Schwester begleitete sie ein Transportschiff. Als das untergehende Schiff von der Besatzung geräumt werden mußte, gab sie einem verwundeten Soldaten ihre Schwimmweste mit den einfachen Worten: „... Ich habe keine Familie, Ihr Leben ist notwendiger.“ Im Vertrauen auf ihre gesunden Glieder hoffte sie wohl, sich so noch retten zu können. Der Verwundete wurde gerettet, sie selbst aber verlor das Leben.

Auch diese deutsche Frau hat mit ihren bescheidenen Worten, hat in Tat und Haltung bewiesen, daß die Treue zum Volk und eine Gesinnung, die wir nur als heldisch bezeichnen können, im Mann wie in der deutschen Frau lebt. Nicht an das eigene Selbst dachte Hertha Tieß, sie dachte an die Familie des Verwundeten, die den Mann brauchte, dachte an ihr Volk, das den Kämpfer brauchte und war bereit, ihr Leben für das Wohl aller

einzusetzen, freiwillig einzusetzen für die Gemeinschaft, die sie hinter dem verwundeten Kameraden sah. Sie besiegelte ihre Treue und ihre Opferbereitschaft für ihr Volk mit ihrem Leben.

Der Vergleich mit jenen Vormüttern drängt sich auf, die einst in unserer früheren Geschichte ihren Männern und Söhnen in Kampfesgefahr und Lebensnot zur Seite standen, die auch das eigene Leben nicht achteten und es wagten für das Wohl aller. Auf andere Weise haben jene stolzen und starken Bäuerinnen der Kimbern und Teutonen am Lebenskampf ihres Volkes teilgehabt, auf andere Weise ihr Leben bereitgestellt und es hingegeben im Kampf für ihr Volk und ihre Kinder als ihre Enkelin Hertha Tieß. In Hertha Tieß, der deutschen Schwester, aus pommerischer Bauernfamilie stammend, lebte aber der gleiche Geist wie in den Müttern unserer Frühzeit, aus gleichem Blut die gleiche Gesittung.

Margarete Schaper-Haedel.

## Der tote Bauer

Da liegt der Bauer eingefarrt.  
Die Bienen summen seinen Fleiß.  
Die Hähne krähen seine Lust.  
Die Äcker tragen seinen Schweiß.

In seinen Kindern strömt sein Blut,  
Schon wachsen Enkel auf in Kraft.  
Der Bauer kann in Frieden ruh'n,  
Er hat sein Tagewerk geschafft.

Herbert Menzel

Ertha Tietz

35 Jahre, 2.11.40





# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

Der Kampf im Osten hatte bis zum 22. August den Sowjets 1 250 000 Gefangene, 14 000 Panzerwagen, 15 000 Geschütze, 11 250 Flugzeuge gekostet. Rechnet man dazu, daß die Zahl der Toten und außer Gefecht Ge-setzten noch größer ist als die Zahl der Gefangenen, daß die Sowjetunion bis Ende August den gesamten Raum westlich einer Linie von Cherson über Dnjepropetrowsk-Tscherkassy-Kiew-Somel-Wjasma-Wilkie-Luki bis kurz vor Petersburg, d. h. einen Raum vom Umfang von Großdeutschland, dem Generalgouvernement und Protektorat, verloren hat, so ergibt sich, mögen auch hier und da die Sowjettruppen noch Gegenangriffe versucht haben, daß in Wirklichkeit die Stoßkraft der Sowjethere gebrochen und in einem namenlos schweren Ringen die Gefahr aus dem Osten, die für ganz Europa bestand, zurückgedrängt ist. Nachdem so die Hoffnung Churchills, Deutschland durch den Angriff der Sowjettruppen zu Fall zu bringen, gescheitert ist, rechnet er mit dem „General Winter“, befangen in der napoleoni-schen Parallele, gleich als ob ein Winter in den eroberten Gebieten der bisherigen Sowjetunion sich irgendwie wesentlich von den Standquartieren der deutschen Armeen im einstigen Polen unterscheiden würde.

Mit Recht wiesen eine Anzahl englischer Zeitungen darauf hin, daß eine solche Gelegenheit wie der schwere Kampf des deut-schen Heeres gegen die Sowjets für England nicht wieder kommen werde. „Daily Mirror“ schrieb: „England führt anscheinend wieder einen seiner beliebten Sitzkriege, da es ja wieder einmal jemand gefunden hat, der für England sich verblutet.“ Außer einigen Wel-len von Fliegerangriffen, die sich aber rasch zu einer „Non-Stop-Niederlage“ der Briten auslebten, hat England keine Möglichkeit gefunden, die günstige Lage zu benutzen. Das bedeutet aber, daß die Briten auch heute

über keine Armee verfügen, mit der sie sich ernstlich auf dem Festlande sehen lassen können.

So hat Großbritannien am Ende des Sommers 1941 auch keine Kraft mehr ge-zeigt, die Lage in Europa zu seinen Gunsten zu wenden. Churchill selber hat im Unter-haus zugeben müssen: „Wir dürfen aus alle-dem keinen Augenblick darauf schließen, daß der kritische Punkt überwunden sei, es wäre Wahnsinn, anzunehmen, daß Rußland oder die Vereinigten Staaten den Krieg für uns gewinnen werden. Die für eine Invasion günstige Jahreszeit naht.“

So hat England den alten Gedanken der Kriegsausweitung wieder aufgenommen.

### Der englische Gewaltakt im Iran

Das 1,6 Millionen qkm große Iran, früher Persien, unter der Herrschaft seines Kaisers Rifa Khan mit etwa 15 Millionen Einwohnern ist von England und der Sowjetunion gleichzeitig unter Druck genommen worden, die in der Tat fast die gesamte Nord-, West- und Südgrenze des Landes einnehmen. Ob-wohl den 2590 Engländern im Iran nur 690 Deutsche gegenüberstanden, forderten England und die Sowjetunion nicht nur die Vertreibung dieser Deutschen, sondern vor allem das Durchmarschrecht; unter Miß-achtung der streng gewährten Neutralität des Landes rückten sie von allen Seiten ein. Unter den heftigen Bombenangriffen ihrer Fliegergeschwader mußte Iran nachgeben. Es ist selbstverständlich, daß dieser Gewaltakt genau so wenig anerkannt wird, wie irgend etwas, das Churchill und Stalin noch in der Welt anrichten.

Im Vorderen Orient hat sich, seitdem England und die Sowjetunion sich über Iran die Hand reichen, der Irak sich unter drücken-der englischer Militärgewalt befindet, in Sy-rien ebenfalls die Engländer stehen, eine Umklammerung der Türkei von Süden und Osten entwickelt, die für die Türkei höchst beunruhigend ist. Die türkische Presse beginnt so auch, mit Sorge auf diese Entwicklung

hinzuwiesen, zumal sie befürchtet, daß die Türkei möglicherweise das nächste Opfer der britischen Aggressionen sein wird. Nach der Waffenstreckung des Iran setzt dort zugleich die Bolschewisierung ein, die nunmehr die Türkei auch von der Seite bedroht. Zum 19. Jahrestag der Befreiung durch Kemal Atatürk, den die Türkei feierlich beging, ist dies eine böse Nachbarhaft. In Syrien ist es zu erregten Auseinandersetzungen zwischen dem englischen Sonderbeauftragten Oliver Lyttelton und dem von de Gaulle eingesetzten Zivilkommissar General Catroux gekommen, so daß schließlich de Gaulle selber hinfuhr, aber auch nur feststellen konnte, daß, während er behauptete, Syrien für die „freien Franzosen“ zu verwalten, in Wirklichkeit die Engländer die Herren im Lande sind. Sie haben das Bankwesen durch die Barclays Bank übernehmen lassen und betreiben ihren alten Plan, ihren Knecht Emir Abd Allah (besser: Abd el Inglis) von Transjordanien zum König auch von Syrien und den arabischen Teilen von Palästina zu machen, wobei die letzteren offenbar in der Planung immer mehr zusammenschmelzen, denn den Zionisten sind aufs neue weitgehende Versprechungen für Palästina gemacht worden. So zeichnet sich im Nahen Orient eine - wir dürfen hoffen - kurzlebige britische Vorherrschaft ab, die die dortigen Völker, die unglücklichen von der CPA. gepeinigten Iraner, die isolierten Türken und die Araber zur Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen untereinander und mit Deutschland bringen wird. Ähnliches gilt für Ägypten, wo schwerer Hunger herrscht. Die Suezkanalgesellschaft hat mitteilen lassen, daß sie nicht in der Lage ist, ihren Angestellten und Beamten Gehalt zu zahlen, weil durch die deutschen Angriffe der Verkehr völlig zum Stillstand gekommen ist.

### Englands Absichten in Spanien und Portugal

Einen neuen Einfallplan scheint sich England für Spanien aufgespart zu haben. „Daily Express“ empfiehlt in einem Leitartikel eine Landung britischer Truppen auf der Iberischen Halbinsel und meint: „Der Krieg auf der Iberischen Halbinsel. Dieser

Vorschlag könnte für die Axsenanhänger in Spanien und Portugal schmerzlich sein. Er würde von der breiten Masse der betreffenden Völker begrüßt werden, genau so wie sie den Feldzug Wellingtons gern sahen und unterstützten. Mit ihrer Durchdringung Spaniens sind die Deutschen im Begriff, einen Vorwand für eine britische Landung in dem befreundeten Baskenland und für einen Blitzvorstoß zum Mittelmeer westlich der Pyrenäen zu schaffen. Eine gleichzeitige Expedition nach Portugal, das auf Grund seines Bündnisses verpflichtet ist, uns alle Hilfe zu gewähren, um die wir ersuchen, wird jedem Versuch der Nazis, in Spanien einen Widerstand zu organisieren, ein Ende setzen.“ Spanien wird mit Entschlossenheit gegen einen solchen Versuch zurückschlagen. Die „Blaue Division“, deren General Muñoz Grande beim Führer empfangen wurde, bestiegelt mit ihrem Kampf die enge Waffenverbundenheit Deutschlands und des neuen Spanien.

Spanien steht zugleich in der geistigen Abwehr der ibero-amerikanischen Länder gegen die Aggression Roosevelts. Nicht nur Argentinien, sondern auch die meisten der anderen Republiken spanischer Sprache in Süd- und Mittelamerika haben in den letzten Jahren ihre Beziehungen zum Mutterland Spanien lebhaft aktiviert, je mehr sie von USA. in ihrer Selbständigkeit sich eingeengt sahen.

Wenn England mit seinem alten Bündnis mit Portugal heute noch rechnet, so weiß man in Lissabon ganz genau, daß Großbritannien heute nur Plahhalter für USA. ist. Die Reise des portugiesischen Staatspräsidenten Carmona zum portugiesischen Inselbesitz war eine demonstrative Unterstreichung des portugiesischen Willens, vor Roosevelt und seinen Aggressionsplänen nicht zurückzuweichen. Roosevelt hat Brasilien einzuschalten versucht und es unternommen, eine Besetzung der Azoren durch Brasilien zu betreiben. Portugal hat darauf am 6. August eine Freundschaftsmission nach Rio de Janeiro unter der Leitung des portugiesischen Dichters Julio Dantas gesandt. Während Staatspräsident Getulio Vargas von Brasilien die Anregung Roosevelts kurzerhand ablehnte, wurde diese

portugiesische Delegation vom brasilianischen Außenminister Aranha mit besonderer Herzlichkeit begrüßt, der erklärte: „Wir Brasilianer sind die Freunde aller Nationen, aber wir sind zuerst und vor allem die Söhne Portugals.“ Man hat dann einen brasilianisch-portugiesischen Zusatzvertrag zum Handelsvertrag von 1933 unterzeichnet, der eine deutliche Abwendung Brasiliens von der Vorherrschaftspolitik der USA. und eine Hinwendung zum alten Mutterlande bedeutet, damit aber zu Europa.

### Roosevelts Erpressungspolitik

Im Frühjahr 1942 soll eine „Luso-Brasilianische Pressekonferenz“ in Lissabon stattfinden; die „Silberne Brücke über den Südatlantik“, von der Julio Dantas sprach, bedeutet, daß Brasilien dem frechen Druck Roosevelts gerne entsliehen möchte. Roosevelt hat sofort eine nordamerikanische Militärmission nach Brasilien abgeschickt, um neue Erpressungen vorzubringen. In Mittelamerika fordert er die Bildung eines „Karibischen Wirtschaftsblocks“, d. h. mit anderen Worten die Beherrschung von ganz Mittelamerika durch USA., also die Wegnahme der französischen Besitzungen (Martinique, Guadeloupe, Marie-Galante, Barthélemy und der Hälfte von St. Martin), die niederländischen Besitzungen (Curaçao, Bonaire, Aruba, halb St. Martin, St. Eustachius und Saba), nachdem die Schaffung von Flottenstützpunkten der USA. den großen englischen Inselbesitz bereits unter den faktischen Einfluß von USA. gebracht hat. Zwischen Roosevelt und Frankreich ist es im Laufe der Zeit zu einer immer größeren Verstimmung gekommen, da Roosevelt jeden Versuch der Regierung in Vichy, das Verhältnis zu Deutschland zu bessern, für neue Feindseligkeiten als Grund benutzt, deren letzter Sinn lediglich ist, einen Vorwand zu finden, um den französischen Inselbesitz in Westindien wegzunehmen. Durch solche außenpolitischen Raubzüge hält aber Roosevelt immer wieder seinen Anhang in USA. bei der Stange. Seine Lieferungen an England erfolgen nicht aus Selbstlosigkeit, sondern haben eben wesentlich das Ziel, den Krieg immer länger hinzuschleppen, außerdem sind sie von dem Grade be-

dingt, in dem Roosevelt selber im eigenen Lande sich durchsetzen kann. In England jammert man so über unzureichende Hilfe, wie „Sunday-Times“ schreibt: „Wir sind ganz offen enttäuscht über das geringe Ausmaß der USA.-Hilfe. Ihr müßt mehr für uns tun.“ Einen der Gründe, warum USA. nicht mehr für England tut, spricht Philipp Hewitt Myring in der „Times“ aus: „Die Engländer halten Roosevelt für einen Diktator, dessen Wünsche von der für die Hilfe begeisterten USA.-Nation gern erfüllt würden. Die Bedeutung des Kongresses wird vollkommen unterschätzt, ebenso wie die Tatsache, daß Roosevelt gegen die bittere Opposition eines großen Teiles der USA.-Nation zu kämpfen hat. Die USA.-Hilfe kann selbst mit wildester Phantasie nicht als überwältigend bezeichnet werden, und es gibt keine Garantie, daß die Hilfe in diesem oder im nächsten Jahre oder überhaupt kommt. Die Engländer sollen daher aus dem Narrenparadies erwachen, daß sie lediglich Hitler zurückzuhalten hätten, bis das USA.-Kriegsmaterial den Krieg für sie gewinnt.“ Den wichtigsten Grund dafür, daß diese Hilfe trotz ungeheurer Belastung der Bevölkerung in USA. in zu geringem Umfange kommt, kann der Engländer aber nicht angeben - er liegt in dem Willen Roosevelts, nicht nur Deutschland und Italien zu zerstören, sondern auch England ausbluten zu lassen, um es ebenfalls zu beerben. Es ist der Plan der Weltzerstörung, den der Präsident verfolgt.

Die japanische Zeitung „Asahi Shimbun“ kennzeichnet Roosevelt völlig richtig, wenn sie schreibt: „Satan beabsichtigt nicht, auch nur einen Schritt von seinen bisher unverrückbar festgelegten Zielen abzuweichen.“ Roosevelt ist Satan - und wenn es eine noch hassenswertere Bezeichnung auf der Welt gäbe, so wäre er dies auch. Das japanische Blatt stellt richtig fest, daß die Lieferung von Kriegsmaterial in USA. an die Sowjetunion auch nicht nur eine militärische Unterstützung für diese darstellt, sondern daß ein großer Teil des Kriegsmaterials in Wladiwostok bleiben werde. Die japanische Presse nagelt die Absicht des amerikanischen Abgeordneten für Alaska, Dimont, fest, der

die Abtretung der im Sowjetbesitz befindlichen beiden Diomedes-Inseln in der Beringstraße an die USA. gefordert hat. Das Blatt „Hoch“, das dem Kriegeministerium nahesteht, nagelt auch die gleichzeitige Absicht der USA. fest, einen Kriegshafen aus Wladiwostok zu machen, und fragt: „Sollen wir warten, bis der Einkreisungsring vollendet ist?“ Es ist in der Tat zu befürchten, daß von Wladiwostok Roosevelt versuchen wird, auch Tschiangkai-schek mit Waffen zu unterstützen, dessen Beauftragte mit Offizieren der Roten Fern-Ost-Armee in Tschita im August d. J. gerade eine Besprechung gehabt haben. Man hat dort beschlossen, eine gemeinsame Fern-Ost-Armee von 3,5 Millionen Mann an der Grenze von Mandschukuo und in Nordchina aufzustellen, in Mandschukuo Aufstände zu entfesseln, gemeinsame Flugplätze zu schaffen - wenn nun noch Roosevelt hinzukommt, so muß sich eine tödliche Bedrohung der japanischen Festlandstellung ergeben.

In Südasien treibt Roosevelt das gleiche Spiel. Der amerikanische Gesandte Grant in Bangkok hat die Unverschämtheit bejassen, Thailand die militärische Hilfe von USA. und England anzubieten. Englische Propaganda arbeitet zugleich in Thailand, um der japanfreundlichen gesinnten Regierung Schwierigkeiten zu machen. Japan seinerseits hat als Botschafter den erfahrenen Diplomaten Tsubokami nach Bangkok geschickt. Eine Regierungsumbildung in Thailand hat mehrere Persönlichkeiten, die sich seit langem für eine freundliche Zusammenarbeit mit Deutschland eingesetzt haben, in führende Stellen berufen, darunter als Verteidigungsminister Generalleutnant Luang Promyoehi und als Verkehrsminister Oberst Luang Kowit Abhoiwongse. Die Bedeutung Thailands in seiner Schlüsselstellung im Südosten gegen die Einkreisung Japans ist von hoher Bedeutung. Japan kämpft für die Freiheit des gesamten ostasiatischen Raumes. England und USA., vor allem das letztere, möchten sich in den Besitz dieses Riesenraumes setzen, wobei die niederländische Verwaltung in Niederländisch-Indien ihnen Hilfsstellung leistet, neuerdings dort sogar die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat,

wie auch USA. auf den Philippinen eifrig Truppen aufstellt.

Die Zusammenkunft des Führers und des Duce auf dem Schlachtfelde im Osten bedeutet für die Völker Europas ein Signal, sich um die Vorkämpfer der Freiheit des europäischen Raumes gegen Bolschewismus, Plutokratie und südische Pöbelherrschaft aus USA. zusammenzuschließen, wie in Ostasien die Sonnensahne Groß-Japans gegen die gleichen höllischen Kräfte steht, deren größter „Satan“ Roosevelt ist.

## HANS MERKEL

### Weltwirtschaft

#### Ukrainische Rüstungsindustrie in deutscher Hand

Der Monat August brachte die Befehung wichtiger Industriegebiete in der Ukraine. Damit ist das nach dem Donezbecken wichtigste Industriegebiet der Ukraine für die Rüstungswirtschaft der Sowjetunion ausgefallen. Die hochwertigen Eisen- und Manganerzvorkommen von Kriwoi Rog und Nikopol bildeten im Verein mit der Donezkohle und der Energieerzeugung der gewaltigen Dnjeprekraftwerke die Grundlage für das sog. Dnjeptr-Kombinat. Die wichtigsten Werke dieses Industriegebietes sind Dnjepr-Petrowsk und Saporoschje. Sie hatten eine Erzeugungleistung von 4 Millionen Tonnen Roheisen, 4,9 Millionen Tonnen Stahl und 3,9 Millionen Tonnen Walzgut. Diese Erzeugungsmengen erreichten im Jahre 1937 nahezu ein Drittel der sowjetischen Gesamtproduktion an diesen Gütern.

Die wirtschaftliche Neuordnung Europas macht weitere Fortschritte. Seit mehr als einem Jahr ist das Festland von Übersee abgeriegelt. Der hierdurch bedingte Strukturwandel spiegelt sich auch in den Preisen und Währungen der einzelnen Länder wider. In Deutschland, wo die Wirtschaftsentwicklung seit Jahren ausgebaut ist, haben sich die Preise am wenigsten geändert. In anderen Ländern, in denen die Märkte weniger geordnet waren, haben die Preissteigerungen größeren Umfang angenommen.

Im folgenden soll die Erhöhung der Großhandelspreise im Frühjahr 1941 gegenüber dem Stand bei Kriegsbeginn und außerdem die Steigerung der Lebenshaltungskosten gegenüber 1939 festgestellt werden (Vergleichszeit = 100):

	Kennziffern der Großhandels- preise	Kennziffern der Lebenshaltungs- kosten
Dänemark	181	154
Norwegen	166	127,8
Schweden	155	129,6
Schweiz	169	101,8
Großbritannien	153	120,7
Ungarn	134	101,6

Doch lassen sich beide Zahlenreihen nicht ohne weiteres miteinander vergleichen, da bei einzelnen Staaten sich auch die Währungsverhältnisse geändert haben. Inzwischen hat sich in den Niederlanden der Preisstand allmählich dem deutschen angeglichen. In Frankreich und in Rumänien sind die Preise trotz des angeordneten Preisstops im weiteren Gleiten begriffen. In Jugoslawien hat sich das Preisbild durch den Zusammenbruch des früheren Staates gründlich verändert.

### Europäische Währungsfragen

Auch auf dem Gebiet der Währung lassen sich bemerkenswerte Feststellungen treffen. Wie im Herbst des vergangenen Jahres gegenüber dem Protektorat, so ist seit dem 1. April 1941 die Devisengrenze zwischen dem Reich und den Niederlanden gefallen. Vorbereitet war diese Maßnahme bereits durch wechselseitige Zollsenkungen. Heute laufen die Zahlungen zwischen Deutschland und den Niederlanden nicht mehr im Verrechnungsverkehr, sondern frei. Die Kurse der deutschen Wertpapiere, die früher in den Niederlanden stark gedrückt waren, sind erheblich gestiegen. Die hierbei sich ergebenden Gewinne wurden durch eine niederländische Sperrmarktsteuer zum großen Teil abgeschöpft. Im Verhältnis zu Rumänien wurde das Wertverhältnis zwischen Reichsmark und Leu zugunsten der Mark gebessert. Ihre Unterbewertung wurde von 42,4 vH auf 22,2 vH verringert. Doch ist angesichts der Preissteigerungen in Rumänien der Leu

auch heute noch überbewertet. Besonders schwierige Währungsverhältnisse haben sich in Jugoslawien dadurch ergeben, daß das frühere Staatsgebilde in nicht weniger als sieben Währungsgebiete zerfällt (Deutschland, Italien, Albanien, Bulgarien, Ungarn, Kroatien und Serbien). In Frankreich haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse insofern gebessert, als seit 20. Mai 1941 der Waren- und Zahlungsverkehr zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet freigegeben wurde. Nur Gold und Devisen dürfen nicht über die Demarkationslinie gebracht werden.

### USA. beherrscht den englischen Markt

Während sich in Europa die wirtschaftlichen Verhältnisse unter deutscher Führung festigen, verschiebt sich die Wirtschaftsmacht im angelsächsischen Bereich noch weiter. Bemerkenswert sind in dieser Beziehung die Wandlungen im Außenhandel der Vereinigten Staaten. Werden die Zahlen aus den ersten vier Monaten der Jahre 1940 und 1941 miteinander verglichen, so läßt sich folgendes feststellen:

#### Ausfuhr in Millionen Dollar

	1940	1941
Insgesamt	1390	1371
davon nach:		
Großbritannien	231	417
Kanada	188	266
sonstiger brit. Machtbereich	95	167

#### Die entsprechenden Einfuhrzahlen sind:

	1940	1941
Insgesamt	871	1017
davon aus:		
Großbritannien	51	47
Kanada	111	147
sonstiger brit. Machtbereich	216	285

Deutlich zeigt sich, wie sich die wirtschaftliche Machtstellung der Vereinigten Staaten an den englischen Märkten verstärkt.

### Japans Ölbedarf gesichert

Auf Grund des zwischen Japan und den Vereinigten Staaten bestehenden Wirtschaftskrieges haben die letzteren ein Wausfuhrverbot erlassen und die japanischen Guthaben



gesperrt. Gegenüber der Vesperre hat sich Japan gesichert. Im Jahre 1940 wurde ein Siebenjahresplan aufgestellt, der zwei Drittel des friedensmäßigen Benzinbedarfs und die Hälfte des Schwerölbedarfs auf der Kohlengrundlage Mandschukuo und Nordchinas decken soll. Hier ist eine Gewinnung von etwa 1,5 Millionen Tonnen möglich. Die Erdölförderung im eigenen Raum wird gesteigert, neue Vorkommen werden erschlossen. Auf Grund vorausschauender Vorratswirtschaft sind die Kleinfirmen verpflichtet, ständig den Bedarf eines halben Jahres auf Vorrat zu halten. Ferner wurde die Erzförderung in Mandschukuo entwickelt und die Erzeugung von Baumwolle und Kohle in China für die eigene Versorgung in Anspruch genommen. Heute sind die Versorgungsgrundlagen Japans besser als vor Beginn des chinesischen „Zwischenfalls“.

WALTHER H. HEBERT

## Die Landwirtschaft in der Welt

### Günstige Beurteilung der französischen Ernährungslage

Staatssekretär Caziot (Landwirtschafts- und Ernährungsressort) äußerte sich kürzlich verhältnismäßig optimistisch über die Aussichten der französischen Ernährungslage. Die Getreideernte werde gut sein, wenn auch gewisse Schwierigkeiten bei der Einbringung zu überwinden sein werden. Die Kartoffelernte wird auf wesentlich vergrößerter Anbaufläche und bei erfolgreicher Bekämpfung des Kartoffelfäfers einigermaßen die Nachfrage decken können. Aus den Äußerungen Caziot's gewinnt man den Eindruck, daß Frankreichs Versorgung über den eigentlichen Berg hinweg ist. Aus anderen Meldungen geht hervor, daß die Brotversorgung bis zur vollständigen Einbringung der neuen Ernte gesichert ist.

### Ernteaussichten im Südosten

Die letzten Berichte aus dem Südosten lassen erkennen, daß trotz der kriegerischen Ereignisse mehrere Länder wieder Export-

überschüsse werden bereitstellen können. Erfreulicherweise bewahrheiten sich die ursprünglich pessimistischen ungarischen Erwartungen nicht. Der Winterweizen hat sich in letzter Zeit kräftig entwickeln können. Sommerroggen und Sommergerste sollen gut stehen. Der Mais hat gewisse Ausfälle eingeholt. Man erwartet einen Mehrertrag von 1 Million Doppelzentner: alles in allem bessere Aussichten! - Rumänien hat unter Marschall Antonescu eine bewundernswerte Leistung zustandegebracht. Während in Rumänien vor den Gebietsabtretungen rund 2 Millionen Hektar Weizen angebaut wurden, sind es im verkleinerten Rumänien 2,25 Millionen Hektar, zusammen mit anderen Getreidearten 5,5 Millionen Hektar, welche Anbaufläche in dem größeren Rumänien nie erreicht wurde. Man erwartet einen höheren Hektarertrag als im Vorjahre: so 10 dz Weizen je Hektar gegenüber 8 dz im Durchschnitt der vergangenen 5 Jahre, was eine Steigerung der Gesamternte um 2 Millionen Doppelzentner bedeuten würde. - Auch Bulgarien wird durch die Eingliederung der Süddobrußja und anderer Gebiete eine größere Getreideernte haben, deren Aussichten vom bulgarischen Landwirtschaftsminister als gut bezeichnet werden. Im ganzen wird man also annehmen dürfen, daß Südosteuropa in diesem Jahre wieder als Agrarexporteur auftreten wird.

### Bauernland Kroatien

Das neue Königreich Kroatien ist ein ausgesprochenes Bauernland. Es dürfte ungefähr 100 000 qkm umfassen mit rund 6,5 Millionen Einwohnern. 80 vH der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft tätig. Von der Oberfläche entfallen etwa zwei Drittel auf landwirtschaftlich nutzbaren Boden. Weizen und andere Brotgetreide, auch Mais spielen im Anbauprogramm eine hervorragende Rolle. Daneben werden verschiedene Industrie- und Obstpflanzen angebaut. 14 Millionen Pflaumenbäume, 25 Millionen Apfelbäume, 1,7 Millionen Birnbäume usw. geben einen Eindruck von der Obstkultur des Landes. Der Viehbestand wird mit 906 000 Rindern, 1,3 Millionen Schweinen, 600 000 Pferden, 3,4 Millionen

Schafen und 8,5 Millionen Stück Geflügel beziffert.

### Mögliche Ertragssteigerungen der griechischen Landwirtschaft

Griechenland ist agrarpolitisch gesehen Aufschußland. Daß aber auch hier eine gewisse Autarkisierung mit Erfolg erstrebt werden kann, zeigen sowohl die bisherige Entwicklung wie die Zukunftsmöglichkeiten. Während 1920 der Wert der der Volksernährung dienenden Erzeugung nur 1,42 Milliarden Drachmen ausmachte, stieg er als Folge einer Erweiterung der Ackerfläche bis 1933 bereits auf 12,6 Milliarden Drachmen. Weitere Ertragssteigerungsreserven stecken in der Möglichkeit einer Steigerung der Hektarerträge durch Abkehr von der vielfach noch bestehenden Zwei- und Dreifelderwirtschaft, durch bessere Düngung und Verwendung moderner Geräte. Fachleute halten unter diesen Voraussetzungen eine 50prozentige Steigerung der Erzeugungsleistung für möglich. Allerdings wird man vorerst noch mit mancher Verknappung zu kämpfen haben und nach ausländischen Zufuhren trachten müssen.

### Serbien als Agrarland

Nach Ausführungen des Südost-Economist werden die Grenzen des früheren Serbiens vom Jahre 1912 49 500 qkm mit 3 bis 4 Millionen Einwohnern umfassen. Unterstellt man diese Grenzen auch für die Zukunft, was bisher noch keineswegs feststeht, dann ergäbe sich, daß das Schwergewicht dieses Landes hauptsächlich auf der Landwirtschaft liegen wird. Zwar wird hier viel geschehen müssen, um schwere Versäumnisse der Vergangenheit auszugleichen. Der ungenannte Berichterstatter des Südost-Economist meint, daß Serbien neben den Hauptausfuhrartikeln Weizen und Mais noch Zuckerrüben, Hanf und gewisse Ölfrüchte für die Ausfuhr erübrigen könne. Als besonders günstig wird die Obstwirtschaft mit 26 Millionen Pflaumenbäumen, 3 Millionen Apfelbäumen, 1,6 Millionen Birnbäumen und mehr als 1 Million Kufsbäumen angesprochen. Gut vertreten sind auch andere

Obstsorten wie Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche usw., aber auch Wein.

### Die landwirtschaftliche Bedeutung Bessarabiens

Deutsche und rumänische Truppen haben den Bolschewisten Bessarabien wieder entrissen. Das Land ist vorwiegend Agrargebiet. Vier Fünftel der Gesamtfläche nimmt das Ackerland ein. Der größte Teil des Landes gehört zum fruchtbaren Schwarzenerdegebiet. An Ackerland stehen 3,15 Millionen Hektar zur Verfügung, die zum größten Teil dem Getreideanbau dienen, wobei Weizen und Mais im Vordergrund stehen. Der Anteil Bessarabiens an der rumänischen Getreideausfuhr wird für den Durchschnitt der Jahre 1933/37 in  $\text{vH}$  wie folgt beziffert: Weizen 40, Mais 36, Gerste 89, Roggen 100. An Industriepflanzen werden in Bessarabien angebaut: Hanf- und Flachsfaser, Hanf- und Leinsaat, Sonnenblumen, Soja, Raps, Rizinus, Anis, Mohn, Zuckerrüben, Tabak usw. Der Viehbestand vor der Abtretung wurde angegeben mit 547 000 Pferden, 612 000 Rindern, 543 000 Schweinen, 2,29 Millionen Schafen.

### Richtlinien für die bulgarische Landwirtschaft

Ein Regierungsausschuß für die bulgarische Landwirtschaft stellte kürzlich folgende Richtlinien für die weitere Arbeit an der Entwicklung der bulgarischen Landwirtschaft auf:

1. Die landwirtschaftliche Erzeugung soll nicht nur erhöht, sondern mehr als bisher den klimatischen Verhältnissen und der Bodenbeschaffenheit in den einzelnen Bezirken angepaßt werden.
2. Die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugung soll gefördert werden, vor allem durch Rationalisierung des Inlandsmarktes, indem die Inlandspreise mehr als bisher den Ausfuhrpreisen angeglichen werden sollen.
3. Die Landwirtschaft soll durch systematische Entschuldung und Verminderung der Steuerlasten ertragsreicher gemacht werden, um die Kaufkraft des Landvolkes zu heben.
4. Der kulturelle Stand des Landvolkes, seine Ernährung und Bekleidung sowie seine sonstigen Lebensbedingungen sollen gehoben werden und sich modernen Anforderungen anpassen.

Die neuen Gebiete bedeuten für Bulgarien eine beträchtliche, aber auch dringend notwendige Stärkung seiner landwirtschaftlichen Leistungskraft, die auch der Agrarausfuhr zugute kommen wird. Voraussichtlich wird Bulgarien Tabak, Opium, vielleicht auch Baumwolle, dann Olivenöl, Sesam, Mandeln, Haselnüsse und Reis ausführen können.

## Kulturpolitik

### Am Ende steht ein bäuerliches Volk!

Am 11. Oktober dieses Jahres begeht der Göttinger Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Seedorf seinen 60. Geburtstag. Das seit Jahrzehnten gleichgerichtete Schaffen dieses Mannes als Lehrer und Wissenschaftler ist ein immerwährender Dienst am deutschen Landvolk, ein Kampf für seine Erhaltung und Stärkung.

„Wir sollen und müssen alle wollen eine blühende Landwirtschaft als feste Grundlage unserer Wirtschaft überhaupt und zahlreiche gesunde und tüchtige Menschen in der Landwirtschaft als Urquell der Volkskraft“, schreibt Seedorf anlässlich der 34. Wanderausstellung der D.L.G. 1928 in Leipzig. In diesen Worten liegt heute wie vor 20 Jahren das Ziel seiner Arbeit, die von dem festen Glauben an die völkische Sendung des Landvolkes getragen ist. Prof. Seedorf mag die innere Geschlossenheit seines Denkens und die Festigkeit seiner Abarzeugung, die wir in allen seinen Arbeiten erkennen, vornehmlich seiner Herkunft aus einer alten Bauernfamilie der Lüneburger Heide verdanken. Die vielseitige praktische Tätigkeit und schließlich das Erlebnis des Weltkrieges geben dem 1920 nach Göttingen berufenen Hochschullehrer Wissen und Erkenntnis der Lage des Landvolkes, die gekennzeichnet ist durch die gefährvolle Erscheinung der Landflucht. 1917 nennt Seedorf in einem grundlegenden und in der damaligen Zeit völlig aus dem Rahmen fallenden Vortrag „Stadt und Land in ihrer Bedeutung für Volksleben und Volkswirtschaft“ im Club der Landwirte zu Berlin die Landflucht eine natürliche Erscheinung, her-

vorgerufen durch das soziale Gefälle zwischen Stadt und Land. Vom organischen Volksganzen ausgehend, wird der Ausgleich zwischen Stadt und Land gefordert, der heute in der geplanten Aufrüstung des Dorfes seine Wirklichkeit finden soll. In diesem Ausgleich und in der Pflege des Landmenschen und des Landlebens sieht Seedorf die wirksamsten Mittel gegen die Landflucht. Diese Auffassung gibt seiner gesamten Arbeit als Lehrer und Forscher Richtung und Ziel. Mit dem Vortrag „Die Vervollkommnung der Landarbeit und die beste Ausbildung der Landarbeiter unter besonderer Berücksichtigung des Taylorsystems“, den Seedorf im Jahre 1919 hielt, wurde der Anstoß gegeben zur festen Begründung und zum Ausbau der Landarbeitswissenschaft.

Die Versuchsanstalt Pommritz entstand auf Anregung Seedorfs, andere Anstalten folgten. Zahlreiche arbeitswissenschaftliche Arbeiten wurden in Göttingen im Institut für landwirtschaftliche Betriebs- und Landarbeitslehre angefertigt. Es sei nur auf die von Prof. Seedorf herausgegebene Bücherei für Landarbeitslehre hingewiesen. Die Landarbeitslehre ist heute zu einem Mittel des sozialen Aufstiegs für den Landarbeiter geworden, die Arbeitsforschung als eine landwirtschaftliche Sozialwissenschaft erkannt.

„Die Zukunft unserer Nation liegt bei den Landkindern“. Schon in dem oben erwähnten Vortrag im Club der Landwirte weist Seedorf auf die Bedeutung der Landschule hin, in späteren Arbeiten beschäftigt ihn immer wieder die Frage der Bildungsverhältnisse auf dem Lande, besonders des bodenverbundenen Landlehrers und der Aus- und Fortbildung der Landjugend. Dem Streben, dem Lande möglichst zahlreiche und gesunde, rassistisch wertvolle Menschen zu erhalten gilt neben der Sorge um die geistige Ausbildung des Landmenschen auch die Forderung der Erhaltung der körperlichen Leistungsfähigkeit.

Es ist hier nicht der Platz, das vielseitige Wirken Seedorfs um die Erhaltung und

Förderung eines tüchtigen und starken Landvolkes und den Schutz eines von städtischen Einflüssen unberührten echten Landlebens eingehend zu würdigen.

Auf die zahlreichen Arbeiten Seedorfs auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebslehre und der übrigen Wissenschaftszweige kann ebenfalls nur hingewiesen werden.

Als letztes verdienen noch die Bemühungen Prof. Seedorfs um den Ausbau der Landwirtschaftswissenschaften eine Würdigung. Gerade in Forschung und Unterricht will Seedorf den Landmenschen in den Mittelpunkt gestellt sehen. Die Lehre vom Landmenschen soll als erste Wissenschaft gepflegt werden. Sie entfällt in zwei Hauptgebiete, nämlich die Landarbeitswissenschaft oder Landarbeitslehre und die ländliche Gesellschaftslehre oder Soziologie. Es folgt die Lehre von der landwirtschaftlichen Erzeugung und schließlich die Lehre vom landwirtschaftlichen Markt, auf deren mangelhafte Pflege immer wieder hingewiesen wird. Es ist interessant, festzustellen, daß die von R. Walther Darré als lebensgesetzlich für das deutsche Bauerntum erkannte und im Reichsnährstand durchgeführte Gliederung Mensch - Hof - Markt in Seedorfs unabhängig davon entwickelten Gedanken eine starke theoretische Begründung findet.

Seinen Schülern hat Prof. Seedorf stets den Landmenschen als das vornehmste praktische Ziel der Landwirtschaftswissenschaften dargestellt und die mit ihm verbundenen völkischen Probleme aufgezeigt. Auf manchen jungen Studenten ist ein Funke von dem unerschütterlichen Glauben seines Lehrers an den hohen Auftrag des deutschen Bauerntums gefallen und hat ihm den Weg gewiesen für seine Lebensarbeit.

W. G r e w e

\*

**Gedanken zu dem Film: „Ich klage an“**

Wenn man dem Wunsche Schillers, daß das Theater eine moralische Anstalt sein soll,

Gültigkeit zuerkennt, so muß man dies mit vielleicht noch größerer Berechtigung vom Film verlangen, da er einen noch viel weiteren Zuschauerkreis erfaßt, und seine Einflußmöglichkeit eine wesentlich stärkere ist. So hat er Pflicht und Recht, an die letzten und tiefsten Fragen heranzugehen, sofern er sie mit einem derart stillen Ernst und hervorragend künstlerischer Gestaltung behandelt, wie das in dem im „Capitol“ der Reichshauptstadt uraufgeführten Film „Ich klage an“ geschieht. Hier wird der Gedanke aufgeworfen und meisterlich durchgeführt: hat der Arzt die Pflicht, das Leiden eines hoffnungslos kranken Menschen, von dessen Qualen er ganz genau weiß, daß sie nur noch schlimmer, aber niemals mehr besser werden können, auf dessen eigene Bitte hin, sanft zu verkürzen, oder seine ganze Kunst dazu aufzuwenden, das Leben um des Lebens willen zu erhalten? Der Film überläßt die Antwort dem Zuschauer, gibt es doch heute noch keine abschließende Lösung für dieses, um der Barmherzigkeit und der Auslese willen auf eine Lösung drängende Problem. Überall in der Natur sehen wir das Walten einer scharfen und unerbittlichen Ausmerze des Lebensunfähigen. Allein der Mensch sucht hiervon eine Ausnahme zu machen auf Grund philosophischer Spekulationen, die ihm seine Denkfähigkeit ermöglicht. So zwingt er sich zu einem Übermaß an Leiden, das ihm nicht nützlich und der Gesamtheit schädlich ist. Er leidet für die Überheblichkeit, mit der er sich aus dem natürlichen Geschehen ringsumher abzuheben versucht. Da er aber im Grunde den gleichen Gesetzen unterliegt, denen alle Erdenwesen unterliegen und dies auch niemals wird ändern können, ist es gut, wenn er diesen Fragen nach der Wertigkeit des Menschenlebens wieder mit mehr Bescheidenheit und mehr Mut gegenüber zu treten lernt. Hierüber nachzudenken, regt dieser Film in hervorragender Weise an.

M. A. R e u ß - z u r L i p p e

# DIE BUCHWACHT

H. Wülker: „**Bauerntum am Rande der Großstadt**“. Bäuerliche Lebensgemeinschaft, Schriftenreihe des Forschungsdienstes, Band Nr. 1, Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1941, 127 Seiten, Preis kart. 8 RM.

Die Untersuchung ist die erste Arbeit einer Schriftenreihe, die von dem Arbeitskreis „Bäuerliche Lebensgemeinschaft“ innerhalb des Forschungsdienstes herausgegeben wird. Die Arbeit trägt zur Untersuchung der biologischen Entwicklung des niedersächsischen Bauerntums bei und will die bäuerlichen Erbanlagen und die ihnen günstigen und ungünstigen Einflüsse aufzeigen. An einem Sonderbeispiel der bäuerlichen Lebensbedingungen am Rande einer wachsenden Großstadt werden die Beteiligung des Bauerntums an dem Wachstum der Stadt und die gegenseitigen Auswirkungen herausgearbeitet. In den vorliegenden Fällen gelang es, die soziale Entwicklung einer bäuerlichen Bevölkerungsgruppe unter städtischen Bedingungen klar darzustellen.

Die Arbeit liefert trotz der Beschränkung auf drei Einzeldörfer, die in der Schwierigkeit der Bearbeitung des Materials liegt, einen wertvollen Beitrag zur Klärung der bevölkerungsbiologischen Fragen des Bauerntums, die gerade heute bei den starken städtischen Lebensinflüssen besondere Bedeutung gewinnt. Die Arbeit beweist schlüssig, daß mit der immer stärkeren Ausweitung der Städte - dies ist die Warnung vor den oft allzu großen Eingemeindungswünschen - in ihren Einzugsgebieten der Abergang in städtische Berufe in einem Umfange anwächst, der nicht nur die überzähligen Kräfte, sondern die der bäuerlichen Familien selbst erfasst. Die Erhaltung der bäuerlichen Familien und damit der biologischen Lebensgrundlage des Volkes ist nur durch die rechtzeitige Herausnahme dieser Familien aus den städtischen Räumen möglich und durch ihre neue Verankerung in gleichwertigen bäuerlichen Gebiete.

Friedrich Rann

Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld: „**Wirtschaft als Wissen, Tat und Wehr**“. Verlag Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1940. 97 Seiten. Preis 3,80 RM.

Gottl-Ottlilienfeld faßt drei seiner Arbeiten aus der jüngsten Zeit zusammen, die in ihrer Grundhaltung das Programm des neu gegründeten Instituts für Deutsche Volkswirtschaftslehre in Graz umreißen können. Der erste Aufsatz über Volkswirtschaftslehre berichtet über Stand und Pflege der gegenwärtigen wirtschaftswissenschaftlichen Forschung in Deutschland. Die zweite Arbeit, ein Vortrag über Autarkie und Weltwirtschaft, zeigt von der „gebildtheoretischen“ Betrachtungsweise des Verfassers her den Zusammenklang von Weltwirtschaft und Autarkie auf. Der dritte Aufsatz über Wehrwirtschaft gibt von der gleichen Betrachtungsweise her einen Aufriß der wehrhaften Wirtschaftsgestaltung. Im Anhang des Buches wird über Aufbau und Aufgaben des Forschungsinstituts für Deutsche Volkswirtschaftslehre berichtet.

Albert Rindlberger

D. T. Suzuki: „**Jen und die Kultur Japans**“. Übersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Otto Fischer. 269 Seiten mit 20 Abbildungen. Gebunden 8,50 RM. Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart-Berlin.

In den europäischen Darstellungen Japans ist meist aus einer gewissen Parallelität mit der europäischen Entwicklung im Religiösen die Bedeutung des Shinto stark in den Vordergrund gerückt. Dabei hat der geistig reiche japanische Buddhismus oft nur das Interesse kleinerer Kreise gefunden, während die Japaner selber viel Wert auf die rechte Würdigung dieser tiefinnigen geistigen Welt legen. Professor D. T. Suzuki, der schon 1939 unter dem Titel „Die große Befreiung“ eine Einführung in die Jen-Lehre vorlegte, hat nunmehr in der Darstellung „Jen und die Kultur Japans“ die Bedeutung des Jen für die geistige Formung des japanischen Volkes

dargelegt. „Gerade Zen hat die unheimliche, bis zur Selbstvernichtung gehende Willenskraft der Japaner nicht nur gestärkt, sondern ihr den Urgrund eines natürlichen Gefühls, den Ausgleich eines wachträumenden Selbstvergessens auf eine wunderbare Weise bewahrt.“ Das von Professor Dr. Otto Fischer vorbildlich übersetzte Buch zeigt, wie stark die inspirative, auf Loslösung vom „Anhaften“ an das Dasein, von Versenkung und Gang zur großen Einfachheit und zu jener Armut, die wirklich „ein großer Glanz von innen“ ist, getragene Zen-Lehre die innersten Bezirke des japanischen Seelentums erhalten, gesichert und in allen Stürmen friedevoll erhalten hat. Das Buch ist nicht ganz einfach zu lesen - aber gerade weil Zen etwas sehr Einfaches ist, so ist es schwer darzustellen. Wer wirklich Japanertum und japanische Seele verstehen will, sollte zu diesem nachdenklichen, tiefgründigen und dabei kristallklaren Buch greifen.

Johann von Leers

Dr. Julius Herkommer: „**Libyen von Italien kolonisiert**“. Ein Beitrag zur vorbildlichen Kolonialpolitik Italiens in Nordafrika. J. Bielefeld Verlag, Freiburg i. Breisgau. 1941. 195 Seiten. Preis 3,80 RM.

Der Name Libyen ist durch die Waffentaten des Deutschen Afrika-Korps wohl für jeden in Deutschland zu einem Begriff geworden. Noch vor gar nicht allzu langer Zeit war es nur ein kleiner Kreis von Menschen, den die Kolonisationstat des faschistischen Italiens veranlaßte, sich mit diesem Teil des italienischen Imperiums näher zu befassen. Einer breiten Öffentlichkeit wurde der Name Libyen durch den größten Bauerntreck der modernen Zeit bekannt, als nämlich 20 000 italienische Kolonisten sich von Neapel nach Libyen einschifften, um in diesem Land eine neue Heimat zu finden und die Ernährungsbasis Italiens verbreitern zu helfen.

Wer dieses faschistische Kolonisationswerk in Libyen einmal an Ort und Stelle hat erleben dürfen, der ist beeindruckt von der Größe und Schwere der Aufgabe, die sich hier Italien gestellt hat. Die Größe und Schwere dieser Aufgabe wird ebenso lebendig

in einem Buch, das soeben herausgekommen ist und das Dr. Herkommer zum Verfasser hat. Es ist wohl das eingehendste Buch, das bisher über die neuzeitliche Entwicklung Libyens geschrieben worden ist und das eine Fülle von genauen Untersuchungen über Siedlungsverträge, Länderaufteilung usw. enthält. Besonders eingehend ist die landwirtschaftliche Erzeugung Libyens behandelt und dabei auch die einzelnen Früchte und Kulturen, die die libysche Landwirtschaft anbaut. So wird dieses Buch jedem, der sich mit der italienischen Kolonisation beschäftigen will, eine Fülle von Material und Einblicken geben und eine Lücke schließen, die zweifellos für den libyschen Kolonisationsabschnitt bestanden hat.

Hans Dittmer

Kleo Pleyer: „**Die Landschaft im neuen Frankreich**“. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 1935. 426 Seiten. Preis geb. 12 RM.

Das Werk Kleo Pleyers bildet eine Schilderung des Kampfes, den die französischen Landschaften um die Erhaltung ihrer Eigenheiten gegen den übertriebenen durch Paris verkörperten Zentralismus geführt haben. Es ist der Kampf des bäuerlichen Elementes in Frankreich und der nichtfranzösischen Minderheiten, die entweder einem anderen Volkstum angehören oder wie die Provence und die Bretagne ihre eigene Sprache reden. Trotzdem die französischen Landschaften dem Einheitsstaat die größten Blutopfer gebracht, einen beträchtlichen Teil ihres Bevölkerungsüberschusses an Paris abgegeben und dem Staat unzählige bedeutende Männer geschenkt haben, ist von Paris aus gegen die wirtschaftliche und kulturelle Eigenart der Landschaften ein Unterdrückungskampf geführt worden.

Rudolf Bemann

Alice Fliegel: „**Der Meister vom sündhaften Sitter**“. 139 Seiten. Verlag „Das Bergland-Buch“, Salzburg 1940. Ganzleinen 2,40 RM.

Das Buch einer Heimkehr: Der Meister erlebt sie nach einem Leben des Hasses, der sich nur in seinen Kunstwerken in Harmonie und reine Schönheit gewandelt hatte.

Sein Weib, das ihn und ihr Kind verlassen hatte, um einem blutjungen Jährling als Trostweib durch Land und Stadt zu folgen, findet nach langen Jahren zurück, gerufen von der nie schweigenden Stimme des Blutes, um im Kind zu erkennen, daß eine Frau Heimat erhalten und bedeuten kann. „Erlebt unter der Kreuzrose des Domes von Magdeburg.“ „Man schreibt das Jahr 1500.“

\*

Norbert Bruchhäuser: „Klaus und Gertrud“. 64 Seiten. Verlag Ludwig Richter, Darmstadt 1940. Preis 1,20 RM.

Eine kleine Geschichte von der Liebe zweier jungen Menschen. Ihre Stärke liegt, wie wir es auch in dem trefflichen Buch des Verfassers „Sanne“ sahen, in der feinen Zeichnung bäuerlichen Wesens, das auch in den Dingen des eigenen Erlebens das starke Gefühl für Wachsen und Reifen hat.

\*

Rolf Roeingh: „Und trotzdem blühen Rosen“. Lyrik aus dem Felde. 119 Seiten. Deutscher Archiv-Verlag, Berlin, 2. Auflage 1941. Leinen 4,20 RM, Halbl. 3,50 RM, Pappbd. 2,80 RM.

Das Lyrik-Bändchen von Rolf Roeingh erschien zum erstenmal 1918. Es ist ein guter Gedanke, in dieser neuen Herausgabe, unterstrichen durch den sinnvollen Buchschmuck von Herbert Bartholomäus, jene Erlebnisse auf Frankreichs Schlachtfeldern vor uns lebendig werden zu lassen. Besonders unseren Soldaten, die die französische Landschaft und ihre Menschen in diesem Kriege erlebten, wird die Lyrik eines Kameraden des Weltkrieges nicht Vergangenes sondern Gegenwärtiges vermitteln.

Lieselotte Spiegel.

Oskar Lang: „Deutsche Romantik in der Buchillustration“. Mit 75 Abbildungen. Einhorn-Verlag, München. 94 Seiten.

In allen Äußerungen der Romantik offenbart sich ein Stück deutscher Seele, auch in

der Art ihrer Bebilderung. Sie ist wesentlich deutsch, und gerade dort, wo sie volkstümlich ist, erweist sie sich als volkhaft. Wir erleben in dem vorliegenden kleinen Werk etwas vom Geist eines Philipp Otto Runge, eines Ludwig Richter, Docci, Schwind, Spedter, Hofemann u. a. Mit Recht betont der Verfasser, daß es Blut von unserem Blut ist, das wir in jener Zeit, in jenen Schöpfern erspüren.

Franz Lüdtkle

Es lesen ferner bei uns ein:

Wilhelm Pinder: „Wesenszüge deutscher Kunst“. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. 96 Seiten. Preis geb. 1,80 RM. Schöppe: „Deutsche Ostsiedlung“. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. 63 Seiten. Preis kart. 1 RM.

Dr. R. Hoffmann: „Baum und Mensch“. Verlag Friederichsen, de Gruyter & Co. 75 Seiten. Preis geb. 1,80 RM.

Körner: „Zwischen Warthegau und UdSSR“. Reichsnährstand Verlags-Ges. 81 Seiten. Preis geb. 4,75 RM.

Erna Lendwai-Dirdsen: „Wanderdünen“. Gauverlag Bayerische Ostmark. 72 Seiten. Preis geb. 6,50 RM.

Saure: „Das Reichserbhofgesetz“. 6. Auflage. Reichsnährstand Verlags-Ges. 320 Seiten. Preis geb. 4,50 RM, kart. 3,50 RM.

Werner Klaus: „Germanisches Denken in Abwehr und Aufbruch“. Verlag Ferdinand Hirt in Breslau. 134 Seiten. Preis kart. 3,40 RM.

Weber: „Der deutsche bäuerliche Abergabevertrag als vorweggenommene Erbfolge in den Hof“. Reichsnährstand Verlags-Ges. 96 S. Preis kart. 3,50 RM.

Wilh. Scheermesser: „Der Anspruch der Frau auf einen Vermögensausgleich bei der Scheidung“. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. 102 Seiten. Preis brosch. 4,20 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

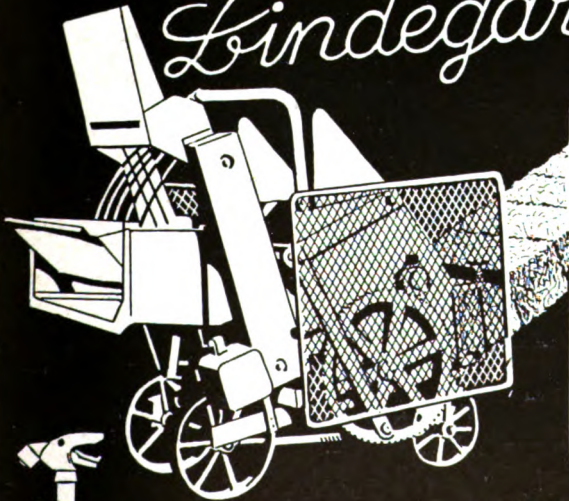
Nutzgräser und Kleearten auf dem  
**GRÜNLAND**  
 sind starke Kalizehrer, sie lohnen  
 eine ausreichende  
**KALIDÜNGUNG**  
 im  
**HERBST od. WINTER**

**Papier-**

*Lindegarn*



C102



**blaas**

für Sie **kein Problem,**

wenn Sie eine Strohpresse oder  
 einen Stroh binder, von **Claas**  
 haben. Unser Knüpfapparat  
 eignet sich ohne weiteres  
 auch für Papierbindfäden.

Fordern Sie evtl. unser  
 Merkblatt an!

**blaas**  
 Gebr.

MASCHINENFABRIK HARSEWINKEL 1/W.





Mädchen mit Ziegen von Pilz



Staatliche  
Porzellan-  
Manufaktur  
Meißen

Eigene Niederlagen in: Dresden - A 1, Schloßstraße 36  
und Prager Straße 35, Leipzig C 1, Goethestraße 6,  
Berlin W 50, Budapester Str. 42, Wien I, Kärntner Ring 14



*Jetzt erst recht!*

Nicht immer besteht für den Schlepper-Besitzer die Möglichkeit, entweder selbst oder durch einen fachmännisch geschulten Fahrer die sachgemäße Bewirtschaftung einer so hoch beanspruchten und wertvollen Maschine wie den Schlepper zu kontrollieren. Hier soll die LANZ-Bulldog-Überwachung in uneigennütziger Weise helfend eingreifen. Jetzt im Kriege, da oft Behelfskräfte die Bedienung des Bulldog übernehmen, zeigt sich erst recht die große Bedeutung der zwangsläufigen Kontrolle des Bulldog durch geschulte Fachkräfte.

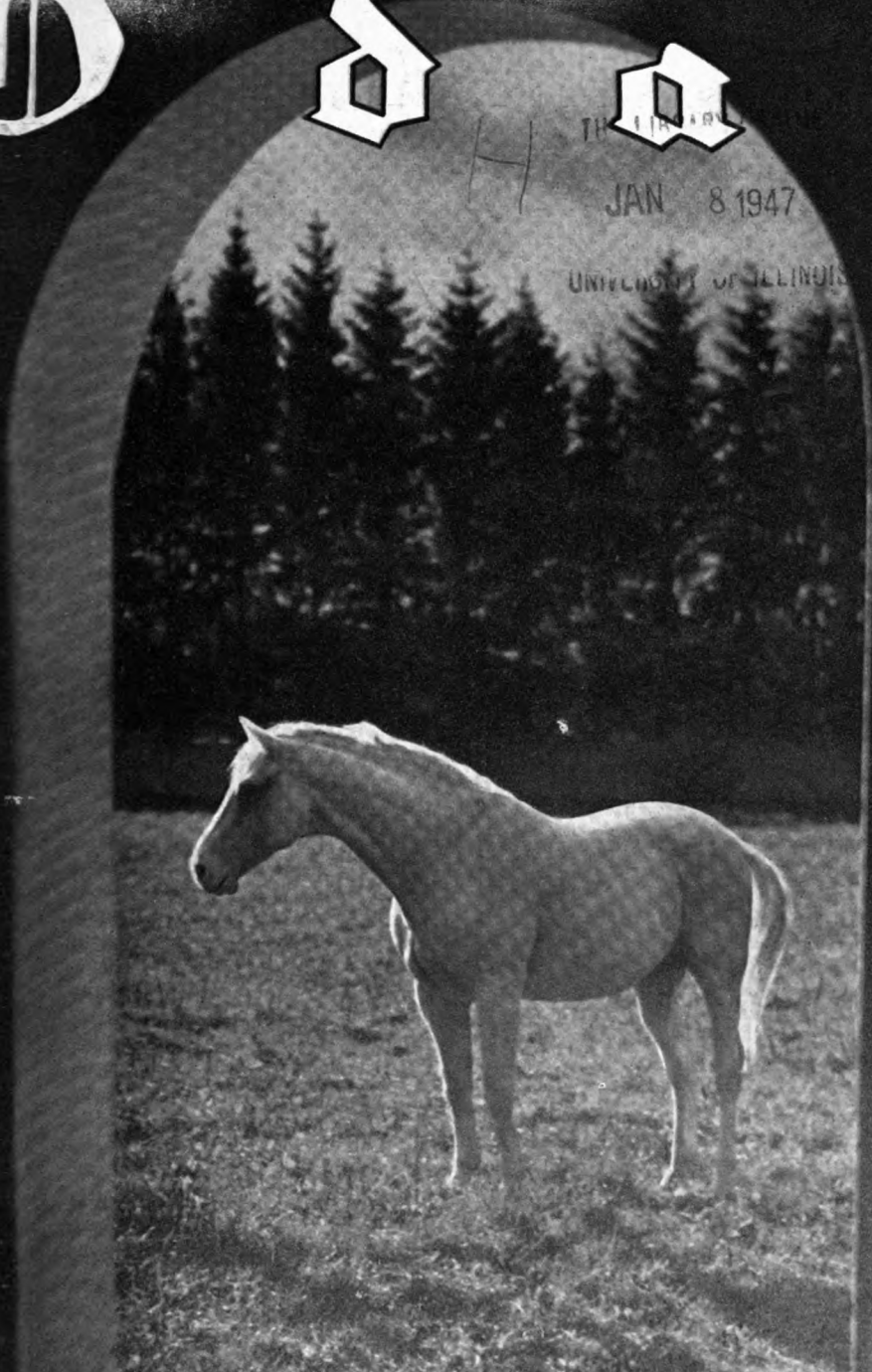
BJ 2022 H



338 10  
D  
W

Ag Lab

d a l



H

THE LIBRARY

JAN 8 1947

UNIVERSITY OF ILLINOIS

# Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21

Postvertrieb



# Wdral Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré

---

## Inhalt

Heft 11 10. Jahrgang · November 1941

Erhaltung und Mehrung. Im Namen der Gewesenen, der Lebenden und der Kommenden. Von Dr. Wilhelm Drie- haus . . . . .	751	Zucht als angewandtes Wissen von der Vererbung. Von Dr. Hans Löwe, Do- zent am Kaiser-Wilhelm-Institut für Tierzuchtforschung, Rostock . . . . .	778
Lebensgesetze. Aus Alwin Seiferts „Im Zeitalter des Lebendigen“ . . . . .	758	Lebensgesetzliche Erkenntnis. Von Dr. Margarete Schaper-Haackel . . . . .	783
Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Norwegens. Von Steinar Klevar, Oslo . . . . .	759	Der freie Bauer in der Wehr des Reiches. Von Dr. Johann von Leers, a. ö. Professor an der Universität Jena . . . . .	787
Erich von Tschermak-Wien, 70 Jahre. Von Theodor Koemer, Professor an der Universität Halle . . . . .	763	Die Baumschule. Von Will Vesper . . . . .	799
Ein Leben für die Züchtung. Aus der Werkstatt eines alten Pflanzenzüch- ters. Von Dr. Erich von Tschermak- Seysenegg, o. Professor an der Hoch- schule für Bodenkultur, Wien . . . . .	768	Deutsches Dorf in der Ukraine. Von Hans Friedrich Blundt . . . . .	804
		Die Umschau . . . . .	806
		Die Buchwacht . . . . .	813

Bildnachweise: Das Titelbild zeigt den Hengst Cancara aus dem Hauptgehüt Tralchen (Photo Ufa). Das Bild nach dem Spruch sowie zwei Aufnahmen zum Aufsatz „Erhaltung und Mehrung“ stellte das Archiv der Reichsstelle für Naturschutz zur Verfügung, die übrigen Aufnahmen zum Beitrag „Erhaltung und Mehrung“ sind von Schrammen-Schröder (1), Photo Ufa (5). Zwei Bilder aus Norwegen stellte das Norwegische Reisebüro zur Verfügung, zwei lieferte Schrammen-Schröder. Der Aufsatz über Professor Tschermak wurde mit Bildern vom Verfasser illustriert. Die Strichhügungen zum Beitrag „Der freie Bauer in der Wehr des Reiches“ wurden nach alten Holzschnitten gemacht. Die Belagerung von Austerlitz stammt aus dem historischen Bilderdienst.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.  
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22

**Es kommt in der Agrarpolitik  
nicht allein darauf an,  
die beste Organisation  
und die zweckmäßigste Wirtschaftsform  
zu finden,  
sondern die nationalsozialistische Agrarpolitik  
kann sich nur  
auf die Förderung und Erhaltung des Volkstums  
ausrichten.  
Über allen Erwägungen  
wirtschaftlicher Art  
steht der schaffende deutsche Bauer als Träger  
der völkischen Zukunft des Reiches.**

**R. Walther Darré**  
(23. Oktober 1941)



## Erhaltung und Mehrung

### Im Namen der Gewesenen, der Lebenden und der Kommenden

Versucht man, den Eifer, mit dem sich die Menschen des 18. Jahrhunderts landwirtschaftlichen Fragen zuwandten, in einem Bilde festzuhalten, so bedient man sich vielleicht am besten des Spiegels, in dem sich Voltaire diesen Vorgang darstellte: „Gegen 1750 macht die Nation, übersättigt mit Versen, Tragödien, Komödien, Opern, Romanen und noch romantischeren Reflexionen über die Moral und die theologischen Streitereien, über die Gnade und die Verzüchtungen, macht die Nation sich endlich daran, über das Getreide nachzudenken. Man vergaß selbst die Weinberge, um nur von Weizen und Roggen zu sprechen.“ - Allerdings, eine „agrarische Bewegung“ im Sinne Frankreichs gab es in Deutschland nicht. Aber nie zuvor wurden die einer Entwicklung der Landwirtschaft entgegenstehenden Hindernisse auch hier so stark empfunden wie damals, und nie zuvor hatte man sich deshalb zu ihrer Überwindung so viel Gedanken gemacht als in dieser Zeit. Es war, als hätte der durch alle Teile Frankreichs dringende Sanfarenstoß Montesquieus: „Die Länder sind nicht nach dem Maße ihrer Fruchtbarkeit, sondern nach dem Maße ihrer Freiheit bebaut“, auch in Deutschland seine Wirkung nicht verfehlt.

Wir wissen heute, wie sehr die Zeit um 1800 damit angefüllt war, alle einem fortschrittlichen Landbau entgegenstehenden persönlichen wie sachlichen Hindernisse und Bindungen zu beseitigen. Die Aufhebung des Flurzwanges und die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse sind nur die hervorstechendsten Namen solcher Bestrebungen, so daß man sagen kann, dem Jahrhundert von 1750 bis 1850 sei die Aufgabe zugefallen, die Bahn für das Rennen nach den Erträgen herzurichten, das Liebig dann eröffnete. Inzwischen ist die Jagd hundert Jahre im Gange, und das Ergebnis ist bekannt. Was in einem Jahrtausend nicht möglich schien, vollbrachte nun ein Jahrhundert. Die Bodenerträge und Viehleistungen stiegen wie nie zuvor, ja sie stiegen so sehr, daß man meinen könnte, im Jahr seien nicht eine, sondern zwei Ernten erzielt worden, und das Vieh habe jährlich nicht einmal, sondern zweimal gekalbt. Unvorstellbare Handelsdünger- und Futtermittelmengen waren aber auch aufgeboden worden. Die mußten Äcker und Vieh verdauen, wenn sie die an sie gestellten Erwartungen erfüllen sollten. Es war, als kenne der menschliche Fortschrittswille keine Grenzen.

Indessen, lange Schatten hat diese Entwicklung geworfen. Sie sind mit der Zeit immer länger geworden. Die Bodengare, die Quelle aller Erträge, ist mehr und mehr in Mitleidenenschaft gezogen, und mit der Gesundheit unserer Viehbestände steht es nicht viel besser. - Es ist, als ob die „Natur“ nach diesem Hexensabbat des Fort-

Schritte sich zu rächen begänne. Hundert Jahre hatte sie geschwiegen, und was hatte sie nicht über sich ergehen lassen! In dem erbarmungslosen Drange, endlich, endlich auch einmal auf dem „platten Lande“ zu Geld zu kommen, hatten die Landleute gerodet und kultiviert wie nie zuvor. In fünfzig Jahren war die Ackerfläche verdoppelt und das „Un- und Odland“ nahezu verschwunden\*):

Jahr	In vH der Gesamtfläche	
	Acker Gärten	Unland Odland
1815	26,5	40,3
1864	51,4	7,1

Wo ehemals Dickicht und Sumpf, Kiefer und Birke standen, wo Fuchs und Marder, Hirsch und Reh, Bussard und Otter hausten, ging nun der Pflug, und das Schaf verlor seine Hutung.

Das aber war nur ein Vorspiel für das, was folgen sollte. Denn wieviel Odland man seit frühesten Zeiten urbar gemacht haben mochte, ein Urgesetz allen Lebens, daß nämlich dem Licht der Schatten, dem Tag die Nacht, dem Sommer der Winter und der Arbeit die Ruhe folgt, hatte man, solange man denken konnte, auch in der Ackerwirtschaft stillschweigend anerkannt. Wie von einem eisernen Ring umschlossen folgte der Winterung die Sommerung, der Sommerung die Brache und der Brache die Winterung im beständigen Wechsel. Dieser Ring aber wurde nun zerbrochen. Allerdings, äußerlich war alles beim alten geblieben, ja, die „Brache“ hatte sogar zugenommen:

Jahr	In vH der Ackerfläche		
	Winterung	Sommerung	„Brache“
1815	35	35	30
1913	34	21	45
1939	34	26	40

Wie wenig hiervon aber noch „echte“ oder „reine“ Brache war, ergibt sich aus folgendem:

Jahr	In vH der „Brachfläche“				
	Handels- gewächse	Hülsen- früchte	Futter- pflanzen	Hack- früchte	Reine Brache
1815	13	13	—	4	70
1913	1	19	22	45	13
1939	2	5	29	62	2

Es zeigt sich: „Brache“ ist heute in erster Linie Hackfruchtbau. Das bedeutet: „Brache“ ist heute gerade die „Kultur“, welche mit Hilfe höchster Handelsdüngermengen weitaus am meisten aus dem Acker herausholen soll. Mit anderen Worten:

\*) Die Zahlen beziehen sich auf Preußen.

Das Ackerstück, welches man früher nach zwei Ernten der Ruhe überließ, ist heute die Basis aller landwirtschaftlichen Erzeugung.

Die Veränderungen von Acker und Brache stellen nur die zahlenmäßig greifbarsten landwirtschaftlichen Auswirkungen des neunzehnten Jahrhunderts dar. Hinzunehmen muß man die gewaltigen „Meliorationen“, welche die Wasserwirtschaft des Bodens betreffen. Und hinzunehmen muß man all das an Maßnahmen und Tätigkeiten, was dazu diente, auch in der Landwirtschaft das „Rationelle noch zu rationalisieren“.

Wenn nun die „Natur“ heute, trotz ihres „langen Atems“, hierauf zu „reagieren“ beginnt, so ist dies das Signal für den die Erde bebauenden Menschen, in seiner „Freiheit“, die ihm „Willkür“ hieß, nicht zu weit zu gehen, die „Gesetze“ der Natur zu achten und sich Schranken zu setzen, damit der „Quell“ vor dem Versiegen bewahrt bleibt. Dieser Ruf gilt für jeden, der sich für die Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit verantwortlich fühlt, zuerst aber für den, der aus der Erhaltung und Mehrung der Bodenfruchtbarkeit die Ernährung des Volkes sicherstellen soll. Er vor allem wird trachten müssen, ihn recht zu deuten und danach zu handeln.

Das Rad des Fortschritts läßt sich aber nicht in seine Ausgangsstellung zurückdrehen. Gibt es doch keine „Wiederverkehr“! Und würde doch die „Anwendung von Gewalt“ alles aus den Fugen bringen. Wirft doch auch auf der Rennbahn leicht schon der Schein einer Hürde das Pferd aus der Bahn. Die Formen der Bodenbewirtschaftung müssen aber erhalten bleiben, und zwar aus Ernährungsgründen. Nur mit leiserer Hand und äußerlich kaum sichtbar wird hier also eine Schuld zu begleichen sein, die so alt ist wie der Fortschritt selber, und die in langen Jahrzehnten ins Riesenhafte angewachsen ist.

Die zu leistende Arbeit steht also nicht im Zeichen des „Kampfes des Menschen mit der Natur“. Sie verheißt darum auch keine „Siegesmeldungen“ von steigenden Erträgen nach Art des neunzehnten Jahrhunderts. Sie will der Natur gegenüber nicht ein Nehmen, sondern ein Geben sein, ein später Dankesabtrag im Namen der Gewesenen, der Lebenden und der Kommenden.

Etwa von solchem Hintergrunde her wollen die

### Maßnahmen des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft, R. Walther Darré,

verstanden sein, die er auf dem Gebiete des Naturschutzes seit Jahren getroffen oder veranlaßt hat.

Vorweg ist hier zu nennen eine

„Bekanntmachung betr. Verunstaltung des Landschaftsbildes durch Reklame“ vom 3. Dezember 1934,

welche nicht unmittelbar hierher gehörig, aber sozusagen den Auftakt liefert zu den folgenden. Sie hat im ersten Teil folgenden Wortlaut:

„1. Das Bild der Landschaft und vor allem der Ortschaften und Siedlungen ist durch die Anbringung aufdringlicher und geschmackloser Werbeschilder ver-



schiedenster Art stellenweise sehr verunstaltet worden. Eine endgültige und gesetzliche Regelung über die „Entrümpelung“ des Landschaftsbildes steht bevor. Es ist aber wünschenswert, daß heute schon freiwillig und aus eigenem Entschluß an der Entfernung der Verschandelungen unseres Heimatbildes durch das Reklamenwesen mitgearbeitet wird. Die Landesbauernschaften werden deshalb gebeten, von sich aus alle Gliederungen des Reichsnährstandes auf diese Frage hinzuweisen und zu tatkräftiger Mitwirkung aufzufordern. Außerdem bitten wir, darauf hinzuweisen, daß insbesondere Besitzer von Erbhöfen die Anbringung von Reklamschildern als eine des Bauernstandes unwürdige Zumutung ablehnen sollten . . .“

Sodann aber muß erwähnt sein eine

„Anordnung betr. bäuerliche Siedlung und Landschaftsbild“  
vom 31. Mai 1935,

welche die Erhaltung landschaftlich wichtiger Bäume und Baumgruppen zum Gegenstand hat:

„Es ist festgestellt worden, daß bei der Schaffung bäuerlicher Siedlungen, Siedlungsbehörden, Siedlungsträgern und Siedlern vielfach das Verständnis für die Erhaltung von Baumgruppen oder guten Einzelbäumen fehlt. Es kann nicht gutgeheißen werden, daß auf der einen Seite für das allgemeine Landschaftsbild wertvolle Bäume aus naivem Nützlichkeitsprinzip heraus entfernt werden, während sich der R.N.St. gleichzeitig für eine Neuanspflanzung von Bäumen im Interesse des Dorfbildes einsetzt. Die Siedlungsberater sind deshalb anzuhalten, für die Erhaltung des Landschaftsbildes günstig beeinflussender Bäume und Baumgruppen aufklärend einzutreten und besonders die Auffassung der bäuerlichen Siedler zu bekämpfen, daß Bäume am Haus oder z. B. Efeuberankungen abzulehnen seien, weil darunter die Gebäude bzw. Ziegeldächer leiden . . .“

Hierher gehört auch die

„Verordnung zur Erhaltung der Wallhecken“  
vom 29. November 1935,

die in erster Linie für die nordwestdeutschen Gebiete gedacht ist und nicht nur landschaftliche, sondern auch landwirtschaftliche Bedeutung hat. Ihre in diesem Zusammenhang wichtigsten Paragraphen haben folgenden Wortlaut:

## § 2

„Es ist verboten, Wallhecken (Knicks) zu beseitigen, insbesondere sie zu roden und abzutragen oder zu beschädigen. Als Beschädigungen gelten auch das Ausbrechen von Zweigen, das Versetzen des Wurzelwerks und jede andere Maßnahme, die geeignet ist, das Wachstum der Hecken nachteilig zu beeinflussen.“



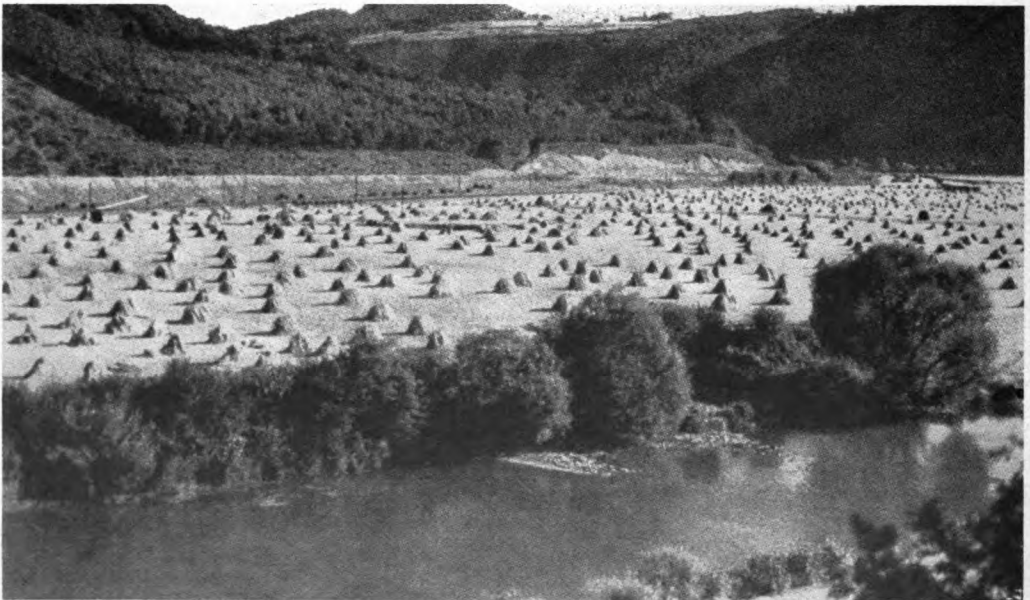
Holsteinische Kniecklandschaft



Landschaft am Riesengebirge (Haselgebüsch)



Landschafts-Schutzgebiet im Odertal

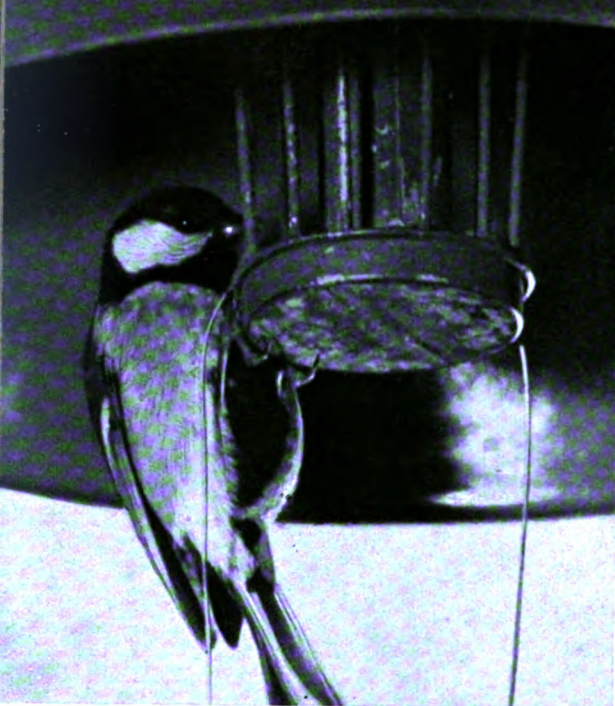


Auenwälder am Flußufer in der Ackerlandschaft  
(Aus Seifert „Im Zeitalter des Lebendigen“)



Blaumeisenpaar auf Prunuszweigen





Kohlmeise an der Futterglocke



Überwinternde Amsel



Nistkasten mit Klappdach

## § 3

„Dem Eigentümer oder sonst Berechtigten bleibt die bisher übliche Nutzung der Wallhecken (Knicks) gestattet, soweit hierdurch nicht die landschaftliche Wirkung der Hecken beeinträchtigt, das Wiederaus schlagen der Sträucher und Bäume verhindert oder der Fortbestand der Hecken überhaupt in Frage gestellt wird.“

Es braucht wohl nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß die Erhaltung von Baum und Strauch vor allem der Vogelwelt zugute kommt. Es ist deshalb mehr als eine Ergänzung dieser Verordnung, wenn der Reichsernährungsminister und Reichsbauernführer R. Walthar Darré die Pflege des Vogelschutzes nicht auf die Schulen des RNSt. beschränkt, sondern sie auch als amtliche Tätigkeit in die RNSt.-Arbeit in einer besonderen

„Anordnung des RBf. betr. Vogelschutz“ vom 23. Januar 1940 einbaut:

„Es ist des Führers besonderer Wunsch, daß dem Vogelschutz auf dem Lande durch Anpflanzung bzw. Erhaltung natürlicher Hecken und Sträucher weitestgehende Beachtung geschenkt wird. Insbesondere hat mich der Führer bitten lassen, daß bei Umlageverfahren, Flurbereinigungen, Neubildung deutschen Bauerntums usw. keine unnötige Abholzung stattfindet, sondern weitestgehend versucht wird, im Interesse des Vogelschutzes, aber auch im Interesse des Landschaftsbildes, Bäume, Sträucher und Hecken zu erhalten.“

Dem Wunsche des Führers entsprechend, ersuche ich die zuständigen Bf. und Beamten des RNSt., den Fragen des Vogelschutzes und der Landschaftsgestaltung nicht nur größte Aufmerksamkeit zu schenken, sondern sie darüber hinaus unmittelbar zu fördern.“

Die bisher genannten Maßnahmen werden gewissermaßen wie in einem großen Bild zusammengefaßt durch den

„Runderlaß des Reichs- und Preussischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft vom 16. November 1937 betr. Berücksichtigung des Naturschutzes bei Meliorationsarbeiten“.

Aus seinem Inhalt soll folgendes erwähnt sein:

„(1) Bei der Aufstellung und Ausführung der Meliorationsentwürfe ist darauf hinzuwirken, daß die Natur der Landschaft möglichst erhalten bleibt. Der neue Zustand soll in tunlichst geringem Gegensatz zu dem natürlichen stehen oder doch in absehbarer Zeit wieder ein naturnahes Aussehen gewinnen.“

(2) Die stärkste Veränderung des natürlichen Landschaftsbildes wird im allgemeinen durch die Regelung der Wasserläufe verursacht. Diese soll nur dann vor-

genommen werden, wenn sie aus wirtschaftlichen Gründen unerlässlich ist. In manchen Fällen wird es genügen, die Linienführung eines vorhandenen Wasserlaufes beizubehalten und nur seine Querschnitte zu vergrößern. Wenn sich Begräbungen zum Zwecke eines ungehinderten Wasserabflusses oder zur Verringerung der Unterhaltungskosten nicht vermeiden lassen, so sind doch lange gerade Strecken entbehrlich und besser durch schwache Krümmungen mit kurzen Zwischengeraden zu ersetzen. Es wird fast stets gelingen, dem Wasserlauf auf diese Weise eine gefällige, der Landschaft angepasste Linienführung zu geben, ohne seine Leistungsfähigkeit merkbar zu beeinträchtigen . . .

(3) In einem Wasserlauf eingeschaltete Inseln sind als Brutplätze der Vogelwelt besonders wertvoll. Wenn auch Flußspaltungen im allgemeinen beseitigt werden müssen, da sie häufig den Anlaß zu neuen Verwilderungen geben, so ist doch im Einzelfall sorgfältig zu prüfen, ob nicht eine vorhandene Insel erhalten bleiben kann.

(4) Der natürliche Uferbewuchs, vor allem der alte Baum-, Hecken- und Strauchbestand sollte, soweit wie irgend angängig, erhalten bleiben. Der Laubfall ist nicht so schädigend, als daß er nicht in Kauf genommen werden könnte. Verbreiterungen von Wasserläufen, deren Ufer mit Bäumen und Sträuchern bestanden sind, sollten möglichst nur einseitig, und zwar auf der baumärmeren Seite, vorgenommen werden. Feste Naturufer, die gewissen Vogelarten Nistgelegenheiten zu bieten pflegen, sollten zum wenigsten an einer Uferseite in ihrer natürlichen Beschaffenheit erhalten bleiben, also nicht durch eine künstlich geschaffene Böschung ersetzt werden.

(5) Für beseitigte Hecken und Sträucher ist grundsätzlich Ersatz zu schaffen. Ist eine geschlossene Bepflanzung der Wasserläufe bei Abstand von der Böschung nicht möglich, so sind zugunsten der Vogelwelt, des Wildes, u. A. auch der Fischzucht in unregelmäßigen Abständen vereinzelt Buschgruppen anzulegen, bei denen der Strauchbewuchs bis nahe an das Wasser reichen darf, sofern hierdurch der Hochwasserabfluß nicht behindert wird . . . Für alleearartige Bepflanzung neuer Uferböschungen, gegebenenfalls auch in einigen Neupflanzungen, dürfen grundsätzlich nur heimische und standortgemäße Holzarten verwendet werden . . .

(6) Die Uferbefestigung, auch die Wildbachverbauung, ist möglichst natürlich zu gestalten; Rajen sowie Strauchwerkbündel und Bruchsteine sind stets vorzuziehen. Beton und Eisenbeton sollten dagegen vermieden werden.

(7) Stehende Gewässer in der Landschaft sind in weitestem Maße zu erhalten. Hierzu gehören Altgewässer, die mit den zugehörigen Wasserläufen möglichst in Verbindung bleiben sollten, Teiche, Weiher, Sölle, Wasseransammlungen in alten Lehmgruben, Steinbrüche und dergleichen, deren Busch- und Baumränder für das Landschaftsbild besonders wichtig sind und nicht verschwinden dürfen. Bau-

arbeiten an schilfbestandenen Teichen und Seen sollten möglichst nicht während der Fortpflanzungszeit der Wasservögel begonnen werden.

(8) Bei der Senkung des Grundwasserstandes ist darauf Bedacht zu nehmen, ob etwa in der Nähe befindliche Naturschutzgebiete oder sonstige in ihrem besonderen Pflanzenbestand erhaltenswerte Flächen dadurch schädlich beeinflusst werden. Es wird in solchen Fällen zusammen mit den Naturschutzstellen sorgfältig zu prüfen sein, ob und wie derartige schädliche Wirkungen vermieden werden können, ohne daß der Mehrertrag der Melioration wesentlich beeinträchtigt wird.

(9) Für Neubauten, wie Brücken, Schleusen, Wehre, Sohlenabstürze usw., sind möglichst bodenständige Baustoffe zu verwenden. In Steinmauern und an sonstigen geeigneten Stellen sollten Nistgelegenheiten für höhlenbrütende Vögel vorgesehen werden."

Der Fortschritts- und Erzeugungsfanatiker, der über Landwirtschaft nur im Sinne von Höchst- und Reinerträgen zu denken weiß, wird hier fragen: „Landschaft hin, Landschaft her, was zum Teufel soll dem Bauern die ‚Landschaft‘“! So möge er sich denn an Worte von Hermann Löns erinnern lassen, welche an Gewicht noch nicht verloren haben:

„Dem Bauer kommt die Reizlosigkeit der Landschaft . . . vielleicht gar nicht klar zum Bewußtsein; aber die unbewußten Empfindungen sind immer die stärksten, und es ist selbstverständlich, daß ein Bauer, den gewisse Bestandteile seiner Heimat unwillkürlich an die Geschichte seines Landes, seines Dorfes, seines Hofes und seines Namens erinnern, fester auf seinem Acker steht, als wenn nichts in der Landschaft seine Person mit seinem Grund und Boden verbindet; dadurch muß er notwendig zu der Bewertung seines Eigentums als einer Handelsware kommen und den inneren Zusammenhang mit dem Hof, auf dem er lebt, verlieren. Denn was ist ihm eine Feldmark, in der kein Baum und kein Busch, keine Hecke und kein Strauch das nüchterne Rechenexempel von Feld und Brache, Wiese und Sturzacker unterbricht, anders als eine Sache, die ihm Zinsen bringt, als ein Geschäft wie jedes andere! Der mystische Konnex zwischen Bauer und Boden, die alte Bauernbodentreue, die sich so oft in anscheinend lächerlichen Prozessen um Heckenpfähle und Steinalne äußert, kommt ihm völlig abhanden. Wozu soll er sich placken und schinden fahren, jahraus, in Wind und Wetter, Hitze und Kälte, auf Hof und Land? Er hat ja Geld genug, in die Stadt zu ziehen und es sich bequem zu machen, oder wenn er nicht ganz von seinem Gelde leben kann, dort einen Handel anzufangen . . . Der deutsche Bauer aber ist kein Baschkire oder Kirgise, der sich am wohlsten in der Steppe fühlt; er ist durch jahrhundertelange Ackerbau an Baum, Busch und Hag gewöhnt; verschwinden sie aus seiner Heimat, so gehen mit ihnen die besten Züge aus seinem Charakter fort. Milieueränderung zieht Charakterveränderung nach sich; wie der Boden, so der Baum, wie der Boden, so der Bauer. Ändert sich das Land, wird der Landmann ein anderer, und die erste Folge einer Umänderung des bäuerlichen Charakters wird der Hang zur Freizügigkeit sein.“



# Lebensgesetze

Landschaft ist der uns umgebende, uns vertraute Lebensraum von Horizont zu Horizont, ist der allzeit gegenwärtige kleine Teil mütterlicher, nährenden Natur, von der uns Segen und Fluch gleichermaßen zuwachsen, je nachdem, wie wir uns zu ihr stellen. Hundert Geschlechter haben diesen Raum aus Urform heraus uns mit all den Mitteln, welche die Zeit jeweils dem Menschen als Werkzeug in die Hand gab, zur Heimat umgeschaffen mit Axt und Feuer, mit Hacke und Pflug.

\*

In die Natur kann man nur eingreifen mit innensichtiger Einführung und mit überlegenem Wissen.

\*

Das Naturnähere ist immer das technisch Vollkommenere und das auf die Dauer allein Wirtschaftliche.

\*

Daß im Gebiet des Lebendigen bäuerliche Weisheit und Vorsicht sich in der Eringung von Dauererfolgen der wissenschaftlich-technischen Arbeitsweise des 19. Jahrhunderts überlegen gezeigt haben, beweist ein Vergleich der ältesten und neuesten Wasserbaumaßnahmen im Mittelmeerraum.

\*

In der Natur steigert immer eine Erscheinung die zugehörige andere. Weil es irgendwo viel regnet, wächst dort viel; weil dort viel wächst, regnet es noch mehr. Weil es anderswo wenig regnet, ist dort kein Wald; wo kein Wald ist, regnet es noch weniger.

\*

Wenn einmal die ganze deutsche Jugend wieder durch die Schule von Feld, Wald und Wiese gegangen sein wird, dann wird ein Hunger nach unberührter Landschaft in Deutschland sein, den niemand heute ermessen kann.

Aus Alwin Seiferts „Im Zeitalter des Lebendigen“.

## Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Norwegens

Wir geben Steinar Klevar, dem Führer der Bauern in der National-Samling Norwegens, dem ausgezeichneten Kenner und Schilderer der südnorwegischen Landwirtschaft, das Wort zu klärenden Ausführungen über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Norwegens.

Die bebaute Bodenfläche Norwegens beträgt etwas über 8 Millionen Dekar. (Ein Dekar ist gleich 1000 qm.) Sie verteilt sich auf ca. 300 000 Eigentumsparzellen. Von diesen können 80 000 bis 90 000 als eigentliche Landwirtschaft angesprochen werden (von 40 bis 50 Dekar aufwärts), während der Rest sich aus kleinen Betrieben, Wohnungen und Bauplätzen zusammensetzt. Nur 400 Betriebe haben eine Größe von über 500 Dekar, während nur gegen 6000 über 200 Dekar groß sind.

Charakteristisch ist also, daß der anbaufähige Boden des Landes stark zerkümmelt ist und Norwegen das am stärksten ausgeprägte Kleinwirtschaftsland Europas genannt werden muß. Die größten Höfe finden sich an beiden Seiten des Oslo-Fjords, in der Umgebung von Oslo, nahe beim Mjøsa-See, dem größten See Norwegens, und in Trondelag, in der Nachbarschaft von Dronheim. Daß ein Hof in Norwegen eine selbständige Existenzgrundlage für eine Familie zu bieten vermag, obwohl das pflügbare Bodenareal nur 40 bis 50 Maß beträgt, erklärt sich daraus, daß zu dem Hof auch Weideplätze in den Wäldern und auf den Berghängen gehören. Fast alle Berghöfe besitzen Wald - entweder als selbständiges Eigentum oder gemeinsamer Besitz von mehreren Bauern.

Der Wald spielt eine ungemein wichtige Rolle als Einnahmequelle. Auf ihn ist es zurückzuführen, daß die Bauern bei dem kapitalistischen Produktionsumsatz überhaupt eine Existenzgrundlage fanden. In Westnorwegen sind die Höfe mit Ausnahme von Jaren (südlich von Stavanger) durchschnittlich am kleinsten. Ein Areal von 50 Dekar wird schon als beträchtlich groß für einen Hof angesehen. Der Golfstrom an der Westküste ist insofern von Bedeutung, als er den Sommer lang und gut temperiert gestaltet, den Winter dagegen kurz und relativ milde macht. Die Höfe in Westnorwegen sind in erster Linie auf Kleinviehwirtschaft eingestellt. Die großen Bergweiden bieten für Schafe und Ziegen fast unbegrenzte Möglichkeiten.

Auch das Meer spielt für die Bauern in diesem Landesteil im Hinblick auf Nahrung und Einnahmequelle eine große Rolle, obgleich die Einnahmen aus der Fischerei bei den schlechten Preisverhältnissen der letzten Jahre nicht mehr als gut bezeichnet werden können. An der ganzen Küste entlang besteht die Landwirtschaft aus einem Zusammenwirken von Ackerbau und Fischerei, während im Innern des Landes die Kombination Ackerbau und Forstwirtschaft heißt. Die Vielseitigkeit ist typisch für das norwegische Bauernleben. Die Bodenkultur, die Forstwirtschaft, das Flößen des Holzes, die Fischerei im Meer und in den Seen, die Jagd im Walde und auf den Bergen - alles das zusammen schafft die Grundlage für das Leben und die Lebenseinstellung des Bauern.

Die Qualität des Bodens ist je nach der Lage sehr wechselnd. Unterschiede machen sich bereits in demselben Dorf, ja sogar auf den einzelnen Höfen bemerkbar. Das Terrain ist meistens stark kuppig. Flüsse, Berge, Wasser und Wälder bilden die natürlichen oft scharf markierten Grenzen für die Güter und einzelnen Höfe. Diese Abgeschlossenheit in der Landschaft erklärt auch die ausgesprochen individualistische Einstellung des norwegischen Bauern. Diese Einstellung in Verbindung mit der natürlichen scharfen Grenzziehung und den zerstückelten Anbauflächen mit ihren großen Abständen voneinander ist immer das Hindernis für die Durchführung einer Organisation der norwegischen Ernährung gewesen. Trotzdem gelang es in einzelnen größeren Ackerbaubezirken, Organisationen rationell aufzubauen. Als Beispiel dafür können die Milchzentralen genannt werden, unter deren Führung die Umsatzkosten für die Verbraucher die kleinsten in Europa geworden sind.

Trotz der sich so weit nach Norden erstreckenden Lage und der so verschiedenartigen Qualität des Landes muß die Ernte durchschnittlich als gut bezeichnet werden. Wir stehen unter den Ländern Europas an fünfter Stelle in bezug auf den Ernteertrag pro Dekar. Durchschnittlich haben wir in den letzten Jahren ca. 400 000 t Korn pro Jahr ernten können. Auch Kartoffeln gedeihen gut im norwegischen Boden. Im letzten Jahr betrug die Kartoffelernte 1,3 Millionen Tonnen. Dennoch hat die Tierhaltung die größte Rolle in den letzten 60 Jahren gespielt.

Seitdem in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Industrialisierung des Landes fortgeschritten ist, stellte sich in den Dörfern ein Mangel an Arbeitskräften ein. Hinzukam die starke Konkurrenz des ausländischen Korns, teils durch die amerikanischen Kornproduzenten, die mit Hilfe der modernen Maschinen die großen Prärien billig kultivieren konnten, teils durch den Import vom Schwarzen Meer und aus den Ostseebezirken. Eingehende Untersuchungen haben gezeigt, daß der obengenannte Verlust der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte der ausschlaggebende Grund für die falsche Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion in Norwegen der letzten zwei Generationen war. Denn die Wiesen rückten an die Acker heran, und die Bauern wurden gezwungen, sich von der Kornproduktion auf den Viehbetrieb umzustellen. Die Umstellung ist dem Bauern zwar in erstaunlich kurzer Frist geglückt, aber der Prozeß war kostspielig, und es ist sehr zweifelhaft, ob der Wert der durch die Umstellung frei gewordenen produktiven Kräfte den Unkosten des Umstellungsprozesses die Waage hält. Mittlerweile hat die norwegische Landwirtschaft ihre Basis in der Viehwirtschaft gefunden, was daraus zu ersehen ist, daß 85 vH des Pflanzenertrages durch die Viehhaltung veredelt werden.

Die größte Bedeutung hat die Milchproduktion, denn 40 vH der norwegischen Bruttoernte leiten sich aus diesem Produktionszweig her. Nach der offiziellen Statistik gab es 1938 in Norwegen 830 000 Milchkühe, während der Milchertag insgesamt ca. 1,4 Millionen Tonnen betrug. Der mittlere Milchertag pro Kuh belief sich also für das ganze Land auf nur ca. 1700 Liter. Ungefähr 20 vH der Milchkühe standen unter Kontrolle. Hier war die mittlere Leistung 2520 Liter pro Kuh im Jahre 1938. In den qualitativ besten Landbezirken war der Ertrag bei dem kontrollierten Viehbestand bedeutend höher, so im Akerhus-Bezirk 3032 Liter pro Kuh. Die größeren Höfe erzielten auch einen höheren Milchertag pro Kuh als die kleineren. Hierfür bietet folgende Statistik bei den Viehhaltungen ein interessantes Beispiel, die der Gesellschaft für „Norges vels Betriebsuntersuchung“

angeschlossen waren. Und zwar war hier der Milchertrag in den Jahren 1936/37 bis 1937/38 für die verschiedenen Betriebsklassen durchschnittlich folgender:

Betriebsklassen	Durchschnittsertrag pro Kuh
I. Unter 100 Dekar pro Betrieb	. . . 2198 Liter
II. 100-200 Dekar pro Betrieb	. . . 2738 Liter
III. 200-300 Dekar pro Betrieb	. . . 2953 Liter
IV. Aber 300 Dekar pro Betrieb	. . . 3185 Liter

Diese Zusammenstellung zeigt, daß der Milchertrag pro Kuh auf den Höfen über 300 Dekar um nahezu 1000 Liter größer ist als auf den Höfen unter 100 Dekar. Leider reicht das bodenständige Futter in keiner Weise aus. In den letzten Jahren haben wir jährlich importiert oder aus importierten Futterstoffen hergestellt: ca. 450 000 t Kraftfutter. Der bodenständige Zuschuß besteht aus Heu, Wurzel- früchten, Grünfutter und von Kultur- und Bergweiden. Der Anbau dieser Futter- stoffe verlangt relativ weite Räume.

Etwas, was dem deutschen Bauer sofort auffällt, wenn er eine norwegische Land- wirtschaft betrachtet, ist die Tatsache, daß verhältnismäßig viel Boden als Wiese und Weide dient. Es wäre aber falsch, daraus den Schluß zu ziehen, daß der nor- wegische Ackerbau durchschnittlich extensiv ist. Norwegens natürliche Ackerbau- bedingungen werden immer die Fütterung mit Strohfrüchten und Wurzel- früchten als Grundlage der Viehproduktion erzwingen. Es wird aber eine der großen zu- künftigen Aufgaben der Landwirtschaft sein, einen beträchtlichen Teil der jetzigen Strohfutterproduktion in die großen Areale der Bergmoore zu verlegen, die durch Grabenziehen für Sommerweide brauchbar gemacht werden können, und auf unsere Almen, die in den letzten Jahren viel zu wenig ausgenutzt wurden. Um diese Produktionsgrundlage zu schaffen, wird es vor allem nötig sein, die Wege und Verkehrsmittel zu verbessern. Die großen Abstände müssen überwunden werden, um den Transport von Viehproduktion zu den Molkereien und Städten zu fördern. „Diese territoriale Eroberung unseres eigenen Landes“ soll die für den Kornanbau geeigneten Landbezirke von der Strohfutterproduktion entlasten.

Aber wenn wir jetzt auch vor einer grundlegenden Umwandlung stehen, die eine verstärkte Kornproduktion bringt, so darf dadurch keine zu starke Beeinflussung unseres Großviehbestandes heraufbeschworen werden. Dieser Bestand ist augen- blicklich leider stark reduziert, weil wir von dem Kraftfutterimport abgeschlossen sind. Bis jetzt wirkte sich die Reduktion auf den Schweine- und Hühnerbestand aus. Wir müssen also bemüht sein, einen starken Viehbestand aufrechtzuerhalten - und gleichzeitig den Ackerboden zu erweitern. Das halte ich schon u. a. aus dem Grunde für richtig, weil die Viehdüngung für Norwegens Boden sehr wichtig ist. Daß der Boden einen relativ so großen Ertrag aufzuweisen hat, ist sicherlich auf die Vermehrung der Viehdüngung zurückzuführen.

Ferner muß zielbewußte Arbeit geleistet werden, um die Qualität des Großvieh- bestandes zu verbessern. Auf den großen Höfen in den besten Ackerbaubezirken ist man, wie gesagt, in dieser Hinsicht recht fortgeschritten, aber in weiten Teilen des Landes und besonders auf den kleinen Höfen ist man noch rückständig, weil u. a. die Kontrolle nicht zweckmäßig ausgebaut worden ist.

Die zukünftige Ackerbaupolitik unseres Landes muß es sich zum Ziel setzen, der Bevölkerung eine selbständige und nach außen hin unabhängige Ernährungsbasis zu verschaffen. Wir können dabei nicht damit rechnen, Landwirtschaftsprodukte zu exportieren. Unser Export kann sich nur auf den Ertrag des Waldes und der Fischerei, auf Erze und Industrieartikel stützen. Wenn wir es fertigbringen, die notwendigen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte zu mobilisieren, werden wir in verhältnismäßig kurzer Zeit unser Nahrungsbedürfnis aus dem Lande befriedigen können.

Soweit es sich lohnt, müssen wir auch in den Betrieben die Technik durch Maschinen verbessern. In den größeren Betrieben ist die Mechanisierung zum Teil durchgeführt. Die kleineren Betriebe hinken jedoch nach, weil die natürlichen Voraussetzungen für eine solche Betriebsform fehlen. Ein sehr großes Hindernis für eine erfolgreiche Entwicklung der norwegischen Landwirtschaft ist außer der genannten Zerstückelung der Anbauflächen die starke Schuldenbelastung der norwegischen Betriebe und die Unterbezahlung der landwirtschaftlichen Produkte. Unter solchen Verhältnissen kann selbst der tüchtigste Bauer nicht zufriedenstellend wirtschaften. Es ist dringend notwendig, die Wirtschaftslage des Bauernstandes auf ein solches Niveau zu bringen, daß sich der Lohnertrag auf dem Lande in gleichem Maßstab rentiert wie der Lohnertrag in der Stadt. Nur dadurch kann eine Rückwanderung der Landarbeiter auf freiwilliger und gesunder Basis erreicht werden, kann der Landwirtschaft die Kraftquelle zugeführt werden, die sie zur aktiven Produktion braucht.

Der jetzt eingeführte Arbeitsdienst wird in erheblichem Maße zur Lösung der Aufgaben unserer Ernährungspolitik beitragen. Ein gewisser Zuschuß vom Staat wird selbstverständlich erforderlich sein, besonders bei dem Versuch, große Weiden anzubauen. Aber der größte Wert ist auf die Förderung des Schaffensdranges bei dem einzelnen Bauern zu legen, der sich von selbst einstellen wird, wenn der Bauer sieht, daß er gerechten Lohn für seine Arbeit erntet. Das ist die Hauptaufgabe für unseren Staat. Ferner müssen die Resultate der Forschung durch geschickte Aufklärungsarbeit in den Dienst der landwirtschaftlichen Produktion gestellt werden. Ich glaube an den norwegischen Bauern, glaube, daß er seine großen Aufgaben meistern wird.

Allein im Laufe der letzten hundert Jahre sind aus diesem kleinen norwegischen Volk fast eine Million Menschen nach Amerika ausgewandert, die drüben zusammen mit ihren deutschen Stammesverwandten einen wesentlichen Beitrag zu dem kulturellen Aufblühen des Landes geleistet haben. Der größte Teil dieser Auswanderer stammt vom Lande, aus den Dörfern.

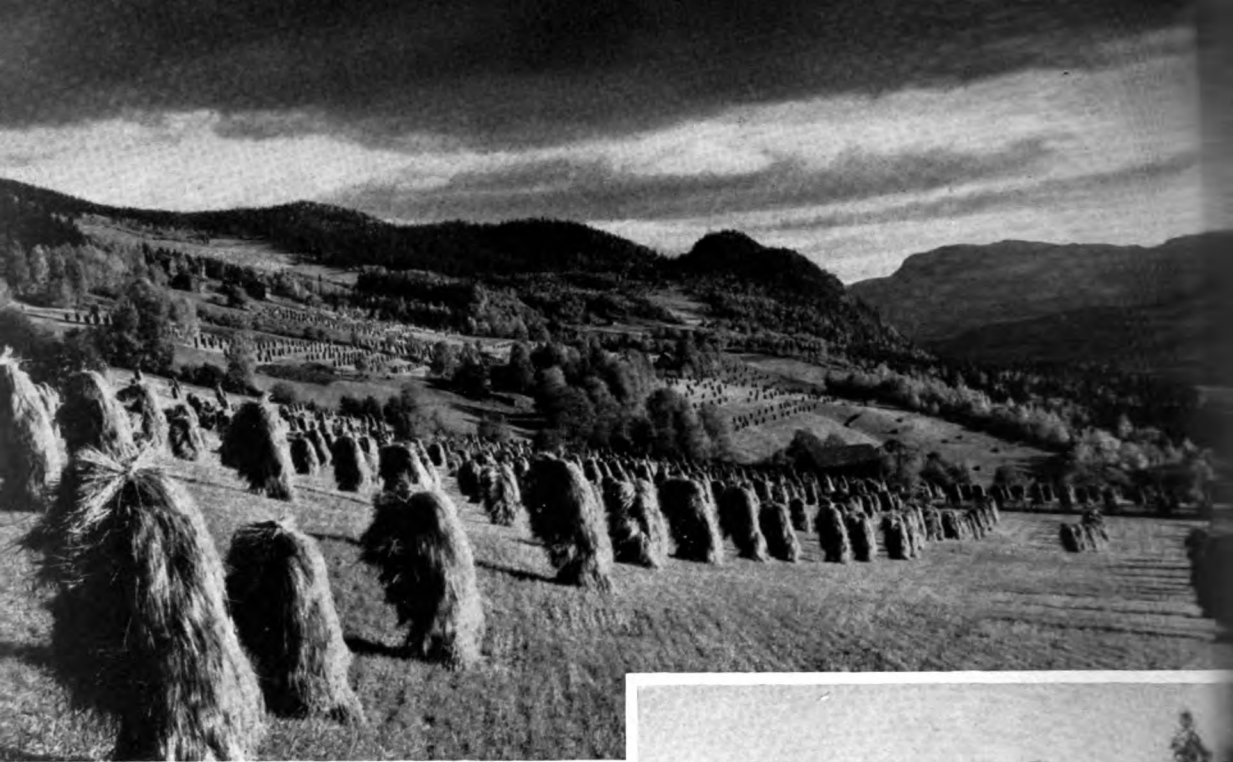
Wir waren in der Tat sehr verschwenderisch mit unseren Arbeitskräften. Unsere Parole muß heute wie immer heißen: „Wieder vorwärts!“

Bei dem nördlichsten Kulturvolk der Erde siegt der Lebenswille über jeden Widerstand. Die norwegischen Bauern werden in Zukunft mit ihren deutschen Brüdern zusammen marschieren, verbunden durch die Bande des Blutes und des Bodens. Wir müssen die große Aufgabe gemeinsam lösen. Wir nehmen unseren Teil davon gern auf unsere Schultern: den Kampf für die Kultur und die Zivilisation in dem nördlichen Lebensraum.

Aberseht von Dr. Edgar v. Schmidt-Pauli.



Bergbauern in Ostnorwegen



Oben: Norwegisches Bauernland

Rechts: Bewässerungsanlage für trockene Bergwiesen

Unten links: Eingang zum Bauernhof

## Erich von Tschermak - Wien, 70 Jahre!

Rassenkunde und Rassenlehre des Menschen sind aufgebaut auf den Erkenntnissen der Variabilitäts- und Vererbungsforchung. Sie sind auf den Menschen angewandte Vererbungswissenschaft, also eine „angewandte Wissenschaft“. Jede angewandte Wissenschaft hat aber als Voraussetzung wissenschaftlich-theoretische Forschung nötig. Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der gesamten Natur hat von jeher alle Naturfreunde in Erstaunen versetzt. Charles Darwin hat vor etwa 100 Jahren auf Grund der Beobachtungen der Natur im Rahmen großer Reisen umfassende Studien über das Variieren im Tier- und Pflanzenreich angestellt und in seinem großen, grundlegenden Werk „Das Variieren der Tiere und Pflanzen“ dargestellt. Die erste Hälfte der inzwischen verflossenen 100 Jahre war überwiegend ausgefüllt mit theoretischen Betrachtungen über Umfang und Entstehung der großen Mannigfaltigkeit aller Lebewesen und führte über in die Abstammungslehre von Mensch, Tier und Pflanze. Erst verhältnismäßig spät wurde jene spekulative Betrachtungsweise durch eine experimentelle Arbeitsweise abgelöst. Naturgemäß ließen sich Experimente weit besser mit Pflanzen als mit Tieren ausführen. Infolgedessen hat die Botanik in erster Linie die festen Grundlagen der modernen Variabilitäts- und Vererbungslehre geliefert. Die botanische Wissenschaft hat in Versuchen großen Umfangs mit den verschiedensten Objekten das Fundament geschaffen, aus dem die menschliche Rassenlehre die Folgerungen für Völkerkunde und Rassenkunde, für völkisches Denken und für Rassenhygiene gezogen hat und zieht. Die Auswirkung dieser Entwicklung ist erst in den Anfängen; alle Völker der Erde werden von diesen Gedanken erfaßt werden, sofern sie sich auf die Dauer behaupten wollen. Es ist deutlich, daß jene Völker, die sich den Folgerungen dieser Erkenntnisse entziehen, über kurz oder lang dem Volkstod entgegengehen.

Die experimentelle exakte Vererbungsforchung findet ihren Ausgangspunkt in den Arbeiten des Deutschen Gregor Mendel, die noch zu Lebzeiten von Charles Darwin (gest. 1882) in Brünn ausgeführt wurden. Diese Stadt des Protektorates ist als der Ausgangspunkt der grundlegenden Vererbungsgeetze, die wir heute summarisch „Mendelismus“ nennen, in der ganzen Welt bekannt geworden. Leider waren die in den Verhandlungen des „Naturforschenden Vereins in Brünn“ am 8. Februar und am 8. März 1865 vorgelegten „Versuche über



Pflanzenhybriden" in ihrer Bedeutung nicht erkannt und völlig in Vergessenheit geraten. Nicht weniger als 35 Jahre vergingen, bis die Gesetzmäßigkeiten in der Vererbung nach Kreuzung zweier Varietäten, die sich in wenigen, aber scharfen und konstanten Merkmalen unterscheiden, erneut beobachtet und erklärt wurden. Es ist heute einem jeden bekannt, daß dieses 1901 gleichzeitig durch drei Forscher geschah: Correns, Erich von Tschermak, Hugo de Vries. Es ist daher sinnvoll, am 70. Geburtstag Tschermaks dieser Tatsache zu gedenken.

Erich von Tschermak wurde als Sohn einer Wiener Familie, die in den Vorgenerationen schon viele Wissenschaftler von Rang als Familienmitglieder aufzeichnen kann, am 15. November 1871 in Wien geboren. Sein Vater war Mineraloge, sein Großvater mütterlicherseits Botaniker der Wiener Universität. Sein Bruder Armin hat als Professor für Physiologie an der deutschen Universität in Prag sich im Kampf für das Deutschtum bewährt. Erich von Tschermak hat nach einer Studienzeit in Wien in Halle promoviert und von hier aus drei Jahre in landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betrieben bei Quedlinburg und Stendal und in Belgien praktisch gearbeitet. Gerade diese Grundlage wurde Anlaß dafür, daß Erich von Tschermak Wissenschaft und Praxis verband und beide Zweige erfolgreich bearbeitete. Aus der praktischen Schulung heraus faßte er Probleme an, die den Praktiker landwirtschaftlicher und gärtnerischer Pflanzenzüchtung bewegen und lenkte seine zahlreichen Schüler immer wieder auf solche Aufgaben hin. Die maßgebliche Arbeit mit Kreuzungen von Gartenerbsen begann Erich von Tschermak im Botanischen Institut Gent, Belgien. Mit diesen Studien wurde unbewußt an dem von Mendel selbst gewählten Objekt, der Gartenerbse, die Selbständigkeit der Vererbung der einzelnen Merkmale und Eigenschaften erwiesen. Die entscheidend wichtige Erkenntnis war, daß das Erbgut eine Summe von vielen Erbfaktoren oder Erbeinheiten oder „Genen“, wie wir heute sagen, ist, die sich bei der Bildung der Geschlechtszellen unabhängig voneinander trennen und bei deren Wiedervereinigung konstant von Generation zu Generation weitergegeben werden. Die Größe dieser Erkenntnis wird heute nicht mehr in vollem Maße gewertet, weil seit dem Erkennen dieser grundlegenden Tatsache 40 Jahre vergangen sind und heute jedem in Wort und Schrift in der Schule und bei Selbststudium dieses Wissen vermittelt wird. Gewiß sind bei tieferem Eindringen durch zahllose Kreuzungsexperimente Wandlungen in den Auffassungen und Änderungen in den zunächst einfach aussehenden Verhältnissen nötig geworden. So wurde erkannt, daß die völlige Unabhängigkeit der Erbeinheit voneinander die Regel ist und weitaus überwiegt, daß aber auch Bindungen zwischen einzelnen Erbeinheiten vorliegen, sogenannte „Kopplungen“, die

eine völlig freie Vererbung der einzelnen Eigenschaften hindern und in einzelnen Fällen gänzlich ausschließen. Die Erkenntnis von der Selbständigkeit der Erbfaktoren als Auslegung der freien Spaltung in der zweiten Generation nach Kreuzung wurde gewonnen in Kreuzungsversuchen zwischen Varietäten, die sich in leicht sichtbaren oder doch feststellbaren Merkmalen unterscheiden. Erich von Tschermak zeigte aber darüber hinaus an dem Beispiel der Früh- und Spätblüte von Erbsensorten, daß physiologische Merkmale den gleichen Gesetzmäßigkeiten der Vererbung unterworfen sind. In den Jahren 1908 bis 1912 wurde ein Meinungsstreit darüber geführt, ob den Gesetzmäßigkeiten der Vererbung, die wir heute Mendelgesetze nennen, allgemeine Gültigkeit zukommt. Dies wurde in jener Zeit vielfach bestritten. Es begann eine Periode fleißigen Experimentierens mit Pflanzen und Tieren aller Art. Gewiß konnten hierbei nicht große Versuchsreihen mit den großen Haustieren wie Pferden und Rindern ausgeführt werden, sondern die Zoologen mußten sich auf kleine Tiere (Mäuse, Ratten, Insekten), der Tierzüchter auf Tauben, Kaninchen, evtl. noch Schweine beschränken. Diese 40 Jahre der experimentellen Variabilitäts- und Vererbungsforschung (1901 bis 1941) haben sich als sehr fruchtbar erwiesen und haben uns in dem Wissen um die Dinge weit mehr vorangebracht als die 40 Jahre 1860-1900. So gehört E. v. Tschermak zu jenen Männern, die eine neue Arbeitsrichtung eingeleitet haben, die in ihrer Auswirkung von entscheidender Bedeutung wurde für unser Wissen um die Vererbung beim Menschen, über Erbbegabungen und Erbkrankheiten, über Rassenwerte und Rassenfehler.

Erich von Tschermak hat im Fortgang seiner Kreuzungsversuche eine Theorie aufgestellt, die Bedeutung erlangte und behielt: die Lehre von der „Kryptomerie“. Damit wird die Tatsache gekennzeichnet, daß ein Individuum Erbanlagen enthält, die nicht zur wahrnehmbaren Auswirkung gelangt sind, die versteckt sind, die das Individuum sozusagen „heimlich“ enthält. Bei Pflanzenarten, die sich durch Selbstbefruchtung fortpflanzen, kommen sie erst zum Vorschein und können sie erst erkannt werden, nachdem Kreuzung mit einer anderen Varietät vorgenommen worden ist. Es treten „Kreuzungsnova“ auf, d. h. Merkmale, die keiner der beiden Kreuzungseltern aufwies. Bei Fremdbefruchtern werden die kryptomeren Erbanlagen durch viele Generationen mitgeschleppt, und in irgendeinem Individuum kommen sie plötzlich zum Durchbruch, sie bewirken die Manifestation einer neuen Eigenschaft, einer guten oder schlechten, einer Leistung oder eines Fehlers. Solche unerkennlich mitgeführten Erbträger sind die Veranlassung dafür, daß ein Nachkomme „ganz aus der Art schlägt“, in gutem oder schlechtem Sinn.

Hat schon diese Tatsache an sich große Bedeutung, so hat aber Tschermaks Theorie der Kryptomerie darüber hinaus den Anstoß gegeben zu einer grundlegenden

Auffassung, die 1910/11 von Erwin Baur, C. Fruwirth, W. Johansen und Nilsson-Ehle entwickelt wurde, nämlich der Unterscheidung aller Variabilitätserscheinungen in 2 Gruppen: 1. die erblichen Variationen, die in Größe und Richtung durch die Erbtäger bestimmt sind, und 2. die nicht erblichen Unterschiede zwischen den Individuen, die sogenannten Modifikationen, die nicht durch Erbmasse, sondern durch die Umwelt (Ernährung, Erziehung, Umgebung, Ausbildung) bestimmt sind. Diese Erkenntnisse, heute jedem Anfänger vorgetragen, brachten schlagartig Licht in die Verwirrung der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Natur. Zuvor war das resignierte Wort geprägt worden: „Nichts ist variabler als das Wort: Variation“. Die Vererbungsforchung hat hiermit die Variabilitätslehre auf eine neue Grundlage gestellt.

Auf den Menschen übertragen sagt diese grundlegende Erkenntnis über Variabilität: Durch die Art der Umgebung, in der der einzelne Mensch aufwächst, wird zwar der einzelne Mensch endgültig geformt, aber seine Erbanlage wird weder durch gute Umgebung, Schulung verbessert, noch durch schlechte Umgebung jeder Art verschlechtert. Für das Leben und für die Leistung des einzelnen Menschen wird die Umgebung, in der er aufwächst, und die Erziehung, die er genießt, von nachhaltiger Bedeutung sein, aber mag diese noch so gut oder noch so schlecht sein, auf die erbliche Veranlagung der Nachkommen hat dies keinerlei Einfluß. Daraus folgt, daß der Wert der Schule, der gesamten Ausbildung, der Familienerziehung zwar von großem Wert, jedoch immer nur von beschränkter Dauer ist, nämlich auf die Lebenszeit der Personen begrenzt bleibt. Die durch viele Generationen und damit durch Jahrhunderte wirkende Aufbesserung kann nur durch Besserung der Erbmasse gelingen. Sie ist dann eine ständig wirkende Aufwertung. Es wäre aber ganz falsch zu glauben, daß nach einer erblichen Aufwertung der Erziehung und Schulung geringere Bedeutung zukommen werde als zuvor. Diese muß für jede Generation wiederholt werden, um die in der Erbmasse schlummernde Fähigkeit zur tatsächlichen Leistung zu bringen. Nur ganz besonders begabte Einzelausnahmen bedürfen dank ihrer erblichen Ausnahmeveranlagung geringerer Fachschulung, wie etwa Mozart oder Sebastian Bach, die schon in jungen Jahren komponierten und Konzerte gaben, oder wie Gauß, der als Schuljunge die schwierigsten mathematischen Aufgaben spielend löste. Umgekehrt wird ein junger Mensch, der mit ungünstigen Erbanlagen belastet ist, schon frühzeitig zum jugendlichen Verbrecher oder Dieb, so daß er durch lebenslängliche Unterbringung in Strafanstalten oder durch den Tod ausgemerzt werden muß, in milderer Fällen frei bleibt, aber von der Fortpflanzung ausgeschaltet werden muß (Sterilisierung).



Professor Dr. Erich Tschermak von Seysenegg

Nach dem Gemälde von Professor Rudolf Böttger



Für den Bauern ist die praktische Auswirkung des Lebenswerkes Erich von Tschermaks ebenfalls von Interesse. An ihm wird erkenntlich, welchen Nutzen ein Wissenschaftler mit praktischer Schulung und Blick stiften kann. Schon sehr früh, in den Jahren 1905-1910, hatte E. v. Tschermak häufig auf die praktischen Schlussfolgerungen hingewiesen, die sich aus dem von ihm gefundenen Vererbungs-gesetz ergaben, sowie auf die Möglichkeiten, die auf verschiedene Varietäten einer Pflanzenart verteilten Werteigenschaften durch Kreuzung in einer neuen Sorte zu vereinigen. Dieser Vorgang wurde und wird als Kombinationszüchtung bezeichnet, um dadurch die Vereinigung von bisher Getrenntem hervorzuheben. Leider wurde ihm zunächst wenig Gehör geschenkt, es währte lange, bis die von Tschermak bezeichneten Wege der Züchtung wirklich in befriedigendem Umfang angewandt worden sind. Als ein Mann der Tat wandte er die von ihm als richtig erkannte Pflanzenzüchtungsmethode selbst an, vorwiegend bei Getreide. Durch Kreuzung erzeugte er eine wertvolle zweizeilige Wintergerste, die in Kroatien, Serbien in großem Umfang angebaut wird, ferner eine Sommergerste aus Hanna × „Karygn“, einer anatolischen Gerste, die durch Frühreife und Trockenheitsresistenz Vorteile bietet. Die Winterweizensorten Moravia, Non plus ultra, Jubiläumswitzen sind aus seinen Kreuzungen hervorgegangen, Sorten, die für das pannonische Klima Bedeutung erlangt haben. Durch Auslesezüchtung wurde der Marchfelder Roggen verbessert. Die Getreidezüchtungen Tschermaks haben zu der Steigerung der Ernten in dem warmen Klima der ostmärkischen Ebenen Wertvolles beigetragen.

Eine ganz besonders nützliche Arbeit hat Erich von Tschermak in der neuesten Zeit geleistet durch Erzeugung eines rankenlosen Kürbisses mit Samen ohne Schale, die 47 vH Öl enthalten, das als gutes Salat- und Speiseöl zu bewerten ist. Damit ist eine neue Kulturpflanze erzeugt, die - feldmäßig angebaut - einen Beitrag zur Minderung der Fettlücke abgibt. So zeigt auch dieses Beispiel, wie moderne Wissenschaft unmittelbare Verbindung zu aktuellen wirtschaftlichen Großfragen hält und was die Vererbungs-forschung und Züchtungslehre für die Gesamtheit zu leisten vermag. Es bedurfte des machtvollen und energischen Eingreifens des nationalsozialistischen Staates, um die Wissenschaft der Variabilitäts- und Vererbungserscheinungen im richtigen Ausmaß zur praktischen Wirkung zu bringen, während zuvor deutschen Forschern von Weltruf völlig ungenügende, geradezu lächerliche Mittel für ihre Arbeiten und eine allzu kleine Assistentenzahl zur Schulung gewährt wurde. Der Jubilar Erich von Tschermak kann trotzdem nach 5 Jahrzehnten voll mühsamer Arbeit und Erfolge auf eine Schar von Schülern zurückblicken, die seine Ideen zur praktischen Auswirkung bringen und sein wissenschaftliches Werk fortsetzen. Möge er selbst diese Arbeit fördern können.

## Ein Leben für die Züchtung

Aus der Werkstatt eines alten Pflanzenzüchters

Wer heute eine größere Pflanzenzuchtstätte besucht, ist zunächst überrascht über die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Versuchsanstellungen in einem solchen Betriebe im Vergleich zu der verhältnismäßig einfacheren Tätigkeit eines Pflanzenzüchters vor etwa 40 Jahren. Seine Beschäftigung erschöpfte sich damals in der Regel darin, einzelne Pflanzen, die seinem Zuchtziele am besten zu entsprechen schienen, aus einem größeren Bestande (aus einer Population) auszusuchen, ihre Nachkommenschaften im individuellen Nachbau auf ihre Konstanz zu prüfen und diese durch jährlich fortgesetzte Individualauslese auch weiterhin festzuhalten (Linienzüchtung). Damit war er aber, wenigstens bei Selbstbefruchtern, nach einigen Jahren am Ende seiner Kunst angelangt, da sich, wie wir heute wissen, die Eigenschaften in reinen Linien in der Regel nicht mehr ändern. Waren also die besten Linien aus einer Population einmal „extrahiert“ und bei diesen durch gegenseitiges Inkonkurrenzgehen ihre Spitzenleistungen festgestellt worden, dann war das überhaupt Mögliche erreicht.

Seit der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze sind nun der sogenannten Kombinationszüchtung ganz ungeahnte neue Züchtungsmöglichkeiten erschlossen worden, besonders als es sich nebenbei zeigte, daß in manchen Fällen durch planmäßige Kumulierung latenter gleichsinnig oder gegensinnig wirkender Anlagen der Eltern Über- oder Unterschreitungen derselben bewirkt werden können (Transgressions-züchtung) und daß bei Kreuzung zwischen zwei verschiedenen Ausgangsrassen in  $F_2$  des öfteren ein Luxurieren der Bastarde in Erscheinung treten kann (Heterosis-züchtung). Wir wissen ferner heute, daß bei Kreuzungen durch Vereinigung äußerlich unmerklicher, aber reaktionsfähiger (kryptomer) Faktoren nicht nur Steigerungen bereits vorhandener Eigenschaften, sondern auch wirkliche Neuheiten mit züchterischem Wert (z. B. neue Blütenfarben und -formen) entstehen können. Durch unsere ständig geschärfte Beobachtung, selbst die kleineren, plötzlich auftretenden Merkmals- oder Eigenschaftsänderungen an einzelnen Pflanzen in größeren Beständen herauszufinden und durch chemische Schnellmethoden auch stoffliche Änderungen an einzelnen Pflanzen rasch festzustellen, sind weitere Züchtungswege erschlossen worden. Berücksichtigen wir ferner, daß es gelungen ist, durch eine Reihe neu ausgearbeiteter Methoden erbliche Abänderungen durch chemische (besonders Colchicinmethode) und physikalische Einwirkungen (Strahlengenetik) künstlich auszulösen, so begreift man die erwähnte Vielfältigkeit der Versuchsanstellungen eines modernen Züchtbetriebes. So sieht also heute der Besucher solcher Zuchtstätten eine wahre Fülle von Experimenten, die aber viele Hilfskräfte, kostspielige Einrichtungen und eine lange Zeitdauer für die Prüfung der neuen Züchtungsprodukte auf ihre praktische Tauglichkeit erfordern. Ist letztere nach jahrelanger Beobachtung an Ort und Stelle festgestellt,

So folgen nun erst solche Prüfungen unter anderen Boden- und Klimaverhältnissen, die nicht selten schwere Enttäuschungen bringen, besonders, wenn dort die Bedingungen für das Auftreten von Krankheiten günstigere sind. (Starke Vermehrung von bisher selten aufgetretenen biologischen Formen gewisser Pilzarten.) Nun muß aber erst eine geschickte Propaganda für die weitere Verbreitung einer wirklich guten Züchtung, die sich an verschiedenen Stellen bewährt hatte, einsetzen, um auch endlich den finanziellen Erfolg dieser mühevollen Arbeit zu sichern. Das alles braucht somit viel Zeit, und so ist es begreiflich, daß selbst für einen tüchtigen Züchter ein Lebensalter fast zu kurz ist, um auf eine größere Anzahl von Züchtungen, die sich einen Namen gemacht haben, hinweisen zu können. Nur wenigen Züchtern ist dies vergönnt; denn Glück gehört bei all dem auch noch dazu! Dem Verfasser dieser Zeilen, der die geradezu umwälzende Bedeutung der Mendelschen Gesetze für die gärtnerische und landwirtschaftliche Pflanzenzüchtung schon ein Jahr nach ihrer Wiederentdeckung ausgesprochen hatte, war es immer darum zu tun, seine theoretischen Arbeiten auch in den Dienst der Praxis zu stellen, so daß er im Laufe seiner 43jährigen, züchterischen Tätigkeit, ohne irgendwie Reklame zu machen, immerhin einige wertvolle Züchtungen erzielen konnte. Ein kurzer Überblick über meine Tätigkeit als praktischer Pflanzenzüchter möge zeigen, wie bescheiden diese Erfolge meines arbeitsreichen Lebens sind.

### Getreidezüchtungen

#### Gerstenzüchtungen

Meine erste praktische züchterische Tätigkeit betraf die individuelle Züchtung der Hanna-Gerste, die ich, von meinem Freunde Dr. h. c. Emanuel von Proskowetz dazu aufgefordert, im Jahre 1903 begann und über 30 Jahre lang durchführte. Proskowetz hatte als erster den Wert dieser zunächst nur in der Nähe von Kwassitz auf bäuerlichem Besitz gebauten, besonders frühreifen und feinen mährischen Landgerste als einer vorzüglichen Braugerste schon frühzeitig erkannt und durch Ahrenauslese den Charakter dieser Gerste mehr und mehr vereinheitlicht. Aus dieser Population, die aber noch keineswegs bezüglich Frühreife und Formenreinheit ausgeglichen war, wurden von mir durch sährllich fortgesetzte Individualauslese und Prüfung der Nachkommenschaften besonders frühreife und dabei ertragreiche Stämme gewonnen, die, auf ihren Brauwert sährllich untersucht, den Korntypus „a“ (langbehaarte Basalborste mit unbezahnten Rückenpelzennerven) aufwiesen. Die besten Stämme wurden wieder sährllich untereinander in Konkurrenz gestellt, mit der Ausgangspopulation stets verglichen und schließlich als „Kwassitzer Original-Hanna-Pedigree-Gerste“ in das Hochzuchtregister eingetragen und in den Handel gebracht. Meinem Vorschlag, diese jetzt erst wirklich hochgezüchtete Landgerste an dem Züchtungsorte mit anderen Landgersten der Hanna sowie mit hochwertigen fremden Züchtungen zu kreuzen, um auf diese Weise die Erträge vielleicht noch zu steigern und eventuell Ertrags-  
transgressionen zu erreichen, wurde leider in Kwassitz nicht entsprochen. Hingegen wurden an anderen Zuchtstätten und besonders von mir selbst in meinem Zuchtgarten in Wien zahlreiche Kombinationszüchtungen mit der veredelten Hanna-Gerste durchgeführt, z. B. Hanna × Kleinasiatische Gerste (aus Kargyn und Kaisarie in Anatolien stammend), Hanna × Kleinasiatische × Laa, Hanna × Chevalier, Hanna ×



Schwarzenbergergerste, Hanna × Hannchen, Hanna × frühe Goldthorpe-Gerste von Fruwirth, Kirches zweizeilige Wintergerste × Hanna-Gerste und manche andere, die nun heute der ursprünglichen Hanna-Gerste erfolgreiche Konkurrenz machen. Von diesen Hanna-Gersten-Kreuzungen hat die Kombination der Hanna-Gerste mit der Kargyn-Gerste, einer frühreifen, kurzhalmigen Landgerste aus Kleinasien, besonders in der Ostmark (Züchtungsort Probstdorf-Äckerbaugesellschaft) sowie im Protektorat Böhmen und Mähren, wo von mir zahlreiche Zuchstätten ins Leben gerufen wurden, eine große Verbreitung gefunden. Auch wird jetzt diese Züchtung mit Erfolg in Kleinasien gebaut. Diese Kreuzung erzielte auf Ausstellungen wiederholt erste Preise sowie einmal in England den Weltfiegerpreis.

In reinen Linien der Hanna-Gersten entstanden und entstehen ab und zu Formen mit mehr rundlichem, kurzem Korn, die nach ihrem ersten Züchter als Kneisfelgersten, späterhin als Vollkorn- oder Kurzkorngersten benannt wurden. Ich selbst habe vor mehreren Jahren in dem Nachbau von Hanna-Gerstenstämmen einzelne Individuen aufgefunden, bei denen die Körner selbst an ein und demselben Individuum schwächere bis stärkere Ausbildung zum Kurzkorntypus zeigten. Durch fortgesetzte Individualauslese der am besten die Kurzkörnigkeit vererbenden Individuen wurden schließlich Stämme erzielt, die einheitlich ausgebildete Vollkörnigkeit aufwiesen. Diese vielversprechende Neuzüchtung wird jetzt mit von anderer Seite gezüchteten Vollkorngersten in Konkurrenz gesetzt (Vollkornringgersten). Ich habe sie neuerdings mit anderen bewährten Züchtungen, z. B. mit der Hanna-Kargyn-Gerste gekreuzt, um noch andere neue Vollkorngersten zu erzielen.

In neuerer Zeit wurde wieder zum Anbau und zur Züchtung von Nacktgersten aufgefördert, ja sogar die nicht unwidersprochen gebliebene Meinung vertreten, daß die Nacktgersten die bespelzten verdrängen sollten. Nun sind aber die Erträge aller bisher gezüchteten Nacktgersten unbefriedigende, da ihr Stroh zu weich ist und sie daher meistens lagern. Auch Einkreuzungen mit den lagerfesteren Vollkorngersten sowie mit Erectum-Formen vermochten eine zufriedenstellende Lagerfestigkeit nicht zu bewirken. Nur die grannenlosen Nacktgersten, die sich aber schlecht bestocken und selbst als umgezüchtete Wintergersten sehr geringe Erträge geben, erwiesen sich nach meinen Erfahrungen lagerfest. Auch die von mir konstant gezüchteten Nacktgersten-Bastarde mit weißlich-gelber, grüner, schokoladbrauner, violetter und schwarzer Kornfarbe und mehr rundlicher Kornform sind mehr von botanischem Interesse, könnten aber zum weiteren Studium von Farbyenien bei der Gerste Verwendung finden. Ferner wurden im Laufe von 25 Jahren durch Kreuzung zweizeiliger, glattgranniger Sommergersten mit hochwertigen, zweizeiligen Braugersten und winterfesten vierzeiligen Gersten zweizeilige feine, glattgrannige S.-Braugersten und vierzeilige glattgrannige Wintergersten von mir erzeugt, die in manchen Jahren sehr befriedigende Erträge gaben, ja sogar an erster Stelle standen. Leider erwiesen sich die glattgrannigen Wintergersten als nicht genügend winterhart, auch zeigen alle meine glattgrannigen Gersten in einzelnen Jahren schwächer, in anderen wieder sehr stark eine ganz charakteristische Form der Schartigkeit, die durch das krankhafte Anschwellen des Fruchtknotens zur Zeit der Blüte bewirkt wird, und die trotz schärfster Individualauslese nicht auszumerzen war, so daß von einer schwachen Koppelung zwischen Glattgrannigkeit und dieser Form von Schartigkeit gesprochen werden kann. Als wahrer Züchtungstreffler kann meine zweizeilige langjährige hell-

körnige und feinspelzige, frühreife, ziemlich winterfeste Wintergerste bezeichnet werden, ein Kreuzungsprodukt zwischen der alten zweizeiligen derbspelzigen, gelbgrauen, spätreifen Wintergerste von Rirsche  $\times$  Hanna-S.-Gerste  $\times$  vierzeiligen Heines-Riesen-W.-Gerste. Wenn sie auch besonders harte Winter nicht verträgt, so kann sie doch wegen ihrer langjährig befriedigenden Erträge und ihrer Eignung für Brauzwecke auch weiterhin sehr empfohlen werden. Sie hat sich auch in Jugoslawien besonders bewährt. Meine Züchtungen vierzeiliger, langjähriger, winterfester, ertragreicher Wintergersten, gewonnen aus Bastardierungen meiner zweizeiligen Wintergerste mit winterhärteren vierzeiligen Formen bedürfen noch weiterer züchterischer Arbeit, bevor sie in den Handel kommen können. - Interessant ist die Tatsache, daß sich bei Bestäubung von Gerste mit Roggen, seltener mit Weizen- und Wildgraspollen, feinsfähige Körner entwickeln können, die ihr Entstehen einer besonderen Form von Reizwirkung des fremdartigen Pollens verdanken (Hybridogene Pseudoparthenogenese).

### Roggenzüchtungen

Bald nach der Gründung der Pflanzenzuchtstation der Wiener Hochschule für Bodenkultur in Groß-Enzersdorf wurde die Veredelungsauslesezüchtung des Marchfelder Roggens, einer winterfesten langstrohigen, lockerährigen Landsorte mit offener Kornlage und besonders feinschaligem Korn in Angriff genommen. Durch individuelle Züchtung mit ständiger Ertragsprüfung der Nachkommenschaften der ertragreichsten, vollständig grünkernigen, feinschaligsten Stämme wurde bei dieser Landsorte zwar eine bessere Bestockung mit höheren Erträgen erzielt, doch nahm gleichzeitig, wie dies bei allen in Züchtung genommenen frühreifen, sich schlecht bestockenden Getreidelandsorten der Fall ist, durch die Zunahme der Bestockung die Frühreife etwas ab. Immerhin ist es in den letzten Jahren durch Selektion frühreifer Pflanzen sowie durch Einkreuzung mit dem frühreiferen Tyrnauer Roggen gelungen, wieder einige Tage früherer Reife aufzuholen. Bei Roggenzüchtungen wird bisher die Kornqualität fast gar nicht berücksichtigt, obwohl die höhere Notierung des Marchfelder Landroggens an der Börse den Beweis erbringt, daß der Einkäufer bereit ist, für feinschalige, ausgeglichene Ware einen höheren Preis zu zahlen. Leider sind meine aussichtsreichen frühreifen Züchtungen: Hanna  $\times$  Pettkufer und Pettkufer  $\times$  Prof.-Heinrich-Roggen während des Weltkrieges verloren gegangen. Meine Versuche, ertragreichere Sommerroggen durch Kreuzung von Winterroggen mit Sommerroggen bei Frühjahrsanbau zu erzielen, scheiterten an der Spätreife der noch im Sommer ausgeschossenen Individuen, die sich besonders in trockenen Jahren verhängnisvoll auf den Ertrag auswirkte. Bei Fortsetzung solcher Versuche müßte eine wiederholte Einkreuzung mit Sommerroggen vorgenommen werden. Meine Kreuzung von Kulturroggen mit perennierendem Wildroggen (*Secale montanum*), in erster Linie ausgeführt zum Zwecke der Gewinnung eines perennierenden Kulturroggens für den Gebirgsbauer, haben bisher die gehegten Erwartungen nicht erfüllt.

### Hafierzüchtungen

Meine Hafierzüchtungen verfolgten den Zweck, durch Kombination sehr kurzlebige Hafersorten zu gewinnen, die für besonders trockene Gebiete sowie für Berglagen mit kurzer Vegetationsdauer in Betracht kommen könnten. Svalbfs Sieges-

hafer  $\times$  Ungarischer 60-Tage-Hafer ist ein besonders frühreifer, kurzhalziger Hafer, der durch neuerliche Einkreuzung mit Ligowo-Hafer nur wenige Tage spätreifer und langhalziger wurde. (Siegeshafer  $\times$  60-Tage-Hafer)  $\times$  (Ligowo  $\times$  Goldregen-Hafer) ist gleichfalls eine frühreife Haferzüchtung. Natürlich bleiben diese meine Haferzüchtungen, verglichen mit spätreiferen Hafern, im Ertrage zurück, doch sollte man sie nicht aussterben lassen, speziell nicht den Siegeshafer  $\times$  60-Tage-Hafer, bevor mit ihnen nicht die schon lange empfohlenen Anbauversuche von Seiten der Gebirgsbauern gemacht wurden. Vielversprechend schien jahrelang meine Winterhaferzüchtung, die einer Population eines Winterhafers aus Estlischeite entstammte. Doch wurden meine Stämme nach siebenjähriger Prüfung im kalten Winter 1939/40 vollständig vernichtet. Dauernde Erfolge verspreche ich mir überhaupt von keiner Winterhaferzüchtung für unser rauhes Klima.

### Weizenzüchtungen

In der Ostmark werden hauptsächlich begrannte Weizen gebaut, die bezüglich ihrer Qualität den ungarischen Weizen nicht nachstehen. Auch die von mir durch Veredelungsauslese verbesserte Landsorte, der sogenannte „Marchfelder Weizen“, ist gewiß ungarischer Herkunft. In der winterfesten Ausgangspopulation waren braun- und weißährige Formen, beide winterfest, lang- und lockerährig vereinigt. Der von mir isolierte weißährige hat eine weitere Verbreitung gewonnen und steht in meinen vergleichenden Sortenanbauversuchen in für das Marchfeld normal trockenen Jahren im Ertrag immer an erster Stelle. Es würde zu weit führen, hier die zahlreichen Kombinationszüchtungen begrannter Winterweizenformen aufzuzählen, die von mir im Laufe von 40 Jahren gewonnen wurden und heute noch in kleineren Bezirken, speziell im Protektorat Böhmen und Mähren, gebaut werden, wie der „Non-plus-ultra-Weizen“ mit leuchtend rotgläsigem Korn, ein Kreuzungsprodukt zwischen Soalßs Grenadier  $\times$  Banater Weizen, oder der Moravia-Weizen, eine Kombination zwischen Edel-Epp-Weizen  $\times$  Marchfelder Weizen. Ein begrannter Sommerweizen (Znaimer  $\times$  Tucson), der die Frühreife eines von mir in Kalifornien gesammelten Landweizens mit der Glasigkeit eines Mährischen Landweizens verbindet, hat in der Ostmark sowie im Protektorat Böhmen und Mähren eine weite Verbreitung gefunden und steht in der Qualität dem Marquis-Weizen sehr nahe. Natürlich besteht auch in der Ostmark der Wunsch nach grannenlosen, steifhalmigen, ertragreichen Winter- und Sommerweizen. Er wird durch zahlreiche von mir eingeleitete Kombinationszüchtungen beim Sommerweizen rascher als beim Winterweizen zu befriedigen sein. Langährige Züchtungsarbeit wurde auf meine Weizen-Roggen-Bastarde verwendet. Sie sollen das Zuchtziel erreichen, auf typischen mageren Roggenböden den anspruchslosen Roggen zu ersetzen. Das Moment der frühen Reife und der größeren Winterfestigkeit des Roggens spielt dabei in der Ostmark eine geringere Rolle, da wir eine genügende Anzahl von winterfesten, sehr frühreifen Weizenzüchtungen besitzen. Von einzelnen Übergangsformen abgesehen, verfüge ich heute über dreierlei Formen von Weizen-Roggen-Bastarden (WRB.): 1. Solche, die durch Rückkreuzung der sterilen  $F_1$  mit begranntem und grannenlosem frühreifen Weizen gewonnen, äußerlich und cytologisch vom Weizen kaum zu unterscheiden sind und bezüglich Winterhärte, Ertrag und Qualität recht befriedigen. Ihre Bezeichnung als Weizen-Roggen-Bastarde (WRB.)

wird den Praktiker nicht befriedigen. 2. Solche, die das Roggenmerkmal der Behaarung des Halmes unterhalb der lockeren und ziemlich langen Ähre aufweisen, im Ertrag aber noch nicht befriedigen. Sie dürften aber anspruchsloser sein als die Gruppe 1. Leider werden die besonders frühreifen WRB. in einzelnen Jahren sehr stark vom Gelbrost befallen. 3. Solche, die durch Kreuzung der ersten und zweitgenannten Gruppe mit dem alten Rimpauschen und dem von Münzing hergestellten WRB. entstanden sind. Die letztgenannten beiden WRB. sind durch glatte Addition der Weizen- und Roggenchromosomensätze ( $14 + 7 = 21$ ) entstanden und spalten daher weiterhin nicht mehr auf. Sie sind aber noch stark steril und entwickeln kein zufriedenstellendes volles Korn. Wenn es gelänge, den Rimpauschen spätreifen WRB. mit seinen imponierend langen, strogenden Ähren und großen roggenähnlichen Körnern etwas frühreifer und vollständig fruchtbar zu machen, so wäre damit wohl ein neuer vielversprechender WRB. gewonnen. Während ich mir von einer Weiterbearbeitung der vorstehend aufgeführten WRB. noch ein praktisches Resultat verspreche, kann ich die mit großer Reklame in die Welt posaunten Erwartungen bezüglich einer praktischen Verwertung der auch von mir bearbeiteten, teilweise perennierenden Weizen-Quecken- und Quecken-Roggen-Bastarde nicht teilen.

### Leguminosenzüchtungen

#### Erbsenzüchtungen

Mein Zuchtziel einer Steigerung der Frühreife bei den Erbsen verfolgte nicht nur den Zweck, dieses Gemüse möglichst früh pflücken und auf den Markt bringen zu können, sondern auch durch das frühe Blühen der Flugzeit des gefährlichsten Erbsenschädlings, des Erbsenkäfers, zu entkommen. Wenn auch seine Bekämpfung mit Schwefelkohlenstoff - gleich nach der Ernte! - wirksam erfolgen kann, so ist sie doch ganz nutzlos, wenn sich nicht an dieser auch alle Nachbarbetriebe beteiligen. Eine gesetzliche Ahndung dieser Unterlassungssünde wurde von mir schon des öfteren, leider bisher vergeblich, in Vorschlag gebracht. Durch fortgesetzte Bastardierungen meiner frühreifsten Erbsenzüchtungen habe ich schließlich Sorten erzielt, die von keiner anderen Züchtung an Frühreife übertroffen werden. Doch soll auch der Ertrag befriedigen, weshalb in diese in der Regel einblütigen Züchtungen, unbeschadet ihrer Frühreife, vor allem die zweiblütigkeit des Blütenstandes hineinkombiniert werden muß. Die Hülsen sollen ferner nicht zu kurz, nicht lüdig, sondern vollbesetzt sein. (Die spitzauslaufenden scheinen im allgemeinen besser besetzt zu sein als die stumpf-auslaufenden!) Das Korn soll sich rasch entwickeln und sehr süß sein. Meine frühreifsten Züchtungen haben eine grünlichgelbe Hülsenfarbe mit hellgrünem Korn, wie es die Konservenfabriken bevorzugen. Die dunkelgrünhülsigen Sorten mit grünem Korn, wie sie in England beliebt sind, haben den Vorteil, längere Zeit „frisch“ auszu sehen, scheinen aber in der Konservenindustrie weniger beliebt zu sein. Es gibt auch drei- bis fünfblütige Erbsen (Pois à cinque cosses), doch bleiben die Hülsen dieses vielblütigen Blütenstandes an Länge zurück, nur die zwei ersten erreichen normale Länge. Ab und zu tritt auch Dreiblütigkeit spontan bei zweiblütigen Züchtungen auf, nicht vollständig konstant bleibend und die Neigung zur Vielblütigkeit durch ein Hochblatt unterhalb der ersten Blüte verratend. Diese Variation wurde von mir vielfach benützt, um in meine frühreifen Züchtungen wenigstens die zwei-

blütigkeit hineinzubringen. Eine frühreife Victoriaerbse wurde durch Kreuzung der Victoriaerbse mit einer dreiblütigen Maiererbse erzielt, und zwar mit rosafarbenen Cotyledonen, einer Farbe, die von der Wiener Produktenbörse bevorzugt wird. Im Ertrag steht sie allerdings hinter der etwas größtkörnigen Mahndorfer Victoria zurück. Eine Züchtungsneuheit, die mir vielversprechend erscheint (Tschermaks frühe, akazienblättrige Erbse), soll meine frühreife, meist zweiblütige, akazienblättrige, ertragreiche Pflückererbse mit großem, süßem Korn werden und außerdem als Futterpflanze eine Rolle spielen. Sie wurde aus einer akazienblättrigen, kleinblättrigen Erbse, die ich seinerzeit von der Firma Vilmorin erhielt, gezüchtet, die halbhoch, ziemlich spätreif, kurzhülfig und feinkörnig war. Sie besaß bisher nur botanisches Interesse wegen der Ausbildung der Ranken zu Fiederblättchen, so daß also neben den zwei großen stengelumfassenden Blättern (stipulae) gut doppelt so viele Fiederblättchen entwickelt sind wie bei den normal rankenden Erbsen. Interessant ist bei dieser Erbsenform die ausnahmslose Koppelung zwischen Runzelligkeit des Kornes und der Akazienblättrigkeit. Sie bietet den Vorteil, daß bei der Auslese runzelliger Körner (rezessives Merkmal) schon in  $F_1$  einer Kreuzung zwischen rankenden, rundsamigen Erbsen und akazienblättrigen, runzelsamigen die Akazienblättrigkeit mit erfasst wird. Meine neue Züchtung, die bezüglich Höhe noch nicht ganz ausgeglichen ist, wurde in der Weise erhalten, daß ich zunächst Vilmorins akazienblättrige Erbse durch Kreuzung mit sehr frühen, rankenden Erbsen frühreif gezüchtet habe. Sodann wurde diese neue einblütige, frühreife, akazienblättrige Erbse mit einer hohen mittelfrühen, großblättrigen, rotblühenden, zweiblütigen, großblütigen, großhülfigen holländischen Erbsenzüchtung bastardiert und auf diese Weise eine hohe akazienblättrige Form gewonnen. Diese wurde nun neuerdings mit meiner bereits frühreif gemachten akazienblättrigen, niedrigen Erbse gekreuzt, und so schließlich eine frühblühende, niedrige, akazienblättrige, großblättrige Form mit vorwiegender Zweiblütigkeit, zudem großhülfig und großkörnig, gewonnen. Ein Beispiel einer gelungenen, langjährigen, mühevollen, wiederholten Kombinationsarbeit! Die Versuche der Züchtung einer für unser Klima geeigneten Wintererbse wurden wegen ihrer Ausichtslosigkeit aufgegeben.

#### Krupbohnen- oder Fisolenzüchtungen

Wenn wir auch bereits zahlreiche fleischige und dabei fadenlose Fisolenzüchtungen besitzen, so überrascht doch immer die Fülle von fädigem und wenig fleischigem Material, das zum argen Verdruß unserer Hausfrauen noch immer auf den Markt kommt. Das wird nun endlich anders werden, wenn die Samenhändler genötigt werden, nur fadenloses Material in den Handel zu bringen. Die Hülsen fadenloser Züchtungen müssen sich, auch vollständig ausgereift, glatt durchbrechen lassen! Gewiß sind die fadenlosen Bohnen etwas weicher und krankheitsanfälliger. Aber auch diesem Uebelstand wird heute durch Resistenzzüchtung begegnet. Durch entsprechende Vermehrung fadenloser und gesunder Züchtungen müßte es ganz gut möglich sein, in Kürze unsere Märkte mit fadenlosem Material zu beliefern. Leider hatte ich mit diesen meinen langjährigen Bestrebungen kein Glück, obwohl ich zahlreiche grün- und gelbhülfige, hohe und niedrige, fadenlose Züchtungen im Laufe von über 30 Jahren durch Kombination gewonnen habe. Auch hier war es in



# Getreidezüchtungen

Links:  
Original Professor Tschermak  
Frühhafer



Ähren  
des ziemlich fruchtbaren  
Weizen-Roggen-Bastards  
mit behaartem Halm

Weizen-Quecken-Bastard

erster Linie mein Ziel, Frühreife mit Fadenlosigkeit, Fleischigkeit, ferner mit langen, schmälere, für Konservenzwecke geeigneten Hülsen zu kombinieren, sowie genügend hohen Hülsenanlag zu erstreben, damit die Hülsen nicht auf den Boden aufstehen und dadurch rasch faulen. Ein seit dem Weltkrieg auch bei uns eingeschleppter gefürchteter Fisolenschädling, der Fisolenkäfer, macht noch größeren Schaden als der Erbsenkäfer, da er auch in die ausgereiften, harten Samen seine Eier ablegen kann. Auch hier ist Züchtung auf Frühreife ein wesentliches Bekämpfungsmittel, um der Flugzeit des Käfers zu entkommen.

Die Feuerbohnen durch Kreuzung mit Fisoln fadenlos und gelbhülsig zu machen, ist mir bisher noch nicht vollständig geglückt, doch hoffe ich, dieses Zuchtziel in absehbarer Zeit noch zu erreichen. Diese Kreuzungen gelingen verhältnismäßig leicht, wenn die Fisole als Mutterpflanze verwendet wird, während die umgekehrte Verbindungsweise nur ganz selten Erfolg hat. Niedrige weiß-, rot- und zweifärbig blühende Feuerbohnen habe ich auf diese Weise schon seit mehreren Jahren gezüchtet. Da die Feuerbohnen auf Fremdbestäubung angewiesen sind, müssen diese Neuheiten streng isoliert voneinander und entfernt von der hohen Feuerbohne gebaut werden. Sie setzen erst dann befriedigend an, wenn sie in größeren Beeten zum Anbau gelangen, da sie erst dann ausgiebig von Bienen und Hummeln besucht werden. Sie sind wegen ihres Blütenreichtums auch eine schöne Gartenzierde. Wenn sie auch ab und zu trotz schärfster Selektion wieder etwas zu ranken beginnen (Einfluß des Klimas, der Belichtung?), so stört dies den Effekt nicht und kann ja diesem Abel durch rechtzeitiges Ausziehen der windenden Pflanzen vor dem Ausblühen abgeholfen werden. Die Feuerbohne wird in höheren Lagen mit Spätfrösten und reichlichen Niederschlägen besonders gerne von der bäuerlichen Bevölkerung gebaut und ist, grün und trocken genossen (besonders die weißsamige als Salatbohne), ein ausgezeichnetes, schmackhaftes und nahrhaftes Gemüse. Die englischen Züchtungen haben sehr lange und mehr gerade Hülsen als die bei uns auf den Markt kommenden und könnten deshalb, entsprechend vermehrt und mit unseren Landsorten gekreuzt, unsere Züchtungen verdrängen. In England wird auch die rankende Feuerbohne feldmäßig gebaut und kommt sowie auch bei uns wegen der zeitraubenden Zubereitung allzuhäufig „fädig“ auf den Tisch. Eine fadenlose Feuerbohne zu züchten, wäre deshalb wirklich ein besonderes Verdienst.

Auch mit der Ackerbohne (*Vicia Faba*) wurden praktische Erfolge erzielt. Durch Kreuzung einer in feldmäßigem Bestande in Mähren aufgefundenen frühreifen, sehr kleinkörnigen Form mit ovalrunden Samen mit einer späterblühenden weißblühenden Form mit großen flachen Samen wurde eine Züchtung erreicht, die durch ihre Frühreife, durch ihre ovalrunden, kleinkörnigen Samen mit licht gelbgrüner Samenschale - fast ohne wolkige Zeichnung und ohne violette Nabelplatte - auffällt. Auch eine kleinkörnige Sorte mit tiefvioletter Samenschalenfarbe ist in Züchtung. Die Züchtung winterharter Ackerbohnen ist für unser Klima ebenso aussichtslos wie die einer winterharten Erbse. Selbst wenn sie durch den Winter kommen, werden sie durch den Ertrag im Frühjahr angebauter Bohnen bzw. Erbsen weit übertroffen.

Eine frühreife, großsamige Hellerlinse mit orangefarbigem Cotyledonen ist durch Kreuzung der gewöhnlichen, mittelfrühen Hellerlinse mit gelblichen Cotyledonen und einer frühreifen Linse mit orangegelben Cotyledonen entstanden.



Vielleicht ist sie im Geschmack etwas kräftiger als die gewöhnliche Hellerlinse mit gelbgrünen Cotyledonen.

Meine Bastardierungen, die ich mit verschiedenen Wicken-, Erbsen- und Röhrenerbse-Formen ausführte, waren dem Studium der Finken und der Vererbungsweise der Samenschalenfarbe gewidmet. Linsen-Wicken-Bastarde gibt es nicht.

Eine sehr frühreife Sojabohne wurde durch Kreuzungszüchtung gewonnen, jedoch ihr weiterer Anbau eingestellt, da in früheren Jahren zwar zum Sojabohnenanbau aufgefordert, aber die Abnahme der Ernte nicht garantiert wurde.

### Rübenzüchtungen

Einige Jahre beschäftigte ich mich auch mit Kreuzungen zwischen der Zuckerrübe und verschiedenen Futterrüben, speziell mit der roten plattrunden, zuckerhaltigen Salatrübe mit dem Zuchtziele, Zuckerrüben mit aus dem Boden wachsenden zuckerreichen Rübenformen zu gewinnen. Doch konnten diese Versuche nicht fortgesetzt werden, weil der befreundete Chemiker begreiflicherweise streifte, die an Zahl immer zunehmenden Analysen unentgeltlich auszuführen, und es nicht möglich war, die Samenträger der  $F_2$  und der folgenden Generationen gegen Fremdbestäubung zu schützen. Auch wurden Kreuzungen zwischen der Wildform, Beta trigyna, und der Zuckerrübe gemacht und die sterile  $F_1$  von meinen Schülern Bleier und v. Berg zytologisch untersucht. Für die Praxis erwarte ich mir von diesen Züchtungen keinen Erfolg.

### Kürbiszüchtung

Seit dem Jahre 1933 bemühe ich mich, für den steirischen, rankenden Wülbis mit schalenlosen Samen als beachtenswerte Wülbis Propaganda zu machen, der jetzt auch von verschiedenen Seiten in Züchtung genommen und von mir durch die Einkreuzung mit einem rankenlosen Speisekürbis rankenlos gemacht wurde. Er läßt sich daher feldmäßig anbauen, anhäufeln und leichter bearbeiten wie die rankende Form. Das Kürbiskernöl ist in der Steiermark als Salatöl sehr beliebt, kann aber auch zu anderen Speisezwecken verwertet werden. Die Farbe des Oles ist grünlichbraun und stößt daher den an dieses Öl noch nicht Gewöhnten zunächst ab, doch ist der nußartige Geschmack sehr gut, und man gewöhnt sich sehr bald an dieses bekömmliche Öl. Weniger bekannt ist die Verwertung der schalenlosen Kerne als Mandelersatz für Pralinenfüllungen und als Zutat zu Bäckereien, besonders für Früchtenbrot. Durch fortgesetzte individuelle Züchtung ist es mir bereits gelungen, diesen kleinfrüchtigen, dünnfleischigen Kürbis samenreicher zu machen und den Rohfettertrag zu steigern. Durch neuerliche Einkreuzung mit einer großfrüchtigeren, rankenlosen, beschalten Form wird getrachtet, auch den Hektarertrag zu steigern. Leider ist es bisher nicht gelungen, ihn mit Cucurbita maxima zu kreuzen. Das Fruchtfleisch findet als Gemüse, als kandiertes Obst, als Kompott - süß oder sauer eingelegt -, schließlich als Viehfutter seine Verwertung und wird auch eingesäuert ein gutes Futter liefern.

### Kohl-, Radies-, Kaps- und Rübsekreuzungen

Meine vor vielen Jahren begonnenen Kohlkreuzungen zwischen Kopf- und Blätterkohl, Kohlrabi und Sprossenkohl usw. konnten wegen der Unmöglichkeit, die späteren

Generationen gegen Fremdbestäubungen zu schützen, nicht fortgesetzt werden. Das- selbe gilt von meinen eingeleiteten Radieskreuzungen. Die Kreuzung zwischen Radies und Hederich hatte nur theoretisches Interesse. Seit zwei Jahren wurden Kreuzungen zwischen Winterraps und Winterrüben und zwischen diesen und winter- harten Kohlarten eingeleitet, um aus der F<sub>2</sub> oder F<sub>3</sub> eventuell brauchbare Formen zu isolieren.

### Gemüse- und Blumenzüchtungen

Mein Aufenthalt als junger Mann in Stendal und Quedlinburg sowie in Gent und Paris, um dort die Gemüse- und Blumenamenzüchtung zu studieren, wirkt heute noch in meiner Vorliebe für diesen gärtnerischen Betriebszweig nach. Gleich nach der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze, die an den in Gent 1897 aus- geführten Erbsenkreuzungen im Jahre 1900 erfolgte, wurden 1901 mit verschiedenen Leokosensorten Kreuzungen eingeleitet, welche interessante Ergebnisse über die gesetz- mäßige Aufspaltungswiese der Blütenfarben ergaben, jedoch für praktische Zwecke nicht ausgenutzt wurden. Hingegen beschäftige ich mich seit vielen Jahren für theoretische und praktische Zwecke mit Primel- und Aurikelzüchtungen, um durch Kreuzung unserer Kulturformen mit Wildformen neue Blütenfarben und -formen (Calycanthemie und Füllung) zu erzielen. Leider reichen meine Arbeitsbehelfe und mein kleines Gewächshaus nicht hin, um einzelne schöne Neuheiten in hinreichender Menge für den Verkauf zu vermehren. Dem gleichen Ziele galten meine Kreuzungen zwischen einfachen  $\times$  calycanthemischen und gefüllten Azaleen und Mimulusarten. Meine zahlreichen schön zweifarbig blühenden Akeleizüchtungen sind wegen zu großer Arbeitsbelastung nicht weiter bearbeitet und vermehrt worden. Während meiner Tätigkeit als Direktor des Mendel-Institutes in Eisgrub sind zahlreiche Bastardierungsversuche mit verschiedenen Gemüsen, z. B. mit Tomaten, Gurken usw., und verschiedenen Blumen (Fuchsen-Verbascum-Viola-Formen) ausgeführt worden, ferner Kreuzungen von Kulturobst und Wildformen eingeleitet worden, die zum Teil von meinem Nachfolger, Prof. v. F r i m m e l, weiter fortgeführt und erweitert wurden.

Das erfolgreiche Züchten ist, wie jedes geschickte Experimentieren, eine Kunst, die eine besondere Begabung und einen züchterischen Blick - der oft mit Unrecht gezeugnet wird - voraussetzt. Letzterer besteht besonders in der Fähigkeit, ganz intuitiv mit großer Wahrscheinlichkeit zu erkennen, ob eine zufällig aufgefundenene oder künstlich bewirkte Mutation oder eine durch Kombinationszüchtung erzielte Neuheit züchterischen Wert besitzt oder nicht, so daß ein langes und kostspieliges Ausprobieren kaum mehr in Frage kommt. Den Züchter beglückt, wie jeden Schaffenden Künstler, die Möglichkeit, Schönes und Gutes, das heißt praktisch Wert- volles festzuhalten, ja vielleicht weiterhin sogar noch verbessern zu können; er kommt sich deshalb wie ein kleiner Schöpfer vor! Das Züchten wird aber, wie jede Kunst, schließlich zur Leidenschaft. Auch wenn die abgearbeiteten Hände und Füße zu versagen beginnen, arbeitet er noch immer mit Lust und Liebe unverdrossen weiter, um sich doch nochmals an den alljährlich wieder zutage tretenden, ewig währenden und imponierenden Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung und Vererbung seiner geliebten Pflanzen zu erfreuen.

## Zucht als angewandtes Wissen von der Vererbung

Züchtung ist angewandtes Wissen von der Vererbung.

R. Walther Darré.

Wenn man die Züchtungsgeschichte in der Tierzucht verfolgt, dann kann man feststellen, daß noch im letzten Jahrhundert völlige Unklarheit über die geeigneten Züchtungsmethoden herrschte und infolgedessen in den Anschauungen häufig ein unheilvolles Durcheinander bestand, das auch nur eine einigermassen klare Vorstellung von den zu erzielenden Erfolgen vielfach vermissen ließ. Daneben darf jedoch nicht verkannt werden, daß es zu allen Zeiten Züchter gegeben hat, die ohne jegliche Kenntnis moderner biologischer Erfahrungen rein intuitiv Züchtungserfolge zu verzeichnen gehabt haben, die jederzeit höchste Anerkennung verdienen. Solche begnadeten Züchtungsgenie sind jedoch verhältnismäßig selten. Aber selbst diesen züchterischen Sonderbegabungen mußte eine klare Vorstellung von dem Wesen der biologischen Vorgänge fehlen, deren Zusammenwirken jenen schöpferischen Fortschritt bedingte. Wenn auch die Lehren Darwins über die Entstehung der Arten und das Variieren von Pflanze und Tier im vorigen Jahrhundert mit dazu beigetragen haben, der Züchtung nach und nach brauchbarere Begriffe zu geben, so bleibt auch diesem weitsichtigen Forscher noch die Kenntnis jener lebensgesetzlichen Wirkungen verschlossen, die durch die grundlegenden Arbeiten eines Mendel erreicht worden ist. Erst durch das Erkennen bestimmter Gesetzmäßigkeiten konnte das Wissen um die Vererbung auf einer völlig neuen Grundlage aufgebaut und in die Züchtung übertragen werden.

Es ist das Verdienst der Pflanzenzucht, die bereits von Mendel erkannten Gesetzmäßigkeiten um die Jahrhundertwende nicht nur bestätigt zu finden, sondern auch weiter entwickeln zu können. Für die Tierzucht dauerte es begreiflicherweise noch einige Zeit, bis auch für sie die Anwendbarkeit der Mendelschen Gesetze erkannt wurde. Das Experiment als Züchtungsmethode zur Ermittlung festliegender Regeln oder gar Zahlenverhältnisse ist eben in der Tierzucht schwieriger durchführbar. Unter den tierzüchterischen Forschern hat Frölich, dem der Mendelismus schon aus seiner pflanzenzüchterischen Tätigkeit bekannt war, mit zu denen gehört, die die Bedeutung der neuen Lehre klar erfaßten und sie auch für das Gebiet der Tierzüchtung ausbauten, nachdem schon S. v. Nathusius, der Vorgänger Frölichs auf dem Tierzüchtlehrstuhl in Halle, nach Überwindung einer zunächst gehegten

Skepſis Verſuche eingeleitet hatte, die die Richtigkeit der in der Pflanzenzucht erarbeiteten Ergebniſſe auch für die Belange der Tierzucht beſtätigten. Der frühe Tod S. v. Nathuſſus' hatte eine Weiterverfolgung dieſer Verſuche verhindert. Daneben veröffentlichte Frölich bereits im Jahre 1913 eine Abhandlung über „Mendeliſmus und Tierzucht“, aber erſt nach ſeiner Berufung nach Halle und nach dem Weltkriege konnte er darangehen, die Vererbungsforſchung energiſch weiterzutreiben.

Schon bei ſeiner praktiſchen Züchterarbeit in Friedrichswerth war Frölichs Intereſſe auf das Schwein gelenkt, mit dem ſich dann ſeine erſten tierzüchteriſchen Veröffentlichungen noch in ſeiner Jenener Zeit befaßten. Dieſe Haustiergattung benutzte er auch zu ſeinen erſten eingehenden Vererbungs- und Züchtungsſtudien, die 1918 ihren Niederſchlag in der Arbeit „Abſtammungs- und Inzuchtforſchungen, dargeſtellt an der wichtigſten Blutlinie des weißen deutſchen Edelschweines Ammerländer Zucht“ fanden. Dieſe Forſchungen führten Frölich in ihrem Ergebnis zu Anſchauungen, die richtunggebend für ſeine Grundauffaſſung über Züchtungs- und Vererbungsprobleme geworden ſind. Hier erkannte er die Bedeutung der Ahnentafel für züchteriſche Erwägungen, die aber nur dann Erfolg verſprechen, wenn die Ahnentafel nicht lediglich eine Zuſammenfügung mehr oder weniger toter Namen darſtellt, ſondern für den Forſcher dadurch Leben gewinnt, daß mit dieſen Namen beſtimmte Vorſtellungen über den züchteriſchen Wert der entſprechenden Tiere - d. h. über ihre Eigenſchaften, Formen und Leiſtungen, ihre Veranlagung und ihre Vererbung - verbunden werden können. Weiterhin legte er dar, daß durch eine planmäßige Verwandſchaftszucht eine Vereinheitlichung der Erbmaſſe (Homozygotie) und damit eine größere Sicherheit in der Vererbung erreicht werden kann, ohne daß durch dieſes Zuchtverfahren etwa eine „Potenzierung“ der Vererbungs-kraft bedingt wird, wie es früher vielfach angenommen wurde.

Mit Recht wird aber gleichzeitig betont, daß die überlegte Anwendung der Verwandſchaftszucht ſich nicht in ein feſtes Schema einpreſſen läßt, ſondern in ihrer Auswirkung immer wieder abhängig iſt von der Veranlagung des Tieres, auf das Inzucht betrieben wird. Da neben guten Anlagen auch weniger wertvolle in der Erbmaſſe vorhanden ſein können, obwohl ſie phänotypiſch nicht oder nur unbedeutend in Erſcheinung treten, beſteht die Möglichkeit, daß bei der Verwandſchaftszucht auch ſolche minderwertigen Faktoren gehäuft und dann in ſtärkerem Maße ſchädigend werden. Mit Recht macht ſich daher Frölich auch die Auffaſſung von de Chapeaurouge zu eigen, daß ſich ein Zuchttier erſt bewährt hat, wenn es ſich auch in der Inzucht bewährt hat. Man kann die hier zitierte Frölichsche Arbeit als grundlegend für die geſamte neuzeitliche Abſtammungs- und Züchtungslehre bezeichnen.

An dem Material des Haustiergattens in Halle wurden unter Frölichs Leitung nach dem Weltkriege die Unterſuchungen auf dem Gebiete der Vererbungslehre wieder aufgenommen. Hierzu dienten u. a. vergleichende anatomische Studien,

für die das Material die vorhandenen umfangreichen Sammlungen lieferten, die durch Julius Kühn angelegt waren. Dieser hatte den Haustiergarten vorwiegend zu vergleichenden Rassestudien benutzt und umfangreiche Bastardierungsversuche durchgeführt, ohne infolge der langsamen Generationenfolge bei den großen Haustieren noch selbst in die Lage versetzt zu werden, das anfallende Material weiter zu verarbeiten. Das blieb der Frölich'schen Schule vorbehalten. Es konnten wertvolle Anhaltspunkte über die Vererbung einzelner Skelettmerkmale bei verschiedenen Tiergattungen gewonnen werden. Im Laufe der Zeit wurden darüber hinaus in steigendem Maße Unterlagen aus der Landeszucht zu Vererbungsforschungen herangezogen. Wenn auch die Aufzeichnungen in den Zuchtbüchern für derartige Zwecke nicht immer vollständig genug sind, weil in der breiten Landeszucht dem vielfach gewisse Schwierigkeiten entgegenstehen, so konnten diese Arbeiten doch dazu beitragen, Anhaltspunkte über die Vererbung zu liefern. Das geschah besonders auf dem Gebiete der Leistungsvererbung sowohl hinsichtlich der Milch- und Fettleistung wie vor allem hinsichtlich der Fruchtbarkeit bei Schaf, Schwein und Rind. Der praktischen Züchtung konnten auf diese Art brauchbare Fingerzeige gegeben werden.

Um die Vererbung einzelner Merkmale klären und weiterhin ihren Erbgang ermitteln zu können, ist von Frölich als unerläßliche Voraussetzung immer wieder die notwendige Beschäftigung mit den Eigenschaften selbst betont. Erst wenn man ihr Wesen ergründet hat, kann man sichere Rückschlüsse auf die Art ihrer Erbllichkeit ziehen. Während man früher den einzelnen Eigenschaften vielfach eine zu oberflächliche Betrachtungsweise widmete, fordert Frölich ein genaues Studium ihrer Entstehung, ihrer Entwicklung und der Möglichkeiten ihrer Ausformung, ihrer Variationsbreite. Er lehnte sich dabei eng an Haeckel'sche Anschauungen über die entwicklungs-geschichtliche Eigenschaftsanalyse an und vertrat mit diesem die Ansicht, daß durch eine solche Betrachtungsweise „das Verständnis für die Ausbildung und Wirksamkeit einer Eigenschaft ungemein gefördert würde“. Zweifellos muß es auf diese Art gelingen, trotz des zeitraubenden Charakters derartiger Untersuchungen allmählich zu möglichst objektiven Festlegungen über die Eigenschaften selbst und dann schließlich ihre Vererbung zu gelangen.

Auch nach dieser Richtung wurde unter Frölich's Leitung in Halle gearbeitet. Ein besonderes Studienobjekt war beispielsweise das Wollhaar. In Anlehnung an die soeben gekennzeichnete Methodik wurde als Ausgangspunkt die Haut zu histologischen Untersuchungen herangezogen, um so an der Bildungsstätte des Haares ansetzen zu können und dann schließlich die Haarstruktur zu ermitteln. Die auf diese Weise erarbeiteten histologischen Befunde über die Haarbildung führten zur Unterscheidung bestimmter Typen und mußten so auch die Schaffung einer Grundlage ermöglichen, auf der einigermaßen sichere Erwägungen über Variabilität und Vererbung der einzelnen Haarcharaktere anzustellen sind. Abgesehen von diesen Arbeiten, die sich mit verschiedenen Schafrassen, im wesentlichen jedoch mit dem Merino-Fleischschaf befaßten, wurde zu ähnlichen Forschungen vor allen Dingen das Karakulschaf herangezogen, um die Ursachen der verschiedenen Haarformen des

einzigartigen Lammoliefes (Persianer) sowie ihre Vererbung festzustellen, mit dem Ziel, der Züchtung wichtige Anhaltspunkte über erfolgversprechende Paarungsmöglichkeiten zu liefern.

Die in diesem Zusammenhange zu beachtende Tatsache, daß der wirtschaftliche Erfolg der Tierhaltung vorwiegend durch die Fähigkeit der Tiere bedingt ist, bestimmte Leistungen (Milch, Fett, Fleisch, Wolle, Eier, Arbeit u. dgl.) hervorzubringen, stellt die Züchtung vor die Aufgabe, gerade den Leistungseigenschaften besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Mit Hilfe sogenannter Leistungsprüfungen sucht man möglichst objektive Ergebnisse über die Leistungsfähigkeit der Tiere zu gewinnen. Da diese in gewissem Umfange auch durch nichterbliche Faktoren, z. B. die Ernährung, zu beeinflussen ist, bietet die klare Trennung nach erblichen und nichterblichen Ursachen der zu beobachtenden Verschiedenheiten nicht zu übersehende Schwierigkeiten. Es mußten daher die Leistungsprüfungen, soweit möglich, dahin ausgebaut werden, daß die äußeren Einflüsse für die zu prüfenden Tiere möglichst gleichmäßig gestaltet werden. Die auftretenden Unterschiede können dann vorwiegend als erblich bedingt angesehen werden. Auf diese Art muß es gelingen, hochwertige Erbträger herauszufinden und züchterisch entsprechend auszunutzen. Frölich hatte von jeher erkannt, daß auch für die Leistungsfähigkeit der Tiere die erbliche Veranlagung das ausschlaggebende Moment bildet und alle anderen Einflüsse im Rahmen der erblich bereits festgelegten Variationsbreite lediglich eine modifizierende Wirkung besitzen, deren Ausmaß allerdings meist nicht leicht abzugrenzen ist. Daher hat er tatkräftig an dem Ausbau der Leistungsprüfungen mitgearbeitet und für Schwein und Angorakaninchen im Zusammenhange mit dem Hallenser Institut sogar eigene Prüfungsanstalten errichtet.

Schließlich ist Frölich bemüht gewesen, noch auf einem anderen Gebiete gestaltend zu wirken. Die neuen Erkenntnisse über das Zustandekommen der Erbmasse und die Bedeutung der als Erbträger zu bezeichnenden Chromosomen mußten auch alte Anschauungen über Art- und Rassebildung wandeln. Trotz aller sich über lange Generationen erhaltenden typischen Merkmale stellt das Rassebild nicht etwa ein starres Gebilde dar, sondern erleidet dauernd bestimmte Abwandlungen, die sich jedoch zunächst meist in so geringen Dimensionen bewegen, daß sie schwer wahrnehmbar sind, andererseits sich aber auch plötzlich stärker geltend machen können. Als Ursache hierfür können nur gewisse Änderungen des Chromosomenbaues - die Mutationen - angesehen werden. Durch zweckmäßige Ausnutzung solcher spontanen Erbänderungen, die sich in günstigem Sinne ausgewirkt haben, kann eine Weiterentwicklung der Rasse erreicht werden. Jedoch muß man sich klar darüber sein, daß dieser Weg im allgemeinen verhältnismäßig lang sein wird.

Die Beobachtung, daß das Rassebild unserer Haustiere sich aber noch durch andere Maßnahmen, und zwar durch geeignete Kreuzungen abwandeln und in wirtschaftlichem Sinne verbessern ließ, mußte zu der bedeutsamen Einsicht führen, daß auch durch derartige Züchtungsmethoden eine Umgestaltung der sonst einer Rasse eigenen Chromosomengarnitur und damit der Erbmasse zu erzielen ist. Diese Fähigkeit der Erbträger, solche neuen Konstellationen anzunehmen, hat man mit Neukombination bezeichnet. Die dadurch gegebenen Möglichkeiten zur Vermehrung von Anlagen

und Leistungen sollten nach Frölichs Auffassung in der Haustierzüchtung nicht unbeachtet bleiben. Auf Grund von Ergebnissen bestimmter in Halle durchgeführter Kreuzungsversuche mußte es nach seiner Ansicht z. B. möglich sein, durch zweckentsprechende Einkreuzungen den Fettgehalt der Milch deutscher hochwertiger Leistungsrassen beim Rind zu erhöhen, ohne etwa die anderen wertvollen Eigenschaften zu verlieren. Auch für andere Tiergattungen sah er auf diesem Wege Möglichkeiten zur Verbesserung der Leistungseigenschaften. Da derartige Probleme aber nur dann verwirklicht werden können, wenn man über genügend große Versuchsreihen verfügt, was in der praktischen Tierzüchtung meist nicht der Fall ist, hat ihm vorgeschwebt, auf der Basis, die ihm die Neuerrichtung des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Tierzuchtforschung in Dummerstorf bei Rostock zu bieten versprach, diese Ideen in die Tat umsetzen zu können und damit wichtige Aufgaben für Züchtung und Volkswirtschaft zu erfüllen. Sein plötzlicher Tod hat für ihn die Durchführung dieser Pläne unmöglich gemacht.

Im vorstehenden konnte nur ein Ausschnitt über das Wirken Frölichs als Forscher gegeben werden. Ich habe mich darauf beschränkt, die Linie aufzuzeigen, die ihm bei seinen Arbeiten über die Vertiefung der Vererbungsforschung und ihre Nutzenanwendung für die Haustierzucht Richtschnur gewesen ist, andererseits aber seine umfangreiche Beschäftigung mit Problemen mehr wirtschaftlicher Natur außer acht gelassen. Die im Zusammenhang mit seinen Forschungen gesammelten Erfahrungen formten sich dann verständlicherweise zu seiner Lehre vom Katheder. Die Würdigung der Person Frölichs wäre unvollständig, wenn man nicht seiner Tätigkeit als Lehrer die ihr zukommende Beachtung schenken würde. Viele haben zu seinen Füßen gesessen und von ihm seine Anschauungen über die Haustierzüchtung vortragen erhalten. Vielen hat er dabei das Verständnis für biologisches Denken geweckt und sie zu der Auffassung geführt, daß eine sachgemäße, planvolle Züchtung nur dann mit Erfolg durchzuführen ist, wenn man sich die Erkenntnisse der Vererbungsforschung zu eigen macht und sie in der praktischen Züchterarbeit anzuwenden versucht. Immer wieder hat er als die drei wichtigsten Grundsätze der modernen Vererbungslehre die Begriffe Variation, Mutation und Neukombination herausgestellt und damit nicht nur die begrifflichen Grundlagen gegeben, sondern auch Wege aufgezeigt, wie die züchterischen Probleme unter Berücksichtigung dieser Grundsätze praktisch anzufassen sind. Wenn er auch die Einflüsse äußerer Bedingungen auf die Leistungsfähigkeit, besonders der Ernährung, keineswegs unterschätzt hat, vielmehr ihre richtige Wertung als Voraussetzung zum Erkennen der erblichen Veranlagung und ihre volle Ausschöpfung zur zweckmäßigen Ausnutzung der vorhandenen Erbgrundlage immer gefordert hat, so bildete, wie bereits oben angedeutet wurde, in Zuchtfragen für ihn immer die biologische Seite das Primäre. Er hatte eben klar erkannt, daß eine Nichtbeachtung lebensgesetzlicher Gegebenheiten früher oder später zum Mißerfolg in der Züchtung führen müsse. Züchtung bedeutet letzten Endes angewandtes Wissen von der Vererbung. Seine Lehre kann damit gleichzeitig auch als die Grundanschauung gewertet werden, die heute ganz allgemein als Hochziel strebenden Menschentums zu gelten hat.

## Lebensgesetzliche Erkenntnis

Zucht heißt sittliche Zukunftverantwortung: Zucht heißt Lebenswille: Zucht heißt aber auch demütige Anerkennung der göttlichen Ordnung der Lebensgesetze. R. Walther Darré

Nordische Frömmigkeit begriff einst, schon vor vielen tausend Jahren, die Welt als ein einziges großes Sein, eine lebendige Ganzheit, in der dem kleinsten Stein wie der leuchtenden Sonne, der zarten grünenden Pflanze wie dem Tier, dem Baum wie dem Menschen und den großen Gestirnen der Platz gewiesen war nach einer höheren Ordnung. Nordischer Geist erkannte die Ordnung, das Gesetz in allem Sein, und Nordische Frömmigkeit entzündete sich an diesem gewaltigen und erschütternden Erlebnis von Ordnung und Gesetz, von Sinn und Göttlichkeit, Nordisches Menschentum wurde durch dieses Erlebnis gläubig, weltfroh, dankbar für das Leben und fromm vor dem Gesetz im höheren Sinne. Wir müssen diese Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in allem Seienden als die größte und eigenste Tat Nordischen Menschentums und als die tiefste Grundlage Nordischer Frömmigkeit ansprechen. Diese Erkenntnis, die sich, d. h. den Menschen selbst, auch als ein Glied des großen Lebens begreifen muß, die an das Gesetz, die Gottheit über ihm glaubt, behütete einst Nordischen Glauben vor der Notwendigkeit von Wunder und Zauber, welche woanders helfen mußten, Welt und Leben zu deuten, und die doch nichts anderes sind als das versteckte Bekenntnis, daß die Schöpfung, so wie sie ist, mangelhaft ist, da es Wunder geben muß, die das Gesetz durchbrechen, Zauber, der die Ordnung des Seienden sprengt und aufhebt. Nordisches Menschentum ging anderen Weg und wandte die ihm von einer höheren Macht gegebenen Kräfte des Herzens und der Vernunft daran, das Gesetz zu erkennen, der Wahrheit oder der Gottheit nahezu kommen.

Das Gesetz des Lebens, das fromme Seelen und begnadete Künstler durch die Schau unmittelbar erleben, versucht in ernster Arbeit die wissenschaftliche Forschung zu erfassen. Sie bemüht sich, sein Wirken in dieser Welt der mannigfachen Erscheinungen zu erkennen, versucht so, der Wahrheit zu dienen und das Göttliche zu ehren. Alle Wissenschaft ist in diesem Sinne stets ein Dienst an der Wahrheit und ein Weg zum Gesetz.

Nach einer langen Zeit, die dem edelsten menschlichen Streben nach Wahrheit Schranken gesetzt, die den forschenden Geist mit Vorurteilen und Dogmen knebelte, die aber immerhin im Laufe der Jahrhunderte doch einen Kopernikus, einen Paracelsus und auch das Bild eines Fausts geschenkt hat, gab die Neuzeit jene Freiheit des Geistes, die für den Dienst an der Erkenntnis des Gesetzes notwendig ist.



Die ernsthaften Arbeiten an der Erforschung der Gesetzmäßigkeit des Lebens, die die Wissenschaft der Neuzeit unter dem Namen der Biologie begann, nahmen ihren Ausgang von der Erforschung der Seinsgesetzmäßigkeit der Pflanze als der einfachsten Form organischen Lebens. Der bedeutsamen Entdeckung der Zelle als der einfachsten Lebenseinheit folgten Forschungen, die zu der Erkenntnis führten, daß jedes organische Lebewesen in seinem Sein bestimmt ist durch die Wesen, aus denen es entstand, durch seine Eltern, Voreltern, durch die Erbanlagen. Unter dem Begriff des Vererbungsgesetzes wurde diese Erkenntnis wissenschaftlicher Arbeiten in der Welt bekannt, wurde ein Wissen wiedergewonnen, das einst unseren germanischen Ahnen selbstverständlich und erkanntes Gesetz ihrer Lebenshaltung war. Es sei hier darauf verzichtet, auf die Geschichte und Namen dieser Forschungsarbeit einzugehen. Genug, als „Mendelsches Gesetz“ drang die neue Erkenntnis von der Lebens- und Wesensbedingtheit des Individuums durch seine Vorfahren in die wissenschaftliche Welt des Abendlandes.

Wenngleich man das neue Forschungsergebnis zuerst nur für den Bereich der pflanzlichen Welt allein gelten ließ, so konnte man dieser Entdeckung von kopernikäischem Ausmaße die Anerkennung und Befahrung nicht versagen. Der neuen Erkenntnis des Gesetzes folgte auch bald seine praktische Anwendung, seine Nutzung in der pflanzlichen Züchtung, die gewissermaßen immer wieder aufs neue die Probe aufs Exempel der Grundwahrheit lieferte. Anerkennung und Anwendung des Vererbungsgesetzes innerhalb der pflanzlichen Züchtung sind heute einem jeden bekannt und geläufig. Die menschliche Wirtschaft, vor allem die Ernährungsirtschaft, gründet sich zum großen Teil auf der Anwendung des Wissens von der Vererbung, der Züchtung. Niemandem würde es einfallen, in der züchterischen Nutzung des Vererbungsgesetzes durch den Menschen einen Eingriff in die gottgewollte Ordnung der Welt zu erblicken, niemand würde die pflanzliche Züchtung als ein frevelhaftes Tun bezeichnen.

Das gleiche gilt von der züchterischen Nutzung der Erkenntnis organischer Lebensgesetzmäßigkeit innerhalb der Tierwelt. Auch hier findet das Vererbungsgesetz vollste Anerkennung und praktische Anwendung in der Tierzucht. Und auch hier erhebt niemand dagegen Einspruch, daß man lebensschwaches, krankes Vieh nicht zur Fortpflanzung kommen läßt, daß man eine Auslesezüchtung betreibt, daß man nach menschlichem Ermessen bewußte Kreuzungen durchführt und so eine tierische Züchtung unter dem Gesichtspunkte verschiedenartiger Leistungsfähigkeit betreibt. Bis dahin hat kein Mensch etwas gegen das Vererbungsgesetz und seine Anwendung einzuwenden.

Die Wissenschaft hat nun erwiesen, daß das Gesetz der Vererbung als das Lebensgesetz organischer Wesen auch für den Menschen Gültigkeit hat. Die erbgesetzliche Bedingtheit des Menschen steht außer allem Zweifel und muß als eine höhere, gottgewollte Gesetzmäßigkeit des Menschenlebens hingenommen werden. Wie das Einzelwesen der Pflanze oder der Tierwelt, so ist auch das menschliche Individuum in seinem inneren und äußeren Sein, in Körper und Seele, bestimmt durch das Sein seiner Eltern und Voreltern, durch seine Erbanlagen.

R. Walther Darré, der Schüler Römers und Frölichs, der sich in ernster Arbeit um die Erkenntnis der Gesetze des Lebens bemüht hat, der den Weg von Mendel und Tschermak gegangen ist, hat in genialem Wurf die Einbeziehung des großen Lebensgesetzes in das menschliche, vollkliche Leben vollzogen. So gesehen ist er der Vollender in der Reihe Mendel-Tschermak-Correns, de Vries, Römer-Frölich, und er ist doch insofern Beginn eines Neuen und Höheren, insofern der praktischen Anwendung des erkannten Gesetzes innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt und innerhalb des menschlichen Lebens eine ganz verschiedenwertige und verschiedenartige Bedeutung zukommt. Der Biologe Darré, der das Vererbungs-gesetz Mendels auch für den Menschen als gültig erklärt, ist ein Schlussstein in dieser Hinsicht, R. Walther Darré, der auf Grund seiner biologischen Erkenntnisse die Hochzucht des deutschen Menschen anstrebt, ist über den engeren Kreis des naturwissenschaftlichen Denkens hinausgewachsen zum Eckart des sittlichen Gewissens des Volkes, der den Weg zum edlen Menschen weist, ist zum Arzt und Erzieher, zum Former und Bildner des neuen Menschen geworden.

Der Gültigkeit des Gesetzes von der ergebundenen Lebensgesetzlichkeit des Menschen kann sich niemand mehr verschließen. Seiner Befahrung aber durch die Tat sperren sich Herz, Wille und Verstand der meisten.

Diese seltsame Haltung, daß man ein Lebensgesetz zwar anerkennt, weil seine Wahrheit und Gültigkeit zwingend sind, daß man vor seinen Folgerungen, vor seiner praktischen Anwendung und Nutzung aber die Augen verschließt, findet ihre Erklärung allein in einer unorganischen Weltanschauung, die Vorurteile über Vorurteile im Gefolge führt, jederzeit anzugeben und zu entkräften, auf die aber hier im einzelnen nicht weiter eingegangen werden soll.

Trotz aller Ablehnung einer Erfüllung der einmal anerkannten Lebensgesetzlichkeit des Menschen aber ist die Förderung zur Tat immer lauter geworden. Wie jede Erkenntnis verpflichtet, so verpflichtet auch diese den **sittlichen Menschen** zu dem Besseren, das sie eröffnet. Um so mehr tut gerade sie dieses, als es sich hierbei ja um das Grundgesetz menschlichen Seins handelt, um das menschliche Leben, in das wir nun dank der erkannten Wahrheit und kraft der Vernunft, mit der uns eine höhere Macht begnadet hat, gestaltend eingreifen können. Aus solchem Denken und aus dem Gefühl sittlicher Verantwortung heraus fordert Darré die Anwendung und Erfüllung des als wahr bewiesenen Gesetzes. Er hat den Mut, gegen eine Flut von Anfeindungen, gegen Entstellung seiner Gedanken, Verleumdung und Anwürfe eine menschliche Hochzucht als die Anwendung und Tatwerdung des Gesetzes der Vererbung, das auch für den Menschen gilt, als unumgänglich notwendig zu verlangen. Der besseren Erkenntnis soll die bessere Tat folgen. Sinn und Ziel der Tat, d. h. der menschlichen Hochzucht aber ist die Veredelung des Menschen.

Noch ist die Tatwerdung dem erkannten Gesetz versagt, noch sperren sich Tausende und Abertausende der Forderung, die R. Walther Darré nicht stumm werden läßt. Alle Ablehnung und Verstocktheit, alle ja, aber . . . klingen immer wieder aus in dem einzigen Einwurf, daß man zwar Pflanzen und Tiere züchten könne, daß eine

Züchtung des Menschen aber etwas des Menschen Unwürdiges, etwas „Tierisches“ sei. Auf dieses Haupthindernis des Sieges der Darre'schen Erkenntnisse und Folgerungen sei darum näher eingegangen. Quellen und Hintergründe dieses Einwurfes sollen nicht näher verfolgt werden.

Grundsätzlich gesagt, lassen sich die Züchtung von Pflanze und Tier und die Anwendung des Wissens von der Gültigkeit des Erbgesetzes auch für den Menschen nicht miteinander vergleichen. Pflanzen- wie auch Tierzüchtung sind - um es kurz und grob zu sagen - von wirtschaftlichen Nutzungsgesichtspunkten bestimmt. Der Gedanke der Hochzucht des Menschen aber ist geboren aus dem Streben zum Edlen, der Sehnsucht nach Vervollkommnung und bestimmt von sittlicher Verantwortung. Dieser Gedanke ist mithin selbst schon eine Tat der Sittlichkeit. Die menschliche Hochzucht will weder qualifizierte Ingenieure oder Bergarbeiter, weder besonders fähige Handwerker, Tänzerinnen oder Soldaten heranentwickeln, sondern sie will und soll den deutschen Menschen hinaufführen zu jenem Vorbild, das uns edel dünkt. Zu guten, ehrhaften, gesunden, starken Seelen und Herzen, zu gesunden, kräftigen Körpern, zu heldischer Gesinnung und zu edelster Besittung will der Zuchtgedanke hinleiten zu höherem Menschentum, zu einem stolzen und adeligen Volk. Und nun muß hier die Frage eingeworfen werden, ist daran etwas „Tierisches“, oder ist der Wille zum Edlen des Menschen unwürdig? Uns erscheint die Verwerfung des Zuchtgedankens, die einer Ablehnung menschlicher Veredelung und Vervollkommnung, menschlicher Gesundung und Kräftigung gleichkommt, eher als des Menschen unwürdig, ja als frevelhaft an Mensch und Volk, und nicht zuletzt als frevelhaft vor der Macht, die uns die Vernunft schenkte, mit der wir uns „hinarbeiten“ sollen.

Machen wir uns die Bedeutung des Zuchtgedankens noch einmal und ganz einfach und einem jeden verständlich klar.

Wenn man eine Frau fragen würde, ob sie sich gesunde, kluge und gute Kinder wünscht oder kranke, so wird eine jede diese Frage für überflüssig halten, denn selbstverständlich will ein jeder gesunde und tüchtige Kinder haben. An diesem Wunsche findet niemand etwas Tierisches oder Menschenunwürdiges.

Wenn man aber nun - auf Grund der Erkenntnis menschlicher Lebensgesetzmäßigkeit - der Frau sagt, wenn du gesunde Kinder haben willst, so mußt du einen gesunden Gatten wählen, mußt auf den Wert seiner Familie wie auf den der deinigen achten, denn aus euer beider Bluterbe entstehen nach göttlichem Willen eure Nachkommen, so soll das auf einmal „tierisch“ sein. Dem klaren, folgernden Verstand wie dem gesunden, unbelasteten Gemüt wird hieran aber doch wohl kaum etwas Menschenunwürdiges aufstoßen. Und doch ist dieses ja nichts anderes als die Verwirklichung des Zuchtgedankens, als die Anwendung unseres Wissens vom Gesetz der Vererbung. Es ist nichts anderes als die geschmähte „tierische“ Züchtung des Menschen, die R. Walther Darré als die dringendste Aufgabe der Zeit verlangt. Es muß einem jeden denkenden Menschen von sittlicher Verantwortung einleuchten, daß es des

Menschen würdiger ist, nach bestem Erkenntnis zu handeln und sich zu bemühen, das Menschengeschlecht und Volk gesund und stark zu gestalten, als es aus unverantwortlicher Torheit, geistiger Trägheit oder Böswilligkeit körperlich und seelisch zu verelenden, indem er seine Einwilligung gibt, daß unglückliche Kranke, Anormale, Schwachsinnige und Verbrecher geboren werden.

Wenn einer sagt, wir müssen edler werden, und er versteht nur die Seele darunter, so ist das gut, und niemand empört sich dabei. Wenn aber ein anderer aus besserer Einsicht in die Anteilbarkeit von Seele, Geist und Körper sagt, wir wollen alles tun, um edler zu werden, wir wollen ein Hochtum des deutschen Menschen züchten, so soll das „unwürdig“ oder „tierisch“ sein, vielleicht nur deshalb, weil das Wort „Zucht“ gefallen ist, das allerdings auch in Verbindung von „Tierzucht“ vorkommt?

Der Kämpfer für den Zuchtgedanken ist anzusehen als ein Arzt, ein Arzt des Volkes und der Menschheit, aber einer, der nicht erst Krankhaftes entstehen läßt, um es später in mühsamer und vielleicht sogar fruchtloser Arbeit zu heilen, sondern als ein Arzt, der Entartung und Krankheit möglichst überhaupt nicht erst zur Bildung kommen läßt. Auch hieran können wir nichts Tierisches noch Unwürdiges erblicken.

Fragen wir uns nun zum Schluß: Was ist getan in der Erfüllung des Gesetzes vom erbbedingten Sein des Menschen? Ein schwacher, vorsichtiger Versuch, die übelste Entartung zu unterbinden, d. h. eine gewisse Ausmerze des Krankhaften ist durch das Sterilisationsgesetz gewährleistet. Eine weitere, letztlich auch aus der Erkenntnis des Vererbungsgesetzes und seinen Folgerungen geborene Tat sind die Nürnberger Gesetze. Diese beiden Bestimmungen rein negativen Charakters sind so ziemlich das einzige. Beide verhindern nur eine Verschlechterung des Volkes, nichts hingegen ist in positivem Sinne für eine Aufartung, eine Veredelung, eine Hochzucht getan. Wir sind dankbar für den Anfang, der mit den beiden Gesetzen schon gemacht ist, wissen aber, daß wir nicht dabei stehenbleiben dürfen.

R. Walthar Darré hat nun auch hier der Zeit den Weg zum Positiven gewiesen. Darré fordert eine Neuordnung unseres Denkens auf der Grundlage unserer Lebensgesetzlichkeit. Er selbst hat die Ecksteine dieser neuen Seinsordnung bereits gesetzt in der neuen Auffassung der Ehe, wie er sie sinnesfüllt, in der Verantwortung vor dem Kinde und vor den Ahnen, in der Verantwortung vor dem Volke und vor dem eigenen Lebensgesetz. Das neue Sein, das auf der eigenen Lebensgesetzlichkeit ruht, kann aber nicht des Zuchtgedankens entraten. Und solange wir den edlen Menschen bejahen, solange wir das Streben nach Vervollkommenheit für das höchste und würdigste Tun des Menschen erkennen, solange Männer und Frauen sich gesunde und ehrhafte Kinder wünschen, solange sie ihr Volk groß und stark sehen möchten, solange müssen wir uns zu dem Zuchtgedanken bekennen, zu dem Gesetz, das eine höhere Macht uns gewiesen hat. Nur in seiner Erfüllung ist dem Menschen die Veredelung möglich. Wenn je einmal der Homunculus Wahrheit werden sollte, d. h. wenn der Mensch die ewigen Gesetze der Natur aufzuheben vermöchte und Menschen ohne Eltern schaffen könnte, dann, ja dann dürfen wir auf den Zuchtgedanken verzichten.

## Der freie Bauer in der Wehr des Reiches

Mit dem Niederbruch des karolingischen Reiches Ostfranken unter den Stürmen der Normannen und Magyaren war auch seine Wehrverfassung weitgehend niedergelegt worden. Die karolingische Wehrverfassung war das Ergebnis der großen sozialen Umwälzung, die zuerst der fränkische Stamm, dann die von ihm eroberten anderen Stämme unter der Einwirkung von Bekehrung und Lehnswesen durchgemacht hatten. Die Masse der *Freibauern* war durch die an die Kirche geschuldete Zwangsgeschenkung auf dem Sterbebett und durch die Auftragung ihres Landes an geistliche oder weltliche Große um die persönliche Freiheit gekommen, als Halbfreie und Unfreie von der Wehrpflicht frei geworden. Die Pflicht zur Heeresfolge lag so auf den Vasallen, die ihre „Homines“, ihre Berufskrieger, ins Feld sandten. Mit diesen schnell beweglichen Reiterheeren hatte wesentlich Kaiser Karl die Sachsen niedergekämpft und sein großes Reich zusammenerobert. Unter seinen Nachfolgern, als die Gefahr der Normannen- und Magyareneinfälle immer größer geworden war, hatte man zum Teil versucht, die zu dünn gewordenen Reihen des Heeres durch das Aufgebot von unfreien Bauern jedenfalls zur Landesverteidigung zu stärken. Solche „lantweri“ finden wir bereits in einem Kapitular Karls II. von 847; ein Edikt aus dem Jahre 864, gegeben zu Pistoria, betonte, daß „zur Verteidigung des Vaterlandes alle ohne irgendeine Ausnahme kommen sollen“. Viel Erfolg hat man mit diesen späten Maßnahmen nicht mehr gehabt. Besonders angegriffene Gegenden versuchten für sich die alte und einst so erfolgreiche Wehrhaftigkeit des Bauerntums wiederherzustellen; so siedelte Abt Regino von Prüm in der Eifel grundhörige Bauern als „scararii“ (Scharleute) an wichtigen Punkten des riesigen Besitzes der Abtei zur Verteidigung gegen die Normannen an.

Fränkische Landwehr sichts 892 gegen die Normannen in der Form eines altgermanischen Schlachtkeils. Da es so viel freie Bauern im altfränkischen Lande gar nicht mehr gab, können dies nur rasch zusammengetrommelte Landwehren von Unfreien gewesen sein. Größere Heere bestanden fast nur aus „homines“, wohl auch der bayerische Heerbann, der in drei Heersäulen 907 gegen die Magyaren zu Felde zog und bei Pressburg völlig aufgerieben wurde. Es erwies sich an allen Grenzen, daß die karolingische Heeresverfassung mit ihren vergleichsweise kleinen Heeren von Berufskriegern und in der letzten Not zusammengetrommelten, unausgebildeten Massen höriger Bauern wertlos war.

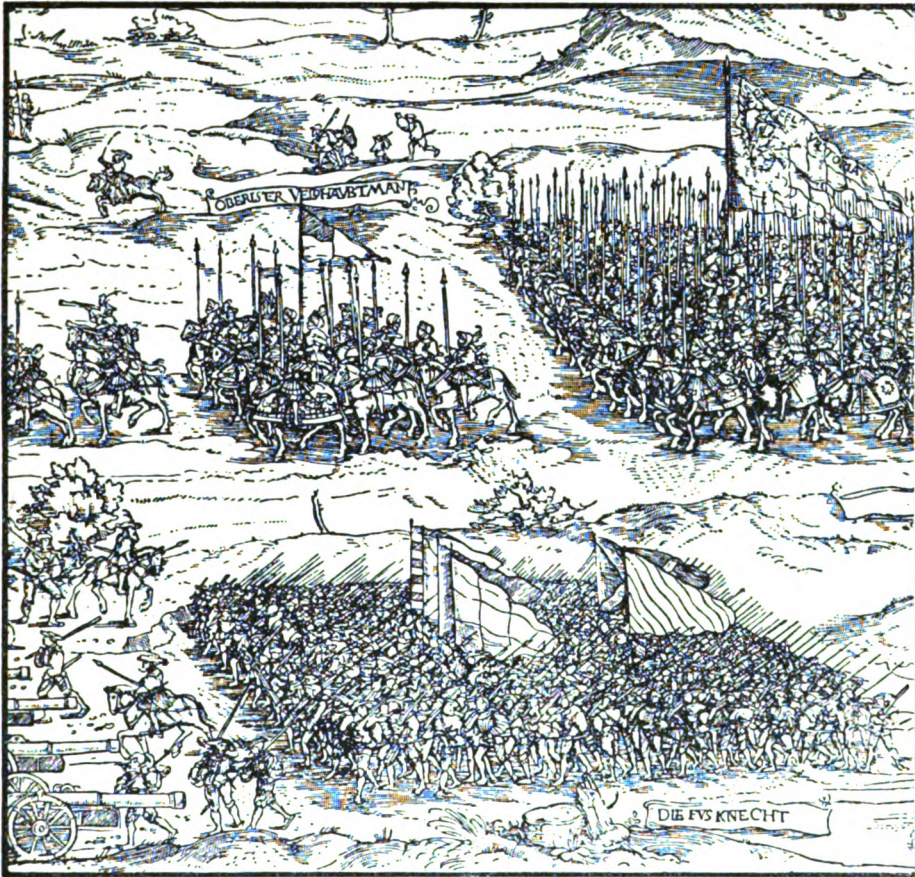
Der bayerische Herzog Arnulf, der Sohn des bei Pressburg gefallenen Bayernherzogs, dürfte das Verdienst haben, zuerst die hohe Bedeutung des freien Bauern

als Kriegsmann wieder erkannt zu haben. So vergab er das Land der von den Magyaren zerstörten Klöster gegen Waffendienst an freie Bauern. Wahrscheinlich hat er damit den bayerischen Stamm gerettet, denn es gelangen mindestens einige kleine Erfolge gegen die Magyaren, so daß diese nun doch sich nicht auf der bayerischen Hochebene festsetzten.

### Freie Bauernheere unter Heinrich I. und Otto I.

Heinrich I. hat in Sachsen, wo das Kirchengut sowieso kleiner war, noch in großem Umfang freies Bauerntum vorgefunden. Aus ihm stellte er seine Heere auf, hob dabei wohl altfreie Geschlechter hervor und verwandte sie im Reiterdienst. Das sächsische Rittertum ebenso wie die zur Stellung eines Kriegsmannes zu Pferd verpflichteten Sattelhöfe gehen offenbar auf ihn zurück. Den Magyaren konnte er so ein Reiterheer gegenüberstellen, dem er den Erfolg von Riade (933) verdankte. Unter Heinrich I. und Otto I. haben wir starke Bauernaufgebote zu Fuß und zu Pferde im Reichsheer - so erklärt sich die mit niedersächsischem Humor von Otto I. an den prahlerischen französischen König, der mit seinem Heer sich großtat, gegebene Antwort, er werde ihm bald in Frankreich mehr sächsische Stroh Hüte zeigen, als ihm lieb sei. Der Strohhut ist ganz unzweifelhaft die Kopfbedeckung nichtgepanzelter Krieger. 946 hat Otto I. auf seinem Frankreichfeldzug auch noch Bauernaufgebote mitgeführt. Eine gewisse Reichsverbundenheit dieses Bauerntums erklärt sich daraus von selbst. Je größer das Reich wurde, um so mehr mußte das Heer beweglich sein. Außerdem gaben die Gepanzerten dem deutschen Heer eine natürliche Überlegenheit. Die Siege Ottos I. über die Wendenheere bei Lenzen und an der Rednitz, die wesentlich aus ungepanzerten Bauernaufgeboten mit einem wohl auch schlecht gepanzerten Adel an der Spitze bestanden, sind nach den Quellen wesentlich durch die Panzerreiter errungen. 981 zeigt ein Ersatzaufgebot Ottos II. für eine Italienfahrt schon Panzerreiter als Kern der aufgebotenen Truppen; deutsche Hilfstruppen an der Seite des polnischen Herzogs Miesko gegen Böhmen im Jahre 990 werden als durchgehend von Kopf bis Fuß in Eisen gekleidet geschildert. Bauern in Reichsheeren werden so ganz selten. Nur einmal tauchen sie noch auf - in den schweren Bürgerkriegen unter Heinrich IV. und Heinrich V., die mitten im deutschen Raum sich abspielen. Obwohl Herzog Rudolf von Schwaben von der päpstlichen Partei als Gegenkönig erhoben worden war, folgten große Teile der schwäbischen Bauernschaft dem rechtmäßigen König Heinrich IV.; zu ihnen gehörte auch jenes bäuerliche Aufgebot, das am Neckar von Herzog Rudolf und der „Partei St. Peter“ überwunden und dessen Gefangene entmannt wurden. Die sächsischen Bauernschaften haben ihrerseits aus Feindschaft gegen Heinrich IV. mehr als aus Anhänglichkeit an Rudolf von Schwaben und die päpstliche Partei immer wieder die Waffen auf Veranlassung ihres Führers Otto von Nordheim gegen die kaiserliche Seite erhoben. Erfolge haben sie nicht viele davongetragen. Fast stets erlagen ihre ungefügigen Haufen dem Angriff der kaiserlichen Panzerreiter - neben

denen bei Heinrich IV. übrigens zahlreiche städtische Aufgebote standen, was seinem Heer den Spitznamen des „Krämerheeres“ eintrug. Der Bürgerkrieg unter Heinrich IV. zeigte eine so starke Überlegenheit der gepanzerten Reiter über bäuerliche Aufgebote, daß unter Heinrich V. eigentlich nur noch das Ritteraufgebot ins Feld rückte. Bäuerliche Heerhaufen in Reichskriegen gibt es lange Zeit in der deutschen Geschichte dann nicht mehr; lediglich die rückständigeren nichtdeutschen Reichsgebiete senden noch gelegentlich solche Abteilungen. So wird von einem Zuge Friedrichs II. 1213 berichtet: „mit om were Bemen und Meren, lantvolk und vorsten.“ Die Masse auch der freien Bauern wurde nicht mehr zum Kriegsdienst außerhalb ihrer Landschaft herangezogen, blieb lediglich zur *Landesverteidigung* (*Landwehr*) und zum Burgenbau verpflichtet. Der Kriegsdienst an der Reichsgrenze wurde Angelegenheit der Ritterschaft. Soweit noch Fußvolk in den Heeren auftauchte, waren es städtische Aufgebote oder Soldtruppen. Gegen brabantische Fußsöldner (Brabanzonen) der Staufer wandte sich viel Abneigung der päpstlichen Partei. Deutsche Fußtruppen haben auf beiden Seiten in den englisch-französischen Kriegen keine geringe Rolle gespielt. Bei Bouvines hat das deutsche Fußvolk des Welfen Otto IV. mit seinen langen Haumessern mit einem Haken am Rücken oder einer Spitze oben, die mit ihrem Gewicht jede Rüstung durchschlugen, sich furchtbar gemacht; wäre nicht die deutsche Reiterei geschlagen worden, so hätte es möglicherweise sogar die Schlacht retten können. Stärker auf die Verwendung von Fußtruppen wirkten die Kreuzzüge. Die islamischen Heere hatten neben leichter arabischer und schwer gepanzelter persischer und türkischer Reiterei ganz überwiegend Fußtruppen, Aufgebote arabischer Städte, „*Sitsan*“, d. h. zum heiligen Krieg zusammengeschlossene Bruderschaften von Glaubenskämpfern, gepanzerte Negergarden ägyptischer Sultane und vor allem das glänzend sechtende türkische Fußvolk. Die Kreuzheere haben demgegenüber eigenes Fußvolk entwickeln müssen, als sie mit ihrer einseitigen Zusammensetzung als Reiterheere keinen Erfolg hatten. So nahmen sie auch bäuerliche Aufgebote wieder in ihre Reihen, - das war etwa der Fall mit jenem *Stedingeraufgebot*, das sich das Lob Friedrichs II. für seine Tapferkeit im Orient erwarb, ohne daß doch dadurch Achtung und Vernichtung der Stedinger durch den Erzbischof von Bremen verhindert wurden. Im eigenen Raum haben Bauernaufgebote immer noch, auch während der Hochblüte des Rittertums, gelegentliche Erfolge gehabt, wenn sie an günstiger Stelle in Moor- oder Bergland kämpfen konnten, wie der Sieg der Rüstinger Friesen über Heinrich den Löwen bei Barkel, wie später die Schweizer bei Morgarten (1315), Sempach (1386), bei Laupen (1339) - wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß bei Sempach und bei Morgarten das österreichische Ritterheer strategische Fehler beging, einmal sogar aus Ehrsucht abstieg und in den schweren Panzern zu Fuß dem Schweizer Bauernheer entgegenrückte. Für Reichsaufgebote außerhalb des Reiches ist der Bauer nicht mehr eingesetzt worden - von Reichs wegen galt zu dieser Zeit vielmehr der Grundsatz, daß der Bauer Frieden haben sollte. Als seine Aufgabe galt die Ernährung des Volkes, die Aufgabe der Ritterschaft war



**Die Fußknechte der gegen die Türken rückenden Landsknechtsheere waren vorwiegend Bauern und Bauernsöhne**

(Nach einem Holzschnitt von Michael Ostendorfer)

die Verteidigung des Reiches. In diesem Sinne hat der Reichslandfriede von 1152 den Bauern untersagt, Waffen zu führen - der König behielt selbstverständlich auch weiter das Recht, jedermann, auch den Bauern, in den Ritterstand aufzunehmen. Der Landfrieden für Rheinfranken von 1179 erlaubte den Bauern, außerhalb des Dorfes ein Schwert zu führen, aber nicht im Dorf, um Streit zu vermeiden; im Hause sollte der Bauer dagegen Waffen halten dürfen, um dem Richter bei der Verfolgung von Rechts- und Friedensbrechern Hilfe zu leisten. Der bayerische Landfrieden von 1244 betonte, daß bäuerliche Eigenwirte, also freie Bauern, wann und wo sie wollten, das Schwert tragen durften, alle übrigen durften nur an Sonn-



tagen mit kriegerischer Ausrüstung erscheinen. Die Pflicht zur Landfolge blieb erhalten. Solange kein Feind den deutschen Boden betrat, hat das Reich an die Wehrtkraft seiner Bauern nicht appelliert, dafür reichete das Ritteraufgebot aus. Erst als mit den Hussitenkriegen und den Türkeneinfällen, mit dem Aufkommen von Burgund und der Erstarkung Frankreichs die Grenzländer in Gefahr kamen, griff man auf die alte Wehrpflicht der Bauern zurück. Als der Karlstein in Böhmen belagert wurde, sollte der Markgraf von Brandenburg „den vierten Mann aus dem Oberland auf Tausend“ heranzuführen, also einen bestimmten Hundertsatz der wehrpflichtigen Bevölkerung. Auf dem Nürnberger Tag von 1428 wurde bereits ein Volksaufgebot beschlossen, Bayern und Osterreich haben in der Tat damals die Landwehren gegen die Hussiten aufgeboten. Man hat aber dann diesen Gedanken doch verlassen, zumal zwischen der Reichsgewalt und dem einzelnen Mann im Volke die Territorialgewalten standen. So wählte man den Ausweg des Soldheeres. Kaiser Maximilian hat als erster Landsknechte gegen die reichsverräterischen Schweizer und gegen Frankreich aufgestellt. Mittelbar haben die Landsknechte Maximilians auf das deutsche Bauerntum einen sehr starken Einfluß gehabt. Der Bauer lernte in den Gevierthäusern der Landsknechte seinen militärischen Wert.

#### Des Reiches Not - des Bauern Not

Es ist so kein Zufall, daß er nicht nur einen weiteren Blick über seine enge Landschaft hinaus bekam, sondern im Reichsdienst für des Reiches Größe auch seine Reichsgesinnung wieder lebendig wurde. Völlig erloschen war sie ja nie. Man braucht bloß in den deutschen Sagen und Märchen zu untersuchen, wer vom Volke verherrlicht worden ist - es sind immer die großen Herrscher des Reiches: Heinrich der Vogelfänger, Otto der Große, der „guote Künig Konrad“ Konrad II., dann Friedrich Barbarossa, bei dem allerdings später seine Gestalt sich mit dem „Reherkaiser“ Friedrich II. vermischte. Fern war ja der Bauer der Reichspolitik nie, - nun aber, da offenkundig das Reich in Not war, versuchte er von sich aus, bei den Landsknechten, waffenbewußt und weltweit geworden, das Reich zu reformieren. Neben dem Kampf gegen einzelne Bedrückungen, dem Ringen um Erhaltung und Ausdehnung der dörflichen Selbstverwaltung, der religiösen Erregung im großen Bauernkrieg, erscheinen so echte Gedanken zur Reichsreform. Der Plan des Weigandt von Miltenberg, aufgebaut auf der älteren „Reformation des Kaiser Friedrich III.“, einer Schrift unbekanntem Ursprungs, sah eine völlige Erneuerung des Reiches vor. Unter dem Reichsgericht sollen vier Hofgerichte, 16 Landgerichte, 64 Freigerichte, dann die Stadt- und Dorfgerichte stehen, die Doktoren des römischen Rechtes sollen, da sie „Knechte, nicht Erbhüter des Rechtes“ seien, nicht geduldet, Geistliche in weltlichen Ämtern nicht verwandt werden. Einheitliche Münze, Maße und Gewichte, Herabsetzung der Zölle, Steuerreform, unmittelbarer

Zutritt zum Kaiser und Entmachtung der Territorialfürsten kennzeichnet dieses Reformprogramm, mit dem der Bauer eine zugleich aus alter Überlieferung („Freigerichte“) wie aus sehr praktischen Erwägungen aufgebaute Erneuerung des Reiches erstrebte, weitergehend als die zwölf Artikel.

Der Zusammenbruch des großen Bauernkrieges, der Sieg der Landesfürsten ließ diese Pläne vergeblich bleiben. Bezeichnenderweise waren die Elsäßer Bauern programmatisch am weitesten gegangen, - sie wollten nur den Kaiser als Herrn behalten.

Echte Reichsgesinnung erwachte in den Bauernschaften immer dann zur Aktivität, wenn das Reich wirklich in Gefahr geriet. Das ist der Fall seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert, und wir können feststellen, wie die Heere des Kaisers gegen Ludwig XIV. und gegen die Türken sich mit Freiwilligen füllten. Das Volk selber sah, daß das Reich in schwerer Not war, es erlebte die Verbrennung der Pfalz durch die Franzosen, die wilden Raubzüge der türkischen Reitercharen in die kaiserlichen Erblände. Das Volk selber spürte den Segen des Sieges. Der erste wirkliche Erfolg gegen die Türken, die Schlacht von St. Gotthard an der Raab am 10. August 1664, in der der kaiserliche Feldherr Graf Montecuculi den türkischen Großwesir Mehmed Köprülü besiegte, ging ins Volkslied ein:

„Der Türk ist geschlagen, man hat's ihm gepiffen,  
Er traget davon ein' blutige Kron';  
Er meint schon, hätt uns an die Keh' gegriffen,  
So hat er bekommen ein' richtigen Lohn.  
Kiuprili,  
Montecuculi,  
Kannst nit bestehen,  
Tät übel abgehen,  
Du hast darvon nur Gespött und Hohn.“

Auf die Schlacht von Trier am 11. August 1657 gibt es ein Lied der westfälischen Landwehren in einem herrlichen Plattdeutsch, von einer urwüchsigen deutschen Gesinnung.

Neben der Menge der Soldatenlieder, die uns handschriftlich oder gedruckt aus jener Zeit erhalten sind, und von denen sicher sehr viele auf Bestellung gedichtet wurden, um zum Kriege zu begeistern, stehen andere, die ganz unzweifelhaft als echte bäuerliche Volkslieder aus der tiefen Erregung des schweren Reichskampfes gegen die Franzosen und Türken entstanden sind, so der erschütternde Vers nach der Verbrennung von Heidelberg 1689 durch den französischen Kriegsminister Louvois:

„Kaiser, kannst die Not du sehen,  
Und ihr Fürsten in dem Reich,  
Daß solch Schandtat kann geschehen,  
Und fahrt nicht in Harnisch gleich?  
Ach, laßt doch von andern Streit,  
Und besinnt euch nich lang' Zeit:  
Auf den Feind schlagt noch die Stunde,  
Ansonst Alles geht zu Grunde!“

In Tirol kam es in der Tat 1703, als die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Bayern dort eindringen wollten, zu einer echten Volksabwehr. Tirol blieb dann überhaupt ein Hort der Reichsverbundenheit und der Reichstreue.

### Bauerntreue schützt das Reich

Je mehr es mit dem alten Reich bergab ging, um so unruhiger und aufmerksamer wurde das Volk, um so mehr nahm es sich sein Schicksal zu Herzen. Es ist ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß das deutsche Volk die Zerstörung seines Reiches durch die französische Revolution gleichgültig hingenommen habe. Am Rhein, wo an sich die Verwaltung der geistlichen Kurfürsten alles andere als tüchtig und erfreulich war, wehrte das Volk sich gegen die französischen Freiheitbringer ganz bewußt. Als Mainz zwischen dem 21. Oktober 1792 und dem 22. Juli 1793 unter französischer Militärgewalt stand, gewannen die Franzosen zwar in der Stadt Mainz allerlei Anhang, auf dem Lande aber wehrten sich die Bauern entschlossen. Sie wollten nicht ein Gesuch um Einverleibung in die französische Republik beschließen, wollten keine Abgeordneten wählen, ließen sich durch alle französischen Versprechungen, die Leibeigenschaft abzuschaffen (die es im Mainzer Gebiet gar nicht gab), und ähnliche Wohltaten nicht bereden. Vergebens suchte man sie mit Versammlungen und Flugblättern heim und drohte ihnen, jedes Volk, welches die Freiheit und Gleichheit nicht annehmen wollte, werde als Feind behandelt. Als am 18. Februar 1793 die Wahlen zwangsweise durchgeführt werden sollten, mußten die Franzosen den Widerstand mit Gewalt brechen. Allgemeine Neuerungsfeindlichkeit der Bauern kam natürlich hinzu. In Sarnsheim, wo auf Befehl des Kurfürsten von Mainz seit einigen Jahren die deutsche Messe statt der lateinischen gesungen worden war, verlangten die Bauern als einziges Geschenk der neuen Freiheit wieder die lateinische Messe. „Sieben Jahre haben wir, erklärten sie, bei der heiligen Messe deutsch singen müssen; weil wir nun aber frei sind, so wollen wir jetzt lateinisch singen.“ (C. T. Perthes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft“, Gotha 1862, S. 93.) Sie versprachen sich bessere Erträge ihrer Weinberge und Felder von der lateinischen Messe.



Bauerliche Landsknechte im Reichsheer Maximilians I.

### Das Deutschbewußtsein der Bauern am Rhein

Als Koblenz 1794 von den Franzosen bedroht war, rückten die Bauern mit Heugabeln und Waffen in die Stadt - völlig freiwillig. Die Ämter Vallendar und Bergpfleg stellten eine Landwehr auf; als die Franzosen tatsächlich Koblenz, Aachen

und den Niederrhein besetzten und sich schließlich auch in Köln festsetzten, begann das Volk eine allgemeine Opposition. Der Rat von Medenheim erklärte dem Verwalter des Kantons Citoyen, Hamecher, am 21. September 1797, sie seien aufgefordert, bei der Errichtung des Freiheitsbaumes zu erscheinen und eine republikanische Regierungsart anzunehmen. Wie aber alle Bürger ihre Unzufriedenheit über die neue Landesverfassung geäußert und sich geweigert hätten, die Trennung vom Reich anzuerkennen, so wolle auch der Rat an dem Freiheitsfest nicht teilnehmen; ihre alte Verfassung kennten sie und hätten sich wohl darunter befunden, mit der neuen wollten sie nichts zu tun haben. Schließlich kam es zu einer Welle von Unruhen. Gegen die Rekrutenaushebung zum französischen Heer griffen die Bauern von Luxemburg zu den Waffen. Die Unruhen griffen auf Limburg über, erreichten Flandern und den Niederrhein. Dieser sogenannte Klöppelkrieg beschränkte sich ganz auf die deutschsprachigen Gebiete. Van Roosbroeck in seiner Darstellung des Klöppelkrieges sagt ausdrücklich: „Der Charakter der Bewegung dort stimmt mit der flämischen Bewegung überein. Es fällt vor allem auf, daß auch hier nur die deutschsprachigen Teile des Landes beteiligt sind, und daß auch hier die Bewegung nur diesseits der Sprachgrenze zum Aufstand geführt hat. Im wallonischen Teil des damaligen Luxemburg (Bastnach, Virton, also dicht an der heutigen Sprachgrenze) gelingt die Bewegung schon nicht mehr. Es kommt wohl zur Bildung von Bauernscharen, aber nicht zu Kämpfen. Doch im Norden des heutigen Großherzogtums Luxemburg und in der Westeifel kommt es genau wie in den flämischen Landen zu offenen Gefechten. Das formale Programm für die Bauernaufstände in den südlichen Niederlanden bestand darin, daß man die Freiheit erringen, den Gottesdienst schützen, die alte Ordnung wiederherstellen wollte. Doch nur selten steht dies als politischer Plan im Vordergrund, viel stärker ist das negative Motiv im Volksgefühl, das sich ausschließlich gegen das französische Regime wendet. Man lehnt alles ab, was von Frankreich kommt!“ Die Erhebung wurde zwar von den Franzosen erdrückt, war aber doch ein kräftiges Aufflammen des Deutschbewußtseins dieser von ihren wenig brauchbaren Verwaltungen im Stich gelassenen Bauernschaften.

### Die Reichstreue der Tiroler

Viel machtvoller regte sich das Reichsbewußtsein, als Tirol 1796 durch das französische Italienheer angegriffen wurde. Die Tiroler Bauernschaft war stets persönlich frei gewesen, hatte auf den Landtagen gesessen, war nie aus der Politik verdrängt, besaß durch den Frachterverkehr, der das Land durchquerte, einen gewissen Weitblick und hat zu allen Zeiten ein urwüchsiges Reichsbewußtsein gehabt. Hier war das Erbe von „Kaiser Max“ nie vertan, der einst in den Landsknechtsheeren erwachsene volkhafte Reichsgedanke nie verschüttet. Die Tiroler griffen zu den Waffen, besetzten alle Pässe und warfen sich mit gutem Erfolg den Franzosen entgegen. Ein Lied jener Zeit, durchaus echt im Tiroler Deutsch, besingt jenen Kampf:



Belagerung der Feste Ruffstein durch die Tiroler im April 1809

„Den Stuken hear, beim Soggera! (Sackerer)  
Was wöll'n denn d' Franzosen?  
Hö! moanen sie mit ihrem G'schroa,  
Mir haben's Har in d'Hosen?  
An schwanzigen Tiroler Bue  
Darfst du nit dreimal fragen;  
Weard er dir wirtsch, aft schu nur zue,  
Er nimpt die glei bam Kragen.“

Gegen die plündernden französischen Jakobinerheere kam es in Franken zu einer wirklichen Volkserhebung 1796. Dorf für Dorf bewaffnete sich und warf sich auf die Franzosen. Ein altes Volkslied aus jener Zeit schildert den Rückzug der französischen Armee unter Jourdan:

„Zum Unglück fuhr die Kriegeswut  
Den Bauern durch die Adern;  
Sie griffen mit gestähltem Mut  
Und einem ruß'gen Pater  
Die Waffen an, mit starker Hand,  
Zu Elfershausen ist's bekannt,  
Sie stritten wie die Löwen.“

(Der „rußige Pater“ war Pater Thomas Brux aus dem Kloster Volgersberg, der einen erheblichen Anteil an dieser Erhebung hatte.) Das Lied fährt dann fort, den Aufstand im einzelnen schildernd:

„Der Landmann griff zu Orlenbach  
Am ersten zu den Waffen;  
Dem folgten seine Brüder nach,  
Um sich vom Hals zu schaffen  
Den Freiheitsfeind, der Geld und Gut  
Erpresset und mit Tigerwut  
Das Blut der Bürger trinket.

Das Bauernkorps im Oberland,  
Die Rhönarmee genennet,  
Schloß unter sich ein festes Band  
Und rückte unzertrennet  
Bis Kissingen gewaffnet vor  
Und hieben die geschlossenen Tor'  
Mit leichter Müß in Stücken.

Ein Troß neufränk'scher Reuter lag  
In diesem schmutz'gen Städtchen,  
Gefürchtet mehr von Tag zu Tag,  
Geliebt von Freudenmädchen.  
Die Bauern hieben um und um,  
Und der Franzosen Siegesruhm  
Ging traurig hier zu Grabe.

Die Reuter irrten hin und her,  
Geschreckt wie eine Herde  
Versprengter Schafe, weil ihr Stähr  
Verwundet war; die Pferde,  
Schnell von den Bauern abgeführt,  
Die Räuberwagen arretiert,  
Voll Geld und Pretiosen."

Es erstand dem Reiche leider keine politische Persönlichkeit, die es verstand, diese Volksbewegung damals schon zu einem großen Erwachen der Nation zu gestalten. Nur Tirol behielt in allem Unglück den Kopf oben - es hat dann auch 1809 mit seiner Erhebung unter Andreas Hofer, Speckbacher und Haspinger der deutschen Freiheit das Signal gegeben, an dem sich der Wille zum nationalen Widerstand entzündete. Das Beispiel von Tirol hat mehr als alles andere der Volkserhebung von 1813 in vieler Hinsicht das Vorbild gegeben; die preußische Landwehr, die Volksbewaffnung, der Landsturm verleugnen das Muster der Tiroler Erhebung nicht. Hier hat in der Tat das alte, wehrhafte, reichsgetreue Freibauerntum, wo es sich in einem abgelegenen, wunder-vollen Winkel des deutschen Landes noch gehalten hatte, der Nationwerdung vor-angeleuchtet. 1809 ist die volkhafte Tradition germanischen Wehrbauerntums alter Zeit vom alten Reich auf den deutschen Nationalstaat, dessen Keime im Befreiungs-krieg gelegt wurden, weitergegeben worden.

## Die Baumschule

Bismarcks alter Friedrichsruher Förster, der mit seinen Leuten in einer Baumschule arbeitete, in der für die Wälder des Fürsten kleine und große Bäumlein, Föhren und Fichten, Buchen und Eichen und allerlei besonderes Volk, Erlen, Espen, auch Linden und Ebereschcn herangezogen wurden, konnte nicht ahnen, was seinen Herrn, der mit seinem ältesten Sohne seinen gewohnten Morgengang machte, bewegte, eigens durch den Distelpfad herüber an den Zaun zu kommen und ihm zu sagen: „Haltet mir ja die Baumschule immer in guter Ordnung. Eine ordentliche Baumschule ist die Hauptsache, wenn ein Wald dauern soll.“

„Jawohl, Durchlaucht“, sagte der alte Braun. „Wenn wir lange fort sind und wenn alle die großen Bäume, die wir jetzt sehen, geschlagen sind, dann ist das kleine Kropfzeug dran, und vielleicht denkt dann noch mancher an uns, daß wir vorgeforgt haben.“

„Ja, Sie verstehen etwas davon“, sagte der Fürst. Und dann erfuhr der vertraute Beamte doch ein wenig von dem, was den alten abgedankten Staatsmann so erregte, daß er mit dem Stod Hiebe durch die Luft führte, als fechte er mit einem unsichtbaren Segner. „Sie kennen die großen alten Küstern in unserem Berliner Garten“, sagte er. „Wir haben manchmal überlegt, wie alt sie wohl sein könnten und daß die den Alten Fritz sicher noch gesehen und vielleicht sogar den großen Kurfürsten. Die hat jetzt mein Nachfolger, Herr von Capriovi, absägen lassen. Es war ihm zu dunkel im Haus. Da mußten die herrlichen Bäume weg. Wie mag der Garten nun aussehen!“

„Nicht der einzige Schaden, Durchlaucht, der durch Ihren Abgang gekommen.“

Das mochte denn doch auch für den treuen Mann ein zu kühnes Wort der Vertraulichkeit sein. Der Fürst starrte ihn eine Weile an, hob die Finger zum Gruß an den großen Hut, auch gegen die Leute hin, und ging dann langsam mit seinem Sohne weiter.

Nachdem er außer Hörweite des Försters war, wandte er sich an den Sohn und sagte: „Der Alte hat recht. Es geht um mehr, als um die schönen Bäume. Herr von Capriovi weiß nicht, was ein Baum ist. Da kommt sein slawisches Blut durch. Die Slawen wissen nicht, was ein Baum ist, höchstens, daß es Holz ist und Frucht. Der alte Braun weiß, daß ein Baum mehr ist. Ein jeder Deutscher, der noch richtig ist, hat das im Gefühl, daß ein Baum nicht nur Stamm und Blätter, nicht nur Holz und Frucht ist. Er fühlt da eine Verwandtschaft. Alle Völker, die richtig sind, kennen das Gefühl. Aber es gibt nicht viele richtigen Völker. Der Deutsche hat das Gefühl seit Urzeiten. Schon Tacitus erzählt, daß die alten Deutschen im Kaufchen der Bäume die Stimme



der Götter vernahmen. In der großen Malerei, in der Dichtung, im Dombau und im Hausbau, in Bett und Stuhl steht man's. Der Franzose hatte es auch einmal, der alte gute Stamm, den man 1789 dort abgefägt hat. Auch bei Völkern sagt man Stamm und Krone. Merkwürdig genug. Der Engländer hat das Gefühl nie gehabt, nicht von innen her, nur angelernt. Er hat Parks und keine Wälder. Die Japaner haben es, auf eine seltsame Weise. Bewußter als wir. Und auch aus den Italienern kann erst etwas werden, seit sie wieder aufforsteten.

Ich habe von jeher Menschen nicht gemocht, die nichts von Bäumen wußten. Aber es wurde mir nie recht klar, warum. Zum Nachdenken darüber hat mich erst Moltke gebracht. Da war es aber schon zu spät, noch alle Folgerungen zu ziehen. Er hat früh genug auch dies bedacht. Immer dachte er rechtzeitig voraus."

Der Sohn blieb stehen und sah den Vater an.

"Du verstehst nicht", fuhr Bismarck fort. „Als ich heute morgen diese Robeit von Caprivi hörte und dann den Braun in seiner Baumschule sah, da fiel mir wieder ein, was ich versäumt habe: die Baumschule, die richtig gepflegte Baumschule! Moltke hat es nicht versäumt. Er war einer, der von Bäumen mehr verstand."

"Er soll sich auf seinem Gute einen sehenswerten Park angelegt haben."

"Das meine ich nicht", sagte Bismarck. „Von der Landwirtschaft und auch von der Baumwirtschaft verstehe ich doch wohl mehr als er. Aber gerade wenn man allzu sicher ist, daß man eine Sache versteht, übersieht man oft die Hauptsache. Nicht nur die Bäume soll man sehen, sondern tiefer: den Baum. Den sah der Feldmarschall."

Die beiden gingen eine ganze Weile schweigend weiter. Dann fuhr der Alte fort: „Ich habe nie mit Moltke über Bäume gesprochen. Aber einmal sagte er ein Wort, das war mehr als alle Weisheit über alle Bäume. Das öffnete mir die Augen über ihn selbst und nicht nur über ihn, sondern über das, was wohl mit Recht deutsch heißt, über das ganze Volk, den ganzen Stamm, samt Wurzel und Krone."

Es war 1871, kurz nach dem französischen Krieg, der uns das Reich wiedergebracht hatte. Moltke als Generalfeldmarschall und Roon als Kriegsminister kamen zum erstenmal wieder nach alter dienstlicher Gewohnheit zu einer Besprechung zu mir ins Reichskanzlerpalais. Ich hatte mich ein wenig verspätet und fand die beiden schon in unserem Beratungszimmer, in dem wir auch die letzte entscheidende Besprechung vor dem Krieg gehabt hatten. Das fiel mir ein, als ich eintrat, und was alles sich inzwischen begeben.

Roon saß auf seinem alten Plag, und Moltke stand, wie er gerne tat, am Fenster und sah, nachdem er mich begrüßt, wieder über die Schulter in die hohen Bäume hinaus, die mit ihren mächtigen grünen Wipfeln das Zimmer verdunkelten.

"Da wären wir denn wieder am alten Plag", sagte Roon, mit einer leichten Handgebärde über uns drei hin durch das Zimmer deutend.

"Am alten Plag", sagte ich, „und in der alten Plag' . . . Die Welt hat sich verändert, seit wir zuletzt hier waren, und wir haben einiges erlebt. Es wird nicht leicht

werden, sich nun wieder in das Tägliche zu gewöhnen. Was soll man nach all den schweren und großen Dingen noch erwarten? Woran noch viel Freude haben? Was bleibt uns Großes?" – Es war dies leicht hingefagt und sollte nur zu der ja nicht immer erfreulichen Aussprache leiten.

Aber da kam vom Fenster her ruhig Moltkes Stimme, und er antwortete auf meine leichte Frage, was uns denn nach all dem noch Großes und Größeres bleibe, mit dunklem Ernst: „Einen Baum wachsen sehen“, sagte er und deutete in den Garten hinaus.

Es gibt Worte, die so klar und einfach scheinen wie ein Wassertropfen, und in denen doch wie in einem Kristall das Licht des ganzen Himmels sich sammelt. Man kann auch hindurchsehen wie durch eine Linse, in die Vergangenheit und in die Zukunft. So ging es mir mit diesem Wort. Nicht gleich. Aber noch lange danach.

Damals blieb nach dem Wort, das mich so seltsam zurechtwies, nichts als ein langes Schweigen von uns dreien, bis dann die Arbeit notwendig uns befreite und aufnahm. Aber in diesem Schweigen begriff ich mehr von Moltke, von seinem Innersten, als ich je vorher begriffen hatte. Und nicht nur von ihm, wie gesagt, von unserem ganzen Volk! Nur ein Deutscher konnte ein solches Wort in einem solchen Augenblick sagen, wie hier der große, der von aller Welt bewunderte Feldherr nach seinem größten Siege sagte, daß er es seinem Werk gleich, ja noch über sein Werk stellte, dem Wachsen eines Baumes zuzusehen. In diesem Augenblick erst begriff ich ganz, woher die Sicherheit und Einfachheit seines Werkes, woher seine Ruhe und woher seine Größe stammte. Das alles war gewachsen wie bei einem Baum, nach innerem Gesetz und in natürlicher Ordnung. Und so wuchs mit seinem Werk und dank seinem Werk ... laß nur die Hand von meinem Arm. Ich weiß schon, was ich dazu beitrug mit meiner Klugheit und meinen Plänen, aber erst sein Geist, der das Schwert lenkte, machte daraus Wirklichkeit. Dank seinem Werk, sage ich darum, hatte der Baum unseres Volkes neue mächtige Ringe angelegt. Und schon damals kam mir der Gedanke, ob nicht Moltke mit dem Baum, dessen Wachsen er zusehen wollte, mehr gemeint als die Rüstler in meinem Garten oder Linden in seinem Park. War nicht das deutsche Volk, dem wir nun wieder Stamm und Krone gegeben, auch von jeher gewachsen, in der Mitte Europas wurzelnd, wie ein Baum auf einem Berg? Einmal schon hatte das Reich, dieses Baumes Dach, den ganzen Berg überschattet und gekrönt. Dann hatte ein widriges Schicksal den Stamm zerrissen und die Krone gefällt. Die Wurzeln waren gesund geblieben und trieben in wilden Schößlingen. Aber nun war ein Trieb wieder zum Stamm selbst geworden und hob die mächtige Krone. Den Baum wachsen zu sehen, würde sich wohl lohnen.

Das war es, was ich in dem Schweigen und nachher dachte, wenn ich das seltsame Wort des Feldherrn in mir bewegte. Ich weiß nicht, ob auch er es so gemeint. Es war eigentlich seine Art nicht. Er sagte nur einfach, wenn man ihn fragte: „Was bleibt uns noch Großes nach solchen Taten?": „Einen Baum wachsen sehen, das bleibt

uns." Er meinte damit die Kister vor dem Fenster und die Linde in seinem Kreisau oder sonst einen geliebten Baum, und meinte doch damit zuletzt alles gesund Gewachsene, allen Baumes Wesen und innerste Art.

Immer wieder habe ich mich später an diesem Wort gestoßen, und stieß mich auch manchmal wund daran."

Der Alte blieb stehen und sah den Sohn lange schweigend an, als prüfe er ihn, ob er solches Bekenntnis verstehen könne und verdiene.

"Er war mir über!" sagte er dann schwer. "Er hat mehr getan als ich. Das geht mir nach und das fiel mir eben wieder ein, als ich den Braun und seine Baumschule sah. Die Baumschule, das ist die Hauptsache. Daran habe ich es fehlen lassen. Mein Nachfolger, den man mir gab - und ich bin schuld, daß man ihn mir geben konnte -, läßt die Bäume absägen, die mir lieb waren. Da könnte man verzweifeln, wenn Deutschland jetzt solchen Leuten anvertraut ist. Ja, ihr müßt verzweifeln", rief der Alte drohend, "die ihr noch erleben werdet, wohin das führt! Aber vielleicht bewahrt dich der Himmel, wie er mich bewahren mag. Untergehen müßte das ganze Volk, und alles wäre verloren, hätten wir nicht eine Hoffnung: Noltke hat nicht nur an den Baum, er hat rechtzeitig an die Zukunft, an die Baumschule, gedacht.

Als ich ihn zuletzt sah, kam er aus einem großen Manöver der Armeen. Der Kaiser war zum Abschluß des Ganzen hinausgeritten. Ich war in seinem Gefolge. Noltke hatte auf einer Anhöhe mit seinen Offizieren Kritik gehalten. Der ganze Generalstab umgab ihn, und so ritt er im Kreise ernster und stolzer Männer auf den Kaiser zu und machte seine Meldung. Die Gesichter seiner Begleiter werde ich nie vergessen. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde ihresgleichen gibt, Gesichter aus Erz und doch voll Leben, ja voll Fröhlichkeit, Geist und Laune. Sie alle sahen in einer unbeschreiblichen Weise ihrem Feldmarschall und Erzieher-ähnlich, so unähnlich sie untereinander, auch an Wert, sein mochten.

Als er mit diesen Männern, hoch zwischen ihnen ragend und von ihnen würdig umgeben, herankam, mußte ich wieder seines Wortes von dem Baum gedenken, und "Siehe da", dachte ich, "da haben wir die Baumschule zu den künftigen Bäumen!"

Es war schon in den Tagen der Verstimmung zwischen dem Kaiser und mir, und ich kannte schon die Gesichter derer, die mir nachstellten und die mir folgen würden. "Du hast mich überholt, alter Kampsgenosse", dachte ich, "ich habe das versäumt, was du dir schufest: die Baumschule." Aber im gleichen Augenblick überkam mich, der ich vorher so unruhig gewesen war, vor diesen Gesichtern der Offiziere und von ihnen her eine große Ruhe. "Mag es auch stürmisch werden", dachte ich, "ein Volk, das solche Männer hervorbringt, wird jeden Sturm überdauern. Es ist selber ein Baum, den wir voll Vertrauen können wachsen sehen."

"Ja", sagte der Sohn und nahm die Hand des Vaters. "Ich danke dir, daß du auch mir wieder Vertrauen gegeben hast. Der Wald wird bleiben und auch immer wieder Bäume hervorbringen, die von Noltkes und von deinem Holze sind."



**Adolf Menzel**

**Aus dem Skizzenbuch**



## Deutsches Dorf in der Ukraine

Wie nahe sind wir uns alle und wohnen so fern!  
Die kleine Stube, von deutschen Bauern geschmückt,  
Die aus der fernsten Heimat ihr Erbe bewahrten,  
Fängt mich ein, als sei ich in Dörfern daheim.  
Töricht bin ich, sollt' hören, was man berichtet!  
Eine junge Lehrerin will mir erzählen.  
Immer zu Vater und Mutter gewandt: so war's doch -  
Strömend erzählen, was ihre Jugend erlebte.  
Haft und Verschleppung, Rückkehr und wieder Gefängnis,  
Bis wir kamen. So war es! Sie eifert, berichtet,  
Muß zwischendurch einmal weinen und lacht drob. Ich werfe  
Wohl ein Wort ein, werde zum Trinken ermahnt,  
Schlürfe die weiße Milch und nehm von den Krapsen,  
Die wie ein Wunder die Mutter im Ofen fand,  
Sehe mich um wie im Schlaf. Ist dies hier-Ukraine?  
Bin ich in Deutschland denn nicht? Wann war ich zuletzt  
In dieser Stube, sah die getürmten Betten,  
Sah den sauber gehäkelten Wandbehang,  
Sah die Bilder der Lieben, - man hielt sie verborgen,  
Als der Russe kam. Jetzt hängen sie wieder  
Munter über den Betten. Die Schränke, die Truhen,  
Alles erschaute ich längst und hatt's schon im Sinn,  
Als ich vorhin, von den freundlichen Leuten geleitet,  
Ihre beste Stube betrat. - „Ach, früher  
War der Hof sehr groß, hatte viele Kammern.  
Aber der Russe gebot, da fielen die alten  
Stirne und Pfosten, da durfte ein jeder nur eben  
Raum für sich, genau bemessen, erbauen.“  
Aber man habe dennoch ein gutes Zimmer.  
Vater und Mutter wohnen darinnen zur Nacht.  
Tagsüber dient es für Gäste, zur Mahlzeit, zum Nähen.

Und die Junge erzählt, sie muß schier alles,  
Was in den Jahren geschah, auf einmal berichten,  
Von den Kindern, von ihrer Schule, wie sah

Man ihre Sprache verbot. Wie viele der Bauern  
 Nächstlings vom Hof geholt, wie sie für immer  
 Fern und verschollen - ach, jahrelang warten die Frauen!  
 Nicht ein einziger Schrieb! Auch bei den Ukrainern  
 War es ein gleiches, nicht bei den Deutschen allein.  
 Und ich horche, verstehe, - dann berührt es mich wieder:  
 Wo denn bin ich? Welch seltsame Heimat im Fernen!  
 Ach, die Blumen auf Schränke und Türen gemalt,  
 Ach die gehäkelten Decken, die Borde mit Pflanzen,  
 Bilder, begrünte Fenster! - Jetzt weiß ich: als Kind  
 War es so in der Altleutestube am Graben.  
 Ist der Graben nicht draußen? Ich muß mich erheben.  
 Nein, nur unendliche Felder voll Weizenhocken.  
 Nein, du bist nicht daheim! Und dennoch in Deutschland!  
 Jemandein Weites umschließt den unendlichen Raum  
 Wandernder Bauern aus unserem Wesen und Blut,  
 Die in der Treue verharrten. Ich neige den Kopf,  
 Niemand soll sehen, was mich bewegt. Ich lausche auch  
 Wieder der schlanken, bräunlichen Lehrerin,  
 Nicke, verziehe die Stirn zu all ihrem Eifer.  
 „Essen Sie doch, ich erzähle zuviel.“

„Nein, nein,  
 Ich will alles erfahren.“ Ich weiß, diese Stunde  
 Macht sie frei vom Dunkel vergangener Jahre,  
 Weckt sie auf zu neuen, fröhlichen Pflichten.  
 Wackeres Mädel, red' zu! Und Vater und Mutter  
 Nicken, froh, daß ich horche, bewundern ihr Kind,  
 Das so viel las und weiß und lernte und immer  
 Tapfer war - wie sie alle Töchter erzogen!  
 Deutsch und tapfer! Denn einmal kommt ja das selbige  
 Reich, das allen Brot gibt und Acker und Recht,  
 Groß und herrlich. - So hat es der Urahn gewußt,  
 Der noch Deutschland gesehen. Nun sind die Soldaten  
 Wirklich gekommen. Erzähl' ihnen, Kind, erzähle!

Und ich vernehme die Worte, mein Blick schweift verstohlen  
 Durch die Stube; ein Wunder der Kindheit erwachte.  
 Wüßtet ihr, guten Freunde, wie nah ich euch bin,  
 Meiner Jugend voll. Ihr braucht's nicht zu hören;  
 Mädchen, erzähl', wie ihr es bestandet und was  
 Ihr gelitten und was ihr glaubt, was wir hoffen!

# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

### Die große Vernichtungsschlacht im Osten

Die Kämpfe an der Ostfront haben zur Bildung von zwei großen Kesseln geführt. Im Ostseeraum war es den Finnen gelungen, am 30. August Wiborg zu nehmen, drei Sowjetdivisionen zu vernichten, das gesamte, im Frieden von 1940 verlorene Gebiet wieder zu erobern und sich 30 km an Petersburg heranzuschieben. Die deutsche Ostseeflotte begann mit einer heftigen Verfolgung der Sowjetmarine, die nach dem Verlust von Baltisch-Port eilig in den Schutz von Kronstadt zu flüchten begann, dabei aber fast 200 Schiffe verlor. Die Machtposition der Sowjets in der Ostsee brach damit zusammen; sie sind in ihre äußersten Winkel abgedrängt. Mit schneller Umfassung nahmen die deutschen Truppen am 8. September Schlüsselburg am Ladogasee, nachdem sie schon vorher Narwa und Ringisepp erobert hatten. Petersburg ist damit umschlossen; es hat zwar noch ein Luftloch nach Kronstadt und eines auf den Ladogasee, aber beide liegen unter der Kontrolle der deutschen Bomber. 29 vH der Zufuhr, 44 vH der Einfuhr der Sowjetunion gingen über Petersburg, mit den Kirow-Werken (den alten Putilow-Werken) ist die Stadt eines der wichtigsten Rüstungszentren mit einer Rüstungsarbeiterschaft von ungefähr einer halben Million Menschen. Etwa eine Million Soldaten der Sowjets sind darin eingeschlossen. Von der Flanke aus versuchte Timoschenko durch heftige Angriffe am Imlensee Petersburg zu entlasten. Die Sowjetstreitkräfte wurden geschlagen, etwa 18 Divisionen aufgerieben und vernichtet, zum großen Teil in mehreren Kesseln umschlossen und völlig ausgelit.

Im Süden war am 25. August Dnjeppetrowstl gefallen. Deutsche Streitkräfte überschreiten dann den 1000 m breiten Unterlauf des Dnjepr. Am 13. September

gelang es den Heeresgruppen der Generalfeldmarschälle von Rundstedt und von Bod, 200 km ostwärts von Kiew einen riesigen Kessel um vier Sowjetarmeen und wesentliche Teile einer fünften zu schließen. Ostlich von Kiew entwickelten sich so schwere Kämpfe, in deren Verlauf Poltawa erobert wurde, die deutschen Truppen siegreich in Kiew, um das sehr heftig gekämpft wurde, eindringen. In einem Raum, der so groß ist wie das Dreieck zwischen München, Stettin und Köln, wurden die Sowjettruppen zusammengedrängt, weiter und weiter zurückgeworfen und schließlich in ein Chaos gepreßt, in dem sie zusammenbrachen.

Bis Ende September waren die hier eingeschlossenen Sowjettruppen vernichtet, 665 000 Gefangene gemacht (die große Einkreisungsschlacht bei Bialystok-Minsk hatte endgültig 325 000 Gefangene gebracht).

Ende September gelang es, nachdem schon vorher die kleinen Inseln Worms und Moon erobert worden waren, zwischen dem 16. und dem 21. September Osel wegzunehmen, die große Insel, die den Rigaer Meerbusen sperrt. Lediglich die Insel Dagö konnten die Sowjets halten. Die schwere Niederlage in Südrußland und die neuerlichen Mißerfolge der Sowjetarmee haben auch die englische Propaganda etwas kleinlaut gemacht, die schon wieder sich damit tröstete, Deutschland werde sich in der Sowjetunion „festfahren“.

England hat inzwischen, abgesehen von einzelnen Fliegerangriffen, sich mit „Kleinem Ramsch“ die Zeit vertrieben. Im Norden sind die Engländer auf den 800 km nördlich von Norwegen gelegenen Spitzbergen gelandet. Die große Insel, auf der die Polarnacht 4 Monate dauert, die insgesamt 90 000 qkm umfaßt und seit 1920 staatsrechtlich zu Norwegen gehört, ist ziemlich wertlos. Seit 1906 wird auf ihr ein Steinkohlenvorkommen abgebaut; doch ist der Gesamtertrag kleiner als bei einer mittleren deutschen Zeche und nur während drei Monaten kann von dort abtransportiert werden. Die britische Presse fabelte zwar,

daß auf diese Weise eine Verbindung mit der Sowjetunion hergestellt werden könnte, aber außer den Bergleuten der Sowjets, die bei Barentsburg auf Spitzbergen Kohle abbauen, bekamen die Engländer keinen ihrer Bundesgenossen zu sehen. Der nächste Hafen Murmansk liegt etwa 1500 km entfernt. Nach einigen Tagen zogen dann auch die Engländer ihre kanadischen Truppen zurück.

Der Einbruch in Iran, gleichzeitig von Engländern und Sowjettruppen durchgeführt, hatte am 25. August begonnen. Am 9. September dankte der Schah ab, sein Sohn geriet in Teheran völlig in die Hände der Engländer und Bolschewisten, die ihn sogar zwangen, einen Haftbefehl gegen seinen Vater zu erlassen. Die Deutschen aus Iran, Frauen und Kinder nebst den Angehörigen der Gesandtschaft und dem deutschen Gesandten, wurden auf dem Wege zur türkischen Grenze vor sowjetischen Horden, denen sie ausgeliefert waren, ausgeplündert. Der Aberfall auf Iran hat das englische Ansehen im Orient noch mehr sinken lassen. Eine türkische Zeitung schrieb: „Großbritannien hat das Gesicht verloren. Von heute auf morgen hat es die Grundzüge verleugnet, für die es zu kämpfen vorgab. Bisher glaubte man, Großbritannien sei der Beschützer der kleinen Nationen. Dieser Glaube ist nun zerbrochen.“ In Teheran hat sich ein Bandenkrieg gegen die Engländer und die Sowjets entwickelt.

Die englische Propaganda tut so, als ob durch Iran Großbritannien den Sowjets Hilfe bringen könnte. Zu diesem Zweck stünde aber nur die in der Hafenstadt Bender Schapur beginnende, 1938 fertiggestellte Transiranische Bahn zur Verfügung, die über die gewaltigen Hochgebirge nach Bender Schah am Kaspischen Meer führt. Diese Bahn hat eine Länge von 1400 km mit 90 Bahnhöfen - dafür stehen aber nur 109 Lokomotiven und 1894 Güterwagen, von denen noch 305 Zisternenwagen sind, zur Verfügung. Sind britische Lieferungen aber in Bender Schah, so müßten sie dort umgeladen und zu Schiff nach Baku oder Astrachan gebracht werden. Das ist eine schon umständliche Angelegenheit, - bis die

Sowjets auf diese Weise irgend etwas Wirkliches bekommen haben, können sie lange tot sein. Der Zweck des Unternehmens ist in Wirklichkeit auf englischer Seite die Festsetzung am Erdöl von Iran und die möglichste Nähe von Baku, um bei einem Zusammenbruch der Sowjets das Erdöl vor den Deutschen zu erwischen.

#### Weltfeind 1 und Genossen

Inzwischen geht die Schlacht im Atlantik weiter. Sie wird ohne Pause geführt. Im August war es wieder gelungen, 537 000 BRT. in die Tiefe zu schicken, im September dürfte die Zahl von 500 000 BRT. wieder überschritten sein. Auf die Änderung der britischen Abwehrtaktik ist eine Änderung der deutschen Angriffstaktik gefolgt mit dem schönen Ergebnis, daß bei einem Geleitzug, der Anfang August auf dem Wege nach Gibraltar versprengt wurde, 75 vH der Schiffe versenkt wurden, während bei einem großen Schlag im September von 12 Schiffen nur eines entkam. Vom 22. Juni bis 22. September haben die U-Boote wieder fast eine Million Bruttoregistertonnen vernichtet. Das bedeutet einen Verlust von 1,5 Millionen Tonnen Laderaum. In diesem Laderaum könnte man 150 Millionen Kilogramm lebenswichtiger Güter, die Last von 37 000 Eisenbahnwagen einpacken - die jetzt auf dem Boden des Meeres liegen und England nicht erreichen. „New York Times“ schreibt besorgt: „Die Atlantikschlacht ist die kritischste Schlacht des gesamten Krieges. Deutschland versenkt Schiffe in erschreckendem Ausmaße und fährt fort, sie zu versenken. Es besteht daher keineswegs die Gewißheit, daß die USA. und England in der Atlantikschlacht als Sieger hervorgehen werden. Millionen Tonnen der in USA. aufgekapelten Hilfsgüter sind nutzlos, wenn sie nicht abgeliefert werden können. Wenn England nicht mit unserer Hilfe die Atlantikschlacht gewinnen kann, dann kann es keinen Sieg in diesem Kriege erringen.“ Roosevelt hat inzwischen seine Kriegsseehe fortgesetzt. Am 11. September versuchte er seinen Schießbefehl auf deutsche und italienische Kriegsschiffe eingehend zu begründen, verschwieg aber schamlos die Gebiete, in denen seine Flotten



fahren und wo sein Schießbefehl gelten soll. Marineminister Knox erklärte dann am 16. September: „Von jetzt ab wird die amerikanische Flotte einen so umfassend wie möglich gestalteten Schutz für Schiffe jeder Flagge gewährleisten, die zwischen dem amerikanischen Kontinent und den an Island stoßenden Gewässern Materialien transportieren, die wir auf Grund des Pacht- und Leihgesetzes an bedrohte Demokratien entsenden. Die Schiffe der nordamerikanischen Marine haben Befehl, durch alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel Unterseeboote und Oberwasserfahrzeuge der Achsenmächte, die sie in diesen Gewässern antreffen, aufzubringen oder zu vernichten.“ Admiral a. D. Yates Stirling, ein „Mundstük“ Roosevelts für seine Marineziele, erklärte dazu: „Soweit die Flotte in Frage kommt, bedeutet der Befehl den Krieg. Um die Befehle des Präsidenten auszuführen, ist, soweit die Flotte in Frage kommt, keine Kriegserklärung erforderlich.“ Frau Ellmore Roosevelt wurde vom Leiter der zivilen Verteidigung der USA, dem Halbjuden La Guardia, zum Vizedirektor ernannt und bezeichnete sich als „Freiwillige Nr. 1“. Der Senat der USA nahm die Steuervorlage Roosevelts in Höhe von 3,5 Milliarden Dollar, die höchste in der Geschichte der USA, an. Senator Mc. Keller brachte eine Resolution ein, das Neutralitätsgesetz aufzuheben, „da sich die Regierung doch nicht daran halte“. Roosevelt aber ließ seine Pläne nunmehr offen durch einen seiner Berater, das Mitglied des „Gehirntrutz“, den Juden Theodore Nathan Kaufman, Präsident der amerikanischen Friedensvereinigung, aussprechen. Dieser Jude veröffentlichte ein Buch „Deutschland muß sterben“. In diesem Buch behauptete er, das deutsche Volk als solches stelle durch sein Wesen eine Kriegsgefahr dar. Es müsse restlos ausgelöscht werden. Wörtlich schrieb der Jude: „Wenn nun der Tag der Abrechnung mit Deutschland anbricht - und dieser Tag wird kommen -, dann wird es nur eine selbstverständliche Stellungnahme geben. Kein Staatsmann, kein Politiker, kein Führer, der für die Dinge nach dem Kriege verantwortlich ist, wird das Recht haben, sich persönlich den Luxus

falscher Sentimentalität und großer Scheinheiligkeit zu leisten und zu erklären, das von seinen leitenden Männern irreführte Deutschland dürfe wieder auferstehen! Es ist die heilige Pflicht der heutigen Generation gegenüber den Angebornen, die Sicherheit zu schaffen, daß die Giftzähne der deutschen Schlange nie wieder töten können. Und da das Gift dieser Zähne seiner verderblichen Kraft nicht aus dem Körper, sondern aus der Kriegspolice des Deutschen schöpft, so kann man nur dadurch das Wohl und die Sicherheit der Menschheit schützen, daß man diese Seele endgültig auslöscht und den fauligen Körper, der sie beherbergt, endgültig aus dieser Welt fortzuschafft. Es bleibt keine andere Wahl mehr übrig: Deutschland muß sterben!“ Ein völlig entworfenener Plan der Austilgung des deutschen Volkes wird von diesem Berater Roosevelt vorgelegt. Er verlangt nicht mehr und nicht weniger als die Sterilisierung aller deutschen Männer, Frauen und Kinder, die völlige Aufteilung des Deutschen Reiches und das Verbot der deutschen Sprache. Man soll derartige Dinge nicht unterschätzen - der rasende, tobende Haß der Juden ist fest entschlossen, diese Pläne zu verwirklichen. Roosevelt aber gehört bluts- und gefinnungsmäßig zum Judentum. Der Jude Kaufman hat lediglich ausgeplaudert, was Roosevelt denkt, wünscht und will. Und was gegen kleinere, wehrlose Gruppen des Deutschtums die Juden auch durchführen! Der Oberste Rat der Sowjetunion hat beschlossen, sämtliche Wolgadeutschen nach Sibirien auszusiedeln. Es handelt sich hier um die noch vorhandenen Trümmer dieser deutschen Volksgruppen, die nach der Vernichtung der wohlhabenden Bauern durch die sog. „Entkultisierung“ noch übrig geblieben sind, und die jetzt mitten im Kriege, wo gewiß keine Transportmittel zur Verfügung stehen, nach Sibirien abtransportiert werden. Es ist einfach ein brutaler Vernichtungsfeldzug gegen Menschen, deren Schuld es ist, Deutsche zu sein. Das feige Judengesindel versucht auf diese Weise sich zu rächen.

In Südamerika hat die Hezke Roosevelts in Argentinien gewisse Erfolge gehabt. Der Ausschuß des Abgeordneten Taborda, eines

anrühmigen Schiebers, samt seiner Kolonne, vom amerikanischen Schmierkapital finanziert, hat Demonstrationen von Kommunisten und Berufskriminellen gegen die deutsche Botschaft in Buenos Aires veranlaßt und vergiftet die Öffentlichkeit mit einem wütenden Geschrei gegen Deutschland.

Ähnlich arbeiten die Beauftragten Roosevelts auch in den übrigen Gebieten Ibero-Amerikas, um unter dem Vorwand der Abwehr gegen Deutschland und Italien in Wirklichkeit diese Staaten dem Kapital der USA dienstbar zu machen.

WALTHER H. HEBBERT

## Die Landwirtschaft in der Welt

### Agrarpolitische Schwierigkeiten in USA.

Seit die USA nicht mehr im gewohnten Umfange Agrarerzeugnisse ausführen können, ergeben sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten namentlich für die Farmer, deren Lage alles andere als rosig ist. Bisher hat die Regierung versucht, durch staatliche Beihilfen und Anbaubeschränkungen die Not zu überbrücken. Aber damit wird der eigentliche Notstand nicht beseitigt. Neuerdings wird ein wachsender Widerstand gegen die Agrarpolitik Washingtons sogar innerhalb des Kabinetts gemeldet. Staatssekretär Morgenthau hat kürzlich in einer Rede in Boston geäußert, daß es auf die Dauer unmöglich sei, Baumwolle und Getreide mit staatlichen Beihilfen vom Markte fernzuhalten, wenn immer noch Millionen Menschen in USA unzureichend mit Milch, Butter und Eiern versorgt seien. Morgenthau forderte deswegen die Aufhebung der Einfuhrschränken gegenüber kanadischem Weizen und eine Ausdehnung des Anbaues von Weizen, Mais, Tabak und Baumwolle. Die Regierung selbst erstrebt eine Ausdehnung der Veredelungserzeugung (Molkereierzeugnisse, Fleisch, Eier, Gemüse und Obst), wie aus dem Produktionsplan für 1942 hervorgeht. Wie Dr. H. Groß aus New York berichtet (vgl. „Das Reich“, 21. September 1941), ergibt sich folgendes Bild:

Grundstoffe	Anbau- durchschnitt 1930/40	Produktions- ziel	
		1941	1942
Baumwolle,			
Mill. acres . . .	27,9	23,5	22,2
Weizen,			
Mill. acres . . .	72,0	63,5	50/55
Tabak, 100 acres	1641	1387	1367
<b>Veredelungserzeugnisse</b>			
Milch, Mill. lb. . .	106,6	116,8	125
Eier, Mill. Dg. . .	1,3	3,7	4,0

Man will also einem Teil der unverwertbaren Grunderzeugung den Weg über den Tiermagen eröffnen, in der Hoffnung, daß die Veredelungsprodukte innerhalb der USA leichter an den Mann zu bringen sind. Die Umstellung, die hierbei von den Farmern verlangt wird, ist sehr kostspielig. Sie verlangt neue Kapitalinvestitionen, deren Rentabilität angesichts der unsicheren Preisverhältnisse fraglich ist.

Die Entwicklung, die sich hier unter dem Zwang wirtschaftlicher Gegebenheiten anbahnt, ist insofern besonders bemerkenswert, als sie die Notwendigkeit einer Abkehr von einseitiger Monokultur sinnfällig unterstreicht.

### Europäische Boden- und Erzeugungserreserven

In den letzten Wochen sind verschiedentlich theoretische Untersuchungen über europäische Boden- und Erzeugungserreserven veröffentlicht worden, die ausnahmslos zeigen, daß solche Reserven in einem bedeutenden Umfange vorhanden sind. Was aus den Untersuchungen jedoch nicht ohne weiteres hervorgeht, sind die Schwierigkeiten, die einer Mobilisierung dieser Reserven noch im Wege stehen. Wir wissen aus unserer deutschen Erfahrung zur Genüge, wie schwer es ist, eine landwirtschaftliche Leistungssteigerung in nennenswertem Umfange zustande zu bringen.

Auch muß man sich davor hüten, theoretisch an sich mögliche Vergleiche der Hektarerträge mit allzu weitgehenden Erwartungen zu verbinden. Die Bestellung des Bodens und die Entwicklung seiner Ertragskraft ist nicht einfach das Ergebnis einer Multiplikation nach dem Schema: Boden mal Düngierzufuhr gleich

Ertrag. Es gilt, sich immer wieder der Vielzahl der bestimmenden Ertragsfaktoren gerade in der Landwirtschaft bewußt zu sein. Eine erste zusammenfassende Übersicht über europäische Maßnahmen zur Steigerung der landwirtschaftlichen Leistung gibt ein Beitrag in der „Internationalen Agrarrundschau“ (1941/9).

### Schwierigkeiten der Leistungssteigerung in der rumänischen Landwirtschaft

In einem beachtenswerten Aufsatz im Südost-Echo (1941/36) beschäftigt sich Professor N. D. Cornăşeanu, Leiter der Abteilung für landwirtschaftliche Betriebslehre im Landwirtschaftlichen Forschungsinstitut, mit Problemen der agrarischen Leistungssteigerung in Rumänien. Unter anderem lesen wir: „Unsere Landwirtschaft ist im Gegensatz zu der anderer Länder extensiv. Bei einem Aberschuß an Bauernbevölkerung, der sich dazu noch in jedem Jahr vergrößert, ist eine extensive Landwirtschaft paradox. Billige Arbeitskräfte sind vorhanden, die ländliche Bevölkerung ist ungenügend ernährt, und dennoch ist die Landwirtschaft unserer Bauern extensiv. Die Ursachen, die zu dieser extensiven Landwirtschaft geführt haben, sind sehr mannigfaltig. In erster Linie ist sie durch die Billigkeit des Bodens und durch die Leichtigkeit, mit der dieser veräußert werden kann, bedingt. In wenigen Ländern ist der Ackerboden so billig und in einem solchen Ausmaße Handelsgut wie bei uns. In den östlichen Gegenden des Landes hatte ein Hektar Grund in den Jahren 1930 bis 1934 keinen größeren Wert als den von zwei Paar Ochsen oder 10 bis 12 Schafen. Sowohl der seit kurzem sechshaft gewordene Bauer als auch der Großgrundbesitzer hat seinen Boden mit einer erstaunlichen Leichtigkeit verkauft. Durch die Verhinderung dieses Zustandes läßt sich allein schon die kommende Bauergeneration enger mit Herd und Scholle verbinden, wodurch der erste Schritt zu einer intensiven Landwirtschaft getan sein wird.“

Diese Ausführungen unterstreichen von einem anderen als dem uns gewohnten Blickpunkte aus die große Bedeutung des Erbhofes für die landwirtschaftliche Leistungssteigerung. Mehr als in jedem anderen

Wirtschaftszweig ist die Gewährleistung auf lange Zeiten hin beständiger Verhältnisse Voraussetzung der landwirtschaftlichen Leistungssteigerung, was jedem ohne weiteres klar ist, der die unverhältnismäßig großen Zeiträume kennt, die zur Ausreifung von Intensivierungsmaßnahmen benötigt werden.

### Bessere Getreidepreise in Frankreich

Der unverhältnismäßige Tiefstand der französischen landwirtschaftlichen Erzeugung in den vergangenen Jahren ist weitgehend auf die niedrigen Getreidepreise zurückzuführen, die dem Bauern keinen genügenden Anreiz boten, die günstigen klimatischen und bodenmäßigen Voraussetzungen auszunützen. Zudem übten die erheblichen Einfuhren aus dem französischen Kolonialraum einen unauffhörlichen Druck auf die Preise der Bodenerzeugnisse des Mutterlandes aus. Die Regierung hat sich nunmehr entschlossen, die Getreidepreise nicht unbeträchtlich heraufzusetzen. Der Weizenpreis z. B. ist für das Wirtschaftsjahr 1941/42 auf 290 Frs. je Doppelzentner festgesetzt worden (gegen 205 Frs. 1939/40 und 225 Frs. 1940/41). Zu diesem Preise kommt eine besondere Prämie von 11 Frs. hinzu, so daß der Bauer insgesamt 301 Frs. erhält. Auch der Roggenpreis ist entsprechend heraufgesetzt worden.

Der Brotpreis bleibt trotz der Getreidepreiserhöhungen unverändert. Zu diesem Zweck leistet der Staat erhebliche Zuschüsse.

### Troß Aberschuß Lebensmittelsteuerung in Argentinien

Obwohl Argentinien seine großen Aberschüsse an landwirtschaftlichen Erzeugnissen nur zu einem geringen Teile während des Krieges ausführen kann, hat sich im ganzen Lande eine Lebensmittelsteuerung ausgebreitet, welche die Regierung zu neuen Maßnahmen veranlaßt hat. Während die Regierung eine Steigerung des inländischen Fleischverbrauches anstrebt, ist die Bevölkerung zufolge der steigenden Fleischpreise gezwungen, den Fleischverzehr sogar einzuschränken. Während Mais in großem Umfange verbrannt werden muß, kostet Maismehl im Kleinverkauf unverändert 20 Centavos, was einem Tonnenpreis von 200 Pesos

entspricht. Diese unglaublichen Erscheinungen sind die Folge spekulativer Störungen, gegen die die Regierung nunmehr durch Aufnahme des direkten Publikumsverkehrs auf den Wochenmärkten durch den Staat vorgehen will. Man sieht, daß im liberalen System, auf das immer noch viele Länder schwören, selbst das Sinnlose möglich ist, wenn dabei die Getreidespekulanten nur ihren arbeits- und mühelosen Verdienst einheimen können.

WALTER HORN

## Kulturpolitische Umschau

Bühne und Bühnendichtung haben eine nicht geringe Bedeutung für die rechte Einschätzung des Bauerntums im Bewußtsein des Gesamtvolkes. Wer sein Leben zwischen den steinernen Mauern der großen Städte verbringen muß, verliert leicht den klaren Blick für das weite Land und seine Menschen. Der Städter, den weder Verwandtschaftsbeziehungen, Erinnerungen oder geheime Sehnsucht mit der wahren Dorfheimat verbinden, aus der seine Vorfahren vor Zeiten gekommen sind, bildet sich seine Vorstellung vom Bauern durch Lektüre, Ferienreisen und das Kulturerlebnis in seinen verschiedenen Formen und Abwandlungen. Dabei ergibt sich nicht selten ein Bild der Phantasie, das im Widerspruch zur Wirklichkeit steht, wodurch die innere Einstellung der Stadtmenschen zum Bauerntum ungünstig beeinflusst wird.

Es braucht nicht ausführlicher erörtert zu werden, wie sehr in der Vergangenheit bauernfeindliche Darstellungen des Land Lebens auf der Bühne und im Film zur Entfremdung von Stadt und Land beigetragen haben. Durch planmäßige kulturpolitische Arbeit wurde der „Theaterbauer“ liberalistischen Stils ausgemerzt, die Witzfigur mit buntem Sacktuch, Knollennase und Knotenstock, die ihr zähes Leben auf den Brettern der deutschen Bühne der Einfallsllosigkeit jüdischer Schwandichter und Regisseure verdankte. Das Problem künstlerischer Darstellung des Bauerntums auf der Bühne erschöpft sich jedoch nicht in diesen Außerlich-

keiten der Darstellung, sondern sie ist durch den geistigen Gehalt der Stücke bestimmt, in denen bäuerliche Menschen auftraten.

Man hört von klugen Dramaturgen, daß die erfolgversprechenden „echten“ Bauernstücke meist der Vergangenheit angehören. Tatsächlich ist es in den Jahrzehnten einer einseitig städtisch ausgerichteten Theaterkultur nur wenigen landverbundenen Dichtern gelungen, Bühnendichtungen aus Themen der bäuerlichen Welt zu formen, die lebensecht genug sind, um dem Schauspieler Atem und seelischen Raum zum Nacherleben zu gewähren. Ludwig Thoma und - mit gewissen berechtigten Einschränkungen - Ludwig Anzengruber, Ruederer und Krane-witter, auch einige Werke Karl Schönherr's, schwingen im unverfälschten Gleichmaß des bäuerlichen Lebens und zeigen uns ein bodenverbundenes Menschentum, das sich lebendig und unverfälscht darbietet. Allerdings tragen auch diese Werke immer noch Charakterzüge einer Kulturpoche, die wir, halb im Unbewußten, eben überwinden. Mögen die bäuerlichen Charaktere kraftvoll und echt gezeichnet sein, die Probleme und Konflikte stammen fast immer aus der Welt des Persönlichen und Privaten und werden nach Moral und Sitte eines Zeitalters gemessen, über dessen Gemeinschaftsformen wir hinausstreben zu einer höheren Verantwortlichkeit.

Diesen wertvollen Werken der Bauern-dramatik, zu denen etwa im Bezirk des Schauspiels in jüngster Zeit noch Richard Billingers Dramen und die Komödien von August Hinrichs zählen, steht eine große Zahl von dramatischen Bauernschilderungen gegenüber, die ihren Ursprung aus dem Tintensaß nicht verleugnen können. Eine durchaus unbäuerliche Haltung, Menschen wie Schemen, die nicht blutvoller werden, wenn sie auf der Bühne krachlederne Hosen oder gewirktes Tuch tragen, eine papierne Sprache, das Schwanken zwischen Gefühl-seligkeit und markiger Aberderbheit verraten uns, daß die Verfasser auf alterprobt Weise „Milieu“ schildern, wenn nicht gar Kon-funkturpolitik treiben. Vor allem suchen wir in diesen oft gut gemeinten und mit hand-wertlichem Können gezimmerten Bauern-

stücken einen Hauch unserer Zeit, den Mut des Dichters, das Leben zu sehen und zu gestalten, nicht auszuweichen und in die Welt der privaten Konflikte zu flüchten vor der Forderung unserer Zeit.

### Ein Bauerndrama aus unserer Zeit

Weil es vielen an sich begabten Dramatikern noch an der rechten Erkenntnis der Lebensbedingungen fehlt, zu denen sich unser Volk durchgekämpft hat, und in ihm als Kern der Volkskraft das deutsche Bauerntum, wollen wir auf das Bauerndrama eines jungen, gegenwärtig im Felde stehenden Verfassers verweisen, das eine ungewöhnliche dramatische Begabung verrät.

Dieses Drama „Die Magd des Peter Rottmann“ von Erich Bauer (ersienen im Bühnenverlag Arwed Strauch, Leipzig) bewegt sich durchaus im Umkreis persönlicher schicksalhafter Verstrickungen, der spannungsreichen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mann und Weib, aber über diesen Auseinandersetzungen, die einem Bühnenwerk der naturalistischen Zeit einen spannungsreichen Stoff gegeben hätten, steht als Schicksalsmacht ein höheres bäuerliches Ethos, ein uraltes Wissen, das wir heute wieder ans Licht tragen.

Der Dichter zeigt eine Bauernehe im tragischen Konflikt der Kinderlosigkeit. Mann und Frau, der Bauer Peter Rottmann und sein Weib Barbara, sind nicht mehr jung, aber noch im lebenskräftigen Alter. Aber beiden steht die dunkle Mahnung: was soll werden, wenn der Rottmannshof ohne Erben bleibt. Die junge Magd Eva tritt zwischen beide. Die Altbäuerin, die Mutter der Barbara, erkennt „das Wetter, das sich über dem Hause zusammenzieht“. Der Knecht Martl, der die Magd zur Frau begehrt, ahnt wie die Alte drohend und haßerfüllt das Unheil, das noch unbewußt im Blute der Menschen des Rottmannshofes schlummert. Mit einer Seelenkraft, die aufwühlt und erschüttert, läßt der Dichter diese Menschen ihr Schicksal leben. Der Bauer, der die Sehnsucht nach dem Hoferben und nach dem Glück der Vaterschaft lange Jahre als dunkle Last mit sich getragen hat, erkennt in der jungen Magd die Frau, die dazu bestimmt ist, die

Mutter seines Kindes zu sein. Die rechtmäßige Frau, der das Glück der Mutterchaft versagt ist, kämpft verzweifelt gegen die unheilvolle Wendung, an der ihre Ehe zerbrechen muß, aber als die Magd einen Sohn des Bauern geboren hat, lehnt sich die Bäuerin als Erste in tapferer Entsaugung gegen den Schuldspruch auf, der nach überkommener Moralanschauung gefällt wird. Sie wendet sich sogar gegen ihre eigene Mutter, die Altbäuerin, und holt die Magd, die mit dem Kind in die nahe Stadt geflohen ist, wieder zurück. Der Hof soll seinen Erben aus gesundem und lebensfähigem Blut haben.

Die Bäuerin geht freiwillig in den Tod, damit der Platz an der Seite ihres Mannes frei wird, damit Hof und Sippe einander erhalten bleiben. Als der Bauer sich in wildem Zorn gegen die scheinbare Anvernung des Schicksals empört und die Magd im erdrückenden Zwiespalt von Schuld und Schicksal den Hof verlassen will, tritt ihr die Altbäuerin in den Weg, die greise Mutter der toten Bäuerin:

„Du darfst jetzt dei Kind und du darfst auch den Hof nit allah lassen. Ich bin a altes Weib, mich wirft es Leben bald weg. Aber du hast noch starke Händ und - - du bist auch a Mutter, die leben muß und für ihr Kind einstehn - grad so, wie ich des in dieser Zeit tan hab für mei Kind, für meine Tochter, die Barbara - -“

Die Menschen dieses Schauspiels tragen in Sprache und Tun die bäuerliche Lebhastigkeit in sich. Hinter ihren Worten steht das Leben, und schon beim Lesen der Dichtung formt sich unwillkürlich das plastische Bild der Handlung. Es gibt keinen Leerlauf und keine tote Stelle in diesen fünf Akten; wir erleben gütiges Schicksal, in einem zwingenden Ablauf, der bis zur letzten Minute starke Spannungen hält. Das Allgemeinmenschliche wird im geistigen Raum unserer Zeit ausgetragen, - eine folgerichtige Aberwindung der naturalistischen Bühnenkunst durch ein Drama, das der Wirklichkeit in jeder Szene verpflichtet bleibt. Deshalb ein bedeutsames Stück, das dem Bauern wie dem echten ernstern Theater dient.

# DIE BUCHWACHT

In Titel und Inhalt umfaßt die Schriftenreihe „Politische Biologie“ aus dem Verlag J. F. Lehmann, München, eines der wichtigsten Gebiete unseres völkischen Lebens überhaupt. Denn die kleinen, handlichen Heftchen tragen nicht nur die Grunderkenntnisse unserer Weltanschauung in weite Kreise, sondern geben auch die klare Beziehung zu unserem eigenen Leben, sagen jedem einzelnen klar und deutlich, wo er selbst Verantwortung trägt und wie diese aussieht. Dabei stehen drei Forderungen an erster Stelle: „Halte deinen Körper rein und bewahre dich durch ein zuchtvolles, sauberes Geschlechtsleben für die völkisch wertvolle Ehe“, „Wähle deinen Ehepartner so, daß du durch das Zusammenleben mit ihm in deinem eigenen Wert und Einsatz gesteigert wirst und gesunde und tüchtige Kinder erwarten kannst“, „Schenke dem deutschen Volk soviele Kinder, wie gesund an Leib und Seele heranwachsen können“. Das Heftchen „Warum hat man uns das nicht früher gesagt?“ von W. Hermannsen und K. Blome zeigt in Ergänzung zu dem früher erschienenen Heft von Hoffmann „Sittliche Entartung und Geburtenschwund“ der Jugend den Weg zu geschlechtlicher Sauberkeit und die Gefahren, die ihr und dem deutschen Volke von daher drohen. Dazu sei gleich ein Büchlein genannt, das als ganzes ausgezeichnet ist: „Erziehung zur Gesundheit“ von Dr. Eberhard Rißing (Reichsgesundheitsverlag Berlin-Wien 1941). In diesem Zusammenhang interessieren uns weniger die ausgezeichneten Anweisungen zur Gesundheitsführung der Jugend, als vielmehr das Kapitel „Reifezeit“, in dem bei selbstverständlicher Befahrung von Zucht und Sauberkeit die Freundschaften zwischen Jungen und Mädchen im Entwicklungsalter als gesund und natürlich betrachtet werden. Wer hat es nicht erlebt, daß oft erst die Verfernung dieser Freundschaften und die Brandmarkung

eines Kusses die jungen Menschen in eine sexuelle Überreiztheit gebracht hat, die dem Reifealter gar nicht gemäß ist.

Zu der zweiten Frage spricht Hans F. K. Günther in seinem Buch „Gattenwahl“ (Lehmann Verlag, München, Preis 3,80 RM) ein entscheidendes Wort. Es ist ein Wegweiser, der bei allem völkischen Verantwortungsbewußtsein doch nie die im Persönlich-Menschlichen gegebenen Grenzen seiner Forderungen außer acht läßt, im Gegenteil, er kann durch seine Aufzeigung von Harmonien und Gegensätzen zwischen typisch verschiedenen Ehepartnern mancherlei Schwierigkeiten beheben und manche bestehende Ehe klarer und wertvoller machen. Und wo er warnen muß, da tut er es so überzeugend und eindringlich, daß er wohl doch manchmal gehört werden mag. Untermauert wird dies Buch von einem wissenschaftlichen Wert über „Formen und Urgeschichte der Ehe“ (Lehmann Verlag, München, Preis 5,40 RM), das über unsere Vorfahren, aber auch fremde Völker wertvollste Erkenntnisse vermittelt, aber kaum für die Hand eines breiten Publikums gedacht ist.

Zu der dritten Frage hat die genannte Schriftenreihe wieder Verschiedenes zu bieten, in jüngster Zeit Friedrich Burgdörfer: „Krieg und Bevölkerungsentwicklung“, worin der Weltkrieg mit dem gegenwärtigen Kriege (von Beginn des Ostfeldzuges) in bevölkerungspolitischer Hinsicht verglichen wird. Auch für die andern europäischen Nationen wird aufschlußreiches Zahlenmaterial herangetragen. Was die Bedeutung des Weltkrieges für die Geburtenzahl anlangt, so hat dieser Frage Dr. v. Rietzel noch ein eigenes Heft gewidmet: „Weltkrieg und Bevölkerungspolitik“ und bietet in den verschiedensten Statistiken aufschlußreiches Material. Will man das ganze Gebiet der „Rassenpolitik im Kriege“ in knapper Form übersehen, so nehme man das unter diesem

Titel erschienene Sammelbändchen aus der Schriftenreihe des Rassenpolitischen Amtes des Gaues Südhannover-Braunschweig zur Hand (Herausgeber Dr. W. Kopp, Verlag M. & H. Schaper, Hannover 1941), in dem man über alle Fragen der Erbhygiene, Auslese der Tüchtigen, Großstadtfahren, Bedeutung der Wohnung, Abtreibungsfeuche, Fremdvolkpolitik usw. knapp und klar Auskunft erhält. Das ist ein Buch, mit dem man gern arbeitet.

Zum Schluß sei ein Roman genannt, ein Lebensbild Johann Gregor Mendels: „Der junge Genius“ von Werner Heinen, Verlag Industriedruck AG., Essen. Es bewahrheitet sich auch hier, daß man Menschen, Zeiten und Lehren auch aus guten Romanen kennenlernt, deshalb sollte man den geschichtlichen Roman nicht so verächtlich machen, er verdient es auch da nicht, wo ihn die Gestaltung des Schicksals nicht in die Höhen größter Dichtung führt. Auch hier haben wir eine feine und saubere Arbeit vor uns, und die Gesezte der Vererbung werden uns ganz lebendig.

Dr. Elisabeth Achterberg/von Pusck

Erich August Mayer: „Der Knecht“. Adolf-Luser-Verlag, Wien-Leipzig. 508 Seiten. Preis 6,50 RM.

Der Roman Erich August Meyers führt uns in ein österreichisches Dorf und zeigt ein lebendiges Bild der Zeit vom Beginn des Weltkrieges bis zur Heimkehr der Ostmark auf. Die Schilderung des Schicksals eines Knechtes läßt erkennen, daß die Bindung an den Boden und die bäuerlichen Lebenswerte Wesenserbe ist. Am Haben oder Nichthaben, am Erhalten oder Vergeuden dieses Erbes scheidet sich der Bauer vom unbäuerlichen Menschen. Es kann sein, daß selbst der Hof-

erbe nicht Bauer ist, weil er - im Wesen ohne Bindung an das übernommene Gut - in sich nicht die Verpflichtung gegen den Boden trägt. Und es kann geschehen, daß der Knecht, der als „lediges Kind“ auf den Hof kommt, zutiefst in seiner Art bäuerlichen Wesens ist. Diese Gedanken und die Schilderung der traurigen Last, die die menschliche Gemeinschaft oft auf das Leben „lediger“ Kinder zu legen fähig ist, lassen den Leser nicht ohne Eindruck in einer Zeit, in der dem echten Bauerntum wieder Recht gesprochen und der Wert eines Menschen auf seine Art zurückgeführt wird.

Lieselotte Spiegel

Franz Schulz: „Die deutsche Romantik“. Hermann-Schaffstein-Verlag, Köln. Broschiert 0,40 RM, gebunden 0,80 RM.

Im Rahmen der von Dr. Johannes Bühler herausgegebenen Schriften zur völkischen Bildung stellt Franz Schulz die ja in sich sehr vielseitige und nicht leicht auf einen Nenner zu bringende Deutsche Romantik dar. Er leitet sie unmittelbar von der Sturm- und Drangzeit über ihre zahlreichen Verflechtungen mit der deutschen Romantik zu ihrer Blütezeit im Biedermeier durch sehr verschieden getönte Zeiträume und bestimmt sie als Wiedergeburt und Lebensstimmung, einsetzend bei den Brüdern Schlegel über Tieck, Wackenroder, Schleiermacher, den jüngeren Romantikern, Görres, dem Heidelberger Kreis, Eichendorff, Brentano, Novalis, Arnim, wobei deutlich wird, daß manche der eigentlichen Romantik nur in bestimmten Abschnitten ihres Lebens angehört haben. Eine Reihe guter biographischer Bemerkungen bereichert das inhaltreiche Bändchen.

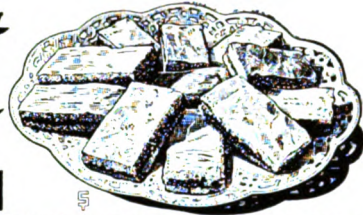
Johann von Leers

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf  
Anschrift d. Schriftleitg.: Berlin W 50, Ansbacher Str. 37; Fernruf 2431 77. Verlag: Blut und Boden G. m. b. H.,  
Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortl. f. d. Anzeigentell: René Busse, Goslar.  
Anzeigenabteilung: Goslar, Bäckerstr. 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsnährband Verlags-Ges. m. b. H.,  
Berlin N 4, Lintienstr. 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM,  
vierteljährl. 3 Hefte 3,50 RM zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postankalten und  
den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingelangte Manuskripte keine Gewähr!

# 1. Biskuitteig-Rezept von Dr. Oetker



## Biskuitschnitten

**Zeig:** 2 Eier, 3 Eßl. Wasser, 100 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker, 100 g Weizenmehl, 3 g (1 gestrichener Teel.) Dr. Oetker „Badin“.

**Füllung:** 1. „Fruttina“-Artem: 1 Päckchen Dr. Oetker „Fruttina“-Puddingpulver Zitronen-Geschmack,  $\frac{3}{8}$  l Apfellaft, 75 g (3 gehäufte Eßl.) Zucker.  
oder 2. Etwa 125 g nicht zu süße Marmelade.

**Guß:** 75 g Puderzucker, 1 — 2 Eßl. Apfellaft oder Wasser.

Man schlägt Eiweiß und Wasser mit einem Schneebesen schaumig und gibt nach und nach  $\frac{2}{3}$  des Zuckers mit dem Vanillinzucker dazu. Danach schlägt man so lange, bis eine cremartige Masse entstanden ist. Das Eiweiß wird zu festem Schnee geschlagen. Dann gibt man unter ständigem Schlagen nach und nach den Rest des Zuckers dazu. Der Schnee muß so fest sein, daß ein Schnitt mit einem Messer sichtbar bleibt. Er wird auf den Eigelbteig gegeben. Darüber wird das mit „Badin“ gemischte Mehl gestrichen. Der Teig wird etwa 1 cm dick auf ein mit gut gefettetem Papier belegtes Backblech gestrichen. Damit er an der offenen Seite des Blechs nicht auslaufen kann, knifft man das Papier unmittelbar vor dem Teig zur Falte, so daß ein Rand entsteht.

**Backzeit:** Etwa 12 Minuten bei starker Hitze.

Nach dem Backen wird der Biskuit sofort auf ein mit Zucker bestreutes Papier gestürzt und das Backpapier vorsichtig aber schnell abgezogen.

**Für den „Fruttina“-Artem** wird das Puddingpulver mit 4 Eßlöffel vom dem Apfellaft angerührt. Den übrigen Saft bringt man mit dem Zucker zum Kochen. Sobald der Saft kocht, nimmt man ihn von der Kochstelle, gibt das angerührte Puddingpulver unter Rühren hinein und läßt noch einige Male aufkochen. Damit sich keine Haut bildet, rührt man den Artem während des Erstaltens häufig um. Man schneidet den Biskuit in zwei Hälften, bestreicht die eine mit dem Artem oder der Marmelade und legt die andere darüber. **Für den Guß** rührt man den gesiebten Puderzucker mit so viel Flüssigkeit an, daß eine dickflüssige Masse entsteht. Damit bestreicht man die Oberfläche des Gebäcks. Wenn der Guß trocken ist, schneidet man den Biskuit in Schnitten in der Größe von etwa  $4\frac{1}{2} \times 8\frac{1}{2}$  cm.



Bitte ausschneiden!

**Dr. Oetker Backpulver „Backin“ - seit 50 Jahren bewährt!**

Sachgemäße  
**Kalidüngung**  
im Herbst  
macht die Saaten  
durch Erhöhung des Zellsaftgehaltes an Mineral- u. Zuckerstoffen  
winterhärter





## Der Gegensatz von Stadt und Land

beruht nicht zuletzt darauf, daß die schwere Landarbeit geringer bewertet und bezahlt wird, als die (zumindest scheinbar) leichtere Arbeit des Industriearbeiters. Ein ausgezeichnetes Mittel zur Erleichterung und Beschleunigung der Landarbeit und damit ein Mittel zur besseren Entlohnung des Landarbeiters (Akkordarbeit?) sind die neuzeitlichen Handgeräte für die ziehende Arbeitsweise. Es würde zu weit führen, dies an dieser Stelle ausführlich zu begründen. Wir empfehlen jedem geistig regsamen Bauernführer das Studium des interessanten Buches »Wie erntet der Bauer mit weniger Mühe, in kürzerer Zeit, mit weniger Geld mehr als bisher?« Dies Buch enthält keine leeren Phrasen, sondern bringt interessante und interessant dargestellte Tatsachen, die jeden Leser überzeugen. Sie erhalten es gegen Einzahlung von 0,80 RM zuzüglich 15 Rpf. Porto auf unser Postscheckkonto 31208 Köln von der



**WOLF** -Geräte - Fabrik, August Wolf G. m. b. H.  
Betzdorf-Sieg 303



# Holzgas- Bulldog

zeugt erneut von dem ständigen Streben im LANZ-Werk, den Anforderungen des Fortschrittes Wirklichkeit zu verleihen. Die Verwendung von Sauggas im Bulldog-Motor stellt die hohe Entwicklungsstufe dieses ob seiner Kraftstoffgleichgültigkeit berühmten Motors abermals eindeutig unter Beweis.

BJ 2026 G

HEINRICH **LANZ** MANNHEIM  
AKTIENGESELLSCHAFT

8.105

Ag. Lib.

# W d a i

THE LIBRARY OF THE

JAN 8 1947

UNIVERSITY OF ILLINOIS



## Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Ausgabe 21

Digitized by Google Postvertrieb

# Wald Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré

## Inhalt

Heft 12 · 10. Jahrgang · Dezember 1941

Deutsche Agrarpolitik 1914-1918 und im jetzigen Kriege. Von Dr. Johann von Leers, o. ö. Professor an der Universität Jena . . . . .	815	Soldatenlied. Gedicht von Franz Doerbeck	
Deutsches Waldbauerntum im Spiegel der Weistümer. Von Günther Pacyna . . . . .	826	Junge Kämpfer. Gedicht von Franz Xaver Hollnsteiner . . . . .	850
Deutsches Bauernblut für die USA. Von Hans Bodenstedt . . . . .	839	Der alte Bauer. Gedicht von Jürgen Raasch . . . . .	857
Die Sippe Bach. Von Präsident Professor Dr. Friedrich Reinöhl . . . .	842	Vermächtnis. Gedicht von Walter Stölze . . . . .	858
In den Zwölfnächten. Von Sophie Rogge-Börner . . . . .	849	Soldatentraum. Gedicht von Hanns Gottschalk . . . . .	
Die Vollkraft des Ganzen. Von Ernst Freiherr von Feuchtersleben . . . .	852	Das Heimweh. Von Hans Christoph Raergel . . . . .	859
Die innere Heimkehr. (Schriftleitung) .	853	Blumen im Schnee. Von Dr. Clara Teschner . . . . .	861
Wenn wir gen Osten reiten. Gedicht von Otto Düpow . . . . .	855	Jucht und Sitte . . . . .	863
		Die Umschau . . . . .	864
		Die Buchwacht . . . . .	876

Bildnachweise: Das Titelbild „Bahnkreuz“ geben wir nach einer PK-Zeichnung des Kriegsberichters Ernst Kretschmann wieder. Das Bild nach dem Spruch ist eine Aufnahme von Fischer, Braunschweig. Zwei Aufnahmen zum Artikel „Deutsches Bauernblut für die USA.“ zeichnete Professor Heermann. Die Photos für die „Sippe Bach“ stammen vom Verfasser (1), von der Staatsbibliothek, Berlin (5), vom Historischen Bilderdienst (2). Die Bildbeilage „Mutter“ zeigt eine Plastik der Bildhauerin Maria Theresia Hofmann, München. Die Illustrationen zum Aufsatz „Die innere Heimkehr“ sind Aufnahmen nach Zeichnungen von Kriegsberichtern, Dudda (1), Kretschmann (2), Scheurich (1), sowie zwei Strichzeichnungen von Karl Raethe. Drei Bilder „Blumen im Schnee“ sind Aufnahmen von Dr. Otto Croq.



Verlag Blut und Boden / G. m. b. H.  
Reichsbauernstadt Goslar / Bäckerstraße 22



Vom  
deutschen Standpunkt aus  
hat der Boden zwei Aufgaben:  
er soll  
die auf ihm siedelnden Geschlechter erhalten  
und er soll  
die Ernährung des Gesamtvolkes sichern;  
er soll mithin  
eine blutsverantwortliche  
und eine volkswirtschaftliche Aufgabe erfüllen.

N. Walther Darré



## Deutsche Agrarpolitik 1914-1918 und im jetzigen Kriege

Die letzten Jahre vor dem Weltkrieg 1914/18 standen im Deutschen Reich unter dem Zeichen einer agrarpolitischen Beruhigung. Der schwere Kampf, den der „Bund der Landwirte“ gegen den Reichskanzler von Caprivi und gegen die Entschlußlosigkeit des alten Reichskanzlers Fürst von Hohenlohe hatte führen müssen, war nicht ganz ergebnislos geblieben. Nach wildem Kampf im Reichstag mit Obstruktion der Sozialdemokraten und Dauerreden war es schließlich möglich gewesen, am 28. Februar 1905 die vom Reichskanzler von Caprivi geschlossenen Handelsverträge zu kündigen, deren so niedrige Zollsätze für die deutsche Landwirtschaft ruiniös waren. Ab 1. März 1906 waren neue Zölle geschaffen, die in der Tat die Überschwemmung des deutschen Marktes mit dem billigen russischen und amerikanischen Korn verhinderten. Die Landwirtschaft hatte dann einige gute Jahre mit besseren Preisen und erhöhtem Einkommen. Sie hatte diese wohl verdient, denn die lange Krise, die seit Bismarcks Sturz sie heimgesucht hatte, war verheerend gewesen. Wie es aber stets zu sein pflegt, waren in diesen, guten Jahren manche Pläne wieder aufgegeben worden, die in der Zeit der Not besser und lebhaft verteidigt waren. Dazu gehörte der Gedanke einer Vorratswirtschaft des Reiches. 1894 hatte der Bund der Landwirte im Antrage des Grafen Kanitz im Reichstag gefordert, Mindestpreise für Weizen, Roggen und Gerste festzusetzen. Diese erste Fassung war im Reichstag am 14. April abgelehnt worden. Der Antrag wurde dann dahin geändert, daß Mindestpreise in der Höhe des Durchschnitts der Kornpreise der letzten 40 Jahre festgesetzt werden sollten und „daß die beim Verkauf erzielten Überschüsse seitens des Reiches dazu verwendet würden, in Zeiten höherer Weltmarktpreise doch das Getreide zu dem Durchschnittspreis abzugeben“. Ferner sollten „Vorräte für außergewöhnliche Bedürfnisse“, also ein Kornvorrat für Kriegsfälle, angesammelt werden. Auch dieser Antrag wurde vom Reichstag abgelehnt. Unabhängig vom Bund der Landwirte hatte dann 1906 Großadmiral von Tirpitz die Anlage einer Reserve für Kriegsfälle in Höhe von 2 Millionen Tonnen gefordert. Er hatte keinen Erfolg gehabt. Der Generalstab, in dieser Hinsicht viel weitsichtiger als die zivilen Instanzen, hatte mehrfach die Schaffung eines Reservevorrates von 2,5 Millionen Tonnen für Kriegsfälle angeregt, ohne damit Erfolg zu haben.

Organisatorisch bestand keinerlei Vorbereitung auf die Möglichkeit eines Kampfes gegen Blockade. Es bestand keine zentrale Behörde für die Bearbeitung der Agrarfragen im Reich. Zuständig waren vielmehr die deutschen Einzelstaaten. In diesen hatten einige, aber nur die großen, besondere Landwirtschaftsministerien, bei

anderen wurden landwirtschaftliche Fragen im Innenministerium behandelt, Fragen der landwirtschaftlichen Bildungsanstalten gehörten zum Unterrichtsministerium, die Seuchenpolizei zu besonderen Medizinalabteilungen, das Verkehrswesen wurde wieder selbständig verwaltet, sehr viele Aufgaben der Landwirtschaftspolitik wurden gar nicht vom Einzelstaat unmittelbar bearbeitet, sondern gehörten zur Zuständigkeit der Provinzen in Preußen, der Regierungsbezirke in Bayern, kurz der mittleren Instanzen, in deren Haushalten auch die dafür nötigen Summen ausgezahlt waren. Unter den zahlreichen Fragen, die im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1900 der Regelung der Einzelstaaten vorbehalten waren, gehörten vor allem viele Dinge, die sich mittelbar oder unmittelbar auf die Landwirtschaft bezogen. Unter jenen Artikeln des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch vom 18. August 1896, die alle mit den Worten anfangen „Unberührt bleiben“ und die Gesetzgebung des Reiches auf weiten Gebieten zugunsten der Einzelstaaten ausschlossen, gehörten die landesrechtlichen Bestimmungen über Familienfideikomisse und Lehen (Art. 59), landesgesetzliche Vorschriften über die Einschränkung der Zwangsvollstreckung auf Hypotheken (Art. 60), über Rentengüter (Art. 62), Erbpachtrecht (Art. 63), Anerbenrecht in Ansehung landwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Grundstücke (Art. 65), Wasserrecht (Art. 65), Deich- und Sielrecht (Art. 66), Bergrecht (Art. 67 und 68), Jagd-, Fischerei- und Wildschaden (Art. 69 bis 71), Waldgenossenschaften (Art. 83), Einschränkung der Pfändungen bei Grundstücken (Art. 89), Überlassung von Grundstücken als Altenteil (Art. 96) - und eine ganze Anzahl anderer Bestimmungen. Die Reichsgesetzgebung des Kaiserreiches hatte zwar eine unverkennbare Tendenz, ihre Befugnisse auszudehnen, aber gerade auf dem Gebiet des Landwirtschaftsrechtes war etwas Derartiges nur in einem geringen Umfang geschehen.

Aus der Landwirtschaft selbst hatten sich einzelne Organe entwickelt, die geeignet gewesen wären, eine straffere Zusammenfassung zu ermöglichen. Dazu gehörte das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen. Es war in Deutschland gut entwickelt, als Einkaufs-, Verkaufs- und Kreditgenossenschaften, als Silo- und Molkereigenossenschaften hatte es einen erheblichen Teil der landwirtschaftlichen Produzenten erfaßt - aber die Genossenschaften waren in sich in mehrere Richtungen gespalten, durchaus nicht alle Betriebe gehörten ihnen an, eine einheitliche Leitung aller Genossenschaften bestand nicht.

Die Landwirtschaftskammern waren als halbstaatliche, landwirtschaftliche Körperschaften gebildet. In ihnen saßen Vertreter der landwirtschaftlichen Vereine; sie haben eine Menge sachlicher guter Arbeit geleistet: In Preußen das Landesökonomikollegium, in Bayern das Generalkomitee, in Sachsen der Landeskulturtrat, in Baden und Elsaß-Lothringen der Landwirtschaftsrat, als Gesamtvertretung der deutschen landwirtschaftlichen Vereine der deutsche Landwirtschaftsrat in Berlin haben als Berater der Regierung eine Menge wertvollen Materials beigebracht. Die Organisation dieser Körperschaften aber war in den einzelnen Bundesstaaten sehr verschieden. Es waren auch nur beratende Organisationen, Verwaltungsaufgaben hatten sie nicht. Aber die zahlreichen landwirtschaftlichen Vereine konnten sie zwar stark auf die Arbeit der Landwirtschaft einwirken, doch hatte ihre Aufgabe so ausschließlich in der Hebung und Verbesserung der landwirtschaftlichen Erzeugung und in der Verteidigung der wirtschaftlichen Interessen der Landwirtschaft gelegen, daß für die in einem Kriege so wichtige Aufgabe, die erzeugten Produkte zu verteilen,

ihnen kaum irgendwelches Material und keine Erfahrung zur Seite standen. Am verhängnisvollsten sollte sich aber agrarpolitisch auswirken, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann, daß die Gründung der Landwirtschaftskammern ein politischer Schachzug der Regierung war, um dem „Bund der Landwirte“ das Wasser abzugraben. Der politische Wille des Landvolkes sollte in den Landwirtschaftskammern versachlicht und auf das landwirtschaftliche Fachgebiet abgedreht werden.

Die Landwirtschaft hatte hohe Schulden. Sie konnte infolge der sehr schweren Jahre unter Caprivi als verschuldet gelten. Eine Statistik darüber bestand nicht, immerhin hatten schon um 1900 mehrere preußische Amtsgerichte erklärt, daß die Verschuldung vieler Güter und Bauernhöfe an die äußerste Grenze gelangt sei und die Zwangsversteigerung vielfach nur aus Furcht der Gläubiger vor Ausfällen unterbleibe. Eine Badener Enquete hatte 1895 festgestellt, daß 20 vH der Wirtschaften mit Unterschuß wirtschafteten und 44 vH keine Verzinsung des Grundkapitals brachten. In 126 Behörden in Württemberg betrug nach einer Statistik die Verschuldung:

1874 . . . . .	33 861 205 RM,
1884 . . . . .	42 097 631 RM,
1894 . . . . .	47 538 233 RM.

Solche Steigerung der Verschuldung hatte sich bis zu den Bülowzöllen von 1906 fortgesetzt, war dann wohl zum Stillstand gekommen, aber kaum zurückgegangen. Infolge der Verschuldung mußte der Landmann mit Eifer darauf sehen, nur das anzubauen, was hohe Barerträge brachte. Das waren Weizen, Zuckerrüben, auch schon Feldgemüse - der Anbau von Pflanzen, die an sich für die Volksernährung nützlich und nötig waren, aber zu wenig einbrachten, ging zurück. Davon waren besonders die Ulfrüchte betroffen, so daß der Anbau von Raps und Rübsen bedeutungslos wurde. Ebenso wurde der Flachsanbau aufgegeben - er benötigte zu viel Arbeitskräfte und brachte, verglichen mit dem billigen russischen Flachs, gegen den er sich nicht behaupten konnte, zu wenig ein. Die Landwirtschaft wurde so einseitig. Nicht, was für die Versorgung des Reiches mit Nahrungsmitteln und agrarischen Rohstoffen unentbehrlich war, sondern was hohe Gelderträge brachte, baute sie unter dem Druck ihrer Gläubiger an.

Mit der Möglichkeit eines Blockadekrieges rechnete man nicht. Die unglückliche deutsche Neigung, in den Engländern die stammesverwandten Vettern zu sehen, ließ die Möglichkeit eines Kampfes mit England als sehr unwahrscheinlich erscheinen. 1870/71 war ein Krieg in besonders ritterlicher Form gewesen, der nur von Heer zu Heer ausgetragen war - daß bei den Franzosen am Ende die Formen des Volkskrieges aufkamen, hatte man ihnen moralisch sehr verübelt. Die nächsten Kriege (der russisch-türkische von 1877/78 mit recht handfesten Barbareien, der spanisch-amerikanische von 1898, der Burenkrieg von 1899/1902 mit erlebten britischen Teufeleien und der wieder recht ritterliche japanisch-russische Krieg von 1904/05) hatten sich in so weiter Entfernung abgespielt oder waren so rasch vorübergegangen, daß man aus ihnen keine Schlußfolgerungen zog. Fest lebte man in Deutschland in der Aberzeugung, daß der Krieg eine Angelegenheit der Uniformierten sei. Auf englischer Seite kam hinzu, daß die raffinierte britische Propaganda in der Welt durch das Buch des englischen Juden Norman Angell, „Die falsche Rechnung“, den



Irrtum verbreitet hatte, ein moderner Krieg müsse in wenigen Monaten zu Ende sein, „denn länger könne ihn niemand bezahlen“. So glaubte man allen Ernstes, daß der Krieg nach wenigen Monaten spätestens - falls er überhaupt käme - zu Ende sein müsse. Ein gesundes Kraftbewußtsein des deutschen Volkes verleitete dieses zum gleichen Glauben. „Weihnachten sind wir wieder zu Hause“, schrieben die Soldaten 1914 an die Eisenbahnwagen, als sie in den Krieg fuhren. Auf die Möglichkeit eines Blockadekrieges war man in keiner Weise vorbereitet. Indes - einige Vorbereitungen gab es doch. Mit Mühe und Not war es gelungen, zum 1. Juli 1914 eine Zählung der vorhandenen Vorräte an Korn und Mehl durchzuführen. So wußte man jedenfalls, wieviel Vorrat man hatte. Man besaß ferner eine Viehzählung, die letzte stammte allerdings vom Dezember 1913. Damit waren zwei wichtige Anhaltspunkte für die Organisation der Nahrungsmittelversorgung gegeben. Das war aber zu wenig - man wußte weder, wer Selbstverfórger war, noch wer als Konsument beliefert werden mußte. Die vorhandenen Volkszählungen ergaben darüber kein Material. Man wußte auch nicht, wie hoch die Produktion Deutschlands in jedem Jahr war. Erst die Ernte 1914 wurde einigermaßen statistisch erfaßt. Schon bei dieser Ernte tauchten die ersten großen Schwierigkeiten auf. Die Heeresverwaltung hatte sofort alle Jahrgänge einberufen. Wer nicht einberufen war, hatte sich zum großen Teil freiwillig gestellt. Schlagartig war die Landwirtschaft von allen männlichen Arbeitskräften entblóßt. Irgendeine Regelung zwischen den Interessen der Wehrmacht und der Landwirtschaft bestand nicht. Die Folge davon war, daß auch eine ganze Menge alter und älterer Jahrgänge einberufen waren, die gar nicht an die Front kamen, sondern monatelang in den Kasernen herumlagen, während sie vielleicht nützlicher gewesen wären, wenn sie erst einmal daheim die Ernte eingebracht hätten. Frauen, Halbwüchßige und Kriegsgefangene, Greise, die wieder zugriffen, brachten die Ernte ein. Hätte Deutschland nicht 400 000 Wanderarbeiter damals im Lande festhalten können und hätte Hindenburg nicht bei Tannenberg noch 100 000 Russen dazu eingefangen, so wäre vielleicht schon die Ernte, sicher die Herbstbestellung 1914, eine Katastrophe geworden, zumal die Landwirtschaft auch den größten Teil ihrer Zugtiere an die Armee abgegeben hatte.

In der Industrie war ebensowenig wie in der Landwirtschaft irgend etwas für den Krieg vorbereitet, wenn man von der eigentlichen Rüstungsindustrie absteht. Alle Fabriken, die es sich irgend leisten konnten, stellten sich bei Kriegsausbruch auf Heereslieferungen um. Kleine und kleinste Betriebe erweiterten ihre Kapazität, um Aufträge zur Herstellung von Munition und Waffen zu bekommen. Dies geschah nicht nur aus Patriotismus, sondern auch aus Geschäftsinteresse. Fast schlagartig hörte die Produktion etwa von landwirtschaftlichen Geräten auf. Für den Landmann war dies schlimm, zu dem Mangel an Arbeitskräften kam nun hinzu, daß, sobald eine Maschine irgendeinen Schaden erlitt, sie nicht mehr repariert werden konnte, weil die Reparaturstücke zu fehlen begannen. Bis zum Ende des Weltkrieges sank die Versorgung der Landwirtschaft mit Maschinen auf 57 vH herab. Bei Düngemitteln war die Lage einfacher - Deutschland hatte an sich genug und ersetzte noch während des Krieges die bisherige Einfuhr von Chile-Guano durch künstlichen Stickstoff. Lediglich Phosphor fehlte - auch hier war kein Vorrat angelegt worden, und so fiel dieses wichtige Düngemittel aus. Die Pflanzen kennen ein Gesetz des Minimums - sie richten ihren Ertrag nach der Höhe des Dünge-

mittels -, das am wenigsten gegeben wird. Der Mangel an Phosphor, an Arbeitskräften, an Maschinen warf die Erträge zurück. Man bekam einfach auch nicht so viel geschafft, weil fast in jedem Hof zu wenig Menschen an der Arbeit standen. Die Anbaufläche für Getreide und Kartoffeln sank bis 1918 auf 84 vH, der Gesamtertrag auf 66 vH, bei Zuckerrüben auf 67 vH. Am wenigsten gepflegt werden konnten die Wiesen - die Menschen waren überlastet mit der Ackerarbeit. Obwohl Deutschland Mangel an Futtermitteln hatte, sank so der Heuertrag der Wiesen von 41 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf 28 Millionen Tonnen im Jahre 1918.

Schrecklich rächte sich das selbstgefällige Schlagwort der liberalen Handelspolitiker, daß „unsere Rinder am La Plata weiden“. Mit dem Ausfall der bisherigen Einfuhr von jährlich 4 Millionen Tonnen Futtergetreide und 1,4 Millionen Tonnen Ölkuchen, dem Rückgang der Heuerträge begann das Vieh zu hungern, die Milchträge wurden geringer, das Schlachtgewicht nahm ab.

Vielleicht wäre manches Unheil zu verhüten gewesen, wenn man rechtzeitig eine zentrale Bewirtschaftung durchgeführt hätte. Das tat man nicht - noch im Herbst 1914 aß man Schlagsahne, Kuchen nach Belieben, und der Verbrauch des deutschen Volkes stieg zugleich. Erst langsam erkannte man an steigenden Preisen, daß die Nahrungsmittel knapp wurden.

Reichskanzler und Bundesrat nahmen die Aufgabe in die Hand, die Ernährungs- wirtschaft zu regeln. Ihnen fehlte jeder einheitliche Plan, jede dafür geeignete zentrale Behörde und jede eingearbeitete Beamtenschaft. So wurde erst einmal eine Reichsgetreidestelle gegründet, die das Getreide aufkaufen und verkaufen sollte. Als Unterorgane wurde die lokale Selbstverwaltung eingespannt, also auf dem Lande die Kreisverwaltungen, in den Städten die Bürgermeister. Jeder Kreis sollte nach Sicherstellung seines Bedarfes den Überschuß an Getreide abliefern und an die Zentralstelle abführen, die dann die Verteilung auf diejenigen Kommunalverbände vornehmen sollten, die Mangel hatten. Grundsätzlich wurde alles Korn beschlagnahmt, nur 3 vH des Brotkorns wurden als „Hinterkorn“ zur Verfütterung preisgegeben. Dieses System spielte sich ein. Vor der Ernte wurden die Erträge geschätzt, nach der Ernte mußte der Landmann genau angeben, wieviel er gedroschen hatte, eine scharfe Kontrolle setzte ein, und so wurde die Ablieferung des Kornes ziemlich restlos erreicht: Um die doch mindestens ebenso wichtige Frage, daß auch im nächsten Jahre wieder Korn gebaut werden mußte und daß der Landmann finanziell mit Arbeitskräften und Maschinen in der Lage war, dieses Korn zu bauen, kümmerte sich die Reichsgetreidestelle nicht. Sie war zugleich ein staatliches Unternehmen - kaufmännische Erwägungen standen bei ihr im Vordergrund.

Neben der Reichsgetreidestelle entstand nun eine ganze Anzahl ähnlicher Organisationen, eine Reichsfettstelle, Reichsmilchstelle und eine Flut von anderen größeren und kleineren Organisationen. Diese füllten sich sehr rasch mit Juden. Als Verteilerapparat gab es einen Handel, der völlig liberal aufgebaut war, bei dem in vielen Sparten die Juden überwogen, der durch jüdische Handelsgebräuche und in der Konkurrenz mit dem Judentum entartet war. Die einzelnen Kriegsernährungs-

stellen hatten anfänglich überhaupt keine Verbindung miteinander, jede beschlagnahmte und erfaßte auf ihrem Gebiet, die Reichsgetreidestelle das Getreide, die Reichskartoffelstelle die Kartoffeln, erst spät versuchte man sie gleichzuschalten, indem man Ende Mai 1916 das Kriegsernährungsamt einrichtete, um die dauernden Reibungen und Bürokratie der einzelnen Stellen zu beseitigen.

Der Bauer, überhaupt die Landbevölkerung, war durchaus guten Willens - aber sie wurde gründlich falsch behandelt. Man sah den Bauern nicht als den Mitkämpfer an, der berufen war, das Volk in seinem schweren Kampfe zu ernähren, sondern als den Verdächtigen, der Nahrungsmittel versteckte und unter der Hand teuer verkaufen wollte.

Juden haben stets für bäuerliches Wesen nur Feindschaft gehabt. Jüdisch aber war der verschachtelte, unübersichtliche Aufbau dieser Kriegswirtschaft. Sie war hervorgegangen aus der Kriegsrohstoffabteilung, an deren Spitze Walter Rathenau stand - polypenartig waren aus ihr alle die vielen Kriegsgesellschaften und Reichsstellen hervorgewachsen, die die Rohstoffe und Nahrungsmittel bewirtschafteten. „Noch etwas anderes wußte Rathenau der Kriegswirtschafts-Organisation einzuhauchen, nämlich seinen wunderbaren Geschäftsgeist, der nötigenfalls über Leichen schritt. Allerdings können die Kriegsgesellschaften keine Gewinne heimfahren, aber die Kreise, deren Vertreter die Sachen ehrenamtlich bearbeiten, verdienen desto mehr dabei“ beschwerte man sich auch aus Kreisen der Industrie. (Mitteilungen des Verbandes der Ledertreibriemen-Fabrikanten 1915, Heft 8.) Ein Teil der Beamten, die in die Leitung dieser Gesellschaften übernommen wurden, ließ sich völlig vom jüdischen Geschäftsgeist gefangennehmen. Dem an die Spitze der Reichsgetreidestelle getretenen Unterstaatssekretär Dr. Michaelis wurde der Ausspruch, den er getan haben sollte, vorgehalten: „Der Moralist ist der geschworene Feind aller wirtschaftlichen Vorgänge“ - eine Auffassung, die in jüdischen Kreisen sicher auf Beifall rechnen konnte. Die Versudung der Reichswirtschaftsstellen war so stark, daß selbst der Haushaltsausschuß des Reichstages am 9. Oktober 1916 den Beschluß faßte, nachzuprüfen, wieviel Juden in den Kriegswirtschaftsstellen und Kriegsgesellschaften beschäftigt waren - selbstverständlich wurde dies nicht ausgeführt. Der Plan ging im wilden Geschrei der Judenpresse unter. Der Presse war es verboten, die Namen der leitenden Juden in den Kriegsgesellschaften zu nennen. Die Überzeugung im Volke war allgemein, daß die Kriegsgesellschaften vollkommen korrupt waren. Das Volk bekam immer weniger und immer schlechtere Nahrungsmittel. Die Folge davon war, daß die städtische Bevölkerung versuchte, auf dem Lande selber etwas einzukaufen. Mit Fahrrad und Eisenbahn gingen die „Hamsterer“ aufs Land. Es gab unter ihnen zwei Typen - Händler, die Ware aufkauften, um sie teuer in der Stadt weiter zu verkaufen, und hungrige Menschen, die versuchten, sich einen kleinen Zuschuß zu der kläglichen und spärlichen Ernährung zu verschaffen. Die Tätigkeit beider Gruppen aber hatte die gleiche Wirkung. „Das ‚Hamstern‘ von Nahrungsmitteln für die eigene Versorgung, das Hamstern im kleinen wurde von der Regierung geduldet. Das verleitete zur Gewinnsucht, oft zum Wuchern, zum Schleichhandel, um so mehr, als bis 1919 die Getreidepreise ganz niedrig waren. Ehrlichkeit und Treue in Handel und Wandel kamen bei vielen ins Wanken.“ (Josef

Weigert: Das Dorf entlang, S. 439.) Der Bauer wurde unpsychologisch behandelt. Die Regierung der Weltkriegszeit war ja nicht eine starke, sondern eine schwache Regierung. Sie war innerlich unsicher, gerade weil sie soziale Sünden genug auf dem Gewissen hatte. Dem Arbeitertum gegenüber fühlte sie sich besonders unsicher - man schmeichelte ihnen und duldete auch offensichtliche Entartungserscheinungen und Verwilderungen, die freche Verschwendung, die überbezahlte Rüstungsarbeiter mit ihrem Lohne trieben, das großmäulige Drohen der Sozialdemokratie - dem Bauern gegenüber war man nicht so rücksichtsvoll. Er war anständig, er war eine Minderheit, er war national zuverlässig - ihn konnte man ungestraft zurücksetzen. Niemals hätte eine Zeitung wagen dürfen, etwa die Arbeiter so anzureden, wie die großen Berliner Judenzeitungen den Bauern und Landmann als „habgierigen Agrarier“, als „filzigen Bauern“ verhöhnten und beschimpften. Dem Landmann gegenüber appellierte man vielfach nur an die Furcht; „der ganze Grundgedanke der Kriegswirtschaft ist ja von Anfang an auf das Verteilen statt das Zusammenbringen, auf das Verbrauchen, statt des Erzeugens, auf das Nehmen, statt des Gebens gerichtet gewesen. Und dementsprechend war von vornherein die Stellung und Behandlung des Landwirts als dessen, der zu liefern und zu gehorchen hatte, gegenüber den anderen Ständen . . ., warum soll der Dritte im Bunde, der dritte Ketter Deutschlands, der Bauer, den Ehrenplatz nicht mit ihnen (Soldat und Arbeiter) teilen, sondern wird als Mensch betrachtet, aus dem nur durch Strenge und Strafen etwas herauszuholen ist“? (Rudolf Straß 1916.)

Der Bauer wurde wirklich falsch behandelt. Man wußte das. „Der Reichskanzler Michaelis erklärte am 19. Juli 1917 im Deutschen Reichstag: ‚Wir müssen in erster Linie die Landwirtschaft davor bewahren, daß in dem neuen Wirtschaftsplan die Rationen, die ihr zugewiesen werden, insbesondere auch für das Vieh, so geregelt werden, daß es von vornherein ausgeschlossen ist, damit zu reichen. Das war ein Fehler des vorigen Jahres (1916), der glatt zugegeben wird.‘ - Der Fehler blieb bestehen trotz der besseren Einsicht, trotz der oftmaligen Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse auf dem Lande. In den ersten zwei Kriegsjahren bestand ja noch das Recht der uneingeschränkten Ausmahlung von Gerste; aber dann konnte der Bauer mit dem Zugewiesenen seine Leute bei ihrer schweren Arbeit nicht durchhalten, er hatte für das Vieh nicht genügend Futter - so mußte es dazu kommen, daß er Getreide usw. verheimlichte, zurückhielt und ‚schwarz‘ mahlen ließ. Schuld daran war im allgemeinen nicht Bosheit, nicht kalte Berechnung größeren Gewinns, sondern bis zu einem gewissen Grade Lebensnotwendigkeit. Durch Nachschauen, Zwangshausfuchungen von Seiten der Gendarmen, der Soldaten, selbst der fremden Kriegsgefangenen, durch zum Teil sehr strenge Bestrafungen suchte man die Hinterziehung fernzuhalten, was viel böses Blut machte und den Bauern verängstigte und erbitterte, um so mehr, als er sich von Leuten dareinreden lassen mußte, die von der Sache oft gar nichts verstanden.“ (Josef Weigert a. a. O. S. 438/39.)

Die städtische Bevölkerung wurde planmäßig in Unwissenheit über die Schwierigkeiten auf dem Lande gehalten. Sie wußte kaum etwas von den wenigen Arbeitskräften, von der Kriegsnot der Bauernfrauen, von der 18-Stunden-Arbeit von alten Leuten, Halbwüchsigen und Kindern, von dem Mangel an Futtermitteln, mineralischem Dünger und Gespannen. Sie glaubte ganz naiv, es müsse in jedem Jahr doch alles wachsen. In Wirklichkeit hatten wir 1915 ein sehr trockenes Frühjahr,

darauf eine gute Kartoffelernte, aber eine schlechte Ernte von Sommergetreide, Hafer und Gerste. 1916 gab es dafür einen nassen Sommer, und die Kartoffelernte war ausgesprochen schlecht - da sie dann auch noch falsch organisiert wurde, so begannen in den Städten die Kartoffeln zu mangeln, und der Winter 1916/17 wurde zu dem berüchtigten „Steckrübenwinter“, der furchtbare Verheerungen anrichtete. 1917 war trotz eines allzu trockenen Sommers die Brotgetreideernte ganz gut, auch die Kartoffelernte ausreichend - kein Städter wußte aber eigentlich in diesen Dingen Bescheid, die doch für den Landmann entscheidend waren. Was diese Dinge besonders erschwerte, war das Hin und Her der amtlichen Anordnungen. Nicht weniger als 33 000 einzelstaatliche Verordnungen und 18 000 Bundesratsgesetze prasselten auf den Landmann nieder. „Heute wurde widerrufen, was gestern befohlen wurde“, schrieb einmal Ludwig Thoma, „bald ließ man die Schweine töten, bald züchten; von den ungefütterten Hennen wollte man Eier; die Kleie war um das Doppelte teurer als das Korn; Margarine und Wagenschmiere kosteten mehr als Butter und Schmalz. - Im Juli 1917 fuhr ein Bauer Korn zum Abliefern; er erhielt für den Zentner (ohne Druschprämie) 11,50 RM als Höchstpreis. Er kaufte sich Schweinefutter, den Zentner um 16 RM. Er sagte: ‚Da verfüttere ich lieber mein Brotgetreide.‘ - Hörte man in der Stadt von derlei Rede, so sprach man nur vom bösen Willen der Bauern; man bedachte nicht, daß es für die Erzeugnisse der Landwirtschaft Höchstpreise gab, aber nicht für das, was der Bauer kaufen mußte, daß die Dienstbotenlöhne steigen usw. - 1916 schrieb eine großstädtische Zeitung: ‚Die Erhöhung des Milchpreises ist nicht gerechtfertigt, da während des Krieges das Gras nicht teurer geworden ist.‘“

Unvorbereitet auf die Anforderungen eines Blockadekrieges, mit hundert Mißgriffen und Fehlern belastet, mußte diese Agrarpolitik zusammenbrechen, so sehr sich ehrliche und tüchtige Männer auch damals bemühten, im letzten Augenblick noch zu retten und zu ordnen, was sich retten und ordnen ließ. Aber es waren andere Kräfte da, die sogar den Zusammenbruch organisierten. Wie die Juden in der Politik den Sturz des Kaiserreiches betrieben, so zerstörten sie auch die Ernährungsfront. Die Juden Geheimrat Herzfeld, Prof. Dr. Elzbacher (sein Bruder hieß Ellis Barker und war einer der rabiatesten Propagandisten gegen Deutschland), der Jude Robert Kuczynski, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin, die Juden Prof. Oppenheimer, Dr. Nathan Junz und der judenstämmige Agrarpolitiker Prof. Sering erhoben stürmisch die Forderung nach Abschachtung von mehreren Millionen Schweinen, da diese den Menschen das Futter wegfräßen. Junz verlangte geradezu, man sollte die überflüssigen Schweine einfach totschiessen und verscharren. In der Tat wurde dieser unsinnige Plan, der berüchtigte „Schweinemord“, ausgeführt, das Ergebnis mußte der Jude Aron im Berliner Tageblatt (vom 23. Juni 1915) selber zugeben: „Von den geschlachteten 9 Millionen Schweine waren keine 3 Millionen Schlachtreif; die anderen 6 Millionen waren Ferkel. Diese Ferkel hätte man sehr gut am Leben lassen können, denn sie brauchten noch kein Mastfutter. Wären diese 6 Millionen Schweine am Leben geblieben, so konnte im Herbst von einer Fleischknappheit keine Rede sein.“ Das sagte der Jude aber erst nach dem Schweinemord! Vorher aber waren verantwortliche Landwirte, die vor dieser Massenabschlachtung warnten, beschuldigt worden, sie wollten das Volk hungern lassen, um ihre Schweine zu mästen, ja, die jüdische Presse hatte sie als „Zigeunerbarone“ („Mein idealer

Lebenszweck ist Borstenvieh und Schweinespeck"), ja als „Schweinepriester“ bezeichnet. Der Ferkelbestand sank so von 19 Millionen am 1. Oktober 1915 auf 9,6 Millionen am 1. Dezember 1918. Die an sich schon große Fettlücke war durch diesen jüdischen Schweinemord ungeheuer geworden. Bei einer derartigen Ernährungspolitik war es kein Wunder, daß die den Verbrauchern zur Verfügung gestellten Mengen rasch zurückgingen.

Sehr instruktiv ist ein Vergleich der deutschen und der englischen Ernährung, wie ihn Dr. W. Hahn in seinem Buch „Der Ernährungskrieg“ bringt, denn auch England hatte ja erhebliche Einschränkungen und Rationierungen. Nach diesem Vergleich betrug der Tagesverzehr 1917:

Nahrungsmittel	in Deutschland	vH von England	in England
Mehl- und Müllereierzeugnisse	272 g	68 vH	343 g
Kartoffeln . . . . .	497 g	200 vH	249 g
Fleisch . . . . .	68 g	46,1 vH	135 g
Fett . . . . .	19 g	50 vH	34 g
Milch . . . . .	213 g	86 vH	235 g
Eier . . . . .	7 g	63 vH	11 g
Zucker . . . . .	42 g	58 vH	65 g
Hülsenfrüchte . . . . .	6 g	54,5 vH	11 g
Gemüse . . . . .	333 g	564 vH	59 g
Fisch . . . . .	8 g	27 vH	29 g

Wenn man dabei berücksichtigt, daß der höhere deutsche Gemüseverbrauch wesentlich auf die „allbeliebte“ Steckrübe, auch Kohlrübe genannt, zurückgeht, so wird deutlich, daß gerade bei den Nahrungsmitteln, die wirklich hohen Nährwert hatten, überall Deutschland seiner Bevölkerung weniger, bei Fleisch und Fett nur die Hälfte dessen bieten konnte, was England hatte. Die Mißernte von 1916, der Rübenwinter von 1917 kamen dann als Volksunglück hinzu. Das Ergebnis faßte ein englischer Bericht 1919 zusammen: „Sie (die Deutschen) leben auf einer niedrigeren Stufe der Vitalität. Sie sind stark abgezehrt, entkleidet zeigen sie kein Fett. Der Nacken ist faltig, die Rippen treten hervor.“

\*

Als das Deutsche Reich 1939 in den Krieg gehen mußte und sich wieder dem alten englischen Feinde gegenüber sah, war die Lage grundlegend anders. Seit 1933 war durch den Reichsminister und Reichsbauernführer R. Walther Darré eine einheitliche und lückenlose Organisation der deutschen Ernährungswirtschaft aufgebaut worden. Das Reichsernährungsministerium hatte alle gesetzgeberischen Befugnisse auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft an sich gezogen, der Partikularismus der Einzelstaaten war beseitigt. Mit ihren Landesbauernführern, Kreis- und Ortsbauernführern greift die Organisation des Reichsnährstandes in das kleinste Dorf hinein. Planmäßig ist überall die Landbevölkerung auf ihre Aufgaben hin erzogen. Die Zuständigkeiten der Behörden und Organisationen auf dem Gebiet der Agrarwirtschaft sind seit langem geregelt und geordnet.

Im Gegensatz zum Weltkrieg, als eine Getreidereserve völlig fehlte, hat das Deutsche Reich beim Ausbruch des Krieges 1939 eine Getreidereserve von 4,9 Millionen Tonnen, wozu die gute Getreideernte des Jahres 1939 mit 26,9 Millionen Tonnen trat.

Unter dem Stichwort „Kampf für die deutsche Nahrungsfreiheit“ war das deutsche Bauerntum auf die Aufgaben der Ernährungswirtschaft vorbereitet, aber auch die städtische Bevölkerung war von Anfang an genau unterrichtet. In einer großartigen Arbeitsleistung waren die Erträge in den kurzen Friedensjahren zwischen 1933 und 1939 gesteigert worden.

Die Ausgaben der Landwirtschaft für Geräte und Maschinen betragen jährlich im Durchschnitt:

1928/32 . . . . .	198 Millionen Reichsmark,
1937/38 . . . . .	463 Millionen Reichsmark.

Der Verbrauch an Mineraldünger war gestiegen.

Der Stickstoffverbrauch betrug:

1928/29 . . . . .	376 000 t,
1937/38 . . . . .	633 000 t.

Der Verbrauch an Phosphorsäure betrug:

1928/29 . . . . .	510 000 t,
1937/38 . . . . .	690 000 t.

Der Verbrauch an Kali betrug:

1928/29 . . . . .	679 000 t,
1937/38 . . . . .	1 156 000 t.

Entsprechend wurde der Anbau ausgedehnt. Der Kartoffelanbau stieg von:

1933 . . . . .	2 718 000 ha auf
1938 . . . . .	2 900 000 ha.

Der Anbau von Zuckerrüben stieg von:

1933 . . . . .	304 000 ha auf
1938 . . . . .	502 000 ha.

Der Anbau von Flachs stieg von:

1933 . . . . .	5 000 ha auf
1938 . . . . .	45 000 ha.

Obwohl in Deutschland auf 1000 Einwohner nur 74 ha Gesamtfläche kamen, weniger als in jedem anderen Lande, und der Verbrauch sich steigerte, gelang es, die Selbstversorgung erheblich zu erhöhen. Als nun der Krieg kam, bedurfte es eigentlich nur weniger Umschaltungen, um die Friedenswirtschaft auf die Kriegswirtschaft umzustellen. Nicht mit Einängstigung und Strafandrohung, sondern durch Appell an Ehre und Pflichterfüllung des deutschen Landmannes war es gelungen, ungeachtet der starken Schwierigkeiten durch Landflucht und alte Schulden mit einer im Aufstieg

befindlichen Landwirtschaft in diesen Krieg hineinzugehen. Wie sehr diese Landwirtschaft aufstieg, zeigen einige Zahlen.

Wert der landwirtschaftlichen Erzeugung in Reichsmark:

1932 . . . . .	8,7 Milliarden,
1933 . . . . .	9,9 Milliarden,
1938 . . . . .	12,8 Milliarden.

Steigerung der deutschen Ernteerzeugnisse in Stärkewerten (Millionen Tonnen):

1932 . . . . .	38,9 Millionen Tonnen,
1933 . . . . .	38,3 Millionen Tonnen,
1938 . . . . .	42,4 Millionen Tonnen.

Planmäßig ist die deutsche Landwirtschaft im Rahmen der Erzeugungsschlacht besser ausgerüstet worden. Der Wirtschaftsaufwand der deutschen Landwirtschaft betrug in den Wirtschaftsjahren:

1933/34 . . . . .	4 406 Milliarden Reichsmark,
1938/39 . . . . .	6 227 Milliarden Reichsmark.

Durch das Reichserbhofgesetz und den planmäßigen Schuldnerschutz ist dafür gesorgt, daß der Landmann seine Wirtschaft nach den Interessen der Nation orientiert führen kann und daß sie zuerst einmal das erzeugt, was die Nation braucht. Zwar gilt immer noch der Gedanke, daß auch die Landwirtschaft einen Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben bringen muß, aber das ist nicht mehr allein der leitende Gedanke: Die Landwirtschaft dient der Erhaltung des Volkes. Auch bei der Verwaltung des Heeres wird man auf Wirtschaftlichkeit sehen - dennoch ist das Heer kein Wirtschaftsunternehmen. Das gleiche gilt von der Volksernährung. Diese stellt die Sicherstellung des Volkes im Kampfe nach außen dar - das ist entscheidend!

Planmäßig ist lange vor dem Kriege 1939 der Bedarf der Landwirtschaft an Arbeitskräften, Düngemitteln, Geräten und Material aller Art durch die „Stelle für Ernährungssicherung“ im Reichsnährstand festgelegt worden. Auf diese Weise ist die Entstehung von Mangel, wenn auch nicht völlig, so doch im großen Umfang verhindert worden. Die Interessen der Ernährungswirtschaft und der Wehrmacht sind vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft rechtzeitig aufeinander abgestimmt. Das Kartensystem war von der Stelle für Ernährungssicherung längst vorbereitet und wurde gleich eingeführt, nicht erst wie im Weltkrieg, als es schon zu spät war und die meisten Nahrungsmittel vom Markt verschwunden waren. Der Jude war 1939 aus der deutschen Ernährungswirtschaft praktisch längst ausgeschaltet.

So ist es möglich geworden, daß die deutsche Landwirtschaft noch während des Krieges 1940 die Getreideablieferungspflicht um mehrere hunderttausend Tonnen überschritt, daß der Milchertrag gesteigert wurde und die Buttererzeugung um 30 vH über die Friedenserzeugung in die Höhe ging. Das Bundesagraramt der U.S.A. stellte nach Meldung vom 17. Oktober 1941 fest, „daß die deutsche Lebensmittelrationierung keine Senkung der Arbeitsfähigkeit der deutschen Bevölkerung hervorgerufen habe. Die Deutschen erhielten am Anfang des dritten Jahres des neuen europäischen Krieges mehr Lebensmittel als im Sommer 1916“.



## Deutsches Waldbauerntum im Spiegel der Weistümer



Bauer und Jäger  
Nach einem Holzschnitt des XVI. Jahrhunderts

„Wie müssen den Wald erhalten“, - so mahnt Wilhelm Heinrich Riehl schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts - „damit Deutschland deutsch bleibe.“ Die Notwendigkeit der Walderhaltung ist für Riehl nicht nur ein wirtschaftliches Gebot. Er betont vielmehr mit besonderem Nachdruck: „Ein Volk muß absterben, wenn es nicht zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen Volkstums zu holen.“

Eine der wichtigsten Erkenntnisquellen für das innige Verhältnis des deutschen Bauerntums zu seinem Walde bilden die alten deutschen Rechtsweistümer. Jakob Grimm hat als erster in

seiner Einleitung zu den „Deutschen Rechtsaltertümern“ auf die große Bedeutung der Weistümer für die Erkenntnis bäuerlicher Wesensart hingewiesen. Er betont: „Diese Rechtweisungen durch den Mund des Landvolkes machen eine höchst eigentümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem anderen Volke wiederholt, und sind ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechts. Neu, beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußeren Gestalt, enthalten sie lauter hergekommene alte Rechtsbräuche, und darunter solche, die längst keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Mann gläubig und in ehrfurchtsvoller Scheu verkommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entstellt und vergrößert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre Übereinstimmung untereinander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze muß jedem Beobachter auffallen und weist allein schon in ein hohes Altertum zurück.“ Im Zusammenhang damit verweist Grimm u. a. auch auf ein Beispiel aus dem Waldrecht.

Die Auffassung Grimms ist in den letzten Jahrzehnten auf immer schärferen Widerspruch gestoßen, der besonders von A. Doppsch und seiner Schule ausging.

Er gipfelte schließlich in der Behauptung, daß die Weistümer ausschließlich, wie es H. Wiesner in seiner Schrift „Sachinhalt und wirtschaftliche Bedeutung der Weistümer im deutschen Kulturgebiet“ (Wien 1934) formuliert hat, „im Hofrecht oder in der Grundherrschaft wurzeln und der Klärung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses ihre Entstehung verdanken.“ Demgegenüber betont aber Barthel Hupperts nach sorgfältiger Abwägung der widerstreitenden Meinungen in seinem Werke „Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen in Deutschland“ (Bonn 1939): „Die Weistümer sind keine Waffe der grundherrlichen Reaktion, mit der die freiheitslüsternen Bauern in Schach gehalten werden, sondern sie sind vielmehr Ausdruck der bäuerlich-genossenschaftlichen Komponente innerhalb der Grundherrschaften. Ihrem Wesen und Charakter nach gehören die Weistümer der bäuerlich-genossenschaftlichen Sphäre an und sind von hier in die herrschaftlichen Ordnungen eingedrungen, bzw. von den Bauern in diese hineingetragen worden. Die Sitte der Weisung entstammt dem germanischen Rechtsleben. Dabei bleibt es vorerst unklar, wie weit hier eine institutionelle oder nur ideelle Kontinuität von der germanischen Frühzeit zum deutschen Mittelalter besteht.“



Bauernarbeit in Haus, Hof und Wald  
Nach einem Holzschnitt aus dem XVI. Jahrhundert



Baumrodung  
(Nach Lonicerus 1564)

Wenn trotzdem das bäuerliche Wesen der Weistümer so oft verkannt worden ist, so erklärt sich dies wohl nicht zuletzt daraus, daß der genossenschaftlich-sozialistische Grundcharakter des bäuerlichen Rechtsempfindens und -denkens noch immer nicht genügend gewürdigt wird. Viele sind daher nur zu geneigt, die eiserne Folgerichtigkeit, mit der das Recht der Gemeinschaft gegenüber allen Sonderansprüchen der Einzelglieder im Bauernrecht gewahrt wird, als Ausfluß einer fremden Zwangsgewalt mißzudeuten. Dieser Fehldeutung entspricht das Mißverstehen des bäuerlichen Persönlichkeits- und Freiheitsgefühls im liberalistischen, d. h. ichbezogenen Sinne. Echtes Bauertum leitet alle Persönlichkeitswerte von den Aufgaben ab, die der einzelne innerhalb seines natürlichen Lebenskreises, der Familie, der Sippe, dem Dorf, dem Volk, zu erfüllen hat. In seinem Denken stehen noch Recht und Pflicht in natürlicher Bindung zusammen. Bäuerliches Rechtsempfinden stellt daher an sich selbst die höchsten Ansprüche. Es bedarf dazu keines fremden Antreibers.

#### Ausrichtung auf den gemeinen Nutzen

Eines der schönsten Beispiele dieser Rechtsauffassung ist das Waldrecht der Weistümer. So verschieden die landschaftlichen Verhältnisse sind, die die Weistümer widerspiegeln, so ist doch für alle schärfste Ausrichtung auf den gemeinen Nutzen kennzeichnend. Das gilt auch von den Gegenden, wo der natürliche Waldbestand noch in einem Umfange vorhanden war, daß sein Reichtum schier

In meinem Aufsatz „Waldhege und Waldnutzung in den germanischen Volksrechten“ (Odal, Heft 5, Mai 1941) habe ich bereits darauf hingewiesen, daß gerade die Bestimmungen der germanischen Volksrechte zur Waldhege und Waldnutzung die Weistümer als organische Fortbildung des germanischen Bauernrechtes am Walde erweisen. Gerade auch für die walddrechtlichen Ordnungen innerhalb der Weistümer ist nicht nur eine ideelle, sondern auch eine konstitutionelle Kontinuität von der germanischen Frühzeit bis zum Mittelalter gegeben. Wenn auch die Zusammenhänge im einzelnen noch nicht geklärt sind, so drängt sich doch die Tatsache als solche so stark auf, daß man an ihr nicht vorübergehen kann.



Aufpfropfung  
(Nach Lonicerus 1564)

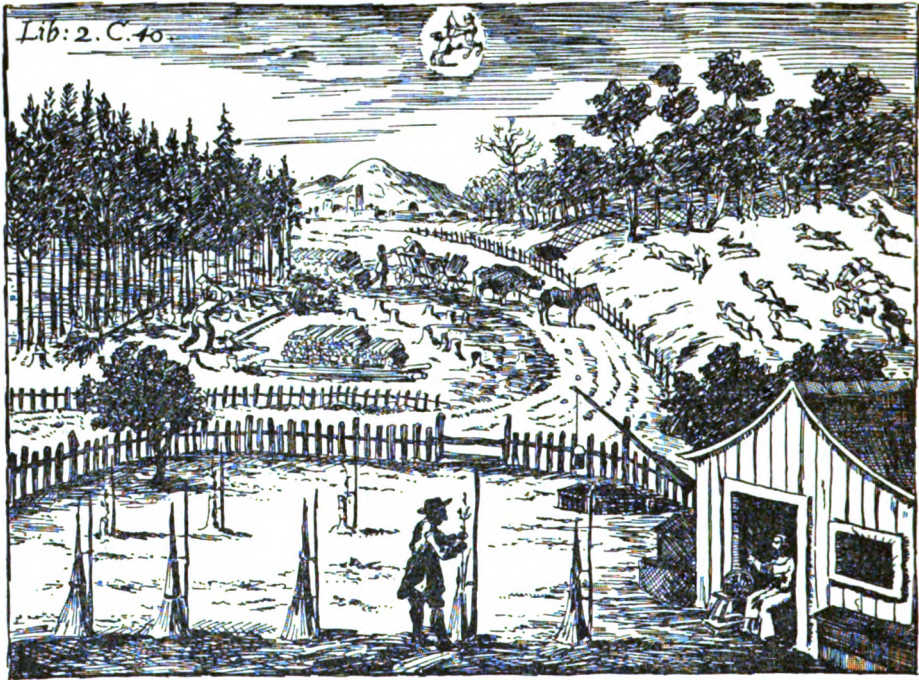
uner schöp flich schien. Jedem Mißbrauch wurde gerade in diesen Gegenden von vornherein schon dadurch vorgebeugt, daß fast der gesamte bäuerliche Waldbesitz markgenossenschaftliches Gemeineigentum war; denn, wenn sich auch, wie ich an anderer Stelle (Odal, Heft 5, Mai 1941) gezeigt habe, schon sehr frühzeitig ein bäuerliches Sondereigentum am Walde ausgebildet hatte, so beschränkte sich dieses doch fast ausschließlich auf den selbstgepflanzten Kulturwald. Die Markgenossenschaften aber entwickeln schon in germanischer Zeit ein sorgfältig auf den Zweck der Bedarfsdeckung abgestimmtes Nutzungsrecht. Der Nutzungsanteil des einzelnen Markgenossen ist nach der Größe seines Grundbesitzes abgestuft. Diese Abstufung nach dem Besitz ist, wenn man die enge Verflechtung des Waldes mit dem bäuerlichen Gesamtbetrieb bedenkt, eine betriebswirtschaftliche Notwendigkeit. Landbesitz ohne die notwendige Ergänzung durch ausreichenden Waldbesitz war zur Verkümmern verurteilt. Die Abstufung der Nutzungsanteile war daher auch ein natürlicher Schutz gegen eine einseitige Ausbeutung des Waldes. Erst als die Grundherrschaft das natürliche Verhältnis von Land- zu Waldbesitz durch die Einschlebung ihrer grundherrschaftlichen Sonderrechte zerstörte, wurde die verschiedene Abmessung der Nutzungsanteile zu einer Quelle gefährlicher Ausbeutung.



Aufpflanzung  
(Nach Lonicerus 1584)

Die Holznutzung der bäuerlichen Markgenossenschaften diente vornehmlich zwei Zwecken: der Beschaffung des notwendigen Bauholzes und der Versorgung mit Brennholz. Der freie (d. h. weder mengenmäßig begrenzte noch von einer besonderen Erlaubnis abhängige) Holztrieb ist, wie schon in den germanischen Volksgesetzen, außerordentlich beschränkt und wird im Laufe der Zeit immer mehr eingeengt. So bestimmt beispielsweise das (nassauische) Gärteshecker Weistum von 1540: „Die Märker sollen Holz gebrauchen sonder Schaufel und Hauen.“ Praktisch war also in diesem Falle die wirklich freie Holznutzung auf die Lese dürren Holzes beschränkt.

Der Holztrieb zu Bauzwecken wird entweder von besonderer Erlaubnis abhängig gemacht oder mengenmäßig begrenzt. Für die erste Art der Nutzungsregelung ist das bereits aus dem Jahre 1385 stammende *B i b r a u e r* Weistum aus der Wetterau kennzeichnend. Es bestimmt: „Welch Märker bauen will, der soll Erlaubnis erbitten. Gibt man ihm Erlaubnis, so mag er zu Walde gehen und mag hauen Bauholz, also daß es zimmerlich sei, und soll es binnen einem Monde niederhauen, binnen einem Monde ausfahren, binnen einem Monde aufschlagen und binnen einer Jahresfrist decken. Wer das nicht (rechtzeitig) endete, der hätte der Märker Recht gebrochen.“ Die mengenmäßige Begrenzung der Holznutzung erfolgt nach den Baubedürfnissen. So bestimmt beispielsweise das ebenfalls sehr alte, aus dem Jahre 1338 stammende *B ü d i n g e r* Weistum im Hsenburgischen, daß jeder Märker soll „hauen zu seinem



Bäuerliche Baumschule  
(Nach einem Monatsbild des XVII. Jahrhunderts)

Wohnhause vier Schwellen, vier Eckpfosten, zwei Firstsäulen und einen Firstbalken, welcherlei (Art) sie wollen". D. h., dieser Holzbedarf, der die wichtigsten Teile des Hausbaues betrifft, darf aus dem sonst wegen seiner Bedeutung für die Schweinemast eifersüchtig geschonten Hartholz (Eiche oder Buche) gedeckt werden. Den darüber hinausgehenden Holzbedarf soll der Märker „hauen aus den Zeilen (den bäuerlichen Waldparzellen in der Gewannflur?) und von Urholz", auch wohl „Ohrholz" genannt, zu dem alle nichtfruchttragenden Bäume zählten.

Einen wirksamen Schutz gegen Mißbrauch der Holznutzung stellten auch die fast regelmäßig wiederkehrenden Vorschriften über rasche Verwendung des gehauenen Bauholzes dar. Die diesbezüglichen Bestimmungen des Büdinger Weistums habe ich soeben wiedergegeben. Das Zeller Weistum (bei Holzkirchen/Franken) von 1420 ordnet sogar an: „Wo man einem Bauholz daraus (aus der Mark) gebe, der soll es danach in den nächsten 14 Tagen verbauen oder soll das büßen." In der Regel dürfte Verarbeitung binnen Jahresfrist üblich gewesen sein. Gelegentlich wird diese Frist um ein weiteres Jahr unter der Bedingung verlängert, daß das Bauholz regelmäßig gewendet werde. So schreibt das (hessische) Altenhasslauer Weistum in einer Ergänzung von 1570 vor: „Wer Bauholz abhauet und in einem Jahr

nicht verbauen kann, dem soll man es ein ander Jahr schützen, er soll aber solches einmal im Jahr umwenden oder gestraft werden bei Verlust des Holzes."

Um das Bauholz und damit den markgenossenschaftlichen Wald zu schonen, übt die Markgenossenschaft häufig baupolizeiliche Funktionen aus. So ordnet das Weinahrer Weistum im Trierischen von 1658 an: „Die Förster rügen alle Lücken auf Dächern, dadurch es auf Pfosten, Balken . . . regnet, und zählen sie in Häusern und Scheunen, doch nicht an Freihäusern. Solche Freiheit haben alle Bauten, so nicht aus des Kirchspiels gemeinen Wald, sondern aus des Mannes eigenem Gehölz und Bäumen, so in seinen eigenen Hecken gewachsen sind, gehauen worden." J. Grimm hat das Weistum der 1766 erschienenen Schrift „Vertheidigte Freyheit und gerechtfame des Gerichts und gemeinden Winden und weinähr gegen des closters Arnstein Eingriffe" entnommen. Der Zusammenhang, in dem die Bestimmung erscheint, ergibt einwandfrei, daß auch sie auf altes Bauernrecht zurückgeht.

Die Holznutzung für den Hausbrand wurde ebenfalls sorgsam geregelt, wenn auch der Kreis der Nutzungsberechtigten weitergezogen war und in der Regel alle Haushalte am Orte umfaßte. Der immerhin dehnbare Begriff der Bedarfsdeckung wird in den Weistümern vielfach durch bestimmte Mengenangaben ersetzt. Vielfach wird das Brennholz durch die Markgenossenschaft nach Maßgabe des Nutzungsanteils angewiesen. Diesen Brennholzanteil bezeichnet man dann als Gabe und unterscheidet ein-, zwei- und dreifache Gaben und nach dem Ausgabezeitpunkt (April und Martini) Sommer- und Wintergaben.

Dem nicht zur Markgenossenschaft gehörigen Fremden, dem sogenannten Ausmärker, wird allenfalls eine Saumlast Leseholz bewilligt. Nur in bestimmten Notfällen darf auch der Ausmärker sich straflos Holz hauen. So gestattet beispielsweise das (pfälzische) Lorschener Weistum von 1423 dem fremden Fuhrmann, zur Ausbesserung seines Geschirrs einen Stamm zu hauen. Er muß aber entweder das Holz des alten Geschirrs an Ort und Stelle zurücklassen oder auf den Baumstumpf drei Wormser Pfennige niederlegen. Kostenlosen Holzhau zur Ausbesserung eines Achsenbruches oder eines Pflugschadens gestatten dem Märker auch das (nassauische) Camberger, Würgeser und Erlenbacher Märkergeding von 1421 und in fast wörtlicher Aberein Stimmung das (hessische) Erbacher Weistum von 1520, und es ist kennzeichnend für die Beständigkeit bäuerlicher Rechtsüberlieferung, wenn das (schaumburgische) Wendthager Bauernrecht noch im Jahre 1731 vorschreibt: „Wenn einem eine Pflugweide bricht in anderer Feldmark und er Ruten hauen muß von der Weiden, der soll die alten Pflugweiden wieder in die Stätte hängen, da er die Ruten hauer, damit man siehet, wozu sie gebraucher ist." In dieser Neigung, dem Fremden und Ausmärker nur eine äußerst beschränkte Holznutzung in ganz bestimmten Fällen, meistens ausgesprochenen Notfällen, zuzubilligen, stimmen die Weistümer mit den germanischen Volkarechten überein. Sie sichern sich zudem, wie wir gesehen haben, in der Regel vor Mißbrauch dieses Zugeständnisses durch Auferlegung der Nachweisspflicht, daß wirklich eine Schadensausbesserung stattgefunden hat, oder durch Zahlung einer Entschädigung.



Eichelweide der Schweine  
(Aus dem Kräuterbuch  
des Hieronymus Bock 1551)

Angeichts dieser ausschließlich auf die eigene Bedarfsdeckung abgestellten Holznutzung durch die Markgenossenschaften versteht sich das Verbot des Holzschlages zum Weiterverkauf an Ausmärker eigentlich von selbst und wird selten ausdrücklich niedergelegt. Doch finden wir beispielsweise im Fossenhelder Weistum von 1383 folgende Bestimmung: „So ein Märker Holz gehauen hat und will sich unterstehen, es aus der Mark auszuführen, so daß er die Deichsel zum Gattertor auskehre, so sei er (rechts)brüchig für fünf Mark, so oft das geschieht.“

Neben der Holznutzung hat stets die Weidenutzung eine große Rolle im bäuerlichen Waldrecht gespielt; denn ohne ausreichende Weidenutzung im Walde war der Bauernbetrieb bei der damals herrschenden Wirtschaftsweise nicht lebensfähig. Auch die Weidenutzungsordnung wird gekennzeichnet durch die Bindung der Weidenutzung an Berechtigung und Bedarf und durch ihre haushalterische Grundeinstellung. Vor allem sind die Weistümer bestrebt, die Nutzungsanteile

der Märker so festzulegen, daß sie sowohl den Erfordernissen der bäuerlichen Wirtschaft wie auch den Geboten des notwendigen Waldschutzes gerecht werden. Dieses Bestreben wird deutlich sichtbar, wenn das Bibrauer Weistum von 1385 bestimmt: „Auch weisen wir, daß ein gewerter Mann (ein Vollnutzungsberechtigter) in seinem Hof mag haben 32 Schafe und soll die treiben vor seinen rechten Jahreshirten; wir weisen den gewerten Mann, wenn Vollekern (also eine vollbefriedigende Eichel- oder Bucheckernernte) ist, 32 Schweine zu treiben vor seinen rechten Jahreshirten. Wenn aber nicht Vollekern ist, wie dann die Märker zu Rate werden, also soll man es halten.“ Nicht immer wird allen Märkern die Schweinemast zugestanden. Oft haben sie nur - so beispielsweise nach dem St. Goarer Weistum von 1385 - das Recht auf Rindviehtrift. Ausmärker durften gelegentlich, wie man aus dem Burgjasser Weistum von 1451 entnehmen kann, ihre Schweine gegen Zehntentrichtung an die Markgenossenschaft in Mast geben. Das Riedweistum zu Wilbel, Massenheim und Haarheim von 1509 bewilligt jedem Märker 20 Schafe und ihre Jungen sowie vier alte Gänse und einen Ganser. Die Nutzungsbestimmungen spiegeln also sehr unterschiedliche landschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse wider.

Kennzeichnend für die sorgfältige Schonung des Waldes sind auch die zahlreichen Schadenverhütungsmaßnahmen in den Weistümmern. Um zu tiefes Wühlen zu verhindern, werden vor dem Eintreiben die Schweine gekrampt, d. h. man setzt ihnen einen kleinen Eisenring auf die Schnauze. Ostmärkische Weistümer enthalten sogar die Vorschrift, daß mit dem Alter der Schweine die Zahl der Ringe wächst. Außerdem soll man den Schweinen einen Kampen, einen Holzprügel, anbinden, der oft recht stattlich und mit Dornen bewehrt ist. Ähnliche Maßnahmen sehen schon einzelne germanische Volksrechte vor. Eine Sonderstellung unter dem Vieh nimmt vielfach die Ziege ein, weil sie dem Walde in der Tat sehr schädlich war. Bei Schädigung von fruchttragenden Bäumen (d. h. in erster Linie Eichen und Buchen) soll nach Anweisung ostmärkischer Weistümer die betreffende Ziege kurzerhand mit den Hörnern an der Astgabel eines Baumes aufgehängt werden. Vielfach verbannt man sie „in die großen Wälder und Gehölze, daß sie den Hahn nicht krähen hören und niemand schädigen tun“, oder man verbietet völlig die Ziegenweide im Walde. - Gelegentlich wird der Viehtrieb auf einen Zeitpunkt verlegt, da das junge Laub sich bereits entfaltet hat. Bei Kulturwaldformationen schützt man junge Holzungen durch Einfriedung. So beantwortet das (westfälische) Rietberger Landrecht von 1697 die Frage: „Wenn einer einen Holzhau hat, wie lang er den Zaun wegen der Lohden (Schößlinge) darum vertätigen könne?“ mit der Feststellung: „Wenn einer einen Holzhau hat, den kann er vier Jahre zumachen, doch also, daß das grobe Vieh davor weiche, Gänse und Schweine da durchgehen können.“



Waldweide der Schafe  
(Aus dem Reduterbuch  
des Hieronymus Bock 1551)

Die Doppelfunktion des Eigentumschutzes und der Verhütung von Nutzungsmißbrauch hatte die Einrichtung der markgenossenschaftlichen Marken bei Schafen und Schweinen. Beispielsweise schreibt das (westfälische) Nortruper Markenrecht von 1577 vor: „Es sollen auch keine Markgenossen, wenn es gute Maft gibt, keine Schweine in die gemeine Maft treiben, sie seien denn zuvor auf dem Schulzenhofe zu Nordhof im Beisein der Malleute und gemeinen Märker auf einem namhaftigen Tage mit einem Eisen gebrannt und gezeichnet.“ Dieses Brenneisen wurde in der Kirche in verschlossener Truhe aufbewahrt, zu der nur drei einen Schlüssel besaßen:



der Holzgraf, ein Schöffe des Marktgerichtes und ein Bauer des Dorfes. Für Großvieh sind mit ähnliche Vorschriften unbekannt. Ihr Fehlen ist nicht weiter auffällig, da ja beim Großvieh Hofmarken allgemein üblich waren. Eine ähnliche Funktion wie die Tiermarken übten neben dem Zweck, ein Verlaufen der Tiere zu verhindern, die Tierglocken aus. Ihr Diebstahl wird daher schon in den germanischen Volkrechten scharf bestraft. Statt der gestohlenen Schelle muß nach dem Burgundenrecht sogar ein entsprechendes Tier als Ersatz gestellt werden.

Bedenkt man die völlige Unentbehrlichkeit der Waldweide für den Bauern, so muß man anerkennen, daß auch die Weidenutzung durch das bäuerliche Waldrecht in einer Weise geregelt wurde, die nicht nur dem gemeinnützigen und haushälterischen Sinne des Bauern Ehre macht, sondern auch ein sehr praktisches Zeugnis für die bäuerliche Liebe zum Walde ist. Die Behauptung von der wälderverwüstenden Wirkung der bäuerlichen Waldweide gehört in das Reich der Legende, die vielfach Zwecklegende war. Dementsprechend betont auch M. E n d r e s (unter „Forsten“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Auflage): „Für den Waldzustand war der Schweineeintrieb nicht verderblich, dem ‚Aerario‘ brachte er viel Geld, die Landwirtschaft machte er lebensfähig, den Untertanen verschaffte er ein billiges Nahrungsmittel, und endlich kam durch den Verkauf gemästeter Schweine viel Geld von außen ins Land. Sehr oft wurde auch die Mast als kompensierendes Mittel benutzt, um den Untertanen das, was ihnen durch die billige Holzabgabe geschenkt wurde, durch den Mastzwang wieder abzunehmen.“ Diese Feststellung bezieht sich noch auf eine Zeit, in der die Weidenutzung vielfach zu einer grundherrschaftlichen oder landesherrlichen Einnahmequelle geworden war und in einer Weise ausgebeutet wurde, die von den schonjamen Nutzungsmethoden der Markgenossenschaften nur zu sehr abstach. Erst unter dem Einfluß dieser von den Bauern vergeblich bekämpften Entwicklung nahm auch die Weidenutzung vielfach waldschädliche Formen an. So betont denn auch M. Endres: „Selbst die Waldweide, die notwendige Ergänzung der Dreifelderwirtschaft, konnte die herrschenden Bestandsformen, Niederwald, Mittelwald und Plenterwald, bei dem geringen, aus schwächeren Rassen bestehenden Viehbestand und bei der großen Ausdehnung der Forste nicht sonderlich gefährden. D a g e g e n brachte das 17. Jahrhundert für die Waldwirtschaft zwei folgenschwere Ereignisse: die Idee und praktische Durchführung des Merkantilismus und mit ihm die Überschätzung der Geldmenge und den Dreißigjährigen Krieg, in seinem Gefolge die Kleinstaaterei mit ihrer Verschwendung der Geldmenge.“ Mit dieser Feststellung weist M. Endres auf den entscheidenden Punkt hin: Nicht die bäuerliche Weidenutzung, wie so oft behauptet wird, sondern die gelderwerbliche Nutzung des Waldes durch die Grundherrschaften hat die große Waldnot des 18. Jahrhunderts heraufbeschworen.

### Keine Nutzung ohne sorgfältige Hege

Das Verhältnis des deutschen Bauern zum Walde beschränkt sich aber nicht etwa auf eine gemeinnützige und haushälterische N u t z u n g des vorhandenen natürlichen



Holzabfuhr und Holzbearbeitung in der bäuerlichen Gemeinschaft  
(Nach einem Kalenderbild des XVII. Jahrhunderts)

Waldbestandes. Der deutsche Bauer ist auch schon sehr frühzeitig, wie ich bereits in meinem Aufsatz „Waldhege und Waldnutzung in den germanischen Volksgesetzen“ nachgewiesen habe, ein liebevoller Waldheger gewesen, der es verstand, dort, wo die natürlichen Wachstumsbedingungen nicht günstig waren, den Wald zu einer hochgezüchteten Kulturformation zu entwickeln. Lange bevor die allgemeine Waldnot die Landesherrschaften zwang, zu einer zielbewußten Waldhege überzugehen, gab der deutsche Bauer das wegweisende Beispiel einer auf lange Sicht eingestellten vorsorglichen Waldaufzucht. Auch für diese Tatsache sind die Weistümer ein eindringlicher Beweis.

Von sorgfältigster Waldhege zeugt zunächst die Verpflichtung, für Nachwuchs der gehauenen Stämme zu sorgen. Diese finden wir u. a. in der Osnabrücker Holzordnung von 1571, welche als Ersatz für „ein Stück Zimmerholz, zu seiner Notdurft angewiesen“, die Pflanzung dreier „tüchtiger“ Jungbäume und deren dreißährige Pflege vorschreibt. Die Oldenburgische Holzordnung von 1677 fordert, daß ein Bauersmann „für jeden Eichbaum, den er abhaut, wo nicht mehr, so jedoch zum wenigsten sechs Eichenheister aus des Dorfes Heisterkamp in selbige Holzung wieder pflanze“. Ein Hausbau beispielsweise erforderte unter diesen Umständen, wie Carl Basen („Wald und Bauerntum - der Wald in der bäuerlichen Kulturlandschaft Nordwestdeutschlands“) aus den Akten des Staatsarchivs Osnabrück festgestellt hat, im Osnabrücker Lande nicht weniger als die Anpflanzung von tausend Heistern.

Neben der Verpflichtung, für Nachwuchs der gehauenen Stämme zu sorgen, stoßen wir noch häufiger auf die ebenso wichtige Verpflichtung, regelmäßig alljährlich für den notwendigen Baumnachwuchs zu sorgen. Die Lippinghauser Holzordnung von 1576 beantwortet die Frage: „Womit die Markgenossen jährlich die Mark bessern?“ mit der kennzeichnenden Feststellung: „In alten Zeiten mußte jeder

Vollspännige jährlich drei Potten setzen." Das H o r s e l e r Holtling von 1580 schreibt jedem Erbmann, der Waldgerechtsamkeit hat, jährliche Anpflanzung von fünf Eichen- oder Buchentelgen in der Mark vor. Das N o r t r u p e r Marktgeding von 1557 fordert jährlich „zur Besserung der Mark" von jedem vollberechtigten Erben die Anpflanzung von fünf „guten, unstrafbaren Eichentelgen" und von jedem halbberechtigten Erben die Anpflanzung von drei Eichentelgen „auf einen Tag, wann gute Pflanzzeit ist". Das D e r n e k a m p e r Holtling von 1603 bestimmt: „Die Marktgenossen, so der von Gott zu bescherenden Mast zu genießen berechtigt sind, sollen alle Jahre unversehrt im Frühling zu rechter Zeit ein jeder fünf Eichentelgen zum Besten der gemeinen Mark an gedeihlichen Markenörtern pflanzen und solche jährlich dem Holzrichter weisen und selbige bis ins dritte Laub halten. Die Rötter aber, so von alters her mit Hütung und Trift in der Mark berechtigt sind, sollen drei Eichentelgen oder Buchen pflanzen und ebenergestalt grün liefern." Die O l d e n - b u r g i s c h e Holzordnung von 1677 schreibt sogar jedem Vollerben jährliche Anpflanzung von 25 guten Eichenheistern und jedem Halberben die Anpflanzung von 13 Eichenheistern vor. Hier muß man sich allerdings fragen, ob nicht die einst freiwillige Leistung des Bauern aus dem Verantwortungsgefühl für das Wohl der gemeinen Mark unter dem Druck der Grundherrschaft, welche einen schwunghaften Ausfuhrhandel nach England trieb, längst zur unwillig geduldeten Plage geworden war.

Die Verpflichtung, regelmäßig alljährlich für den notwendigen Baumnachwuchs zu sorgen, scheint, wie nicht nur aus den Beschlüssen des D e r n e k a m p e r Holtlings hervorgeht, die bäuerliche Gegenleistung für das Recht der Schweinemast in der gemeinen Mark gewesen zu sein. Kam ein Marktgenosse seiner Pflicht des Heisterpflanzens nicht nach, so wurden ihm auf den Holtlings eine größere Zahl Strafheister auferlegt. Um über die notwendige Anzahl von Heistern zu verfügen, mußte jeder Bauer eine Baumschule (Heisterhof, Heisterkamp, Telgenhof, Telgengarten) anlegen. Gemeinsame Dorfheisterkamps wurden offensichtlich nur selten angelegt. Als Anlageplatz suchte der Bauer einen „warmen, geilen und ebenen Ort aus, auf dem ein eigentlicher Heisterkamp angelegt werden konnte", möglichst in der Nähe der Siedlung, damit man den Heisterkamp „besser begeilen und bemisten, auch bessere Aussicht darauf haben könnte", wie ein Weistum aus L ö n i n g e n a. d. H a f e von 1653 vorschreibt. Die Heisterkämpfe sollen - so fordert das D e r n e k a m p e r Weistum von 1603 - „abgezäunet und zu rechter Zeit bemistet und mit guten Eicheln befamet werden".

Alle diese Bestimmungen sind der untrügliche Beweis für eine hochentwickelte Waldhege. Es ist sehr aufschlußreich, daß B a a s e n bei seiner Untersuchung über Nordwestdeutschland in den Urkunden das Wort rotten oder roden nur als Bezeichnung für das Ausheben der Heister in den Heisterkämpfen gefunden hat. Noch kennzeichnender aber für die Tatsache, wie sehr den nordwestdeutschen Bauern die Waldhege sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, ist die enge Verknüpfung des bäuerlichen Brauchtums mit der Pflicht zum Heisterpflanzen. Baasen berichtet darüber: „Im Bremer-, Holler- und Blockland war es dem Chemann nicht erlaubt, den Bund

der Ehe einzugehen, bevor er nicht seiner Pflicht gegenüber dem Walde nachgekommen war. Stets wurde ihm bei der Eheschließung die Frage vorgelegt, ob er auch die erforderliche Anzahl Heistern gepflanzt hätte."

### Lebensgeschliche Verankerung des Waldbrechtes

Ähnlichen Bräuchen begegnen wir in vielen Gauen Deutschlands. Auch sonst nimmt der Wald im bäuerlichen Brauchtum einen breiten Raum ein. In meinem Aufsatz „Der Eigenwald im bäuerlichen Lebensbereich“ (Odal, Heft 6, Juni 1939) bin ich bereits auf die bedeutsame Rolle, die der Wald beim Bauern in Sitte und Brauchtum spielt, näher eingegangen. Ohne Kenntnis dieser Zusammenhänge können die waldbrechtlichen Bestimmungen der Weistümer nicht voll gewürdigt werden. So sehr für diese eine auf den gemeinen Nutzen ausgerichtete wirtschaftliche Zweckmäßigkeit kennzeichnend ist, so spricht aus der unerbittlichen Strenge, mit der die Waldordnungen aufrechterhalten werden, doch noch mehr: das Wissen um tiefere Lebenszusammenhänge, als sie in Nutzungsordnungen Ausdruck finden können. Die Fürsorge für den



Jagd auf Wölfe im Bauernwald  
(Nach einem Holzchnitt aus dem XVI. Jahrhundert)

Wald ist die bäuerliche Betätigungsform, in der die bäuerliche Fähigkeit, in Geschlechtern zu denken und dieser Denkweise gemäß das eigene Handeln einzurichten, am sinnfälligsten zum Ausdruck kommt. Ein guter Wald ist nicht nur ein sichtbares Zeugnis für den Segen der Väterarbeit, sondern auch eine ernste Verpflichtung, schaffend der Kinder und Enkel zu gedenken; denn was hätte das Schaffen des Waldbauern für einen Sinn, wenn es nicht von der Verantwortung für das Wohl der künftigen Geschlechter geleitet würde. So lenkt gerade die Arbeit im und am Walde das Sinnen und Denken des Bauern auf seine wichtigste Aufgabe, Blutsquell des Volkes zu sein. Es ist daher auch kein Zufall, daß gerade das Waldbauerntum das kinderreichste ist. Diese Seite des bäuerlichen Verhältnisses zum Walde, die nicht immer die Beachtung findet, die sie verdient, ist, vom Standpunkt der Lebensgefählichkeit des deutschen Volkes betrachtet, die wichtigste.

Ihre Anerkennung bedeutet keineswegs Vernachlässigung der großen wirtschaftlichen Aufgaben, die der Wald zu erfüllen hat. Wohl aber bedeutet sie die Notwendigkeit, diese wirtschaftlichen Aufgaben unter zielbewußtem Einsatz des Bauerntums zu lösen. Eine Betrachtung der alten walddrechtlichen Weistümer beweist die natürliche Eignung des Bauerntums zur Lösung auch dieser Aufgaben. Diese Fähigkeiten dort, wo sie infolge einer bauernfeindlichen Entwicklung verkümmert sind, wieder mobil zu machen, ist in erster Linie eine Frage verständnisvoller Erziehung und sachgemäßer Förderung. Das einstige segensreiche Wirken der bäuerlichen Markgenossenschaften weist darauf hin, daß es nicht zuletzt notwendig sein wird, in der Waldwirtschaft bäuerlicher Genossenschaftsarbeit ein neues Betätigungsfeld zuzuweisen. Die bereits vorhandenen verheißungsvollen Anfänge bestätigen diese Auffassung. Die Schwierigkeiten einer solchen Erziehungsarbeit sollen keineswegs unterschätzt werden; aber ebensowenig dürfen sie überschätzt werden. Auf keinen Fall sind sie ein Grund, diese Erziehungsarbeit als hoffnungslos hinzustellen; denn die Erzeugungsschlacht beispielsweise hat zweifellos noch größere Schwierigkeiten überwinden müssen und ist doch zum Ziele gekommen.

Auf die Wichtigkeit der Mobilmachung des Bauerntums auch in waldwirtschaftlicher Beziehung hat daher auch Reichsmarschall Göring auf der ersten Großdeutschen Reichstagung des Deutschen Forstvereins im Juni 1939 in seiner Eigenschaft als Reichsforstmeister mit besonderem Nachdruck hingewiesen, und Reichsbauernführer R. Walther Daré hat in einem Ausruf es sämtlichen Bauernführern zur besonderen Pflicht gemacht, „auch in der forstlichen Erzeugungsschlacht alles daranzusetzen, um der Parole ‚Leistungssteigerung im deutschen Walde‘ zum Erfolge zu verhelfen“. Die sicherste Grundlage dieser notwendigen Leistungssteigerung aber ist und bleibt die Gesinnung, die in dem alten deutschen Bauernwalddrecht ihre Ausprägung gefunden hat. Dieses ist wohl im Laufe der Zeit umgeformt worden, in seinen gemeinnützigen Grundätzen jedoch stets beständig geblieben. Diese Beständigkeit beruhte nicht auf äußerem Zwang, sondern in der Artgebundenheit des bäuerlichen Walddrechts. Der echte Bauer wird daher aus innerstem Triebe auch den waldwirtschaftlichen Anforderungen der Neuzeit gehorchen, handelt er doch in ureigener Sache.



**Deutsche Bauern in Amerika**  
**Das Einwandererdenkmal in Germantown in Pennsylvania**  
**Bestes deutsches Bauernblut opferte sich für den Aufbau und die Freiheit der Vereinigten Staaten**



Landverkauf an deutsche Bauern in USA.

Der Bauer: Wo liegt denn nun das Land, das ich gekauft habe? Der Yankee: Auf dem Grund des Michigan-Sees

(Karikatur aus dem Jahre 1851)



Volkswirtschaftslehre für jedermann: Import und Export. Zu deutsch: Waren herein! Menschen hinaus!

(Karikatur aus dem Jahre 1848)

## Deutsches Bauernblut für die USA.

Der deutsche Adel unter dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz und die schmucklosen nordisch-deutschen Bauernscharen, die die Vereinigten Staaten aufbauten, sind Blut von gleichem Blute, sind Zweige von gleichem Holz.  
R. Walther Darré.

„An American Tragedy“ nannte der nordamerikanische Schriftsteller Theodor Dreiser einen düsteren, im Jahre 1925 erschienenen Roman. Er schilderte am Beispiel eines jungen Menschen, in dessen Seele die Idee des Verbrechens Wurzel faßt und ihn enger und enger umklammert, bis sie ihn schließlich vollkommen beherrscht, das Drama der Völkermischung, die sich das nordamerikanische Volk nennt.



General Johann Ralb

„Hier liegt also der Ralb, der edle Fremdling, der aus fernem Lande kam, um den Baum unserer Freiheit mit seinem Blute zu nähren“, das sind die Worte George Washingtons, die er am Grabe des in Hättendorf bei Erlangen geborenen deutschen Bauernsohnes sprach. Er fiel für Amerika im Kampf gegen die Engländer  
(Nach einer Zeichnung von G. Hermann)

Der Sieg des Gangstertums aller Spielarten, vom Wegelagerer und Bankräuber bis zu den dollarthäufenden Großbetrügern und den mit ihnen verkuppelten Klubs politischer Hochstapler, ist nicht nur die Aufhebung des Testaments George Washingtons, sondern auch der letzte Akt der Tragödie des deutschen Blutes, das sich dem nordamerikanischen Staatengebilde opferte oder ihm geopfert wurde. Das sogenannte demokratische Ideal, die hemmungslose Ichvergottung, triumphiert über die Gedanken der freiwilligen Einordnung des einzelnen in die Gemeinschaft und somit über die wahre Freiheit. Es erhebt die Anarchie zum Gesetz und setzt an die Stelle des verantwortungsbewußten Führertums





**Nikolaus Herdheimer,**

der deutsche Bauerngeneral, der durch das siegreiche Gefecht bei Oriskany die Voraussetzungen für die Erfolge Washingtons schuf. An seinen Verwundungen verblutete Herdheimer acht Tage nach dem Sieg. Er starb für die Freiheit Amerikas

die anonyme Herrschaft politischer Drahtzieherei, die ihre Macht nicht dem Volke, sondern der internationalen Plutokratie dankt. Woher die Geldmittel dieser Machtgruppen stammen, ist dabei vollkommen gleichgültig. Wer die Geschichte der großen Privatvermögen in Amerika kennt, weiß, daß die meisten vollkommen skrupellos durch die Anwendung von Mitteln zusammengeschart wurden, die selbst nach dem römischen Recht den Staatsanwalt zur Forderung hoher Freiheitsstrafen veranlassen müßten.

Daß im Kampf mit diesem Prinzip das deutsche Element in Nordamerika schließlich unterliegen mußte, wird dem nicht verwunderlich erscheinen, der die Zusammensetzung dieses Volksteils kennt. Es sind vorwiegend Menschen bäuerlichen Blutes, Männer und

Frauen, die Generationen hindurch nur durch Arbeit Werte schufen und denen der Sinn für die in den Demokratien gesetzlich geschützten betrügerischen Manipulationen der Spekulation vollkommen fehlte. Das Unheil händlerischen Denkens, das wie Heuschreckenschwärme in ihre heiligsten Güter fiel, war für sie nicht faßbar. In einem Staat, in dem Kultur und Politik einzig und allein als Mittel angesehen werden, „Geld zu machen“, in dessen Kongreß, wie der Engländer Law\*) sagt, „Wissenschaftler und Dichter lächerliche Figuren wären, in dem sich das Volk vorwiegend von Konserven nährt, ganz gleich, ob sie nun Milch oder Musik, Schweinefleisch oder Philosophie, Honig oder Humor, Speck oder Literatur sind“, wird deutsches Wesen von innen heraus zerstört oder versklavt. Denn wo das Gold als göttliche Verheißung gilt, duldet es neben sich keine anderen Gesetzgeber, am wenigsten das bäuerliche Lebensgesetz von Saat und Ernte, das auf der Grundlage von Leistung

\*) A. Maurice Law / Die Amerikaner.

und Ertrag aufgebaut ist und dessen Voraussetzung der Adel des Blutes ist. Raubbau und Schmarotzertum treten an seine Stelle und unterdrücken oder zerstören alle echten Werte. Recht und Gerechtigkeit werden zu Zweckphrasen, Vergangenheits- und Zukunftsverantwortung umnebelt der Gegenwartstrausch, das Rassebewußtsein ist ausgeschaltet, und das blutsverpflichtete heldische Element, dem ein Volk seine Lebenskraft verdankt, erstickt im Rausch der Rekordsucht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Das sind die Ursachen der amerikanischen Tragödie des Deutschtums in den Vereinigten Staaten, das ist der Grund der Verknechtung von sieben Millionen deutscher Auswanderer nach Amerika, wertvollster Bestandteile des nordamerikanischen Volkes, derjenigen Teile, auf dessen Schultern das Staatsgefüge steht, das sich USA. nennt.

Ein Staat, der seine besten Menschen, der sein Bauerntum vernichtet, richtet sich selbst. Er wird und muß an seiner eigenen Unzulänglichkeit, an seiner äußeren und inneren Versteppung zugrunde gehen.



**Sturm des Ohio-Regiments: einer aus deutsch-amerikanischen Sarmern und Bürgern bestehenden Freiwilligen-Truppe im Kampf der Nordstaaten gegen die Südstaaten (Nach einer zeitgemässigen Zeichnung)**

## Die Sippe Bach



Stempel der Sammlte Bach

Zahllos sind die Veröffentlichungen über die Sippe Bach. Eine Betrachtung bringt immer aufs neue Belehrung und Erhebung. Die Bach-Sippe ist uns ein Beispiel, das in einzigartiger Weise zeigt, wie Blut und Boden den Wert einer Sippe bestimmen. Wir besprechen zuerst kurz den Ausschnitt der Sippentafel. Die Tafel umfaßt sechs Generationen. Die Abstufung in der Ausfüllung der Kreise bringt die Wertung der musikalischen Bedeutung zum Ausdruck. Diese hängt von der persönlichen Auffassung des Beurteilers ab, aber im ganzen herrscht unter den zuständigen Sachverständigen ziemlich Abereinstimmung über die Einstufung, und

eine Verschiebung des einen oder anderen Gliedes nach oben oder unten hat für die Auswertung der Tafel nach erbbiologischen Gesichtspunkten keine Bedeutung. Da zur Abschätzung der Musikalität der Frauen der Sippe nur in wenigen Fällen Anhaltspunkte vorliegen, sind sie - abgesehen von den beiden Frauen Johann Sebastian Bachs - weggelassen, und die männlichen Glieder der Sippe sind nur insoweit aufgenommen, als sie das Alter der Erwachsenen erreicht haben. Die schwarzen Kreise bezeichnen Glieder von genialer musikalischer Fähigkeit, die das musikalische Leben ihrer Zeit beeinflusst und Werke von Dauer geschaffen haben. Johann Sebastian, der sie alle riesengroß überragt, ist durch einen schwarzen Kreis mit hellem Ring dargestellt. Die gestrichelten Kreise entsprechen Männern von überdurchschnittlichen musikalischen Fähigkeiten, die die Musik beruflich ausgeübt haben. Aber die durch helle Kreise bezeichneten Glieder ist musikalisch nichts Näheres bekannt; das bedeutet nicht ohne weiteres, daß sie unmusikalisch waren.

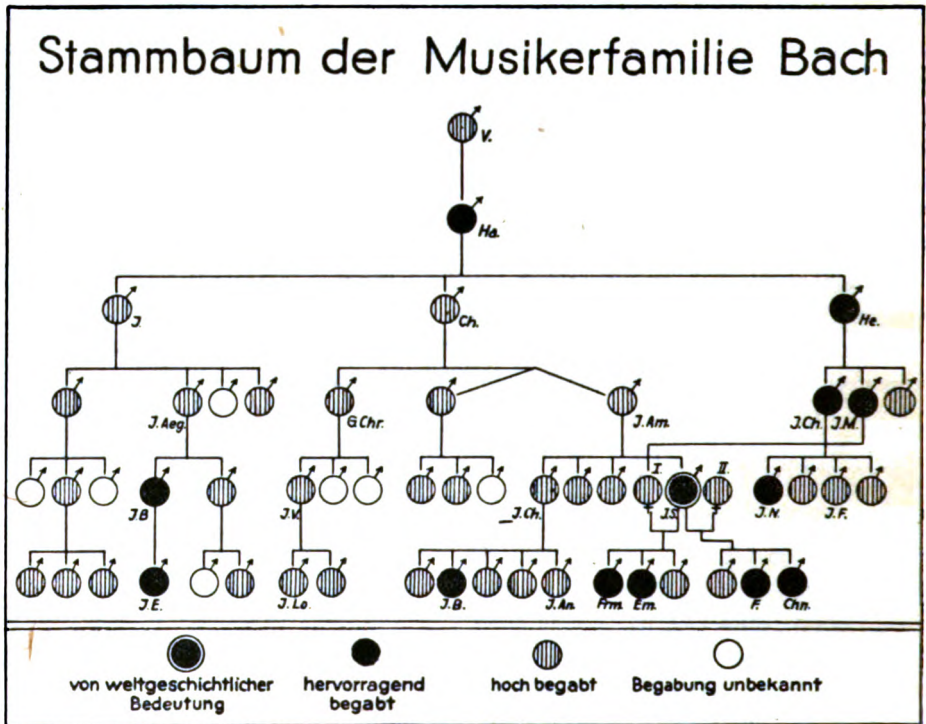
Ein Blick auf die Tafel zeigt die erstaunliche H ä u f u n g musikalischer Fähigkeiten in der Sippe. Außer Johann Sebastian sind zwölf musikalisch überragend, drei- unddreißig weit überdurchschnittlich musikalisch befähigt. Die Tafel beginnt mit Veit Bach. Er ist Müller, und sein Ururenkel Johann Sebastian bemerkt in Familienaufzeichnungen in humorvoller Weise, daß Veit sein Saiteninstrument in der Mühle während des Mahlens gespielt habe. Sein Sohn Hans, der als Bäcker begann, ging aus innerem Trieb zur Musik über und übte seine Kunst in den Städten Erfurt, Gotha, Eisenach, Arnstadt, Suhl u. a. aus, wo er bald den Ruhm eines hervor-

ragenden Spielmanns genoß. Er starb 1626 an der Pest. Die dritte Generation bilden seine drei Söhne Johannes (1604-1673), Christoph (1613-1661) und Heinrich (1615-1692). (Die Bache haben alle mehrere Vornamen; soweit keine Verwechslung in Frage kommt, nenne ich immer nur einen.) Alle drei erwählen die Musik als Lebensberuf und sind hochbefähigte Musiker. Von jedem geht eine Linie aus, die hohe und höchste Begabungen aufweist. Zur mittleren Linie gehört Johann Sebastian (1685-1750, Abb. 2). Er ist der Sohn von Ambrosius (1645-1695), von dem ein Ölgemälde vorhanden ist (Abb. 1). Wir sehen, Hans der Spielmann ist der Stamm, der, aufs ganze gesehen, drei gleichwertige Äste treibt. Er muß der Träger hochwertigsten musikalischen Erbgutes gewesen sein, das er an seinen Nachkommen weitergibt. Gerade die Verbreitung der hohen Begabung in allen Zweigen beweist eindeutig, daß es sich um erbliche Veranlagung handelt.

Hans hat das Erbe von seinen Bachahnen übernommen. Im einzelnen wissen wir darüber nichts. Träger des Namens Bach konnten in der Gegend schon im 15. Jahrhundert nachgewiesen werden. Es sind auch Bachstippen bekannt, deren Abstammungszusammenhang mit der Deutschen Sippe bis jetzt nicht nachgewiesen werden konnte, der aber wahrscheinlich ist. So gibt es eine hessische Bachlinie, die aus der Gegend von Schmalkalden stammt. Einzelne Glieder dieser Linie zeigen in der Kopfbildung eine auffallende Ähnlichkeit mit Johann Sebastian. Auch diese Sippe zeichnet sich durch musikalische Fähigkeiten aus. Das deutet darauf hin, daß schon in uralten Zeiten in den Bachahnen hohe musikalische Fähigkeiten vorhanden waren.

Es steht fest, daß die musikalische Fähigkeit auf einer Vielheit erblicher Anlagen beruht. Dabei sind zweifellos für hohe Begabung sowohl dominante als rezessive Faktoren verantwortlich. Bei hoher und höchster Befähigung müssen günstige Faktoren in großer Zahl zusammentreffen. Jede neue Zeugung bringt eine neue Zusammenstellung der Erbfaktoren. Je größer die Zahl der ausschlaggebenden Faktoren bei einer musikalischen Person ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich auch bei ihren Nachkommen wieder günstige Zusammenstellungen finden.

Es ist selbstverständlich, daß zum musikalischen Erbe der Kinder auch die Frau, die im ganzen immer die Hälfte des Erbgutes beisteuert, ihren Beitrag liefert. Aber die Frauen der Bachsippe wissen wir nicht viel. Aber die allgemeine Erfahrung zeigt, daß musikausübende Männer sich häufig musikalische Frauen wählen. Das ist sicher auch in der Bachsippe so gewesen. Bei Johann Sebastian ist der Fall offenkundig. Seine beiden Frauen waren hochmusikalisch. In erster Ehe war er mit einer Base dritten Grades, Maria Barbara, geb. Bach, einer Enkelin Heinrich Bachs (s. Sippentafel), in zweiter Ehe mit Anna Magdalena, geb. Wülken, verheiratet. Die erste war die Tochter Michael Bachs, der sich als Organist und Komponist einen Namen gemacht hat. Die zweite war Sängerin und stammte aus der musikalischen



**Sippe Wülken.** Ein Biograph sagt von ihr, sie habe die Musik im Blut bis in die Fingerspitzen hinein. Auch für andere Frauen der Sippe kann musikalische Befähigung wahrscheinlich gemacht werden. Zwei „Bache“ ehelichten je eine Lämmerhirt aus Erfurt. Johannes (1604-1673) heiratete Hedwig L. und sein Neffe Ambrosius (1645-1695) deren Nichte Elisabeth L. Diese doppelte Einheirat in die Familie Lämmerhirt läßt schon vermuten, daß es sich um eine musikalisch veranlagte Sippe handelte. Ein ziemlich sicherer Nachweis ist durch die Feststellung erbracht worden, daß eine Base der Elisabeth L., eine verheiratete Walthers, einen hochmusikalischen Sohn, den Komponisten J. G. Walthers, hatte.

Bei der Junstverbundenheit in der damaligen Zeit haben nicht selten Musiker ihre Frauen aus Musikerfamilien geholt. Dies ist auch von verschiedenen Bachfrauen bezeugt. Eine Erzählung aus Johann Sebastians Jugend beleuchtet die Sache. Er kam 1705, also 20jährig, nach Lübeck, um den berühmten Meister der Orgel Buxtehude zu hören. Er hätte dessen Stelle bekommen können, aber die Vergebung war an die Bedingung geknüpft, daß der Bewerber die Tochter Buxtehudes heirate (sie war 30 Jahre alt). „Die Reize der Tochter kamen dem Plan des Vaters nicht zu

Hilfe." Bach verzichtete um diesen Preis auf die Stelle wie zwei Jahre vorher Händel. Buxtehude hat doch noch einen Schwiegersohn als Nachfolger gefunden. In der Sippe Bach hat wie in andern Musikersippen bei der Gattenwahl Auslese mit Züchtung auf Musik stattgefunden.

Ist die Sippentafel als Ganzes schon ein unwiderleglicher Beweis, daß die Musikalität der Sippe Bach auf Vererbung beruht, so möchte ich doch noch zwei Fälle herausgreifen, die besonders eindrucksvoll die Vererbung vor Augen führen: Die Kinder Johann Sebastian's und das Zwillingpaar der Tafel Johann Sebastian hatte 20 Kinder, wovon 10 ins erwachsene Alter kamen und 9 den Vater überlebten, 5 Söhne und 4 Töchter. Im Jahre 1730 sagt der Vater von den damals lebenden 7 Kindern: Sie sind alle geborene Musici. Von den 5 überlebenden Söhnen sind mindestens 4 von überragender musikalischer Bedeutung: Friedemann (1710-1784, Abb. 3), Emanuel (1714-1788, Abb. 4), Friedrich (1732-1795) und Christian (1735-1782, Abb. 4). Sie haben Werke geschaffen, die heute noch aufgeführt werden. Die beiden ersten stammen aus der ersten, die beiden andern aus der zweiten Ehe. Friedemann und besonders Emanuel reichen in der Höhenlage ihrer musikalischen Leistungsfähigkeit an den Vater heran. Den Kindern ist von beiden Elternseiten hochwertiges musikalisches Erbgut zugeflossen, daher diese einzigartige musikalische Ausstattung des ganzen Geschwisterkreises.

In der vierten Generation weist die Stammtafel ein Zwillingpaar auf. Die Zwillinge sind Christoph (1645-1693) und Ambrosius, der Vater Johann Sebastian's (1645-1695). Beide waren einander in der äußeren Erscheinung zum Verwechseln ähnlich, und ihr Enkel Emanuel schreibt: Sie waren ein Wunder für große Herren und für jedermann; es sei selbst für ihre Frauen oft schwer gewesen, sie zu unterscheiden. Diese Brüder waren also sicher eineiige Zwillinge; sie hatten deshalb gleiches Erbgut. Nun wird bezeugt, daß sie in ihren musikalischen Fähigkeiten in jeder Hinsicht vollkommen übereinstimmten; sie hatten die gleichen Fertigkeiten, Vorlieben, dieselbe musikalische Auffassung, den gleichen Vortrag und denselben Geschmack, ein eindeutiger Beweis, daß alle Seiten der musikalischen Fähigkeiten im Erbgut begründet sind.

Nun wollen wir dem Genie Johann Sebastian noch unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Er wurde am 21. März 1685 in Eisenach in dem Hause, in dem sich jetzt das Bachmuseum befindet, geboren. Sein Vater Ambrosius war Hof- und Stadtmusikus. Nach dem frühen Tod der Eltern wurde er zehnjährig von dem ältesten Bruder Christoph, der in Ohrdruf Organist war, aufgenommen und ausgebildet. Dort besuchte er die höhere Schule. Seine weitere Ausbildung holte er sich in Lüneburg (1700-1703). Die Stationen seines beruflichen Lebens sind Arnstadt 1703, Mühlhausen 1707, Weimar 1708, Köthen 1717, Leipzig 1723. Früh-

zeitig machte sich seine außerordentliche musikalische Begabung bemerkbar. Ein unbändiges Vorwärtsdrängen zeichnete ihn aus. Kennzeichnend ist folgendes Erlebnis. Sein Bruder hatte ein Heft, in dem Klavierstücke bedeutender Meister gesammelt waren. Johann Sebastian bat ihn darum. Es wurde ihm verweigert. Es gelang dem jungen Sebastian, das Heft bei Nacht aus dem nur mit einer Gittertür versehenen Schrank herauszuziehen. Er schrieb die Stücke heimlich beim Mondschein ab, wozu er sechs Monate brauchte. Als er den Schatz benutzen wollte, entdeckte der Bruder die Abschrift und nahm sie ihm trotz seines Flehens weg. Jedenfalls hielt der Bruder das ungestüme Vorwärtsdrängen für seine musikalische Entwicklung nicht für günstig. Mit 18 Jahren wurde er auf die Organistenstelle in Arnstadt berufen. Er genoß schon den Ruhm eines überragenden Orgelspielers und wurde der größte Meister aller Zeiten und Völker auf der Orgel. Im Jahre 1717 wurde in Dresden ein Wettstreit zwischen Johann Sebastian Bach und dem weltberühmten französischen Orgelspieler Marchand aus Versailles angesetzt. Der französische Künstler zog es vor, in der Nacht vorher abzureisen, und Bach hatte den Triumph, seine Kunst der Versammlung allein vorzuführen.

Als Ton schöpfer steht Johann Sebastian auf einsamer, alles überragender Höhe. Er vereinigt in sich die musikalischen Strömungen seiner Zeit, schafft neue Formen und führt sie zu einer Höhe, die vorher nie erreicht worden ist, und die Endgültiges bedeutet. Der Untergrund dieser einzigartigen Leistungen ist nicht eine einseitige hervorragende musikalische Ausrüstung, sondern ein allumfassender Reichtum der Begabung. Seine außergewöhnliche Intelligenz wird schon in den Klassenberichten der höheren Schule zu Ohrdruf betont. Hohe Verstandes-, Gemüts- und Charakterwerte vereinigen sich zu einer geistigen Kraft von unvergleichlicher Größe. Woher kommen sie? Sie sind erblich begründet, sie sind das Ergebnis eines einmaligen, über alle Maßen glücklichen Zusammentreffens hervorragender Erbanlagen. Zu dem Aufbau haben alle Vorfahren Bausteine beigetragen. Wir sehen in den Seitenlinien bald die eine, bald die andere Begabung hervortreten. Unter den Nachkommen Heinrichs z. B. finden sich zwei Komponisten von hervorragender Schöpferkraft. Gerade das Offenbarwerden in den Seitenlinien weist auf das Vorhandensein der Anlagen im ursprünglichen Stamm hin. Auch aus der mütterlichen Sippe der Lämmerhirt sind offenbar bedeutende Gemüts- und Charakterwerte zugeflossen. Ein gewisser mystischer Zug scheint von dort gekommen zu sein. Alles vereinigt sich in Johann Sebastian zu einem harmonischen Ganzen von überragender Schöpferkraft. Goethe sagt, der Fleiß sei der beste Teil des Genies. Auch Johann Sebastian betont oft die große Bedeutung des Fleißes für die Entwicklung des Genies, und er selbst zeichnet sich ja durch eine Unermüdllichkeit der Arbeitsleistung aus, die immer wieder Staunen erregt. Aber das Genie ist nicht in erster Linie nicht nur für die Vererbung der Musikalität, sondern der geistig-seelischen Begabung überhaupt.

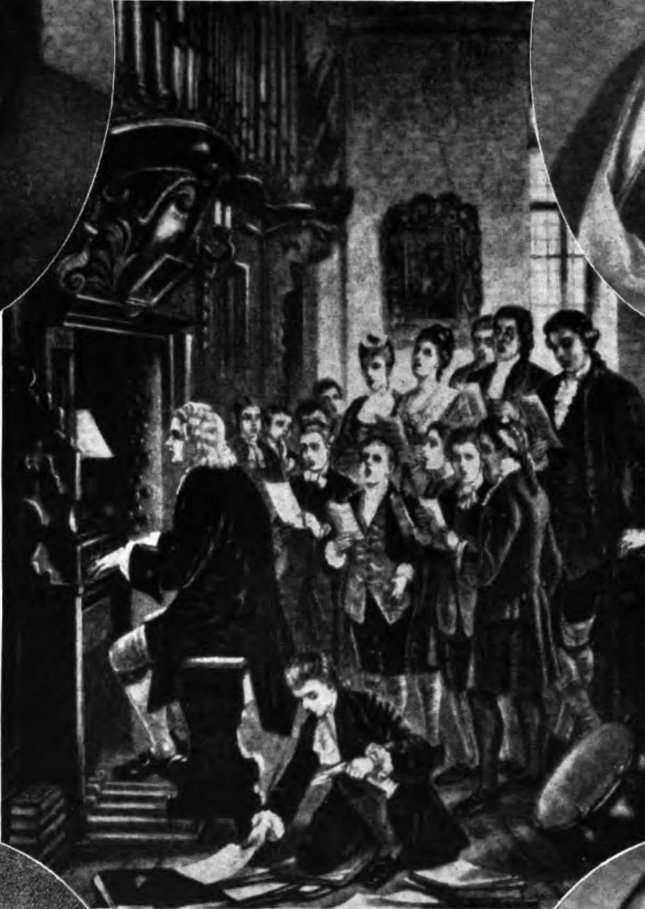
# Die Sippe Bach



Ambrosius

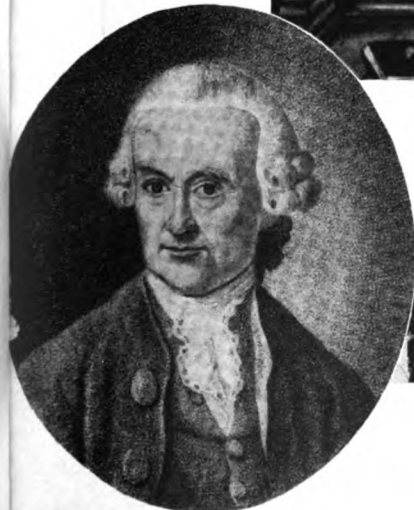


Johann Sebastian



Der Thomaskantor

Nach dem Gemälde  
von August Bockmann



Wilhelm Friedemann



Handschrift Johann Sebastians



Johann Christian





Es ist schon versucht worden, die Bachsche Genialität als Wirkung der Mischung von „Plebejer“- und „Patrizierblut“ zu erklären, wobei das Geschlecht der Lämmerhirt als Patriziergeschlecht angesehen wurde, weil der Vater der Elisabeth L. Rats herr war. Diese Erklärung geht schon deshalb ganz fehl, weil die Lämmerhirt um jene Zeit noch nicht lange in Erfurt ansässig waren und einem alten Bauerngeschlecht entstammten.

Gegen die Begründung genialer Begabung durch die Vererbung wird häufig darauf hingewiesen, daß ein Genie gewöhnlich nicht wieder geniale Kinder hervorbringe. Diese Tatsache ist aber ohne weiteres verständlich. Es ist gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß sich die überaus glückliche Zusammensetzung des Erbguts des Genies bei den Kindern noch einmal findet. Die Erbanlagen spalten auf. Dabei können auch minderwertige Anlagen offenbar werden, wie das Beispiel von Friedemann Bach zeigt, der trotz überragender musikalischer Veranlagung infolge von Haltlosigkeit und Unbeständigkeit scheiterte. Daß aber auf die Kinder des Genies oft eine hochwertige Kombination übergeht, beweisen gerade die Söhne Johann Sebastians. Je weiter sich die Nachkommenschaft von dem genialen Vorfahren entfernt, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß gleichartige und gleichwertige Zusammensetzungen der Erbfaktoren bei den Nachfahren auftreten. Deshalb löst sich hohe Begabung allmählich auf. Das bestätigt auch unsere Sippe. Ein Enkel Bachs ist noch ein hervorragender Musiker. Es ist Wilhelm Ernst (1759-1845), der Sohn Christophs. Er gehört zu der 7. Generation, die in unserer Sippentafel nicht mehr enthalten ist. In dieser Generation fanden sich noch mehrere musikalisch hochbegabte Glieder, die den Beruf als Musiker ausübten.

Der eben genannte Wilhelm Ernst war der letzte männliche Nachkomme Johann Sebastians. Auch alle weiblichen Linien sind ausgestorben. Man folgert aus solchen Beobachtungen häufig, es entspreche dem naturgegebenen Ablauf, daß auf einen Gipfel ein Abfall folge. Daß sich die Kraft allmählich erschöpfe. Diese Anschauung ist ganz irrig. Der Vergleich der Aufeinanderfolge der Generationen mit dem Ablauf des Einzel Lebens ist nicht zulässig. Der Mensch altert, die Sippe nicht. Die Erbkraft erschöpft sich nicht, das Erbgut ist von ewiger Dauer. Gerade bei Johann Sebastian sehen wir ja, daß in den Kindern eine ungeschwächte Kraft offenbar wird. Es ist Zufall, daß die Nachkommenschaft Johann Sebastians nach wenigen Generationen ausstirbt. Ehelosigkeit, Spätehe, Säuglingssterblichkeit u. a. sind die Ursachen. In anderen Linien der Deutschen Bachsippen finden wir heute noch zahlreiche lebende, auch musikalisch veranlagte Nachkommen. Das Genie ist immer eine außergewöhnliche, einmalige Erscheinung, die aber nicht außerhalb der erb- biologischen Gesetzmäßigkeiten steht.

Das Bachsche Geschlecht war seit uralten Zeiten mit dem Boden und dem Volkstum aufs engste verbunden. Die Ahnen sind Bauern. Auch die Lämmerhirt sind ein altes Bauerngeschlecht. Den Ausgang vom Lande beweisen schon

die Namen, die wörtlich zu nehmen sind. Als Stadtpfeifer und Ratsmusiker leben viele Bache mitten im Volk und schöpfen aus dem Volk. Das Gemälde von Ambrosius bringt in seiner ganzen Aufmachung den ländlichen Ursprung zum Ausdruck. Durch das Fenster sieht man im Hintergrund die Wartburg, ein Zeichen der Naturverbundenheit. Die dritte Generation lebt in der traurigsten Zeit der deutschen Geschichte, in und nach dem Dreißigjährigen Krieg, wo Schrecken, Not und Elend die deutschen Lande in unvorstellbarem Maße heimsuchen. Auch im darauffolgenden Jahrhundert ist das verarmte und verödete Deutschland Schauplatz von Kriegen. In den Bachschen Familien herrschte vielfach Dürftigkeit und Armut, die oft ans Elend streifte. Es liegen erschütternde Bittschriften um Besserstellung vor. Die Familie versinkt nicht im Elend der Masse. Die Männer wahren ihr wertvolles Erbgut und halten an edler Musik fest. Sie sind ein Hort deutschen Geistes. In einer englischen Lebensbeschreibung (Terry) heißt es: „In der ganzen wildbewegten Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte diese eine Familie, die so recht das bodenständige Deutschland verkörperte, nie aufgehört, Trost und Kraft zu spenden.“ Und Ph. Spitta schreibt: „Was in Johann Christoph (1642-1703) und Johann Michael (1648-1694) künstlerische Gestalt gewann, als ringsum alles tot und öde lag, war das bessere Selbst der deutschen Nation.“

Die Bache haften an der Scholle. Das Thüringer Land ist der Ursprung ihrer Kraft. Sie beherrschen bald das ganze musikalische Leben der thüringischen Städte. In Erfurt, wo sie ein Jahrhundert lang die Musikerstellen innehaben, führten die Musiker den Namen „Bache“, auch als längst kein Träger dieses Namens als Musiker mehr in der Stadt war. Es ist bezeugt, daß sich viele Glieder der Bachschen Familie auswärts wichtigere und einträglichere Ämter hätten verschaffen können, sie zogen es vor, in der Heimat zu bleiben.

Zu dem Heimatsinn kommt eine enge Sippengemeinschaft. Alljährlich fanden Zusammenkünfte der „Bache“ statt, die meistens in Erfurt, Eisenach oder Arnstadt abgehalten wurden. Der Tag gestaltete sich zum Festtag, der mit Musik ausgefüllt war. Mehr als hundert „Bache“ waren manchmal bei einer solchen Zusammenkunft anwesend. Sie waren stolz auf ihr Geschlecht. Sebastian Bach selbst hat eine Familienchronik verfaßt, die sogenannte „Genealogie“, die Emanuel vervollständigte. Kompositionen der Bache angelegt. Die Glieder der Sippe pflegten gegenseitigen Er hat auch eine Sammlung der Kompositionen der „Bache“ angelegt. Die Glieder der Sippe pflegten gegenseitigen Verkehr und förderten und unterstützten einander.

Die Sippe Bach und vor allem ihr größter Sohn hat unvergängliche Werke geschaffen, die immer wieder die Menschen erheben und erbauen. Sie hat ihre Kraft aus dem Blute ihrer Ahnen und deren Verbundenheit mit dem Boden und Volk der Heimat geschöpft. Die Sippe ist für alle Zeiten ein Vorbild in der Erhaltung hochwertigen Erbgutes durch Jahrhunderte, in der Pflege von Familieninn und Sippengemeinschaft, in der Pflege deutscher Art.

## In den Zwölfnächten

Ein fest umrissenes Bild von der Julfeier unserer Ahnen vermag die Forschung nicht mehr zu geben. Zu gründlich hatte die seit dem 8. Jahrhundert machtvoll vordringende römische Kirche alle Spuren vorchristlicher Kultbräuche vernichtet oder verwischt. Aus den einzelnen spärlichen Hinweisen, die über das gesamte alt-nordische Schrifttum verstreut sich finden, vermag nur eine noch lebendige Einfühlungskraft einige Umrisse vom Ablauf der Festzeit um die Wintersonnenwende wiederherzustellen. Das wird erleichtert durch die hellbelichtete Vorstellung, die uns die Aberlieferung vom Menschen germanischer Frühzeit übermittelt. Als er noch Kindung in seiner erdnahen Umwelt stand, noch nicht oder wenig berührt war vom Hauch der Fremde, ertrug er gelassen die lichtarmen Monde des Jahres, weil er ihnen nicht entrinnen konnte; gelassen ertrug er sie, aber doch mit wachsender Sehnsucht auf die Wende hin. Denn Sinnbild des allwaltend Göttlichen war ihm die Sonne, die Leben ruft aus dem winterstarrten Boden, aus dem kahlen Geäst, aus dem Schweigenden Wildwald.

War sie dann endlich da, die Wintersonnenwende, so begann die frohbewegte Festzeit, die in den Zwölfnächten ihren Höhepunkt und Abschluß fand. Das Fest des steigenden Lichts war das heiligste im Jahr. Gesippen und Freunde lud man zur Gastung; auf Schneeschuhen, auf Schlitten und zu Pferde zogen sie ein auf den Hof, oft hatten sie lange und beschwerliche Wege zu überwinden; wer heute Gast war, mochte im nächsten Jahr auf seinem eigenen Hof die Nachbarn empfangen. Viele Tage blieb man beisammen, laut und fröhlich ging es zu. In der Halle versammelten der Hausvater und die Hausmutter Gäste und Hausleute um sich und ließen den von den Frauen gebrauten Minnetrunk\*) kreisen, eine Handlung des Dankes an den göttlichen Spender von Ernte und Frieden. Am Ernte und Frieden rief man in den Zwölfnächten die Gottheit an. Gewaltige Holzscheite wurden in das Herdfeuer geworfen, an den Balkenköpfen der Wände hingen die brennenden Olpfannen, die ein warmes Licht verbreiteten; schäumend stieg die Freude, wenn der hohe Jultag zur Nacht sich senkte; mit mancherlei Scherz und Verkleidung trat das Jungvolk an, bis mit dem Auftragen des gebratenen Ebers und des Julgebäcks das Festmahl seinen Anfang nahm.

Ein Festmahl war diesen dem Allwalter noch unmittelbar sich verbunden fühlenden Menschen eine geweihte Handlung, weil sie die Gottheit als den Freundbegleiter ihres Erdentags, ebenso wie die geehrtesten Verstorbenen der Sippe mit zu Gast luden und unter sich weilen fühlten. In Hochstimmung ging ihnen der letzte Alt-

\*) Minnen = gedenken, danken, lieben.

fahrtstag über in die Zeit der Zwölfnächte, in denen in Haus und Hof und Umland nichts gewerkt wurde; besinnliche Ruhe, beschauliche Sammlung sollten hinüberleiten in die nun mählich wieder sich längenden Tage. In neugeschwelltem Hoffen auf Thors immer sieghafter das Erdregiment wieder ergreifende Kraft ging man an die neuen Aufgaben des ansteigenden Jahres, bereitete man sich zu Ackerdienst und Herdschaffen, zu Handwerk und Holmgang\*).

Den Toten und der Fruchtbarkeit galt die Feierzeit der Zwölfnächte, dem „Stirb und Werde“.

Je mehr in der Folgezeit aus der Innenwelt des germanischen Menschen der reine, starke, gütige Freundgott Thor herausgedrängt wird durch Wodan, den aus Asien eingewanderten Führer des wütenden Heeres mit seinem Zauber-, Masken- und Berserkerstuck, um so mehr wandeln sich die schlichten, naturhaften Feiersitten um in allerhand Brauchtum, das deutlich aus wachsendem Aberglauben seinen Ursprung nahm und unbegreiflicher Weise heute noch immer als germanischem Wesen zugehörend gedeutet werden kann. Nun führt Wodan sein wildes Heer durch die Lüfte und bringt Tod und Verderben jedem, der seinen Zug dahinsagen sieht. Wodan hat den sonnenlichten Thor verdrängt. Mit Weissagerei und Tiermaskenunsug geht der „Julkapp“ um. In heimlichem Fürchten und Grauen windet man sich durch die Zeit der heiligen Nächte, die unter drohendem, prophetischem Zauber stehen; alles, was man in diesen Nächten träumt, geht in Erfüllung; Frau Perchta bringt Anheil über die Mädchen, die da spinnen; überall lauert ein dunkles Verhängnis. Mancher abergläubische Weihnachtsbrauch, der sich vereinzelt in ländlichen Gegenden Deutschlands und der Nordischen Staaten noch erhalten hat, deutet zurück auf die Epoche des sinkenden Nordischen Gottglaubens.

Einige Anzeichen lassen darauf schließen, daß schon in vorchristlicher Zeit ein grünender Baum eine sinnbildliche Rolle gespielt hat bei den Jahresend-Feiern unserer Vorfahren. Gleichnis des Einzellebens wie des Schöpfungsalls war ihnen der Baum. Um dieses Sinnbild des Lebens ist eine Fülle von Mythen gewachsen, deren Wurzeln noch heute da aufzufinden sind, wo arische Gesittung vorherrschend geblieben ist oder arischer Gesittungseinfluß die verschüttete Unterlagerung einer heutigen, andersartigen Kultur bildet. So begegnen wir bei den Indern dem Kalpavriksha, dem Baum der Wunscherfüllung, bei den Babyloniern dem Ulfanubaum, in der Zarathustra-Religion der Perser der Haoma, in der die Avesta ein göttliches Wesen verkörpert sieht, bei den Mohammedanern dem Sidra, der in den seligen Gefilden des Jenseits wächst, bei den Griechen den Apfelbäumen der Hesperiden; und wo man sonst den verwischten Spuren in Schrifttum und Volksglauben nachgeht, stößt man noch auf viele andere Baum-Mythen, die mehr oder minder deutlich auf einen arischen Ausstrahlungskern zurückweisen. Deshalb nimmt es auch nicht wunder, daß die Baum-Mythen nirgends so zahlreich auftreten wie unter den Volkstümern, die eben als die Schöpfer oder die unmittelbaren Bewahrer

\*) Zweikampf.

der Nordischen Kultur anzusprechen sind. Da steht im Mittelpunkt der Glaube, daß das erste Menschenpaar geworden sei aus den beiden Bäumen Ask und Embla; da lebt das Wissen von Yggdrasil, der Welteneiche, in deren Wurzelreich die Nornen Schicksal schaffen für Götter und Menschen; da wählt man für heilige Kulthandlungen die Dombhallen der Hochwälder; da begeht man die Frühlingseier unterm Maibaum, das hohe Fest der Winter Sonnenwende im Zeichen des Julbaums; da trifft man überall, wo Germanen siedeln, auf die „heilige Linde“.

Auch uns Heutigen ist es noch begreiflich, daß hochgewachsene, starkstämmige Bäume, die wie unüberwindliche Recken in den Wäldern oder bei der Hofmarkung stehen, in deren Wipfelgeäst es raunt wie von lebendigen Stimmen, die der schwerste Sturm nicht zu fällen vermag, die viele Geschlechterreihen an sich vorüberziehen sehen, dem noch naturnahen Menschen wie der Ausdruck des Lebens und der Lebenskraft erschienen sind. Ihm war der Baum ein beseeltes Wesen, Ausdruck einer göttlichen Kraft, der er ohne Worte Verehrung entgegenbrachte.

Nichts anderes als ein Symbol war auch der Julbaum, Symbol für Sterben und Werden. Denn im zwiefachen Zeichen stand das Fest der Zwölf Nächte: es war Totenkult und Fruchtbarkeitskult zugleich. Man fühlt sich den Abgeschiedenen der Sippe in diesen dunkelsten Tagen des Jahres so nahe, daß man ihnen zur Nacht ein Mahl hinsetzt, als sinnbildliche Handlung, die ausdrückt, daß der erhoffte Segen, den die besonders geehrten Toten der Sippe für die dargebrachte Nahrung spenden werden, sich übertragen soll auf die nährende Frucht des kommenden Jahrs. Was könnte solches Hoffen reiner und sinnhafter zum Ausdruck bringen als ein gründer Baum? Was könnte tiefer und inniger auf neue Geburt, neues Werden und Wachsen hindeuten als ein Licht, das man in seinen Zweigen entzündet? Ein Licht, das zugleich das neu ansteigende Sonnenlicht ankündet, von dem alle Beglückung des Daseins ausstrahlt. Noch ganz unmittelbar in dem Bewußtsein lebt der Mensch, daß Tod und Geburt, Vergehen und Werden den Kreislauf der sich selbst die Ewigkeit gebenden Schöpferkraft ausmachen.

Ein anderer als ein Nadelbaum, der einzige wintergrüne Baum des Nordens, kann der Julbaum nicht gewesen sein. Rings in der Unendlichkeit der weißen winterlichen Erstarrung trug nichts die Farbe der Hoffnung auf neue Sonnenwärme und das aus ihr steigende neue Leben als einzig der Nadelbaum.

Verloren ging Brauchtum und Nachklang, wurde überdeckt von der südländischen Kultur. Nur im Germanen erwachte aus lange verlorenem Erinnern mählich der Julbaum zu neuer sinnbildlicher Bedeutung. Die deutsche Seele gestaltete aufs neue die nur langsam wieder um sich greifende Sitte, den immergrünen Baum des Winterwalds hereinzuholen in die Häuser und ihn mit Lichtern zu schmücken. Von Deutschland aus hat der „Weihnachtsbaum“, der Baum der zwölf geweihten Nächte, auch bei andern Völkern Eingang gefunden, wenn auch mehr als Einzelercheinung, nicht als Volkssitte; selbst in den Nordischen Staaten ist er noch heute keineswegs verbreitet. Der Weihnachtsbaum ist versunkenes Erbgut, das allein der Deutsche zurückzuerobern gewußt hat.

# Die Vollkraft des Ganzen

Von Ernst Freiherr von Seudtersleben

Dem Hauptwerk des großen, vor 135 Jahren in Wien geborenen Arztes Ernst Freiherr von Seudtersleben: „Zur Diätetik der Seele“ entnehmen wir die folgenden Erkenntnisse:

## Ohne Gesundheit keine Schönheit

Schönheit ist in gewissem Sinne nur die Erscheinung der Gesundheit. Das Ebenmaß in den Funktionen wird ein Ebenmaß in den Proportionen, in den Formen nach sich ziehen.

\*

## Die Natur übt ein heimliches Gericht

Die Natur übt ein heimliches Gericht; leise und langmütig, aber unentweichbar; sie kennt auch jene Sehstritte, welche das Auge der Menschen fliehen und ihrem Befehl nicht erreichbar sind; ihre Wirkungen, ewig, wie alles, was als Strom dem Quell der Urkraft entfließt, verbreiten sich über Generationen, und der Enkel, der verzweifelnd über das Geheimnis brütet, kann die Lösung in den Sünden der Väter finden.

\*

## Körper, Geist und Seele

Was ist denn eigentlich Schönheit, als der die Hülle verklärende Geist, und was ist Gesundheit, als Schönheit in den Funktionen? Wo die Seele ein gestimmtes Instrument findet, da wird man über der Leichtigkeit, mit welcher sie die Tugend übt, ihre Herrlichkeit nicht wahrnehmen; es wird scheinen, als könne es eben nicht anders sein. Wo sie aber den Dissonanzen einen Akkord zu entringen hat, da wird man ihre Wirkungen Wunder nennen. Und wie oft in einem großen feierlichen Momente die verschlossene Schönheit aus dem Anlitz eines Guten erblüht, so wird auch das schöne Gut der Gesundheit oft durch einen einzigen kühnen Voratz errungen.



Maria Theresia Hofmann



## Weihnacht im Krieg

Die Weihnacht steigt ins Tal im klaren Wind,  
die Mutter beuget sich zu ihrem Kind.

Der Vater steht im Feld und hält die Wacht,  
viel Sterne schauen aus der großen Nacht.

Zwei Sterne blicken still aus unserm Kind  
und zeigen an, daß wir ein Herz sind.

Hans Baumann



## Die Mütter

Alle Mütter in der Welt  
Gingen tief durch Glück und Schmerzen,  
Drum ist auch in ihren Herzen  
Fromm ein Licht uns aufgestellt.

Alle Mütter in der Welt  
Haben nur die eine Frage,  
Ob durch alle unsre Tage  
Noch ihr Licht den Weg erhellt.

Alle Mütter in der Welt,  
Wenn sie letzter Schlaf umfassen,  
Sind als Stern uns aufgegangen,  
Alle Mütter in der Welt.

Herbert Menzel

# Die innere Heimkehr



Und wieder rüstet die große Familie des deutschen Volkes das Herz, das alte Fest der Weihenächte zu begehen. Das Schicksal hat es uns noch nicht bestimmt, schon in diesem Jahre auch in räumlicher Gemeinschaft mit all denen, die zu uns gehören, unser schönstes und innigstes Jahresfest zu erleben. Aber Hunderte von Kilometern aber fliegt die Liebe der Mütter zu ihren Söhnen, die im Feindesland die deutsche

Familie schützen, über Meer und Gebirge suchen die Gedanken deutscher Frauen und Mädchen den Liebsten, und was der Raum in Härte trennt, vereint die Liebe doch in seelischer Gemeinschaft.

Sie haben es uns gesagt und geschrieben, und wir wissen es, daß der deutsche Soldat, der Mann, der Vater, der Bruder, der Geliebte, in seinem harten und heldischen Kampf niemals und in keinem Augenblick die Heimat vergißt, die Heimat, für die er kämpft. Angesichts des vernichtenden Tuns, der Zerstörung, die der Krieg gebieterisch fordert, als Voraussetzung für neue Ordnung und neuen Aufbau, begreift er die Heimat als Wert aus Bauerngeist und Bauernarbeit. Das bäuerliche Blut in ihm, das einst das Wort Heimat geschaffen, führt ihn zur Heimat und bindet ihn unlösbar an sie. Im heißen und mörderischen Kampf, in dem er sich bewährt, in dem er sich selbst steigert, und in der Not eines Krieges, der vom Manne alles fordert und dessen bitterer Ernst ihn aufrüttelnd erfasst, erlebt er stärker noch und wahrer die ganze Tiefe des Wortes Heimat. Die Heimat, ob sie ihm zauberumstrahlt als kommendes Glück erscheint, ob er in forschendem Ernst ihrem Wert und Sinn nachdenkt, immer ist sie ihm das teuerste Schicksalsvermächtnis seines Volkes. Wie er sie auch faßt, ob er sie denkt, ob er sie fühlt, stets führen seine Wünsche und seine Sehnsucht zu ihr. Er weiß, daß er für sie dort steht, wohin ihn der Befehl gewiesen hat, und er weiß, daß für sie jeder Tropfen seines Blutes bereit ist, sich zu vergießen. Und fern in fremden Landen sucht der deutsche Mann das Land der Mütter und der Ahnen, das Land der Kindheit und der Jugend mit Seele und Herz, dankt ihm die Stärke, die ihm selbst in der Ferne und Fremde, vor Not und Tod von dorthier kommen. In innerer Heimkehr findet er zur Heimat, begreift in Treue die eigene Art, die auch die Art der Ahnen war.



1916

1941

Weihnacht im Osten

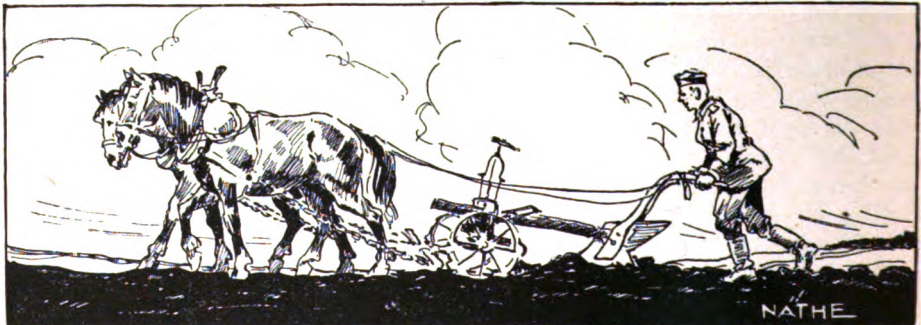
Nach einer Soldatenzeichnung aus dem Weltkrieg

Das volle, von der Macht der Heimat übervolle Herz hat manchen deutschen Mann, der im Stahlhelm weit draußen steht, so gewaltig ergriffen, daß er seinem Erfülltsein Ausdruck geben mußte. Mancher vielleicht hat es sich nicht träumen lassen, daß er einst in kurzer Ruhepause zwischen dem Donner der Geschütze und dem Pfeifen der Granaten zu einem Zettel greifen würde, um hierauf die einstürmenden Gedanken und Gefühle ordnend zu gestalten. Die Feldpost brachte uns solche Soldatenbriefe, Zettel waren es oft, manchmal mit dünnem Blei geschrieben und schon halb verwischt. Gedichte waren darauf geschrieben, Gedichte, die uns von Kampf und Krieg, vom Glauben an das Volk, von Ehre und Mut sprachen. Hinter allen aber leuchtete wie eine Wärme und Kraft spendende Sonne immer wieder das eine hervor: Heimat, Heimat. Die Heimat erfüllte diese deutschen Soldaten, die Heimat war ihr Denken und ihr Fühlen, ihre Kraft und ihre Hoffnung. Die Heimat suchten sie in den Stunden, die der Kampf ihnen zur inneren Einkehr ließ, die Heimat war der Sinn ihres Kampfes.

Wir haben jene Briefe gesammelt und geben einige von ihnen zum Weihnachtsfeste, dem Feste der Heimat, der Sippe und Ahnen, der Heimat, der sie gehören.

Einige mögen darunter sein, die nicht ganz formvollendet sind, wie sollten sie es auch sein, da man es manchen schon ansieht, daß sie in Eile hingeworfen sind, alle aber sind uns unendlich wert, und für alle sind wir ehrlich dankbar. Denn all die Worte, die hier deutsche Männer zu uns sprechen, sind aufrichtig und wahr empfunden. Aller Glaube und jeder Gedanke, der aus ihnen entgegenleuchtet, hat standgehalten, hat seine Kraft und seine innere Wahrheit bewiesen.

Noch ein zweiter Grund bestimmt uns, diese Soldatenverse gerade zum Feste der Heimat und der Ahnen, zum Feste der Seele und des deutschen Gemütes allen bekanntzumachen. Der herbe Morgenwind eines neuen Glaubens weht aus diesen Soldatenworten, eines Glaubens und einer Lebensschau, die dem Wesen nach heldisch, taten- und lebensfroh, dem Ursprung nach alt wie das nordische Bauernblut sind, das ihn gebar. Aus unseren alten ewigen Heldenliedern, aus Bauern- und Helden- geschichten ist uns dieser Glaube vertraut. Alter Glaube ist wieder Leben geworden und hat in ewiger, weil blutverwurzelter Kraft ein neues Geschlecht ergriffen. Und wenn Todesnot und Gefahr als Prüfstein eines wahren Glaubens je erachtet werden können, so hat sich dieser Glaube vor ihnen bewährt.



Titelzeichnung einer Soldatenzeltung aus dem Weltkrieg





Selerstunde. Von Pf. F. Scheurich an der Front gezeichnet. Unten: Wacht im Schnee. Von Pf. E. Kretschmann



## Soldatentraum

Ich sehe dich jetzt über'n Acker gehn,  
wie eine Mutter geht, die Liebe sät.  
Ich sehe schon, wie deine Hand den Sommer mäht,  
und sich am Mühl die Mühlensflügel drehn.

Und über allem wird der Himmel sein,  
zu dem als Liebende wir aufgeseh'n.  
Ein Schäfer bläst, ein Kinderlachen klingt darein,  
und Wald und Wiese beten mit den Neb'n.

Ob ich's wohl selber hingemurmelt hab?  
Ich höre noch, wie jemand „Deutschland“ sprach.  
Ein Lied geht an, ein Schwalbenzwitschern fällt vom Dach  
Ich nehm' den Helm wie zum Gebete ab.

Wenn wir gen Osten reiten

Wenn wir gen Osten reiten  
in frohem Siegeszug,  
dann glänzt dem Schwert zu Seiten  
des Bauern Ackerpflug-

Hell schimmernd ruht die Weite  
in selger Morgenpracht  
Nach Tod und Sieg im Streite  
taufersch die Frühe lacht.

Mein Volk in hoher Blüte  
der jugendstarken Straft -  
O immerdar behüte  
die herrliche Leidenschaft,

die Lust am Edlen, Reinen,  
die Freud' an stolzer Wehr,  
lass' Siegesfeuer Scheinen  
zum Ruhm der Waffenehr!!

Einmal wird der Bauer schreiten,  
- wo uns der Frontgeist trug.  
Wird um die Erde streiten  
mit blankem Ackerpflug.

Es zieht auf allen Bahnen  
die Sehnsucht ungestillt -  
hell lodert in den Fahnen  
des Reiches Adlerschild!

Otto Düpow  
im Felde.

## Soldatenlied



Wir treten ins Grauen,  
um Grauen zu bannen,  
zu hüten die Frauen,  
die Ähren, die Tannen,  
Soldaten!

Zu hüten und halten,  
Verlorenes erringen,  
das Neue gestalten,  
das Alte bezwingen,  
Soldaten!

Die Erde zu mehren,  
die Blüten, die Früchte,  
und wiederzukehren,  
den Sieg im Gesichte,  
Soldaten!

*Hanns Werber, Guts.*

## Junge Kämpfer

Wir sind bewusst des Wertes unsres Seins,  
Da wir des großen Volkes Schwert stolz tragen,  
Das hehre Schwert aus fernsten Erdentagen,  
Aus kühnen Kriegen ohne Niederlagen,  
Wo wir auch stehn, wir sind geschweißt in eins.

Wir schaffen Zukunft aus der Gegenwart,  
Was uns der Väter Erbe überlassen,  
Wir wissen es zu formen und zu fassen  
Und schützen es dem Zugriff fremder Rassen:  
Das Schicksal wird uns zum Gesetz der Art.

*Hpt. Franz von Hollensteiner*

## Der alte Bauer

Ich will noch einmal vor dem Abendsegnen  
durch meine weiten Felder feiernd gehn.  
Und still an den vertrauten alten Wegen  
vor meinem Erbe, meinem Abschied stehn.

Ich sah den Himmel röten und erblassen.  
Mein Tagwerk reicht fast immer an die Nacht.  
Wenn meine Säuste früh die Pflugschar fassen,  
dann hab' ich an den Herrgott still gedacht.

Ward auch dies Denken niemals ausgesprochen,  
in meinem Wesen trug ich stolz das Beten,  
wenn ich den dunklen Acker umgebrochen  
und meine Hände dann das Korn ausäten.

Die Lerche hat mit meiner Freud' gesungen,  
wenn ernteschwer das Land in Reife stand.  
Die Sense hab' ich stets mit Dank geschwungen,  
und Dank fühlt ich, wenn ich die Garben band.

Ich kannte Arbeit nur in meinem Leben.  
Ihr blieb ich treu, und war's auch oftmals schwer.  
Dem Hof hab' ich die ganze Kraft gegeben,  
und rein blüht aus dem Wappen meine Ehr!

Nun spür' ich in den Händen müd die Schwielen.  
Bald kommt die Stund', dann werd' ich lächelnd gehn.  
Ich weiß, daß auf dem Hof die Enkel spielen . . . .  
in ihnen bleiben Art und Ehr bestehn.

Jürgen Daasch, Gk.



## Wermüßlein

Im Länne stitt züm hahnmal,  
bassor ar diep Walt wochlaß,  
mit freiem Bese den Acker seb.  
dann blieb ar glöcklich pflanzend Pflanz,  
mit freim Jände, dünf gabnügten Rükken  
der Bifolla, die ar fürchte, wof'.  
puckten wof wäfer seif der Gode  
mit quiffen fassig - pflan' fessin.

Der Junge läßt den Alten still gewähren.  
Ihn deucht die Stunde heilig und der Ort,  
als sich die Hände wie zwei Opferschalen  
vom Boden heben mit der schwarzen Kostbarkeit,  
des Vaters Blicke kurz den Himmel streifen  
und sich sein Mund zu Worten formt.

„Zwischen zwei Dingen, Junge, steht dein Leben:  
dem Himmel, der sich über deine Felder spannt,  
der Ackererde, die dein Fuß berührt.  
Doch näher als der Himmel ist die Erde.

Weißt du, was Ackererde ist?

Hier, eine Hand hält das Gebet der Ahnen,  
die vor uns dieses Land bebaut.

Und lange wird es nicht mehr dauern,  
dann bin ich ihnen gleich – und später du –  
und wieder später deine Kinder.

Versickerten die Tränen unsrer Mütter  
im Weh hier wie das Blut der Helden nicht?  
Und alles ist in dieser einen Hand . . .

Die andre Hand, es ist dieselbe Erde,  
bringt Brot für dich und frische Kraft  
für unsere Kindeskinde; sie ist Leben,  
das neu aus unserm Tode wächst,  
den Ahn verkettend mit dem Enkel  
im Fluß der Ewigkeit des Volks.

Und beide, das Gebet der Ahnen,  
aus denen dir das Leben quoll  
und Brot für dich und deine Kinder  
in einem ew'gen Volk, sind eins.

Aus diesem Kreislauf, dieser Kette  
geht nimmermehr ein Mensch verloren:  
Das ist dein Weg; das sei dein Glaube!  
Und wenn du so lebst, dürfen deine Augen  
offen den Himmel und den Herrgott suchen,  
und frei bekennen darf dein Mund:  
Ich hab' gewirkt, wie deine Stimme,  
mein Blut und mein Gewissen es befaßt!

Walter Holze  
Gefasst

## Das Heimweh

Es wird das Geheimnis der weihnachtlichen Zeit bleiben, daß sie uns die Türen öffnet, die uns aus dem Alltag in den Sonntag unseres Lebens führen. Wir sehen die kleinen Dinge unseres Alltags mit anderen Augen an. Das Wunder ist uns so nahe, daß wir es hinnehmen, als gehörte es zu uns. Wir wundern uns nur, daß wir solange an ihm vorübergingen, ohne seinen Sinn zu begreifen. Wenn es aber weihnachtet, finden wir von selber zu diesem stilleren, aber auch lichteren Leben. Auf einmal wird mir aber auch bewußt, daß ich im vergangenen Jahr in den gleichen, vorweihnachtlichen Tagen ein Wunder erlebte, ohne es als Wunder in dem tieferen und schöneren Sinn zu fassen.

Es erschreckte uns nicht mehr, daß bald in diesem und jenem Hause in unserem Dorfe von einem jungen Menschen die Rede war, der nun wohl als Krüppel von seinem jungen Soldatenleben heimkehren würde. Daß es aber dem jungen Soldaten, den ich hier Konrad Ulbrich nennen will, um seinen Namen nicht preiszugeben, in Polen so arg mitgespielt hatte, daß er das Weihnachtsfest nicht mehr erleben würde, das bewegte uns wohl alle. Aber wir waren auch machtlos. Der Krieg hatte seine eigenen Gesetze. Man mußte immer nur zum Opfer bereit sein. Das Glück aber, einen gesunden Menschen wieder in die Arme nehmen zu dürfen, durfte man nur erhoffen. Man sprach vom lieben Konrad Ulbrich, wußte, daß er schwer verwundet war, und sagte ihm alles Gute nach. Er hatte sich noch vor seinem Auszug bei mir verabschiedet. Da saß er am Fenster in meinem Arbeitszimmer, sah lange stumm in das weite Hirschberger Tal hinunter und schwieg. Dann gab er sich einen Ruck, straffte sich und sagte: „Und wir haben doch eine schöne Heimat!“ Mehr nicht.

Ein Glänzen ging in seinen jungen Augen auf, das ich nie vergessen konnte. Und nun wußte ich, daß dieser große, junge Mann wie ein Baum gefällt war und zu verlöschen drohte. Seltsam war es, wie seine Mutter es trug. Wir wußten, daß sie in einer tieferen Weise mit ihrem Sohn verbunden war. Sie ließ sich nicht von ihm ernähren, nein, sie führte die kleine Wirtschaft mit einer Ruh ganz allein und bat nie andere Leute um Hilfe. Ihr Konrad erfüllte ihr, solange er daheim war, die schweren Arbeiten. Jetzt nahm sie auch diese noch ganz allein auf sich. Sie wußte, daß sie bald ganz allein sein würde. Ihren Mann hatte sie im Weltkrieg verloren.

In den ersten Dezembertagen aber hieß es, Mutter Ulbrich sei auf und davon gefahren. Sie hatte die Betreuung von Haus und Vieh dem Nachbarn übergeben. Urplötzlich, ohne daß eine Bitte oder schlimme Nachricht gekommen wäre, hatte sie sich auf die Reise gemacht. Mit niemand hatte sie auch nur ein Wort darüber gesprochen. Mit ihrem Ersparten war sie eines Morgens davongefahren. Woche um Woche verging, sie kam nicht wieder. Einen Tag nach dem Weihnachtsfest aber hieß es, Mutter Ulbrich sei wieder da. Sie meldete

sich beim Nachbarn, legte Geld auf den Tisch und bestand darauf, daß es für die viele Arbeit genommen würde. Zögernd kam der Nachbar heran. Sollte er einmal fragen? Im Angesicht der Mutter stand keine Antwort. Nur ruhiger, abgeklärter schienen ihre Augen zu sein. Vielleicht war alles vorüber. Der Tod käme ja auch oft als Freund zu den Menschen.

„Wenn's dann sein muß, Mutter Ulbrich – es hätte aber auch nicht sein müssen. Vielleicht muß ich Euch auch einmal um so einen Dienst bitten.“

„Es war nicht leicht!“

„Ich glaub's, glaub's. Wenn' er es od' überstanden hätte!“

„Das hat er!“

„Der arme, gute Konrad!“

„Nee, also nie, wie Ihr denkt. Er hat's geschafft!“

Und dann erzählt sie langsam, fast ein wenig beschämt, sich immer wieder verbessernd, ihr wunderbares Erlebnis. Sie hätte wohl immer den Briefen der Krankenschwester nachgesonnen, aber sie hätte es nie geglaubt, daß der Konrad mit den Wunden nicht fertig werden könnte. Es hätte sie eine Unruhe Nacht für Nacht nicht schlafen lassen. Es mußte noch etwas anderes sein, daß es der Konrad nicht schaffen wollte. Da stand im letzten Briefe, den er der Schwester diktiert hatte: „Wir haben einen großen Sturm gehabt. Ich habe sogleich an unseren Wald denken müssen. Hat's schlimm geräubert, Mutter? Schreib mir einmal, was der Wald macht!“ – Nichts weiter. Da aber habe sie es gewußt. Sie habe von der Tanne, die an den Klöpferföffern zerbrochen sei, einen Buschen geholt und sei mit Brot und Käse, mit Äpfeln und Reisig nach Hirschberg gefahren und nach zwei Tagen auch in die Stadt gekommen, wo der Konrad lag. Ihn selbst habe sie nicht gesehen, da er auf seinem Leibe lag. Aber als sie eine Weile in der Tür gestanden hätte, hätte er nach der Hand der Schwester gegriffen und leise gesagt: „Die Mutter ist da, es riecht so nach unserem Walde.“ Und dann sei es so gekommen, daß es ihn übermannet habe. Der Arzt hatte zuvor Bedenken gehabt. Aber da auch er meinte, es ginge dem Ende zu, hatte er es zugelassen, daß sie bei ihm bliebe. Sie habe ihm die Hand gehalten und ihm soviel erzählt, wie sie nie zuvor im Leben gesprochen hätte. Alle Gedichte aus dem Lesebuch, alle Geschichten der Schulzeit seien ihr eingefallen. Schon am dritten Tage habe er angefangen zu essen. Am sechsten Tage lag er schon auf der Seite und am Weihnachtsabend habe er sich das erstmal auf die Krücken gestellt.

„Ein närrischer Junge ist er immer gewesen. Er hat halt Heimweh gehabt. Mehr nicht. Ich glaube schon, daß er gestorben wäre, wenn ich ihm nicht das Tannenteisig mitgebracht hätte!“

„Und Euch selber!“

„Vielleicht auch. Aber er hat halt Heimweh gehabt.“

In diesen Tagen ist er daheim. Er hilft sich zwar noch mit Krücken fort, aber er ist schon wieder der alte Konrad. Es spricht schon kaum einer davon. Was war es denn auch weiter? Er ist halt wieder geworden. Daß er aber die Heimat war, die ihn am Stabe ergriff, das weiß man wohl, aber man spricht nicht mehr davon.

## Blumen im Schnee

Einmal mitten im Winter, so heißt es nach uraltem germanischen Glauben, erwacht das Pflanzenleben, steigt es aus dem bergenden Schoß der Erde und treibt trotz Sturm und Kälte, trotz Eis und Schnee grüne Blätter und zarte Blüten. Das ist der Tag der Winter Sonnenwende, der kürzeste Tag des Jahres, an dem nach anderem Mythos - Balder, der Frühlingsgott, wiedergeboren wird und das Licht dem neuen Jahr entgegenwächst. Nicht schöner kann dieser Tag gedeutet werden als durch das zarte Wunder der Blumen im Schnee.

Ist es wirklich nur ein Wunder im Sinne so vieler Sagen und Märchen: eine schöne Unmöglichkeit? - Unsere Ahnen hatten eine feine Gabe der Naturbeobachtung, davon zeugen nicht nur so manche Mythen, die sich auf bestimmte Vorgänge in der Natur beziehen, nicht nur so manche prägnante Naturschilderungen in den alten Liedern, davon zeugt nicht nur ihr Wissen um Art und Wirkung der Heilkräuter und ihr Baumkult, sondern auch jene Sage vom winterlichen Grünen und Blühen.

Denn es gibt wirklich Blumen im Schnee, unterm Schnee sogar. Die Gänseblümchen auf unsern Wiesen zum Beispiel blühen von den spätesten Herbsttagen unverdorren darunter fort, und die Stiefmütterchen, die unsere Gärtner jetzt schon im Herbst für das nächste Frühjahr ziehen, haben gerade zwei, drei Blütchen entwickelt, wenn der Winter mit Eis und Schnee über sie kommt; sie halten es aus gleich den Gänseblümchen. Sie passen ihre Lebensweise dem Klima der Jahreszeit an. Aber es gibt noch andere Pflanzen, deren Lebensweise gerade darin besteht, das sie überhaupt erst im Winter zur Entfaltung kommen:

Mitten im Dezember erschließt sich die Schneerose wirklich wie ein kleines Rosenwunder, wenn sie auch nichts mit den eigentlichen Rosen zu tun hat. Die große, zartgrünlichweiße Blüte ähnelt einer ungefüllten weißen Rose oder besser noch einer Anemone, mit der sie ja auch nahe verwandt ist. Aus den Wäldern der Gebirge haben wir dies eigenartige Pflänzchen in unsere Gärten geholt, sie und manche ihrer Artgenossen, die mit noch schöneren, weißen oder farbigen Blüten in südlichen Ländern wachsen und ungefähr in der gleichen Jahreszeit blühen. - Ob die Germanen sie auch schon kannten? Aberliefert ist sie aus der mittelalterlichen Kräuterweisheit nur als Heilpflanze. Nießwurz hieß sie dazumal, und ihr winterliches Blühen muß noch so wenig beachtet worden sein, das erst in einem Buch der Renaissancezeit der Name Christwurz erklärt wurde: „Darumb / das sein blum / die ganz gryen ist / uff den Christnacht sich uffthut und blüet / welches ich auch selb wargenommen vnd gesehen / mag für ein gespot haben wer da will.“

Zu Ende des 18. Jahrhunderts war sie dann so bekannt, daß man ihre Anzucht empfahl. Das „gespot“ hatte sich in Bewunderung verwandelt, und - stehen wir nicht heute noch in ehrfürchtigem Staunen vor den geheimnisvollen Launen und Kräften der Natur, die dieses Pflänzchen mitten im Schnee grünen und blühen und fruchten lassen? Ja, auch dafür ist gesorgt: die Blüte, die eigentlich auf Bienen-

bestäubung eingerichtet ist, hat durch ihre etwas schräge Stellung und die gleichzeitige Reife von Staubgefäßen und Narbe die Möglichkeit der Selbstbestäubung, sie kann also der Bienen entbehren und doch Frucht und Samen tragen.

Die Natur erreicht immer ihr Ziel! Wie im Schneereich des Winters, so auch im Schneegebiet der Hochgebirge und der Arktis! In den Alpen wachsen oberhalb der absoluten Schneegrenze noch 110 Arten von Blütenpflanzen, oberhalb von 4000 m noch fünf Steinbrecharten, ein Enzian, der Gletscherhahnenfuß und das Gletschermannsschild. In Westtibet blüht, wohl als höchste von allen Blütenpflanzen der Welt, ein kleiner Korbblütler noch bei 5800 m. Und die arktische Pflanzenwelt ist fast noch reicher als die alpine. Unterm Schnee noch pflücken sich die Lappen echte Rosen: die Blüten einiger Zwergrosensträucher.

In den Alpen kann man immer wieder beobachten, daß das zierliche violett-blaue Alpenglöckchen sich durch seine eigene Wärme eine kleine Höhle im Schnee schmilzt, in der es nun wie in einer gläsernen Glocke blüht. Macht es das Schneeglöckchen in unseren Wäldern und Gärten nicht fast ebenso? Und bohren sich die Krokusse und Narzissen auf den Gebirgsmatten im Frühjahr nicht auch oft genug förmlich durch den Schnee? - Sie können es alle nicht erwarten, ans Licht zu kommen, zu blühen, zu fruchten, denn der Frühling und Sommer in den Bergen, in der Arktis ist kurz. Darum nehmen sie die Kälte der Jahreszeit auf sich - oder vielmehr die Trockenheit, denn diese ist den Pflanzen viel schädlicher als die niedrige Temperatur als solche. Manche schützen sich dagegen: durch dicke ledrige Blätter, durch einen Haarpelz, durch niedrige Stengel oder enge Blattrosetten. Alle Blüten aber sind zart und ungeschützt.

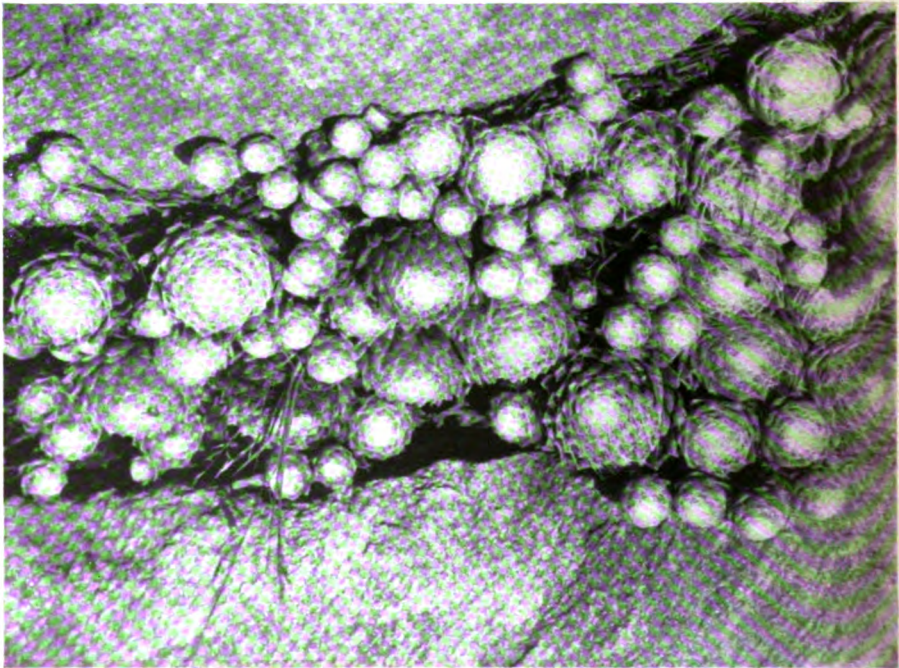
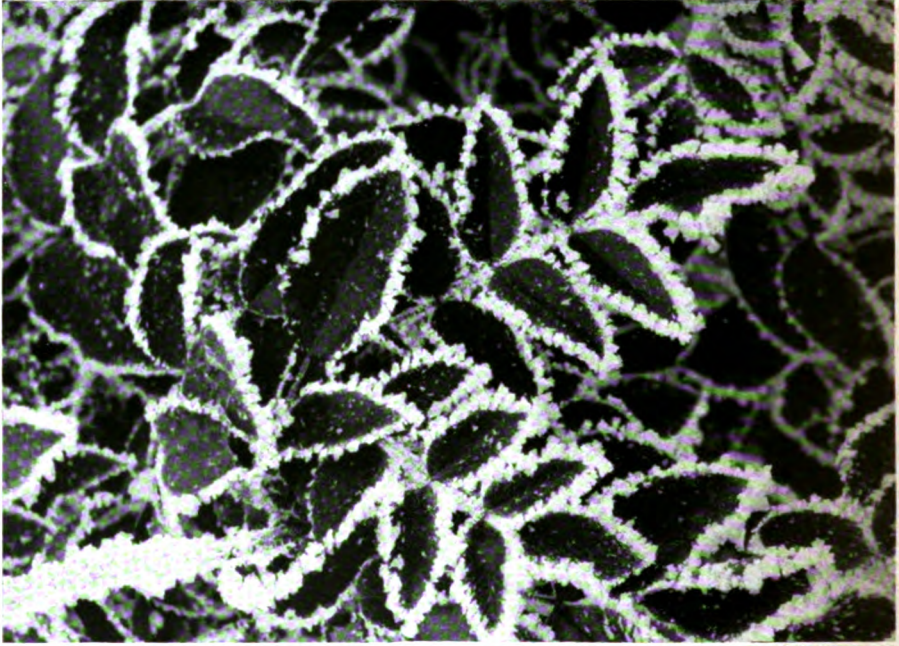
Und es gibt sogar Sträucher, die im Schnee blühen: Zu den „Ersten des Jahres“ gehört die heimische Kornelkirsche, deren hübsche gelbe Blütenbüschel wir meist verpassen, weil wir sie in den kalten Februartagen noch gar nicht erwarten; zu den „Letzten des Jahres“ die Virginische Zaubernuß, ein Fierstrauch, dessen bräunliche Blüten wir erst entdecken, wenn der Novembersturm das letzte Laub von den Sträuchern gefegt hat. Sie blühen bis tief in den Januar hinein, und so kann es wohl kommen, daß die beiden Blüten, die letzte und die erste, einander begegnen, während unter ihnen die Schneerose entfaltet ist. Wäre dies Wunder nicht ebenso groß wie jenes unserer Ahnen, wenn es auch nicht gerade Obstblüten sind, wie sie meinten? Spricht nicht daraus immer das größte aller Wunder: die Unerforschlichkeit der Natur? Ja, und wo sie wirklich einmal dessen entbehrt, was wir im eigentlichen Sinne Blüten nennen, zaubert sie dennoch „Blumen“: In der Region ewigen arktischen Eises überzieht sie weite Strecken mit der „Blume des Schnees“, einer Algenart, deren winzige Einzelwesen zu Millionen vereint einen rosentröten Schimmer verbreiten.

Sollen wir endlich noch an jene Blumen erinnern, die überhaupt nichts mehr mit der Pflanzenwelt zu tun haben: die Eisblumen am Fenster, an Ästen und Zweigen, an den Rändern der herbsttoten Blätter und der wintergrünen Nadeln? Blumenhaft zierliche Gebilde aus Schnee- und Eiskriställchen - aus Wasser, dem Lebenselement der Pflanze. Mit der steigenden Kraft der Sonne werden diese Blumen zu Wasser und vermählen sich der Erde, auf das neue, wirkliche Blumen daraus ersprießen. - Auch dies wußten unsere Ahnen schon, als sie den Mythos von Donar und Freija schufen.



### **Die Schneerose**

**Die Rose der Weihnachten blüht unter dem Schnee. Die freppartige Oberfläche ihrer Blütenblätter und ihre Eigenwärme bringen den Schnee zum Schmelzen**



**Oben:** Blätter der Maifolia, die in der Blattmitte so viel Eigenwärme aufspendern, daß sich die Reifstalle des Raueisfrees nur an den Rändern bilden

**Unten:** Alpenpflanzen siedeln sich in wärmenden Gesteinsfugen an, um den harten Winter zu überstehen

# ~ ZUCHT UND SITTE ~

## Ein Bauernvolk als Opfer der Demokratie

In einer Zeit, in der das Antlitz Europas für das kommende Jahrtausend geformt wird, gibt es immer noch vereinzelte Staatsgebilde, die da meinen, sie könnten die Entwicklung verschlafen, um dann wie Felsen aus vergangenen Tagen herüberzuragen, unberührt von allen Stürmen. Zu diesen Irrenden gehört auch die Schweiz. Die Wohlmeinenden unter ihren Bürgern bilden sich ernstlich ein, die „Freiheit“ retten zu müssen aus einem sie umgebenden Chaos, und merken in ihrer Blindheit nicht, wie sehr sie selbst verflucht sind in den würgenden Banden südlisch beeinflusster Demokratie. Und dabei wäre es ein leichtes für sie, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Staatsgestaltung zu erkennen, ist doch der beste Gradmesser hierfür der Lebenswille des Volkes selbst. Wie aber ist es mit diesem bestellt?

Die eidgenössische Schweiz ist von alters her stolz darauf, ein Bauernvolk zu sein. Bauern waren es, die der Schwur auf dem Rütli zusammenband; Erzeugnisse bäuerlichen Fleißes sind das, was die Schweiz in der Welt berühmt gemacht hat. Aber gerade dieses Bauerntum ist heute im Begriff, zu sterben als das Opfer der Segnungen freiheitlicher Demokratie. Der erschreckend zunehmende Geburtenschwund der Schweiz ist nicht etwa ein leidender Protest gegen die bestehenden Zustände. Dann wäre ja das Abel leichter zu beheben. Nein, noch ist es ein den Beteiligten unbewußter Vorgang, ein Gesinnungswandel, Abkehr vom bäuerlichen Denken, das nicht als Leid, sondern als Lebensklugheit empfunden wird.

Noch im Jahre 1900 kamen in der Schweiz auf 1000 Einwohner 28,6 Geburten. Heute sind es nur noch 15,2, womit der tiefste Stand aus Deutschlands unglücklichster Zeit von 1932 nahezu erreicht ist. 30 vH aller Schweizer Ehen sind kinderlos, die meisten anderen haben ein, bestenfalls zwei Kinder.

Drei und mehr Kinder gehören zu den Ausnahmen. Aber nicht genug damit, hören wir auch noch, daß nicht weniger als 40 000 Bauernsöhne und 25 000 Landarbeiter im heiratsfähigen Alter zwischen 25 und 60 Jahren ledig sind, was bei einem bäuerlichen Bevölkerungsanteil von 813 284 eine erschreckend hohe Zahl bedeutet. Hand in Hand damit geht eine zunehmende Vergrößerung des Volkes. So ist in den letzten Jahren der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung um 21 vH gefallen und der der 65jährigen um 62 vH gestiegen. Als besonders traurig ist dann noch die Feststellung der Luzerner Zeitung „Vaterland“ zu vermerken, nachdem die Schweiz als das Ehescheidungsreichste Land bezeichnet wird - jede neunte Ehe wird geschieden -, sowie als das Selbstmordreichste. In den Jahren 1931-38 waren von je 100 männlichen Todesfällen 3,8 auf Selbstmord zurückzuführen.

Wenn man die grundkonservative Einstellung des bäuerlichen Menschen kennt, kann man das Ausmaß und die Tragik dieses Gesinnungswandels im schweizerischen Volk ermessen. Sie ist einzig und allein auf die alles zerschende, alle echten Werte fragwürdig machende Wirkung südlischer Demokratie zurückzuführen. Die „freie“ und „friedliche“ Schweiz stirbt dahin, während das in den „Banden des Nazismus schmachtende“ deutsche Volk aufblüht, und selbst der Krieg diesem völkischen Aufblühen nur wenig anhaben kann.

Nicht die Not ist es, die Wiegen leerstellen läßt, sondern die weltanschauliche Einstellung, die man diesen ernstesten Fragen des Lebens entgegenbringt. „Wer vom Juden nimmt, stirbt daran“, heißt ein Sprichwort. Auch hier in der Schweiz stirbt ein Bauernvolk daran, daß es sich die Gesinnung des Juden zu eigen gemacht hat.

M. A. Reuß zur Lippe.



# DIE UMSCHAU

JOHANN VON LEERS

## Weltpolitik

### Die militärische Lage

Im Oktober ist bereits der erste Schnee auf dem Kriegsschauplatz im Osten gefallen und winterliches Wetter eingetreten. Dennoch hat gerade er jene großen neuen Erfolge gebracht, auf die der Führer in seiner Rede am 3. Oktober bereits hinwies. Große Kampfhandlungen entwickelten sich dabei mit der Entscheidungsoffenheit, zu der das deutsche Heer am 2. Oktober angetreten war, einmal im Kampf gegen die Armeen des Marschalls Timoschenko, dessen Truppen wochenlang gegen die deutschen Linien östlich von Smolensk angerannt waren und der nördlich der großen Autostraße Smolensk-Wasma-Moskau mehrere Armeen ausgezeichneter Truppen zusammengezogen hatte. Seine Angriffsstöße waren erfolglos geblieben und abgewiesen worden. Der deutsche Gegenstoß zerriß dann die Front der sowjetischen Armeen, und es gelang durch das überlegene Vorstoßen von Panzerverbänden, zwei gewaltige Kessel zu bilden, der eine bei Wasma selbst, der andere bei Brjansk. Nach einem furchtbaren Kampfe konnte am 15. Oktober das Oberkommando der Wehrmacht die Vernichtung der bei Wasma eingekesselten Kräfte und den Zusammenbruch der bei Brjansk eingeschlossenen Streitkräfte melden. Beste Truppen der Sowjets wurden hier außer Gefecht gesetzt. Die unmittelbare Folge dieses Sieges war der Vorstoß der deutschen Kräfte bis 100 Kilometer vor Moskau, dessen äußere Verteidigungslinien erreicht wurden, die Besetzung von Kaluga im Südosten von Moskau und der alten Großfürstenstadt Twer (von den Sowjets zu „Kalinin“ umgetauft) an der Wolga nördlich von Moskau. Die Kämpfe finden jetzt im Kern und Herzen des alt-russischen Landes, zwischen Wolga und Oka statt.

Die Sowjetregierung mit dem Diplomatischen Korps ist nach Samara (in „Kuibyschew“ umgetauft) ausgerissen.

Im Süden des östlichen Kriegsschauplatzes hatte die Vernichtungsschlacht von Kiew der Heeresgruppe Budjenny vernichtende Verluste zugefügt, sie hatte insgesamt 665 000 Gefangene verloren. In England scheint man sich damit getröstet zu haben, daß die deutschen Truppen nach diesem Erfolg erst einmal am Dnjepr liegenbleiben würden. Der Glaube täuschte, die deutschen Truppen durchstießen das wichtige Dnjeppropektowst, holten die 19. und 18. Sowjetarmee bei Melitopol ein, warfen sie und verfolgten sie. Eine deutsche Panzerarmee stieß aus weit nördlichem Raume in den Rücken dieser weichenen Sowjetkräfte, kam bei Berdjansk an das Asowsche Meer und verfolgte die Trümmer der Sowjettruppen bis Mariupol, wo sie sie fast völlig vernichtete. Neue Sowjettruppen setzten sich in Taganrog, dem Sterbeort Zar Alexanders I., einer nicht unbedeutenden Hafenstadt, fest. Sie wurden in schweren Kämpfen hinausgeworfen. Weiter nördlich fiel in den letzten Oktobertagen in heftigen Kämpfen das große Panzerwerk Kramatorskaja in die Hände der deutschen Truppen und wurde schließlich die wichtige Stadt Charkow genommen, die von der englischen Schwindelpropaganda noch etwas länger verteidigt wurde, als die Sowjettruppen sie halten konnten.

Hinter dem vorschreitenden deutschen Heer gelang es den Rumänen in einem zäh und tapfer geführten Kampfe, das zwei Monate lang belagerte Odessa im Sturm zu nehmen. Die Niederlagen der Sowjetarmeen waren so eindrucksvoll und vernichtend, daß sowohl Budjenny wie Timoschenko abgelöst wurden. Die Verteidigung von Moskau wurde dem General Schufow übertragen. Die Stadt soll genau so wie Leningrad auch von der Zivilbevölkerung verteidigt werden; zugleich

ist die Aufstellung einer „Narodnoje Opoltschenie“, eines Landsturmes verfügt, der keine Uniformen trägt, sondern dem jeder waffenfähige Angehörige der Bevölkerung angehören soll. Es ist klar, daß nach dem geltenden Völkerrecht derartige Verbände nicht als Soldaten angesehen werden können, da der Soldat nicht nur die Waffe offen führen, sondern auch durch Uniform oder Abzeichen als Soldat erkennbar sein muß.

Die Kämpfe des Oktober haben trotz verzweifelten Widerstandes den Sowjets die wichtigsten Positionen gekostet. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in das Donezbecken, das sich von Stalino bis Rostow erstreckt, ist das größte Kohlen- und Industriegebiet der Sowjetunion dem deutschen Zugriff offen, das Kohlenvorräte zwischen 50 und 60 Milliarden Tonnen aller Art mit einem ausgezeichneten Koks, ähnlich dem Ruhrkoks, besitzt und das Feuerungsmaterial fast für die gesamten Eisenbahnen stellt. Dazu kommt das große Salzgebiet von Bachmut, das 35 vH des Salzbedarfes der Sowjetunion liefert. In Verbindung mit den großen Eisen- und Manganvorkommen besteht eine reiche Eisenindustrie, die etwa ein Drittel der gesamten Industrie dieser Branche der Sowjetunion ausmacht; bei Nikitofka liegt ferner das große Quecksilbervorkommen der UdSSR., das einzige, das sie besitzt - alle diese Werte sind der Verteidigung verlorengegangen und in deutsche Hand gefallen oder liegen dicht vor dem deutschen Zugriff.

Die Moskauer Konferenz Stalins mit Engländern und Amerikanern ist beinahe wie das Hornberger Schießen ausgegangen. In England ist der niemals ernst gehegte Gedanke, auf dem Festlande zu landen, nunmehr auch amtlich aufgegeben worden. Die neueste englische Idee ist vielmehr, eine gemeinsame Kaukasusfront mit den Sowjets aufzubauen. Zu diesem Zweck wird Iran unter Druck gesetzt, ein Bündnis nach dem Muster des unseligen ägyptischen Bündnisses mit England abzuschließen. Die Sowjettruppen, die dringender an der Front benötigt werden, ver-

lassen Iran - wo man sie sicher gerne gehen sehen wird -, statt dessen rücken die Engländer weiter vor in Marschrichtung auf Batou und Batum. Churchill, der alte Knecht der Shell - seine unsauberen Beziehungen zu ihr datieren schon aus der Zeit vor dem Weltkriege, als er noch Erster Lord der Admiralität war - bereitet sich darauf vor, seine sowjetischen Bundesgenossen um diese wichtigen Erdöllivorkommen zu fleddern, um auf Umwegen doch zu diesem Ziel zu kommen, das er in früheren Zeiten jahrelang durch Propagierung eines Krieges gegen die Sowjetunion erstrebte, in jenen Tagen, als er noch gegen sie schrieb und tönte.

Das britische Reich verschwindet inzwischen langsam im Schlund der USA. Roosevelt setzt den Ausverkauf des Empire planmäßig fort. Er hat nunmehr die Forderung aufgestellt, daß die USA an den britischen Rohstoffmonopolen Zinn und Gummi mitbeteiligt wird, daß es die Stützpunkte des Empire im fernen Osten mitverteidigt - ade Singapur! Während das Empire gegen uns die letzten Kraftanstrengungen macht, nähern sich seine einzelnen Teile immer mehr den USA. Australien hat nicht nur seinen eigenen Gesandten in Tokio und in Chungking, sondern auch in Washington, das kleine Neuseeland mit 1,25 Millionen Einwohnern scheint nach einer nordamerikanischen Anleihe zu angeln - das wird, wie bei anderen Staaten, der erste Schritt zur Beherrschung durch Uncle Shylock werden. Kanada ist durch die gemeinsame Landgrenze, durch ein enges Abkommen über die Kriegsproduktion und durch die Tatsache, daß es auch finanziell immer mehr von USA abhängt, diesem so nahe gerückt wie nie zuvor. In Südamerika muß der englische Nationalökonom Professor Keynes, der Mann unbequemer, aber manchmal zutreffender Wahrheiten, feststellen, daß englischer Einfluß und englisches Kapital in vollem Rückzug seien. Von den 4 Milliarden Dollar Werten des britischen Eigentums dort ließen sich vielleicht 3 Milliarden realisieren. In Mexiko dringt das USA.-Kapital in die britischen Petroleuminteressen ein. In Afrika

gehen dauernd Aktienpakete englischer Gesellschaften in nordamerikanische Hände über - auch das ist ein Hintergrund der Interessen, die Roosevelt an Westafrika zeigt. In Nordirland, ja auf der Insel Wight sollen Stützpunkte der USA eingerichtet werden - während Ziegelsteine vom Buckingham-Palast, der offenbar durch die deutschen Fliegerbomben ordentlich etwas abbekommen hat, in USA für mehrere hundert Dollar das Stück an die dortigen Millionär-Parvenüs verkauft werden; weil „250 Jahre Könige darüber hinweggeschritten sind“, träumt Roosevelt davon, England als nächsten Staat in die USA aufzunehmen. Ihm ist jedes Mittel recht. Mit der Marktschreierei eines amerikanischen Quacksalbers und unbekümmert um die Gesetze der Wahrheit, fälscht er Landkarten, in denen Südamerika in deutsche „Oberkommandos“ eingeteilt ist, schwandelt über Angriffe deutscher U-Boote auf amerikanische Kriegsschiffe, tut alles, um die USA noch in den Krieg hineinzuholen. Das Volk will nicht - aber auf seinen Willen kommt es in einer Demokratie wirklich nicht an. Das Volk Israel will - und das ist genug.

### Ostasien

In Japan ist das Kabinett des Fürsten Konoye zurückgetreten. An die Stelle ist ein Kabinett unter der Führung von General Tojo getreten mit der Befugnis, Japan in den Krieg oder in den Frieden zu führen. Außenminister ist Togo, in Deutschland als guter alter Freund herzlich bekannt, langjähriger erster Botschafter und später Botschafter der japanischen Botschaft in Berlin und durch mancherlei Bande mit Deutschland eng befreundet. Japans Forderung ist klar gegenüber den USA. Die Zeitschrift „Kokumin“ faßt sie in folgenden Punkten zusammen: Einfuhrfreiheit für Erdöl und Eisen, Einstellung der nordamerikanischen Hilfsstellung für Chungking, wirtschaftliche Operationsfreiheit in Südostasien und Anerkennung der Vorherrschaft Japans in Ostasien. Das sind alles Dinge, die an sich die USA zugestehen könnten, wenn sie sich auf ihren

eigenen Erdteil beschränken wollten - als Erbe des britischen Imperialismus ist es eine Frage, ob die USA diese vernünftigen Forderungen bewilligen werden. Japans Geduld ist sehr lange durch die Vereinigten Staaten auf die Probe gestellt worden.

Eigenartig scheint die Lage sich in China zu entwickeln, je mehr die Sowjets ins Gedränge kommen. Die Chungking-Regierung muß damit rechnen, daß im ganzen Nordwesten ihres Raumes, in den Provinzen Kansu, Schensi und Ninghsia völlig bolschewistisch durchsetzte Truppen stehen, deren Mittelpunkt in Yenan liegt. Der Rückhalt dieser für Tschiangkaiſchek selbst nicht unbedenklichen „Anhänger“ war bis jetzt die Sowjetunion. Diese hat nunmehr die Lieferungen von Kriegsmaterial eingestellt - es ist eine Frage, ob und inwieweit hier sich Möglichkeiten großer Umwälzungen ergeben. Je stärker England und USA gelähmt sind, um so aussichtsloser wird die Lage der Kräfte, die gegen Japan in China kämpfen.

## HANS MERKEL

### Weltwirtschaft

Im Monat Oktober haben die deutschen und verbündeten Truppen große Teile des Donezgebietes besetzt. Der größte Teil der Ukraine befindet sich nunmehr in deutscher Hand. Damit ist das Kriegspotential der Sowjetunion entscheidend geschwächt. Die Kohlenförderung des Donezbeckens machte 83 vH der europäischen und 66 vH der Gesamtförderung der UdSSR aus. Von der sowjetrussischen Eisenerzeugung traf 1937 auf:

	Roh Eisen	Rohstahl	Walz- erzeugnisse
Südrußland	63,4 vH	52,8 vH	53 vH
Ural	17,9 vH	20,5 vH	21,6 vH
Moskau Tula	8,3 vH	17,6 vH	16,9 vH
Sibirien	10,4 vH	9,1 vH	8,5 vH

In Südrußland liegt Kohle und Eisen verkehrsmäßig günstig zueinander. Die Entfernung zwischen den großen Kohle- und Eisenerzgebieten beträgt rund 300 bis 400 km, während die übrigen Kohle- und Eisenerz-

vorkommen in der Sowjetunion 1000 bis 2400 km getrennt liegen. Vergleichsweise beträgt die Entfernung vom Ruhrgebiet nach Salzgitter etwa 280 km und nach den Erzgruben des lothringischen Minettegebietes etwa 400 km. Dazu kommt, daß Leningrad eingekreist und der Moskauer Bezirk unmittelbar bedroht ist. Hier liegen zusammen mit der Ukraine die ausschlaggebenden Industriebezirke der Sowjetunion. Auch wenn in den letzten Jahren die Industriegebiete im Ural (Magnitogorsk) und in Westsibirien (Kusneß) stärker ausgebaut wurden, so liefern diese Gebiete doch nur einen Bruchteil der gesamten sowjetischen Industrieerzeugung. Die Grundlagen der russischen Rüstungswirtschaft sind damit gebrochen oder in ihrem Bestand aufs schwerste erschüttert.

### Dollar-Imperialismus

Sinkt so im Osten der russische Koloss zu Boden, so zeigt sich im Westen der Dollar-Imperialismus der Vereinigten Staaten immer stärker. Der Herausgeber der Wochenschrift „News Week“ berichtet, daß in Washington und London wichtige Abkommen in Vorbereitung seien. Hiernach hätten die Vereinigten Staaten das Recht gefordert, britische Stützpunkte im gesamten Weltreich zu benutzen, wenn dies für die Selbstverteidigung der Vereinigten Staaten notwendig wäre. Ferner solle die wechselseitige Bevorzugung des britischen Mutterlandes und der englischen Dominions auf Grund der Verträge von Ottawa abgeschafft werden. Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten solle demnach innerhalb des Weltreiches und auf dem Weltmarkt mit der englischen Ausfuhr gleichberechtigt sein. Endlich sollten die Vereinigten Staaten an der britischen Rohstoffkontrolle für wichtige Rohstoffe wie Gummi und Zinn beteiligt werden. Durch diese Abkommen soll gleichzeitig die wirtschaftliche Führung der Vereinigten Staaten nach dem Krieg begründet werden. Alsdann seien die Reserven Großbritanniens weitgehend erschöpft, während die gewaltige Industriemacht der Vereinigten Staaten in diesem Zeitpunkt voll mobilisiert sei.

Die Vereinigten Staaten setzen die Pacht-Leih-Abkommen über die Lieferung von Kriegsgerät an die verschiedenen ibero-amerikanischen Länder fort. In Argentinien zeigt sich gewisser Widerstand. Dabei ist eine Rangordnung der Lieferungen vorgesehen, und zwar in folgender Reihenfolge: Materialien für Flugstützpunkte, Eisenbahnen und Straßenbaugerät zur Erhöhung der Rohstoffausfuhr nach den Vereinigten Staaten, Flugzeuge für die Verkehrsluftfahrt, Bergbaugerät, Kohle. Dagegen stehen auf der Liste keinerlei Maschinen für den Ausbau der ibero-amerikanischen Industrie.

Bei der Jahrestagung des „National Foreign Trade Council“ in New York hat ein Vertreter des Handelsamtes auf die sinkende britische Stellung als Weltgläubiger hingewiesen. Nur ein Drittel der ursprünglichen britischen Dollarguthaben sei unverpfändet. Dazu komme, daß sich Kanada, Südafrika und Indien entschuldet und Sterlingguthaben aufgebaut hätten. Als Ziel der Entwicklung bezeichnete der Präsident des Council, Thomas, das Weltreich und die neue Welt zu einem geschlossenen Freihandelsblock umzubilden. Hauptaufgabe sei nach dem Krieg die wirtschaftliche Abwehr des europäischen Wirtschaftsblocks, den Thomas auch für den Fall des englischen Sieges unterstellte.

### Europäische Neuordnung

Eine weitere Stufe im Neuaufbau der europäischen Wirtschaft stellt der Besuch des Reichswirtschaftsministers Funk in Rom dar. Er wies in seiner Rede darauf hin, daß der Neuaufbau nur unter völliger Abkehr von den liberalistischen Handels- und Wirtschaftsmethoden durchgeführt werden könne. Zunächst sei das Ziel, den europäischen Wirtschaftsraum weitgehend von der Einfuhr lebensnotwendiger und wehrwirtschaftlich wichtiger Ware unabhängig zu machen. Später werde dieser Raum vermöge der gewaltigen Konsumkraft seiner Einwohner und als Lieferant unzähliger hochwertiger Industrieerzeugnisse für die anderen Wirtschaftsräume ein hochwillkommener Handelspartner sein. Die Währungsfragen würden dann viel

von ihrer Schärfe verlieren, wenn in den zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen eine planmäßige Ordnung und eine gewisse Ausgeglichenheit hergestellt sei. Der Wert der Währung werde nicht von der Größe des Goldbestandes abhängen, sondern einzig und allein von der vereinten Arbeitskraft und der Wirtschaftsordnung der europäischen Volkswirtschaft.

#### Neuaufbau nicht ohne Bauerntum

In diesen Monaten wurde auch des öfteren von den Aufgaben der Nachkriegswirtschaft gesprochen. Man denkt an die Behebung der Kriegsschäden, an die Nachholung der während des Krieges zurückgestellten Arbeiten, an den Aufwand, der bei der Aufrüstung des Dorfes erforderlich ist, an zahlreiche Verkehrsbauten. Man sieht weitere Industriealisierungsmöglichkeiten für einzelne Räume. Gewiß sind all diese Gesichtspunkte beachtenswert. Eine Tatsache darf dabei aber nicht vergessen werden. Voraussetzung für alle Wirtschaft ist und bleibt das Bauerntum. Die Sorge für die Erhaltung und die Neubildung des Bauerntums bleibt im neuen Europa eine der dringendsten Aufgaben. Ebenso wie die Grundindustrie die Tragfähigkeit des industriellen Oberbaues gewährleisten muß, so muß Bauerntum und Landwirtschaft als Grundlage der gesamten Pyramide einer Volkswirtschaft die Tragkraft besitzen, die für den Bestand des Volkes notwendig ist. Würde man nur die industriellen Aufgaben im neuen Europa sehen, so würde man einem Baumeister gleichen, der einen Neubau mit dem ersten Stockwerk beginnen und nicht zuerst ein festes Fundament schaffen wollte. Wirtschaftsordnung im neuen Europa heißt nicht Industrialisierung um jeden Preis, sondern Herstellung und Erhaltung des goldenen Schnittes im wirtschaftlichen Leben der Völker. Diese Aufgabe setzt aber voraus, daß der kommende Neuaufbau des deutschen Landes und die Neubildung deutschen Bauerntums ganz anders in den Mittelpunkt der wirtschaftlichen Erörterungen rückt, als dies bisher geschehen ist.

WALTHER H. HEBERT

## Aus der europäischen Landwirtschaft

### Vorsorge für den Aufbau der ungarischen Landwirtschaft

In dem Staatsvoranschlag für 1942, der kürzlich dem ungarischen Abgeordnetenhaus vorgelegt wurde, spielen die Ausgaben des Ackerbauministeriums eine bedeutende Rolle. Während für 1941 53,7 Millionen Pengö zur Verfügung standen, sind nunmehr 156,7 Millionen Pengö vorgesehen, was eine Erhöhung um 103 vH bedeutet. Die Erhöhung des Agraraufwandes erklärt sich einmal aus der Notwendigkeit, die neuen Gebiete Ungarns landwirtschaftlich zu entwickeln, zum anderen aus dem Streben der Regierung, durch weitgesteckte Maßnahmen die gesamte Landwirtschaft „umzubauen“ und den Bedürfnissen des Landes selbst wie auch Europas anzupassen. Die Ertragsfähigkeit des Bodens soll gesteigert, die Viehzucht gefördert werden. Das landwirtschaftliche Versuchswesen soll modernisiert und erweitert werden, es ist die Errichtung von Beratungsstellen, die Gewährung von Leistungsprämien, die Ausdehnung des landwirtschaftlichen Unterrichtes, die Schaffung neuer Organisationen usw. geplant. Auch die Landgewinnung, so in der ungarischen Tiefebene, soll durch Bewässerung bzw. Entwässerung, Schutz vor Überschwemmungen u. dgl. m. gefördert und beschleunigt werden. Alles dies, wie gesagt, zur Deckung des eigenen Bedarfes, darüber hinaus aber auch zur Sicherung der europäischen Ernährung, worauf der Ackerbauminister bei Begründung seines Etats ausdrücklich hingewiesen hat.

### Günstige Entwicklung der Ertragsverhältnisse der dänischen Landwirtschaft

Für die dänische Landwirtschaft liegen nunmehr die Betriebsergebnisse für das Wirtschaftsjahr 1940/41 vor. Sie spiegeln eine außerordentlich günstige Entwicklung wider, was vornehmlich auf die Erhöhung der Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse zurückzuführen ist. Je Hektar wurden durchschnittlich 210 Kronen Reinertrag gegen

111 Kronen im Vorjahre erzielt. Der Bruttoertrag stieg von 755 auf 886 Kronen je Hektar. Die Betriebsunkosten erhöhten sich dagegen nur um etwa 4 vH.

Die Preissteigerungen finden allerdings wohl nicht die volle Billigung der Regierung, denn eine Verschärfung der Preiskontrolle wird vorbereitet. Die geltende Preisgesetzgebung läuft Ende November ab. Man will vor allem die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie Gemüse, Obst und Fische, unter Kontrolle bringen, nachdem für wichtige Lebensmittel, wie Brot, Mehl, Milch, Butter und Fleisch, bereits Höchstpreise gelten.

### Was Finnland im Moskauer „Frieden“ verlor

Die Verlogenheit der britisch-jüdischen Demokratie offenbart sich am Beispiele Finnlands besonders deutlich. Diesem tapferen Volke zuzumuten, sein Schicksal den Versprechungen der Demokratien auszuliefern und ständig die bolschewistische Bedrohung als Selbstverständlichkeit hinzunehmen, ist perfid. Im Moskauer „Frieden“ verlor Finnland 9 vH seines Gebietsumfanges. Das mag auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen, aber man muß bedenken, daß die landwirtschaftliche Nutzfläche Finnlands nur 9 vH der Gesamtfläche ausmacht. In 20 Jahren staatlicher Eigenständigkeit hat Finnland in mühevoller Arbeit rund 600 000 ha landwirtschaftlicher Fläche neu nutzbar gemacht. Ein großer Teil dieser Flächen liegt in den karelischen Gebieten, die seinerzeit Moskau für sich in Anspruch nahm. Finnland verlor 260 000 ha Ackerland und 50 000 ha Grünland. 440 000 Menschen wurden damals aus den an die UdSSR abgetretenen Gebieten evakuiert.

Was die tapferen Finnen mit ihren deutschen Kameraden heute zurückerobert haben, ist also Boden, den finnische Arbeit bereitet hat und den das finnische Volk zu seiner Erhaltung braucht. Daß Finnland darüber hinaus ein für allemal die bolschewistische Gefahr von seinem Nacken beseitigen will, ist für jeden, der gesund denkt, selbstverständlich. Nur die Plutokraten können das nicht

verstehen, weil sie für völkische Belange kein Gefühl haben.

### Mehrfjahresplan für landwirtschaftliche Aufgaben in der Slowakei

Aus der Slowakei werden Bestrebungen zur Erweiterung der landwirtschaftlichen Erzeugung im Rahmen eines mehrjährigen Erzeugungsplanes gemeldet. Das Wirtschaftsministerium ist bereits mit der Festlegung der Einzelheiten dieses Planes beschäftigt.

Zwei Richtungen der Arbeiten lassen sich erkennen, einmal die Sicherung des slowakischen Nahrungsbedarfes, darüber hinaus die Schaffung von Überschüssen zur Sicherung der europäischen Ernährung. Wie aus einem Bericht des „Südost-Echo“ hervorgeht, wird eine Schließung der Fettlücke erstrebt (vermehrter Ölfruchtanbau, Schaffung eines qualitativ besseren Viehbestandes, planmäßige Erfassung der Milch, Pflege der Weiden, vermehrter Maisanbau, Zwischenfruchtanbau, Futtermittelkonservierung usw.), sodann eine mengen- und gütemäßige Steigerung der Getreideerträge (Verwendung besseren Saatgutes, Einsatz entsprechender Maschinen und Geräte, richtige Düngung usw.).

### Die Kriegsernährungswirtschaft in Italien

Unsere italienischen Freunde haben sich nun auch entschlossen, alle Lebensmittel zu rationieren. Ab 1. Oktober ist die Brotkarte eingeführt, wobei die Brotration zunächst auf 200 g täglich festgesetzt wurde. Inzwischen hat der Duce selbst nach Beratungen der ministeriellen Lebensmittelkommission für den 1. Dezember gewisse Erhöhungen der Brotration angekündigt. Die Maßnahmen waren notwendig, weil der Körnerertrag der diesjährigen Ernte nicht den Erwartungen entsprach, auch die Maisernte nur mäßig war. Wenn auch die Rationierung für jeden Italiener eine spürbare Einschränkung bedeutet - das liegt nun einmal im Wesen der kriegsbedingten Rationierung, die Vorhandenes gerecht verteilen hilft -, so bedeutet sie andererseits doch auch wieder, daß alle Volksteile zu ihrem Recht kommen.

# DIE BUCHWACHT

Wilhelm Saure: „Das Reichserbhofgesetz“. (Leitfaden und Textausgabe des Großdeutschen Reichserbhofrechts.) Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H. 1941. 320 Seiten. Preis geb. 4,50 RM, kart. 3,50 RM.

Der auf dem Gebiet des Bodenrechts bekannte Verfasser stellt in dem vorliegenden Leitfaden in knapper, klarer und einprägsamer Weise das deutsche Reichserbhofrecht dar. Geschichte eingeflochtene Beispiele erleichtern auch dem Laien das Verständnis. Der Wert des Buches wird noch erhöht durch den Abdruck der Gesetzestexte sowie der Einführungs- und Sonderbestimmungen, die für die zum Altreich getretenen Gebiete gelten. Das Buch, das nunmehr in 6. Auflage erscheint, führt nicht nur den Studenten und Rechtswahrer in dieses wichtige Rechtsgebiet ein. Es ist auch dem Bauern und Bauernführer ein wertvoller Ratgeber. Es ist bestens zu empfehlen. Dr. Merkel

Gabriele Wülker-Weymann: „Bauerntum am Rande der Großstadt, II. Bevölkerungs- und Wirtschaftswandlung im 19. und 20. Jahrhundert“ (Heinholz, Vahrenwald und List bei Hannover). Herausgeber: Bäuerliche Lebensgemeinschaft, Schriftenreihe des Forschungsdienstes, Verlag Hirzel, Leipzig. 1941. 78 Seiten mit 18 Abb. u. Karten. Kart. 5 RM.

Die Untersuchung zeigt die wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen einstmals rein bäuerlicher Dörfer im Einflußbereich einer schnell wachsenden Großstadt auf. Sie stellt in eingehender Untersuchung dar, in welchem Umfange eine Großstadt die soziale und wirtschaftliche Struktur der Dörfer in ihrer unmittelbaren Nähe bis zur völligen Auflösung und völligen Verstädterung verändert. Die Ursachen werden eingehend untersucht und dabei die Entwicklung des Bauerntums seit dem 16. Jahrhundert an Hand eines eingehenden Quellenstudiums dargestellt. Die

Schwierigkeiten und Vorteile, die die Stadtnähe bringt, werden gegeneinander abgewogen.

Die Arbeit ist als Ergänzung zu der bevölkerungsbiologischen Paralleluntersuchung entstanden, die von den gleichen ehemaligen Bauerndörfern die Entwicklung der Bauernfamilien und deren Abergang in die Stadt behandelt. Vergleiche Heinz Wülker, Teil I, 1940. Friedrich Kann

Dr. Hans Bernhard Brausse: „Die Führungsordnung des deutschen Volkes“. Grundlegung einer Führungslehre. Hanseatische Verlagsanstalt A. G., Hamburg 1940. 199 Seiten. Brosch. 9 RM, Leinen 10 RM.

Das Werk macht den Versuch, als rechtswissenschaftliche Untersuchung eine Führungslehre zu geben. Es entgeht dabei nicht ganz der Einseitigkeit, und manches, was der Verfasser als Führungslehre ansieht, ließe sich aus den Schriften absolutistischer Juristen des 17. Jahrhunderts ziemlich ähnlich belegen. Doch bemüht er sich, eine praktische Führungslehre als Kern der Grundprinzipien heutiger Verfassungslehre herauszuarbeiten. Jene Ansätze zur Schaffung einer echten bodenverwurzelten Führungsschicht, wie sie der Reichsbauernführer in seinem Werk „Neuadel aus Blut und Boden“ entwickelt hat, werden herangezogen, aber vielleicht nicht im vollen Umfang ihrer Bedeutung erkannt. Das Werk schildert Führer und Führung als Gegenstand der Verfassungswissenschaft, betrachtet die Bedeutung dieser Werte in der Geschichte, spricht von Führer und Führung in der Gemeinschaft, über die Stellung des Führers des deutschen Volkes und Reiches - ein ausgezeichnetes Kapitel! -. Es behandelt dann weiter Führer und Führung in ihren verschiedenen Stufen, die Hauptarten der Führung als politische Führung, Wehrführung, Führung im staatlichen Bereich, in Betrieben und Schaffensständen, und bringt dann mancherlei kluge und nachdenkliche Gedanken zur Frage des Führernachwuchses,

deren Ziel die Schaffung einer überdurchschnittlichen Führerschicht ist. Das kluge Buch verdient in jedem Falle aufmerksame Beachtung.

Johann von Leers

Wilhelm Ihde: „Wegscheiden 1789. wegges der europäischen Geschichte“. Leipzig und Berlin, Lübbe-Verlag. 544 Seiten. Preis geb. 9,60 RM.

Dieses Werk vereint Geschichte und Geschichtsphilosophie; es ist, wie der Untertitel sagt, nicht nur Darstellung, sondern Deutung. Die Darstellung erfolgt an Hand eines gewaltigen Materials, das der Verfasser souverän beherrscht und in eindrucksvollster, glänzendster Form zu verwerten weiß; die Deutung geschieht auf Grund der großen, schicksalhaften Entwicklung von jener bis zu unserer Zeit, aus den Kräften, die sich unserer vertieften Erkenntnis als geschichtsbestimmend erwiesen haben. Ihdes Buch ist modern im besten Sinne, ohne doch irgendwie „Mode“ zu sein oder ihren „Gesetzen“ Rechnung zu tragen. Wie er die Geschehnisse bringt, das könnte an das Fehlen des besten Degenfechters erinnern, das edle Spiel in der Form und wuchtige Kraft in der Wirkung vereint. Rein vom Tatsächlichen aus: welche Ähnlichkeit des Blutraufsches und Blutregimes jenes einstigen Konvents der französischen Königsmörder mit dem GPU-System der Jareninörder im bolschewistischen Rußland! Wer die Dinge vergleicht, der sieht, wie die Geschichte die seltsamsten Wiederholungen auch im Bizarren und Grauenvollen liebt! Man könnte die Namen und Situationen ändern, und man hätte ein „Kultur“-bild aus dem Reich der Sowjets, von den „Idealen“ angefangen, mit denen man Menschheit und Volksgenossen blendete, bis zur Methode sei es des Fallbeils, sei es des Genickschusses - im „Erfolg“ das gleiche. Packend schildert Ihde, wie England, dem die „geistige Grundlage“ der französischen Revolution entstammt, diese ablehnt, um Nutznießer derselben zu werden, nicht für das englische Volk, sondern für die kapitalistische Oberschicht, während das Preußen Friedrichs des Großen anscheinend in geschichtliche Vergessenheit gerät (wahrscheinlich, weil es nicht

wie England und Frankreich durch Ströme von Blut gewatet ist), um dann jedoch im Werdegang des 19. Jahrhunderts und endlich im Nationalsozialismus sich als jene geballte Energie zu beweisen, die das Jahr 1789 von innen (und darum auch von außen) überwindet und über die alte Wegscheiden hinaus den neuen Weg weist „zur Freiheit des Geistes und zu europäischer Besinnung“.

Franz Lüdtke

Will Desper: „Das Mutterbüchlein“. Verlagsanstalt Erich Deleiter, Dresden. Gedichte mit Bildern von William Baring und Hugo Stein. Preis 1 RM.

Im schlichten, tief empfundenen Versen umgreift hier ein warmherziger Dichter das große Muttererleben. Er neigt sich als Mann in Ehrfurcht vor der Frau als Hüterin des Lebens, die nicht fern und fremd auf den Altären düsterer Dome steht, sondern mitten in den kleinen Sorgen und Nöten des Alltags jederzeit unter uns wandelt, und deren unsichtbare Krone die immer wache Sorge um ihre Kinder ist, ob diese nun in der Wiege liegen oder längst als selbständige Wesen im Leben stehen.

\*

Kurt Hoffmann: „Baum und Mensch“. Verlag Friederichsen, de Gruyter und Co., Hamburg, 1941, 75 S., mit 13 Bildern. Preis 1,80 RM.

„Vom Wesen eines Baumes und der Pflicht der Menschen“ will das Büchlein künden, und gewiß werden viele Naturfreunde daran ihre Freude haben. Der Baum wird hier nicht als Landschaftszierde oder vom Nützlichkeitsstandpunkt, überhaupt nicht vom Menschen aus gewertet, sondern als „selbständiger Träger eines eigenen geistigen Wertes“. In natürlicher Selbstherrlichkeit führt er sein einsames, von der Außenwelt unabhängiges Leben, sein Sinn liegt im „planhaftesten Bau am eigenen Körper“, er verkörpert „mit seinem eigenen Leib und Leben einen vollendeten Formgedanken“. Die Pflicht des Menschen sieht der Verfasser darin, den Bäumen die Möglichkeit eigengesetzlicher Entfaltung zu lassen und



ihnen mehr Ehrfurcht entgegenzubringen, als das heute leider oft der Fall ist. Holz-nutzung ist ebenso selbstverständlich wie das Schlachten von Tieren zur menschlichen Ernährung, aber vielfach wird sinnlos an Bäumen gefrevelt, weil die nötige Ehrfurcht vor diesen herrlichen Geschöpfen Gottes verlorengegangen ist. Unseren Ahnen galten die Bäume als das Heiligtum, in dem die Götter thronen. In ihrer heiligtumsvollen, eigengesetzlich im Urgrund der Dinge wurzelnden Weltentrücktheit schienen sie einzig würdig, „das Got“, die Summe aller Vollkommenheit und Güte zu tragen. Prächtige Ausnahmen frei entfalteter Baumriesen bereichern die wertvolle Arbeit.

M. A. Reuß-zur Lippe

Wilhelm-Karl Herrmann: Ein Ritt für Deutschland. Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig, 1940, 591 Seiten, Preis Leinen 17,50 RM.

Von einem abenteuerlichen Ritt von Landshou aus über das Richtigshofen-Gebirge und Tibet durch das Herz Mzens von China nach Deutschland berichtet der Rittmeister Wilhelm-Karl Herrmann in seinem Buch „Ein Ritt für Deutschland“. In einem Bildbericht in der „Berliner Illustrierten“ wurde diese abenteuerliche Reise zuerst bekannt, und der umfangreiche Band, der mit vielen Bildern illustriert sehr vorliegt, läßt noch einmal alle die fremden Länder und die unendlichen Schwierigkeiten, die solch einem Ritt entgegenstehen, lebendig werden. Kein Geringerer als Sven Hedin hat diesem Buch ein Vorwort gegeben, wobei er von dem Buch sagt, es sei „ein vorzüglicher Führer durch ein Traumland von Sagen und Erinnerungen, die Jahrtausende hinter uns liegen. Die Schilderung, die uns der Verfasser vermittelt,

ist eine der besten, die ich je gelesen habe“. Und so, wie wohl der beste Kenner dieses Raumes von dem Buch gepackt worden ist, so wird es jeder, der es zweifellos mit immer steigenderer Anteilnahme liest. Vermittelt es doch einen selten lebendigen Eindruck eines sagenhaften fernen Gebietes, dessen Erforschung auch mit Namen deutscher Wissenschaftler, wie Richtigshofen, für immer verbunden sein wird. Man muß, wie es auch Sven Hedin in seinem Vorwort tut, feststellen, daß Herrmann mit seinem Buch die Literatur der Gegenwart über das Innere des größten Kontinents der Erde bereichert hat und vielen dieses seltsame Land nahebringen wird.

Hans Dittmer

Es liegen ferner bei uns ein:

Imma von Guenther-Ewart: „Grundlagen der Landwirtschaft“. Verlag G. Hirzel, Leipzig. Preis kart. 6,80 RM.

Ulrich Noad: „Nordische Frühgeschichte und Wikingerzeit“. Verlag R. Oldenbourg, 350 Seiten. Preis geb. 10 RM.

Schriftenreihe des „Deutschen Reiterbuches“, Heft 1, „Freund Pferd“, Deutscher Archiv-Verlag, 29 Seiten. Preis br. 0,50 RM. Schriftenreihe „Deutsche Fliegerhefte“, Heft 1, Flieger des Weltkrieges, 28 Seiten. Preis br. 0,60 RM.

Henry Benrath: „Die Kaiserin Theophano“. Deutsche Verlagsanstalt. Preis geb. 9 RM.

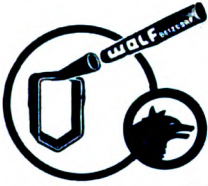
Wilhelm Hehlmann: „Pädagogisches Wörterbuch“, Verlag Alfred Kröner, Stuttgart. Preis geb. 5,50 RM.

Die Besprechung dieser Bücher behalten wir uns vor.

---

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Hans Bodenstedt, Berlin-Wilmersdorf  
Anschrift d. Schriftleitg.: Berlin W 50, Ansbacher Str. 37; Fernruf 243177. Verlag: Blut und Boden G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. Verlagsleiter: Rudolf Damm. Verantwortl. f. d. Anzeigentell.: René Busse, Goslar. Anzeigenabteilung: Goslar, Bäckerstr. 22; Fernruf: Goslar 2708. Druck: Reichsanzeiger-Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4, Vinienstr. 139/140. Zur Zeit gilt Anzeigenpreislifte Nr. 7. Bezugspreis: Jedes Heft 1,25 RM, vierteljährl. 3 Hefte 3,50 RM zuzügl. Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postankalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Erfüllungsort Goslar, Postvertrieb ab Berlin.

Für unverlangt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!



## Größere Erträge

durch technische Fortschritte in der Landwirtschaft sind nicht allein an die Maschine gebunden. Gerade jetzt im Kriege, wo es an Pferden und Zugtieren fehlt, wo Frauen und Mädchen, Jugendliche und ungelernete Helfer, selbst Kinder in der landwirtschaftlichen Arbeit eingesetzt werden müssen, sind die neuzeitlichen Wolf-Geräte für die ziehende Arbeitsweise eine schätzbare Hilfe, denn sie erleichtern die Arbeit, lassen sie in viel weniger Zeit schaffen, und steigern dennoch den Ertrag.

Lesen Sie unser Bauernbuch: »Wie erntet der Bauer mit weniger Mühe, in kürzerer Zeit, mit weniger Geld mehr als bisher!«. Dieses Buch zeigt es und beweist es und kostet 125 Seiten stark mit vielen Illustrationen nur 0,80 RM zuzüglich 15 Rpf. Porto bei Voreinsendung auf unser Postscheckkonto 312 08 Köln, bei Nachnahme RM 1,20.



**WOLF** -Geräte - Fabrik, August Wolf G. m. b. H.  
Betzdorf-Sieg 303

**Kräftige Wurzelbildung  
Hohe Winterfestigkeit  
Starkes Halmgefüge  
Gesunde Pflanzen**

*sind gewährleistet durch erstklassiges Saatgut,  
sorgfältige Bodenbearbeitung und nicht zuletzt*

**durch ausreichende  
KALIDÜNGUNG**

# Deutsches Heimatwerk

GESELLSCHAFT d. REICHSNÄHRSTANDES



**Berlin W8**  
POTSDAMERSTR. 22

**München**  
MÄFFEISTRASSE 3  
SCHÄFFLERSTR. 21

**Düsseldorf**  
HINDENBURGWALL 42  
GRABBEPLATZ 1

**Breslau**  
TAUENTZINSTR. 14

**Weimar**  
SCHÜTZENGASSE 2

**Salzburg**  
BISMARCKSTR. 6

*Deut.*

## Einrichtungen

VON ERBHÖFEN, WOHNNUNGEN,  
SIEDLUNGSTELLEN

## Deutsche Holzgeräte

KÜCHENHOLZ, TELLER, SPIELZEUG

## Handgewebte Stoffe

TEPPICHE, REISE- u. TISCHDECKEN

## Bäuerliche Tonwaren

ESS- u. KAFFEEGESCHIRRE, VASEN  
EINMACHETÖPFE



VERLANGEN SIE UNSERE PREISLISTE: 0



*Erhalte die Werte!*

Das geht nicht nur den Bulldog-Besitzer und seinen Fahrer an, sondern ist von allgemeiner volkswirtschaftlicher Bedeutung. Zur Werterhaltung einer Maschine gehört aber nicht nur, daß sie gepflegt, saubergehalten und nach der Arbeitsordnungsgemäß abgestellt wird, sondern auch daß durch natürlichen Verschleiß schadhaft gewordene Teile rechtzeitig durch neue ersetzt werden. Dieses rechtzeitige Erkennen ist die Aufgabe der LANSZ-Bulldog-Überwachung. Sie ermöglicht, kleine Störungen rechtzeitig zu beseitigen und zu verhindern, daß aus Geringfügigkeiten, die nur ein Fachmann einzuschätzen vermag, größere u. damit kostspieligere Auswirkungen entstehen.

**LANSZ**  
*Bulldog-Überwachung*

BJ 2021 H







